en
erals
Gagern



Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Zweiter Band.

I. Abtheilung.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1857.

Sechstes Kapitel.

Die Belgische Revolution.

Von 1830 bis 1831.

Sechstes Kapitel.

Die Belgische Revolution.

Von 1830 bis 1831.

Es liegt das Bruchstück einer Denkschrift vor, die mein Bruder Fritz unter der Aufschrift: „Von den Ursachen, dem Verlauf und den Folgen der Belgischen Revolution" am 20. Mai 1834 zu schreiben begonnen hatte.

Der Eingang dieser Denkschrift bezeichnet die Aufgabe näher, die er sich gestellt, und giebt das Totalurtheil, welches er über das Ereigniß der Revolution fällte. Ich nehme darum den Eingang jener Denkschrift als Einleitung zu diesem Abschnitt des Lebens meines Bruders:

„Die Belgische Revolution ist noch neu und in frischem Andenken; aber die Urtheile, welche bis jetzt darüber laut geworden sind, tragen so sehr das Gepräge der Leidenschaftlichkeit und des Partei-Interesses, daß die Meinung eines Augenzeugen, dessen äußere Verhältnisse die Bedingungen der Unparteilichkeit erfüllen, vielleicht einigen Werth hat.

Die Fragen, auf deren Beantwortung es ankommt, sind folgende:

1) Vereinigten sich in dem Königreich der Niederlande, so wie es die Wiener Congreßacte gebildet hatte, die Erfordernisse einer glücklichen Existenz als Staat; oder war die Auflösung und Trennung desselben eine innere Nothwendigkeit, welche

durch die Unverträglichkeit der Charaktere und durch widerstreitende Interessen früher oder später herbeigeführt werden mußte?

2) War Letzteres nicht der Fall, — ist dann die Belgische Revolution den Fehlern der Regierung und zufälligen äußeren Einflüssen, und welchen, zuzuschreiben?

3) Endlich, — wird die Trennung des Königreichs für beide Theile und für Europa wohlthätig oder nachtheilig sein?

Ich glaube in den folgenden Blättern zu beweisen, daß das Königreich der Niederlande alle Bedingungen eines glücklichen Bestehens in sich trug; daß die Revolution durch die Fehler der Regierung und äußere Einflüsse herbeigeführt worden ist; und daß die Trennung, wenn sie stattfindet, für Holland, für Belgien und für Europa nur verderbliche Folgen haben kann."

Die Denkschrift, die sich solche Aufgabe gestellt hat, ist in wesentlichen Theilen (die Beantwortung der ersten und zweiten Frage), doch nicht ganz vollendet; über die dritte Frage verbreitet sich das vorliegende Bruchstück nicht. Manche Voraussetzungen und Schlüsse, bezüglich dieser dritten Frage, haben sich als irrige erwiesen; auf der andern Seite ist der seit der Belgischen Revolution verflossene Zeitraum zu kurz, als daß sich die Beantwortung derselben aus den Thatsachen schöpfen, oder daß sich behaupten ließe, es sei jene Frage, bei den wieder geordneten Finanzen Hollands, bei der Prosperität in Freiheit, industrieller Blüthe und steigendem Wohlstand Belgiens, und bei der Erhaltung eines Zustandes von Europa, in welchem die aus den widerstreitenden Interessen der Mächte entstandenen Conflicte doch immer nur mühsam beschwichtigt und „localisirt" worden sind, — zu Gunsten der Belgischen Revolution und der Trennung der Niederlande bereits beantwortet. Die Nummern XII., XVIII. und XIX. des dritten Bandes enthalten weitere Beiträge zu dieser Antwort.

Außer der erwähnten Denkschrift hat mein Bruder Fritz unter der Aufschrift: „Erinnerungen aus der Belgischen Re-

volution; geschrieben im Jahr 1836" — einen weiteren Beitrag zur Geschichte der Belgischen Revolution hinterlassen, in welchen die frühere, unvollendet gebliebene Denkschrift zum Theil eingewebt ist. Die folgenden Blätter, bis nach der Erzählung des Hergangs bei dem Bombardement von Antwerpen, sind also von dem Bruder selbst so abgefaßt, mit geringer Abänderung in der Anordnung, die ich mir zum Zweck der besseren Verschmelzung beider Denkschriften erlaubt habe.

Die Fortsetzung, unter der Aufschrift: „Gemeinsame brüderliche Erinnerungen" — vom Bombardement von Antwerpen an bis zum „Schluß", — ist von dem Bruder Max erzählt, der das Alles mit erlebte und der, nachdem er von den Denkschriften des Fritz Kenntniß genommen, diese Erinnerungen ergänzt hat.

Den bezüglichen Inhalt des Tagebuchs der „Denkwürdigkeiten" lasse ich bei diesem Kapitel weg, weil die „Erinnerungen" ein ausführlicheres Tagebuch sind. Briefauszüge aus jener Zeit, in sofern sie die unmittelbaren Eindrücke und Stimmungen widerspiegeln und zur Ergänzung des Erlebten dienen können, stehen, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, als Noten unter derselben.

Erinnerungen aus der Belgischen Revolution.

Seit dem Ausbruch der Belgischen Revolution sind nun sechs Jahre verflossen; ich bedaure, daß ich das Interessante, was ich erlebt und in der Nähe gesehen habe, nicht sogleich mit dem frischen Eindruck des Augenblicks aufgezeichnet habe, doch steht das meiste lebhaft vor meinem Gedächtniß und in meinen Papieren finde ich noch viele Notizen. Meine Absicht ist nicht, die Begebenheiten in ihrem Zusammenhang zu erzählen, sondern wesentlich nur, was ich selbst erfahren habe, in treuem

Bilde wiederzugeben; und so mag Manches mit einfließen, was von keinem allgemeinen Interesse ist.

I. Hornau, der Johannisberg und der Haag kurz vor Ausbruch der Belgischen Revolution.

In der Mitte des Juni 1830 verließ ich Gent, um meine Aeltern zu besuchen. In den ersten Tagen des Aufenthalts in Hornau fuhr ich mit meinem Vater nach dem Johannisberg, wo Fürst Metternich einen kurzen Sommeraufenthalt machte und eine große Menge Diplomaten um sich versammelt hatte. Da sah ich Esterhazy, Appony, Münch-Bellinghausen, Buol, den jungen Schwarzenberg und den Russen Tatitscheff. Ich wohnte einer zweistündigen Unterredung meines Vaters mit dem Fürsten bei, und hatte Gelegenheit die Gewandtheit dieses Mannes zu bewundern. Er wollte artig sein, sich den Schein vertraulicher Mittheilung geben, und doch vermeiden, von Deutschen Angelegenheiten zu reden. Er sprach also von Griechenland und Frankreich, — lebhaft, interessant, in Alles eingehend, und mit solchem Schein des laisser-aller, daß man hätte glauben sollen, er spreche Alles, was er denke und wisse, ohne Rückhalt aus. Bei den Griechischen Angelegenheiten verweilte er am längsten, er gestand, daß er die Entstehung dieses Staats mißbillige, der ein Kind revolutionärer Umtriebe und Russischer Intriguen sei und von der politischen Schwärmerei des übrigen Europa's gepflegt werde. Das Türkische Reich sei dadurch geschwächt worden, dies müsse ein Ganzes bleiben, seine Erhaltung sei für Oesterreich und England gleich wichtig, Rußlands Einfluß und Ehrgeiz habe in Griechenland neuen Spielraum gefunden. Er tadelte die Englische Politik in dieser Sache als falsch, unklug und unzuverlässig. Capo d'Istrias sei ein ehrgeiziger Heuchler, dieser habe durch seine Schilderung von dem Zustand Griechenlands dem Prinzen

Leopold Angst eingejagt und ihn bewogen, auf die schon angenommene Souveränetät Verzicht zu leisten. Capo d'Istrias wolle diese für sich selbst behalten. Hier holte Fürst Metternich einige Carricaturen, welche bei dieser Gelegenheit in England auf den Prinzen Leopold gemacht worden waren, und schloß mit den Worten: Glauben Sie mir, das Oesterreichische Kabinet ist gut unterrichtet, es hat im Orient bei dreihundert Agenten.

Dann ging er auf Frankreich über, er habe auf das Ministerium Polignac kein Vertrauen; es sei schwach und doch voll Zuversicht und Anmaßung, was zu Extremen führen müsse. Man konnte daraus abnehmen, daß er die den Bourbonen drohende Gefahr sehr wohl erkannte.

Hier wurde die Unterredung durch einen Courier unterbrochen, welchen Rothschild mit der Nachricht geschickt hatte, daß die Französische Expedition gegen Algier glücklich in Afrika gelandet sei.

Die Unterredung gab mir von dem Mann eine höhere Idee, als ich vorher hatte. Der Fürst Metternich hat die politische Entwickelung Deutschlands und seinen gemäßigten Fortschritt aufgehalten, aber die Interessen des Hauses Oesterreich hat er klug gewahrt, und bei dem Vorwurf, daß er sich dazu despotischer und doch nur palliativer Mittel bedient habe, dringt sich die Frage auf, ob es gegen das Grundübel dieser Monarchie, den Mangel an nationeller Einheit, andere Mittel giebt?

Einmal frug mich der Fürst, wie es in Belgien aussehe, ob die Regierung des Königs Wurzel fasse? Ich hielt es für meine Pflicht, die glänzenden Erfolge zu rühmen; der Fürst schwieg dazu, aber sein ironisches Lächeln gab seine Meinung zu erkennen.

Während meines Aufenthalts in Hornau brachten die Zeitungen kurz hintereinander die Nachricht von der Eroberung von Algier, von den Wahlen in Frankreich, der Thronrede, der Antwortsadresse, von den Ordonnanzen und der Julirevolution. Mit Interesse erinnere ich mich noch der verschiedenen Ansichten, welche in meiner so einigen Familie bei diesen Begebenheiten laut wurden.

Mein Onkel Moritz, welchem die Greuel der ersten Französischen Revolution, ihre traurigen Folgen, die Verluste der Familie, die selbst überstandenen Gefahren bei Vertheidigung des Eigenthums gegen einen aufgereizten und raubsüchtigen Pöbel noch sehr gegenwärtig waren, fürchtete die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse, goß seine Galle aus gegen die Franzosen, gegen die Jacobiner, gegen das treulose Heer; es sei aus mit der ritterlichen Ehre.

Mein Vater, wie immer mild und gemäßigt in seinem Urtheil, bedauerte mehr als er tadelte. Er erkannte die Fehler der Bourbons an, ihre Vorurtheile, aber auch die Schwierigkeit ihrer Lage, den Reiz, beständigen Angriffen mit einem Schlage ein Ende zu machen. Vor Allem aber war er besorgt um die Ruhe und den Frieden in Europa; sein richtiger politischer Takt ließ ihn sogleich die Reaction dieser Begebenheiten auf Belgien ahnden.

Ich bewunderte den Patriotismus und den Muth des Französischen Volks, das, ohne sich nur zu besinnen, den Schlag des Despotismus sogleich mit einem Gegenschlag der Freiheit parirte.

So war unsere Familie im Kleinen das Bild von Europa, wo nach Verschiedenheit der Interessen und der Charaktere die Julirevolution von den einen mit Abscheu oder Besorgniß, von den andern mit Freude aufgenommen wurde. Noch jetzt ist meine Ansicht dieselbe geblieben; die nachtheiligen Folgen,

welche diese Revolution für uns gehabt hat, haben sie nicht ändern können. — Manchmal höre ich die Frage: was hat denn Frankreich damit gewonnen? Es hat allerdings gewonnen: Ansehen, Einfluß, Macht. Aber dieser Gewinn entscheidet nichts. Ist denn im Leben immer nur vom Gewinnen die Rede? Wenn der Beleidigte zum Degen greift, sucht er dann einen Gewinn? Ist die Ehre der Völker eine andere als die der Individuen? Es ist ruhmvoll für eine Nation, wenn sie in ihren Annalen aufzeichnen kann, daß sie eine Beleidigung, einen Angriff auf ihre Ehre in allen ihren Gliedern wie einen elektrischen Schlag empfunden hat, und daß sie nicht wieder zu Bette gegangen ist, bis sie Genugthuung hatte; — noch schöner, wenn sie ohne Gewaltthätigkeit oder Taumel ihr Ziel erreicht und nicht überschreitet.

Bei Gelegenheit dieser Discussionen fragte mich mein Vater, ob ich nicht Unruhen in Belgien befürchte, und rieth mir, noch vor Ablauf meines Urlaubs zurückzukehren, weil man wahrscheinlich militärische Maßregeln nehmen würde, um auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Ich gestehe, daß ich nicht so richtig sah; mein positiver, mathematischer Verstand verleitet mich oft, mit zu viel Bestimmtheit das zu erwarten, was nach kalter Berechnung mit Wahrscheinlichkeit des Erfolgs unternommen werden kann, und dabei den Einfluß außer Acht zu lassen, den Leidenschaft, Vertrauen aufs Glück, Fehler und Zufälle auf die Entschließungen der Menschen und auf die Begebenheiten haben.

Mein Raisonnement war folgendes: Allerdings ist Belgien unzufrieden und aufgeregt, mächtige Parteien stehen der Regierung gegenüber, das Beispiel Frankreichs ist verführerisch; aber

1) Die aristokratisch-katholische Partei wurde von den Bourbonen und Jesuiten geleitet; sie kann sich unmöglich an die

Französische Revolution anschließen wollen, die aus dem Widerstreit gegen ihre Tendenzen hervorgegangen ist.

2) Eine isolirte unabhängige Existenz ist für Belgien schwierig und nicht wünschenswerth; die Vereinigung mit Frankreich aber könnte das übrige Europa nicht dulden, und die Belgier würden zu klug sein, um ihr reiches und blühendes Vaterland wieder zum Tummelplatz der Heere von halb Europa zu machen. — So habe ich mich geirrt.

Kurz vor meiner Abreise nach dem Haag sah ich in Biebrich noch mehrere Französische Diplomaten, die bei den kleinen Deutschen Höfen accreditirt waren und über die Schwierigkeit ihrer Lage klagten. Mein Vater rieth ihnen, sich ruhig à l'écart zu halten und abzuwarten; dadurch würden sie den kleinen Höfen, die sich nach den Großen richten müßten, eine Verlegenheit ersparen. Unter diesen Diplomaten waren verschiedene Meinungsschattirungen vertreten: Ultras, Bonapartisten und Constitutionelle; aber Alle waren froh, daß Louis Philipp von des alten Lafayette Wange die Republik weggeküßt hatte. Diplomaten, die nichts sind als das, fürchten die Republik wie die Spinne den Kehrbesen.

Ich reiste in der Hälfte des August ab, um die letzten vierzehn Tage meines Urlaubs, die ich noch vor mir hatte, im Haag zuzubringen, wo damals mein Bruder Max*) im Kabinet des Königs angestellt war. So war ich à portée,

*) Aus dem Haag schrieb Fritz vom 27. September: Max hat sehr gewonnen und obgleich der Kreis seiner Bekannten nicht sehr groß ist, weil es ihm an Einführung gefehlt hat, so ist er doch bei denen, die ihn kennen, sehr beliebt und als guter Arbeiter geschätzt. Seine Munterkeit, sein gutmüthiger Witz ist immer derselbe und ich kenne Niemanden, mit dem ich, trotz des Unterschieds des Alters, lieber zusammen leben möchte als mit ihm. Um mich her sind die Gemüther sehr bewegt, und von Guten und Uebelgesinnten höre ich viel albernes, extravagantes Zeug. Ich bin aber ganz ruhig und erwarte die Dinge, die da kommen sollen: Sois calme dans le naufrage, et circonspect dans le port.

wenn es etwas zu thun gab, und ich hatte ohnehin eine Entscheidung über meine künftige Bestimmung im Generalstab zu erwarten.

Der Hof Wilhelms I., der unter den ersten sich beeilt hatte, die neue, aus der Julirevolution entsprossene Regierung Frankreichs anzuerkennen, schien von naher Gefahr aus dieser Nachbarschaft keine Besorgniß zu hegen; man bereitete sich schon vor zum Ueberzug nach der Residenz Brüssel, die im jährlichen Wechsel an der Reihe stand. Nur sollten noch im Haag die Feste gefeiert werden, welche bei der Vermählung der einzigen Tochter des Königs erwartet wurden, der schönen und verständigen, auch bei den Holländern sehr beliebten, Prinzessin Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen.

Vielleicht sah man in dieser erneuerten, in zwei Generationen bereits der dritten, Familienverbindung mit dem Preußischen Königshause eine vermehrte Bürgschaft politischer Sicherheit für Kriegsfälle. Aber der König persönlich setzte, gegenüber etwaigen Besorgnissen und einzelnen Warnungen, seine sicher geglaubte Rechnung auf die materiellen Vortheile, welche seine Regierung den Belgiern gewährte. Diejenigen, welchen der König solche Vortheile besonders zuwendete, bestärkten ihn in dieser Meinung und Sicherheit; die Mehrzahl der höheren Beamten aber berichtete ungern, was ungern vernommen wurde, oder theilte die Hoffnung, daß die aristokratisch-katholische Fraction durch den Sturz der älteren Bourbonen geschwächt und eingeschüchtert sei, und schwieg deshalb zu den weniger verhaßten liberalen Umtrieben.

Doch nicht Alle in der Umgebung des Königs theilten seine Sicherheit. Während meines Aufenthalts sah ich auch öfter den General Constant, meinen Chef; er war nicht ohne Besorgniß und sagte mir: Il faut nous tenir prêts; car d'un moment à l'autre nous pouvons être appelés à monter

à cheval. Eines Tags war ich bei ihm zum Essen eingeladen und hatte meinen Platz neben seiner Frau. Sie sprach viel von der Pariser Revolution: sie sei unerhört, unbegreiflich, nur die gröbsten Fehler könnten sie erklären. „On a agi avec une imprévoyance impardonnable; comment voulez-vous que la canaille puisse vaincre des soldats d'élite? Mais on les a laissés manquer de tout; ils étaient mal commandés; le maréchal Marmont a fait de grandes fautes.“ Meinen Einwand zur Erklärung von der Schwierigkeit des Gefechts in den Straßen einer volkreichen Stadt ließ sie nicht gelten; — weder sie noch ich konnten damals vorsehen, daß vor Ablauf eines Monats der General Constant in den Straßen von Brüssel denselben Schwierigkeiten begegnen würde.

Zur selben Zeit war auch Oberst Gumöens im Haag; er hatte, nach einem Aufenthalt in Paris, in einem Mémoire die bevorstehende Revolution in Frankreich sehr richtig vorausgesagt, und ward später, als auch in Belgien die Revolution ausgebrochen war, vom Gouvernement nach London geschickt, um Wellington mündlich unsere Lage vorzustellen; so wenigstens ward mir der Zweck seiner Mission ausgelegt.

Wellington verweigerte die Hülfe und läugnete den casus foederis. An dieser Weigerung mußte die Schwäche der Englischen Armee oder große Verlegenheit im Innern schuld sein; sonst wäre es unbegreiflich, daß Wellington als Minister so wenig Anstrengung machte, um eine Ordnung der Dinge in Europa aufrecht zu erhalten, an deren Begründung und Befestigung er als Feldherr so ruhmvollen Antheil hatte.

Bald kam der 25. August mit seinen Folgen heran; ich erhielt Befehl nach Gent zu gehen und damit würde meine eigne Betheiligung an den Ereignissen beginnen; der Erzählung derselben möge aber eine Begründung meines Urtheils über die Belgische Revolution und deren Ursachen, dann ein

kurzer Bericht über die Hauptereignisse beim Ausbruch derselben, denen ich fern stand, vorausgehen.

II. Ursachen der Belgischen Revolution.

Indem ich darüber nachdenke, wie in Frankreich und in den Niederlanden so leicht und in so kurzer Zeit hinter einander zwei Revolutionen gelingen konnten, drängt sich mir eine Bemerkung auf. Voltaire hat mit geistreicher Sophistik große Begebenheiten aus geringfügigen Ursachen entstehen lassen; sein Muthwille fand Vergnügen daran, die Welt unter der Herrschaft des blinden Zufalls darzustellen. Aber man hört auch oft im Ernst unerwartete Erfolge, oder das Scheitern großer Unternehmungen, einem glücklichen Zufall oder einer kleinen Versäumniß zuschreiben, und dann liegt der Grund dieser Vorstellungsart meist in der menschlichen Eitelkeit, die sich selbst oder andere über die wahren Ursachen täuschen will; man will lieber dem Zufall als dem Talent des Gegners etwas zugestehen; man bekennt lieber ein kleines Versehen als den Grundfehler des ganzen Systems. Wenn der Schneeball, der vom Gletscher herabrollt, zur Lawine wird, die das Thal verschüttet, dann ist es nicht der Schneeball, sondern der steile schneebedeckte Abhang, der die Lawine bildet. Wenn Revolutionen gelingen, so gelingen sie nicht durch den Fehler dieses oder jenes Generals, sondern weil die Gemüther lange darauf vorbereitet und dafür gestimmt sind. Ehe ein Volk zu den Waffen greift und blutige Kämpfe kämpft, muß — sei es nun mit Grund oder durch verführerische Ueberredung — es muß die Ueberzeugung von erlittenem Unrecht tiefe Wurzeln geschlagen haben.

Es ist noch in frischem Andenken, wie sehr, fast während der ganzen 15jährigen Dauer des Königreichs der Niederlande, die liberale Presse des Auslandes das Lob des Königs und seiner Regierung, das Glück und das Wohlergehen des Staats

und seiner Bewohner ausposaunte, und es scheint kaum begreiflich, daß dieses Lob sich wie mit einem Zauberschlag in den heftigsten Tadel und Haß verwandeln, und bis zu der excentrischen Behauptung umschlagen konnte, das Königreich der Niederlande sei nicht lebensfähig geboren. Diese Behauptung, die jetzt fast zum Gemeinplatz geworden ist, kann sich doch nur darauf stützen, daß ein unüberwindlicher Widerstreit entweder in den Interessen oder in den Charakteren gelegen habe.

Ich will diese letztere Behauptung näher untersuchen und dabei jenen Umschlag der öffentlichen Meinung zu erklären suchen.

1) Die erste Voraussetzung eines etwaigen Widerstreites der materiellen Interessen ist durch die Thatsache widerlegt; der blühende Zustand des Königreichs während seines funfzehnjährigen Bestehens wird von Niemandem geläugnet*). Die letzten gemeinsamen Generalstaaten konnte der König in voller Berechtigung mit der Berufung auf den notorischen Zustand des Reichs eröffnen: „tout y prospéroit en repos par l'ordre, le commerce et l'industrie." (Thronrede am 13. September 1830.) Die Belgische Industrie, durch Holländisches Capital, Holländischen Handel und Absatz in den Colonien, durch Holländische Schifffahrt unterstützt, erregte durch ihre Riesenfortschritte bereits die Eifersucht Englands. Neue Straßen und Kanäle waren in allen Richtungen angelegt worden; ihr Bau beschäftigte viele Hände. Die Abgaben waren nicht zu hoch für den Reichthum des

*) Le Baron d'Huart, Minister des Königs Leopold, konnte sich nicht entbrechen als solcher zu sagen: „Vous vous rappelez, Messieurs, la prospérité matérielle de l'ancien royaume des Pays-bas. Jamais cette prospérité n'avait été plus grande. Le commerce et l'industrie étaient en progrès, *les intérêts matériels n'avaient donc aucun besoin de la révolution; mais* ce sont les intérêts *moraux,* l'honneur et la dignité nationale, qui ont amené l'expulsion d'un maître qui froissait nos intérêts les plus chers. Je n'ai plus besoin de rappeler toutes ces vexations, elles sont encore trop présentes à votre esprit."

Landes; der öffentliche Credit stand fest. Unterricht, Künste und Wissenschaften blühten durch Aufmunterung der Regierung und Wetteifer der Bürger. In der Organisation des Heeres hatten Verbesserungen stattgefunden und es war durch die Entlassung der Schweizerregimenter ganz national geworden. Der Aufstand in den Colonien war glücklich gedämpft. Zahlreiche Festungen waren erbaut und mit Allem versehen worden, um die Grenzen gegen Frankreich zu decken. Mit den Nachbarn lebte man im Frieden. Nur in Holland hörte man zuweilen Klagen über den Zurückgang des Nationalreichthums und Einflusses; aber diese Klagen waren offenbar nur im Vergleich mit dem Grade von Macht und Reichthum aufzufassen, welchen Holland in längst vergangenen Zeiten dem von ihm geübten Monopol des Handels, und politischen Verhältnissen Europa's zu danken gehabt hatte, die durch keine Regierung zurückgeführt werden konnten; in solchen Klagen gab sich die Trauer des altrepublikanischen Geistes in Holland um die altrepublikanischen Zustände kund.

Aber, so wird man einwenden, haben die Discussionen und Abstimmungen in den Generalstaaten nicht hinlänglich bewiesen, daß die Interessen Belgiens und Hollands in ewigem Streit liegen? Antwort: Nein; es war mehr ein Streit der Ansichten, ein Streit um des Streits willen, als ein Streit der Interessen.

Allerdings waren, was das System der Abgaben betrifft, die Interessen des ackerbauenden und industriellen Belgiens, das Abgaben auf Colonialwaaren und auf die Einfuhr fremder Fabrikate forderte, mit denen Hollands im Widerstreite, das freien Handel und freie Einfuhr verlangte, und die Staatsausgaben mehr durch directe Steuern gedeckt wissen wollte. Aber das Vorurtheil, als bestehe eine dauernde Unverträglichkeit zwischen den Interessen eines ackerbauenden oder industriellen Staats und denen eines handeltreibenden, ist schon längst von

einer aufgeklärten politischen Oekonomie widerlegt; außerdem müßte ja derselbe Widerstreit in jedem nur etwas großen Staate, — ja in Holland und dem heutigen Belgien selbst stattfinden; denn wie Holland neben seinen großen Handelsstädten, Amsterdam und Rotterdam, auch rein ackerbauende Provinzen hat, wie Gelderland, so steht in Belgien Antwerpen den ackerbauenden und lediglich industriellen Interessen entgegen. Nur indem sich rivale Interessen durch gegenseitiges Nachgeben vergleichen, ist überhaupt die Gesellschaft, der Staat, und namentlich der größere Staat, möglich.

Es ist meine volle Ueberzeugung, daß die Vereinigung den beiden Hälften des Königreichs zum großen Vortheil gereichte, und daß kein wirklicher, unlöslicher Widerstreit materieller Interessen sie erschwerte.

2) Die Schwierigkeit der Vereinigung muß also mehr in den Charakteren und Sitten, in den Ansichten und Vorurtheilen der beiden Nationalitäten und in den Fehlern der Regierung gelegen haben.

Auch Nothomb*) sagt:

„En créant le royaume en 1815 on n'avait fait qu'organiser un antagonisme; une catastrophe était inévitable; il n'y avait là qu'une question de date. *La cause de la catastrophe de* 1830 *est donc dans la profonde incompatibilité de deux populations, de deux raçes d'hommes?*

Ist dem so? Besteht eine so tiefe Unverträglichkeit der vereinigt gewesenen Bevölkerungen?

Ich glaube nicht; — betrachten wir die Charaktere.

Die Holländer sind zwar von Deutschem Stamm; aber eine ganz eigenthümlich ausgebildete Nationalität unterscheidet sie jetzt wesentlich von den Deutschen.

---

*) Nothomb, Essai sur la révolution belge. S. 14.

Die Holländer sind kalt und phlegmatisch; sie haben viel natürlichen Verstand und gesundes Urtheil; wenig Witz und Phantasie. Sie zeichnen sich aus durch Ordnungsliebe, Sparsamkeit und strenge Rechtlichkeit; aber sie sind auf ihren Vortheil bedacht und nicht ohne Selbstsucht. Sie sind natürlich, nüchtern, aufgeklärt, aufrichtig und ohne Falsch; aber im Umgang abgemessen und steif. Selbst im engeren Familienkreise giebt sich Liebe und Zuneigung wenig durch äußere Zeichen kund. Gegen Fremde sind sie zurückhaltend und mißtrauisch, oft abstoßend kalt; aber wenn ja sie ihr Vertrauen schenken, thun sie es ganz und sind in der Freundschaft beharrlich.

In der Nation herrscht noch durchaus ein republikanischer Geist, der sie vor Kriecherei und sklavischem Wesen gegen Höhere bewahrt. Sie hält fest an ihren Ansichten und Gewohnheiten, oft mit Eigensinn. Religiöse Vorurtheile trennen die Confessionen noch schroff; und auch der Protestantismus ist dort starr und hat den ursprünglichen Haß aus der Reformationszeit bis heute fortgepflanzt.

Von Jugend auf mit der Geschichte ihres Vaterlandes (doch fast nur der der drei letzten Jahrhunderte) und mit dem Ruhme ihrer Vorfahren bekannt, haben die Holländer einen selbstzufriedenen Nationalstolz, aus welchem Gemeingeist und Vaterlandsliebe entspringen, und ohne Eitelkeit nehmen sie ein Lob als verdiente Anerkennung hin. Von Ruhmsucht und ritterlicher Ehre denken sie zwar nicht viel günstiger als Falstaff, und ihre Neigung zur Gemächlichkeit und zur Unabhängigkeit, ihr Mangel an Feuer und leichter Erregbarkeit des Ehrgeizes macht, daß sie in gewöhnlichen Umständen keine guten Soldaten sind; aber wenn es ihnen Ernst wird, wenn Beleidigung oder Gefährdung ihrer Interessen sie anspornt, dann sind sie tapfer, beharrlich, kaltblütig in der Gefahr, und jeder Aufopferung fähig.

Im Genusse zieht der Holländer ruhige Behaglichkeit dem

rauschenden und bewegten Leben vor. Den niederen Ständen ist außerhalb des Familienlebens derbe Sinnlichkeit eigen; das Klima begünstigt den Genuß des Genèvrebranntweins und führt oft zur Trunksucht. Das gemeine Volk der großen Städte erträgt in seltenem Grade Armuth, schlechte Nahrung und Kälte.

Der Nationalcharakter der Holländer spricht sich aus in ihrer Kunst: treue Auffassung der Natur, Wahrheit, Fleiß und Nettigkeit; aber Mangel an Erfindungskraft und an Schwung der Phantasie. Dies gilt, wie von den Malern, so auch von den Dichtern, deren Namen zwar bekannt, deren Werke aber wenig verbreitet, also nicht populär sind. Der didactischen Moral widersetzt sich die Poesie; wenn aber die „Pflichtbetrachtung", an welcher sich die Sänger vielfach abmühen, in der Poesie nicht gedeiht, so kommt sie doch im Leben zu um so größeren Ehren; denn Wohlthätigkeit gegen Arme und Menschenfreundlichkeit sind grundsätzlich und populär.

Durch gute Schulen, milde Stiftungen und literarische Societäten sind gemeinnützige Kenntnisse unter den Holländern sehr verbreitet; es herrscht auch großer Wohlstand in sofern, als der Reichthum der Nation nicht sowohl in den Händen Weniger sich befindet, sondern mehr vertheilt ist unter einem zahlreichen, mäßig begüterten Mittelstand, der sein Vermögen durch Ordnung und Sparsamkeit zusammenhält.

In politischer Hinsicht kann man die Holländer dem alten Adel vergleichen; sie machen Ansprüche, die sich auf längst vergangene Zeiten gründen, und wollen Privilegien behaupten, die mit ganz veränderten Verhältnissen und den jetzt geltenden Ansichten von Recht im Streit sind.

Die Belgier sind nicht für sich ein Volksstamm; sie trennen sich in Flamänder und Wallonen, unter sich mehr verschieden als die Flamänder von den Holländern; aber gleiche Geschichte und gleiche Interessen haben doch ihrem Charakter,

wenigstens bei den Mittelclassen, in vielen Dingen Uebereinstimmung gegeben.

Die Belgier sind leicht erregbar, eitel, ehrgeizig; dabei wankelmüthig, mißtrauisch, und anspruchsvoll oft bei geringen Fähigkeiten. Sie sind lebenslustig, leichtsinnig, heiter im Umgang, gefällig und geschmeidig. Ihre Erziehung ist meistens vernachlässigt; sie haben viele Vorurtheile und der Einfluß der katholischen Geistlichkeit ist sehr groß. Durch Schmeichelei und kluge Behandlung sind sie leicht zu gewinnen; durch den Sporn des Ehrgeizes leicht anzutreiben; aber ihre Gunst ist eben so leicht verscherzt; auch sind sie rachsüchtig und tragen lange nach.

Auf die Sitten der höheren Stände hat den größten Einfluß Frankreich ausgeübt, das ihnen stets zum Muster dient.

Vorliebe für die Heimath, Fleiß, Sparsamkeit, Geduld, Phlegma und Abneigung gegen das Soldatenhandwerk hat der Flamänder mit dem Holländer gemein; gegen den Holländischen Viehzüchter und Wiesenbauer aber ist der flämische Feldbauer ein schwerfälliger Böotier.

Dagegen sind die Wallonen aller Classen lebhaft, unternehmend, heftig, und im Zorn schwer zu besänftigen. Als Soldaten haben die Wallonen den verdienten Ruhm der Tapferkeit; wer sie zu behandeln weiß, kann Alles mit ihnen machen.

Seit Jahrhunderten standen die Belgier unter fremder und ferner Herrschaft; so ist Mißtrauen gegen jede Regierung, die Tradition des Frondirens und der Hang zum Revolutioniren — gleichsam in ihren Charakter übergegangen. Auf dem Boden der alten Belgischen corporativen Freiheiten hat allerdings der Saame der Französischen gleichheitlichen Freiheit auch Wurzeln geschlagen, besonders in den Städten; aber alles, was die Franzosen feudale Einrichtungen nennen, scheint schon vor der Revolution von 1790 verschwunden gewesen zu

sein, der Belgische Adel überhaupt keine drückenden Vorrechte besessen zu haben, die ihn mit dem Volke in Collisionen verwickelt hätten. Dazu kommt, daß Belgien seit Jahrhunderten keinen eigentlichen Hof hatte, der Adel also reicher geblieben ist und unabhängigere Gewohnheiten bewahrt hat als anderswo. Die Geschichte aller Revolutionen zeigt, daß der Belgische Adel stets mit dem Volke gemeine Sache gemacht und sich an dessen Spitze gestellt habe im Kampfe gegen die Souveräne des Landes.

Wir kommen durch die Vergleichung der Nationalcharaktere der Holländer und Belgier zu dem Resultate, daß wohl Verschiedenheiten bestehen, welche die Annäherung und das Ineinanderwachsen erschweren, aber kein durchgehender Antagonism, am wenigsten in den niederen Schichten des Volks, während allerdings die durch ihre Französische Erziehung nach Frankreich gravitirende gebildetere Classe der Belgier der parallelen Volksschicht in Holland sich mehr und mehr entfremdet fühlt. Aber es war kein Grund daran zu verzweifeln, daß so gut wie die Flamänder und Wallonen, bei viel größerer Verschiedenheit als zwischen Flamändern und Holländern besteht, und bei oft rege gewordenem Antagonism, doch miteinander und gut haushalten, so auch Holländer und Belgier, diese in ihrem Gesammtbegriff genommen, nach einer Reihe von Jahren glücklicher Geschichte, und unter der Gunst einer weisen und vermittelnden gemeinsamen Regierung, ihre Interessen verschmolzen, Antipathien überwunden, und in der Erkenntniß, daß die Verschmelzung in einen Staat für beide die Bedingung der Kraft und Selbstständigkeit war, in Eintracht zusammengelebt haben würden. In den politischen Erinnerungen so wenig, als in der Verschiedenheit der Interessen lag ein Grund des Hasses. Nationalität hat überhaupt ihre Grade, und wo gleiche Abstammung oder die Erhaltung reiner Abstammung, gleicher

Charakter, gemeinschaftliche Sprache und Literatur fehlen, wie dies auch zwischen den Flamändern und Wallonen der Fall ist, da kann Volks- und Staatsgemeinschaft doch kräftig bestehen in gemeinschaftlichen Erinnerungen, in dem Festhalten an wesentlich gleichen Sitten und Institutionen, und in der Verschmelzung der politischen Interessen. Davon liefert die Geschichte viele Beweise; aber am nächsten liegt die Analogie zwischen den vereinigten Niederlanden und der Schweiz.

Der König war gewiß nicht so kurzsichtig, die Antipathien nähren und durch solche Trennung herrschen zu wollen; aber er hat jedenfalls zu wenig gethan, um die Verschmelzung zu befördern, und in den höheren Classen, wo die nationalen Gegensätze allein sich wirksam zeigten, eine gesellschaftliche Ausgleichung, die möglich war, und wozu die mannigfaltigen Mittel bei seinem großen Reichthum in seine Hand gelegt waren, mit Takt zu versuchen. Aber freilich, was hätten vermehrte Bälle und Feste genutzt, wenn man, — ohne belebende Wärme, mit bleierner Unbehülflichkeit, — nur fähig war, Alles mechanisch einzurichten, die Verschmelzung aber dem Zufall oder der Zeit zu überlassen und den königlichen Hof mit einer Atmosphäre von Langweile zu umgeben, die den Belgier zurückschreckte.

Doch damit treten wir der nach meiner Meinung wesentlichsten Ursache näher, welche die Consolidation der Vereinigung der Niederlande gehindert, die Belgische Revolution und in Folge derselben die Trennung, veranlaßt und verschuldet hat.

3) Der Charakter des Königs.

Der König Wilhelm hat es mit seinem Vorfahren Wilhelm III. gemein, daß er große Lobredner und heftige Tadler gefunden hat; und man kann weder die Einen der Schmeichelei, noch die Andern der Unwahrheit beschuldigen; denn Lob und Tadel hängt ganz von dem Standpunkt ab, auf dem der Beurtheiler steht.

Man lobt des Königs Gerechtigkeit, sein Festhalten an dem Grundgesetz, seine Geschäftskenntniß, den Fleiß, mit dem er sich den Staatsgeschäften widmet, seine Leutseligkeit, seine Zugänglichkeit für Jedermann. Er hat keine schädlichen Leidenschaften, keine kostbaren Liebhabereien, er kennt das Holländische Volk und besitzt in hohem Grade das Talent es zu behandeln. Des Königs Standhaftigkeit, sein Muth im Unglück sind bewundernswürdig. Alles dieses sind Eigenschaften, die Jeder, auch der ihm am fernsten steht, anerkennt und lobt.

Aber wer den Charakter des Königs aus dem höheren Gesichtspunkte der ihm gewordenen politischen Aufgabe betrachtet, der sieht ein, daß ihm viele wesentliche Regenten-Eigenschaften fehlen, und die erste von allen: Menschen überhaupt zu behandeln; Menschen auch anderer Art als den Holländer vom gewöhnlichen Schlag. Sein Eigensinn duldet ungern selbstständige Ansichten in seinem Rath, und er haßt den Widerspruch. Die Staatsbeamten sind ihm ein Papiergeld, das nur durch den königlichen Stempel etwas gilt. Er ist bis ins Kleinliche eifersüchtig auf seine Macht, und versteht weder zu belohnen noch zu bestrafen. Talente und hervorstechende Eigenschaften sind ihm vielmehr zuwider, als daß er sie hervorzöge und an ihre Stelle setzte. Niemand begreift weniger als er den tiefen Sinn der Worte: Was widersteht, kann auch unterstützen. Kurz ein Charakter, der der Menge und der Mittelmäßigkeit gefällt, jeder Aristokratie aber, und vor Allem der des Geistes, mißbehagen muß.

Bei der Schwere der gegen den König gerichteten Anschuldigung, daß ihn persönlich und wesentlich die Schuld des Auseinanderfallens der vereinigt gewesenen Niederlande treffe, wird es fast geboten erscheinen, die gegebenen Umrisse zum Charakterbild des Königs im Einzelnen näher auszuführen.

Die meisten der Eigenschaften, welche die Geschichte den

großen Männern des Oranischen Hauses beilegt, sind auch in dem König nicht zu verkennen; — sei es Natur, sei es Aneignung, — weil er sich vielleicht jene zum Muster vorgesetzt hat. Verschlossenheit, Vorsicht, beharrliches Verfolgen des vorgesteckten Ziels, Ehrgeiz und den Hang, seine Macht und seine Besitzungen zu vergrößern, hat er mit den älteren Oraniern gemein. Der Geschichte seines Hauses und der Politik, durch welche sich dieses zur Macht erhoben hat, ist er mehr eingedenk als es der königlichen Würde geziemt und mit der königlichen Stellung an der Spitze der vereinigten Niederlande sich verträgt. Denn wie er alle Künste der Popularität übt und das Volk, besonders die unteren Volksclassen, zu gewinnen sucht, so ist er eifersüchtig auf jede Aristokratie, und nicht am wenigsten in Holland auf den Einfluß der Patriziergeschlechter, mit denen seine Familie so lange zu kämpfen hatte. In den Staatsämtern und besonders in dem Heere bekleiden, mehr als in irgend einem andern Lande, Leute von geringem Herkommen hohe Stellen; und die Geburt genießt nicht allein keine Begünstigung, sondern es ist selbst die Absicht unverkennbar, Alles was zur Aristokratie gehört von den einflußreichen Posten entfernt zu halten. Es war das, im Verhältniß zu dem so einflußreichen Belgischen Adel, eine der für den Bestand der Niederlande verhängnißvollsten Richtungen seines Charakters und seiner Politik. Der König begünstigt die demokratische Gleichheit nicht blos aus Berechnung, weil die Gleichheit in der Monarchie alle gleich weit vom Throne und gleich tief unter denselben stellt, sondern die demokratische Maske ist ihm auch deswegen bequem, weil ihm der vornehme Anstand fehlt, durch welchen sich ritterliche Gesinnung und edle Freimüthigkeit auch in der äußern Haltung kundgeben. Aber indem er so vorzugsweise Männer mehr von niederem Stande zu Aemtern beruft, ist es nicht das Talent, welches er aus-

zeichnen will; Fleiß schätzt er höher als Fähigkeit; und Viele wollen behaupten, daß er mehr auf das Volumen als auf den Gehalt der Arbeiten sehe.

Der König ist bei Alle dem der Mann der Nation, in der sich die Oranier eingebürgert haben. Fleißig, der früheste Morgen findet ihn schon am Arbeitstisch; sparsam, fast bis zum Geiz; bürgerlich einfach in seinem Geschmack, ein Feind des Prunks und selbst der Zerstreuung; ordnungsliebend, bis zur Pedanterie, — ist er ganz ein Holländer. Herablassend und Allen zugänglich, ermüdet er nicht in seinen wöchentlichen, ein für alle Mal angeordneten öffentlichen Audienztagen, zu denen Niemandem, der nur anständig gekleidet ist, der Zutritt verwehrt oder nur erschwert wird, persönlich die Anliegen der Unterthanen zu vernehmen, und deren Bedürfnisse auch auf diesem Wege kennen zu lernen. Gegen seine gewöhnliche Umgebung, das heißt gegen diejenige, welche keinen politischen Charakter trägt, ist er meistentheils wohlwollend und einfach; er erwartet keine Schmeicheleien und verlangt keine geistreiche Unterhaltung. Von den meisten gleichzeitigen Regenten unterscheidet er sich vortheilhaft dadurch, daß er constitutionelle Formen und den Mechanismus des Repräsentativsystems als ein Bedürfniß der heutigen Staaten begriffen, und sich dieser Nothwendigkeit gefügt hat. Zwar eifersüchtig auf seine Macht und stets bedacht die Generalstaaten in den engsten Schranken ihrer constitutionellen Wirksamkeit zu erhalten, durch alle Künste der Politik sie zu beherrschen, hält er sich doch immer streng an den Buchstaben der Verfassung; keine Verletzung derselben kann ihm mit einigem Recht zur Last gelegt werden.

Da der Grundsatz der Verantwortlichkeit der Minister in der Niederländischen Verfassung nicht enthalten ist, so vertheidigt der König die ihm aus diesem Fehler der Verfassung erwachsene eigenmächtige Stellung auf das Hartnäckigste, und

würde sie auch nicht gegen Einräumung des Rechts, die Kammern aufzulösen, welches ihm nach der Verfassung nicht zusteht, freiwillig aufgeben; er findet darin für sich und seine Macht das stärkste Bollwerk. In der That wäre nichts seinem Wesen so sehr zuwider, als in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, seine innersten Gedanken vor dem Ministerrath in ein System zu bringen, oder gar von seinen Ministern ein solidarisch unter ihnen festgestelltes Verwaltungsprogramm sich aufdringen zu lassen; nicht als ob er fürchtete, dem Prinzip vom göttlichen Recht des Königthums dadurch zu vergeben; denn so sehr diese Theorie dem nüchternen Verstand des Königs fremd geblieben ist, so sehr begreift er, wie wenig sie zu der Geschichte dieser alten Republik der vereinigten Staaten der Niederlande passen würde; — aber darum würde er eine solche, auf dem Prinzip der Verantwortlichkeit beruhende Ministerregierung sich nicht gefallen lassen, weil die Kunst des Regierens dadurch in seinen Augen herabgesetzt, seine Lust an dieser Geheimlehre durch Mitwissenschaft und Betheiligung Anderer beeinträchtigt würde. Theilung der Arbeit je nach der Specialität, der besondern Kunstfertigkeit der Arbeiter, ist eines der Geheimnisse des Fabrikherrn; keiner übersieht und vollendet ein Ganzes; keiner wird unabhängig in dem Gedanken, er könnte selbst ein Künstler oder Minister sein; keiner wird unentbehrlich. Die Macht seiner Minister ist daher so beschränkt, daß sie auch geringfügige Dinge seiner Entscheidung unterwerfen müssen, und mehr des Königs erste Schreiber, jeder in seinem Departement, als seine zur Befolgung eines in Uebereinstimmung aller Theile der Regierung verabredeten Systems solidarisch verbundenen Rathgeber sind. Wenn auch der Form wegen ihr Gutachten eingeholt wird, so steht doch des Königs Entschluß meist schon fest, sehr oft im Widerspruch mit ihrer Ansicht. Sein Eigenwille und seine Hartnäckigkeit sind sprich-

wörtlich geworden. In der Bewunderung seiner Ausdauer nennen die Holländer sie: Volharding; wenn sie davon ermüdet sind: Styfkoppigheid. Es war natürlich, daß sich zu Ministern in so untergeordneter Stellung Männer ersten Ranges nicht hergeben wollten. Staatsmänner von selbstständigem Charakter und in unabhängiger Lage zogen sich früh und lieber freiwillig von ihm zurück, als daß sie sich später, wenn seine Eifersucht angeregt war, erst von ihm politisch vernichten — und dann entfernen ließen. Nur Geschmeidige, die sich fügen, und Schlaue, die ihn errathen und dann in seinem Geiste handeln, können sich als Minister längere Zeit halten. Eine Verbindung der Chefs der verschiedenen Zweige der Verwaltung unter einander findet nicht statt, soll nicht stattfinden; weder im Mittelpunkt der Regierung, noch in den Provinzen, noch selbst genügend in den Colonien; Alles soll von dem König selbst ausgehen und nach ihm zurückfließen.

Von dem Vorwurf der Falschheit, des Undanks und der Habsucht wird ihn die Geschichte schwerlich freisprechen. Seine Doppelsinnigkeit zeigt sich besonders darin, daß er seinen Dienern in schwierigen Lagen keine, oder unzureichende und zweideutige Instructionen giebt, um, je nachdem die Verhältnisse sich gestalten oder der Erfolg nicht entspricht, sie verläugnen und die Schuld ihnen beimessen zu können. Daher steht auch bei den Meisten die Vorsicht im Vordergrund, welche die eigne Verantwortlichkeit zu decken bestrebt ist; Widmung und Hingebung fehlen; denn bei schlimmem Ausgang bleibt der Tadel nicht aus, Lob und Belohnung aber sind, auch bei dem besten Erfolg, ungewiß.

Das Finanzwesen soll der König gründlich verstehen, und die Leute von der Börse werfen ihm selbst vor, seine Kenntniß der politischen Verhältnisse zu seinen großen Speculationen zu benutzen, zum Nachtheil der ihrigen. Daß er durch großartige

neue Speculationen sich ein enormes Privatvermögen erworben hat, ist wohl hinreichend bekannt; aber er hat sich ebenso gern bei der Wiederbelebung älterer Industriezweige um des Arbeiterstandes willen mit geringen Procenten begnügt, und selbst Verluste gewagt und darin Andern das bessere Beispiel gegeben.

Für die Wissenschaften hat er aus eignem Geschmack und eignen Mitteln verhältnißmäßig nur wenig gethan. Aus Staatsmitteln hat er besonders den Volksunterricht gehoben, theils als einen Gegenstand der Popularität, theils um, besonders in Belgien, den überwiegenden Einfluß der Geistlichkeit von diesem Gebiete zu entfernen und ihm entgegen zu arbeiten.

Für seine Person scheint der König dem Glauben und der äußern Uebung der reformirten, ehemals herrschenden Kirche Hollands eifrig zugethan; unverdrossen und mit bürgerlicher Einfachheit pflegt er den mehrstündigen Predigten, wenigstens einmal jeden Sonntag, beizuwohnen. Allein die alte demokratische Kirchenverfassung hat er zur großen Unzufriedenheit der noch stark vertretenen puritanischen Richtung in eine solche mit gänzlicher Abhängigkeit von der königlichen Gewalt umgemodelt, und wacht mit Eifersucht über den einmal ihm eingeräumten Befugnissen.

Am Kriegswesen zu Land und zur See hatte er eigentlich niemals die rechte Lust. In seiner Jugend soll er sich um die Details des Dienstes bis zur Plage des Soldaten bekümmert haben; aber wo er im Kriege selbst anführte, hat er wenig Glück gehabt. Die ritterliche Kühnheit, welche die Gemüther der Soldaten gewinnt und mit sich fortreißt, scheint ihm gefehlt zu haben; Beweise des persönlichen Muths hat jedoch der König in vielen Gelegenheiten gegeben.

In Betreff keines Theils seiner königlichen Macht ist der König aus Besorgniß für seine Unabhängigkeit empfindlicher, als gegen den Versuch oder die Anmaßung auswärtiger

Mächte, Einfluß auf die Niederländische Politik zu nehmen. Nicht mit Unrecht wird ihm zum Vorwurf gemacht, wie er bei vielen Gelegenheiten die Rücksichten aus den Augen setzte, welche er gegen Mächte hätte beobachten sollen, denen er viel verdankt, und deren Schutz er in schwierigen Verwickelungen nicht entbehren könnte. Zu solchen Vorwürfen hat besonders die den Contrast suchende und dadurch beleidigende Affectation des Liberalismus in einer Epoche geführt, während deren jene andern Mächte gerade diesem Einhalt zu thun strebten.

Unter den Fehlern des Charakters und der Regierung des Königs scheint mir dann noch einer der größten, daß er, bei allem seinem Ruf der Gerechtigkeit, doch weder zu belohnen noch zu bestrafen versteht, und da er in der That doch Selbstherrscher ist, so trifft ihn der Vorwurf um so stärker. Ungern erkennt er Verdienste an; Lob und Aufmunterung kommen mühsam von seinen Lippen; große Belohnung wird nie zu Theil. Ebenso, als wolle er mit dem zweiten Fehler den ersten gut machen, ist er äußerst gelinde im Strafen und zur Nachsicht geneigt, besonders gegen Betrüger; — sei es, daß er überhaupt nicht an Ehrlichkeit glaubt, und in dem Verbrecher nur den Ungeschickten sieht, der das Unglück hatte, sich ertappen zu lassen; sei es, daß im täglichen Verkehr mit gemeineren Speculanten der Industrie und der Börse, deren Maßstab sittlicher Würdigung sich ihm als der bequemste in der Behandlung und Benutzung der Menschen empfohlen hat.

Dies ist der Charakter des Königs, in dessen Hand die Leitung des Staats ausschließlich lag. Nichts berechtigt zu der Annahme, daß er aus der üblen Wendung der öffentlichen Meinung in Belgien seit 1828 irgendwie eine Lehre für sich entnommen habe; nichts hatte ihn bewegen können, auch Angesichts der neuen Gefahren, die geringste Aenderung nur in der Behandlung der Geschäfte eintreten zu lassen. Petitionen

der großen Belgischen Städte, über welche einst Karl V. mit vertrauten Räthen Tage lang sann und verhandelte, ließ Wilhelm I. durch sein Kabinet durchlaufen, mit nicht größerer Beachtung als etwa auch Bettelsuppliken gezollt wird.

Als die Belgische Revolution ausbrach, war der Thron fast ohne Schirm und Stütze; und die Schläge wurden sehr bald gegen den Thron selbst gerichtet, weil die Belgier wußten, daß, um das System der Regierung zu ändern, der König selbst entfernt werden müsse.

4) Die eigentlichen gegen die Regierung gerichteten Belgischen Beschwerden waren zu vermeiden oder es hätte ihnen großen Theils bessere Abhülfe gewährt werden können.

Betrachtet man neben den Fehlern der Regierung, die in dem Charakter des Königs ihren Grund hatten, die Regierungsmaßregeln, welche den Belgiern zunächst zur Beschwerde gereicht haben, so wird man nicht behaupten können, daß sie aus einer natürlichen Unverträglichkeit der Nationalitäten und Interessen hervorgegangen und darum unvermeidliche gewesen seien.

Die Vereinigung Belgiens mit Holland war an sich nichts Unnatürliches, — noch nur ein neuer und befremdender politischer Gedanke.

Die Französische Regierung war in Belgien nicht beliebt gewesen, und die Trennung von Frankreich, welche der Pariser Friede aussprach, erregte ziemlich allgemeine Befriedigung; aber was sie eigentlich wollten, wußten die Belgier nicht; nur der alte Adel und die Geistlichkeit dachten noch an Oesterreich. Zur Zeit des Brabantschen Aufstandes im Jahre 1790 war der Wunsch einer Vereinigung mit der Republik der Niederlande öfter laut geworden; diese ward dann vorbereitet, da während des Kaiserreichs beide Hälften schon unter derselben

Gesetzgebung und unter gleichförmiger Verwaltung gestanden hatten. Als aber 1815 diese Vereinigung stattfand, erhob sich allerdings mancher Widerspruch; theils wegen der alten, besonders religiösen Vorurtheile; theils wegen Besorgniß gegen Uebernahme der Holländischen Schuld; theils aber auch weil Belgien über die Bedingungen der Vereinigung nicht gehört worden war. Durfte es nicht hoffen, als die größere Hälfte des neuen Staats, mit der kleineren wenigstens zu gleichen Rechten berufen zu werden? mußte es sich gefallen lassen darum zurückzustehen, weil die Dynastie in der andern Hälfte ältere Ansprüche und Erinnerungen für sich hatte? War der frühere und jetzt zurückzuerstattende Holländische Colonialbesitz ein genügender Grund für die Bevorzugung und Bevorrechtung Hollands? Diese Fragen wurden ausdrücklich nicht beantwortet, aber die Antwort lag allzu oft in dem thatsächlichen Verfahren der Regierung.

Dem Anspruch auf Gleichberechtigung ist in unbilligster Weise nicht genügt worden. Bald wurden die lautesten Klagen über die große Begünstigung der Holländer geführt, da die obersten Staatsämter bereits mit Holländern besetzt waren, Belgien nun selbst noch mit Holländischen Beamten überschwemmt wurde und auch in der Armee Holländische Officiere in allen Graden die Mehrzahl ausmachten. (Unter 2377 Officieren waren noch im Jahre 1830 nur 404 Belgier.) Der Gebrauch der Holländischen Sprache, als ausschließliche Regierungssprache, wodurch in allen Zweigen der Staatsverwaltung die Beförderung der Belgier erschwert war, hing damit enge zusammen. Es lag nicht in menschlicher Macht, die Ursachen der Unzufriedenheit alle mit einem Male wegzunehmen: aber es war eine Aufgabe der Regierung, sie nach und nach zu vermindern; die Vorurtheile der Nationalität, des Standes, des Religionsbekenntnisses, durch Schonung und kluge Behandlung, —

durch das fortiter in re et suaviter in modo, — verschwinden zu machen; und besonders bei den Anstellungen und Beförderungen das große Mißverhältniß zwischen Holländern und Belgiern nach und nach auszugleichen. Es ist nicht möglich in Abrede zu stellen, daß die Regierung während ihres 15jährigen Bestehens die Aufgabe nicht glücklich gelöst hat, ja hinter den billigsten Erwartungen zurückgeblieben ist. Mag es sein, daß der Nationalcharakter der Holländer und Belgier Vieles erschwerte, immer wird die Ursache der großen Mißgriffe in den Regierungsfehlern des Königs selbst zu suchen sein.

Es ist wahr, daß der Belgische Adel übertriebene Ansprüche machte; es ist wahr, daß sich darunter sehr wenige fähige Geschäftsmänner, — fähige wenigstens nach Holländischem und königlichem Maßstab, — fanden; aber es ist ebenso wahr, daß sich der König viele vornehme Belgier durch Taktlosigkeit und ungeschickte Behandlung zu Feinden gemacht hat; daß nichts geschehen ist, um talentvolle junge Belgier heranzuziehen und für höhere Stellen zu bilden. Einige Versuche wurden besonders zuletzt noch gemacht, aber de mauvaise grâce, und sofort wurde das Mißlingen der Unfähigkeit und dem üblen Willen der Angestellten zugeschrieben. Ueber diese Versuche sprach sich ein königlicher Staatsrath, Belgier von Geburt, an öffentlicher Tafel im Haag in den ersten Tagen Septembers 1830 also aus: Messieurs, lorsqu'il y a chez nous une place vacante, pour cette place il y a douze candidats, parmi ces douze candidats il y a une seule bête, ... eh bien Messieurs, le Roi — l'instinct l'emporte, il met la main sur la bête!

Die Holländer, als Vorgesetzte an einflußreichen Stellen, verstanden die Kunst, nicht allein den Untergebenen die Fähigkeiten abzusprechen, sondern auch durch steife eigensinnige Pedanterie den ungeduldigen Belgiern die Probe zu verleiden.

Daß es an brauchbaren Männern in genügender Zahl, und selbst an Talenten in Belgien nicht fehlte, haben schon die ersten Jahre der Trennung genugsam bewiesen. Die Belgier waren übrigens auch hinsichtlich ihres Einflusses und ihrer Betheiligung an der Staatsverwaltung im Fortschritt begriffen, als die Ereignisse des Jahres 1830 hereinbrachen; einflußreiche Stellen waren bereits in ihren Händen, und durch die Macht der Dinge würden sie ohne Zweifel auch unter Wilhelm I. schon zu größerem numerischem Gewichte gelangt sein.

Man hat weder die katholische Kirche mit Redlichkeit, noch den Belgischen Clerus mit Schonung behandelt. Die Abneigung des Belgischen Clerus, der auf das Volk, das Landvolk besonders, so großen Einfluß übte, war nicht zu verkennen und schwer mit Erfolg zu bekämpfen; aber man hat auch dazu die ungeschicktesten Mittel angewendet. Die confessionelle Verschiedenheit ist ja in andern Ländern keine unüberwindliche Schwierigkeit geselliger Annäherung und staatlichen Zusammenseins; warum sollte sie es hier sein, wenn nur die mächtige Hierarchie der katholischen Kirche mit Klugheit und Vorsicht behandelt wird! Und zählt nicht Holland selbst unter seinen Bewohnern, mit Ausschluß Luxemburgs, zwei Fünftheile Katholiken!

In Deutschland, wo Katholiken und Protestanten nicht nur friedlich nebeneinander, sondern auch, ja selbst in kleinen Dörfern, untereinander, — bald in numerischem Gleichgewicht, bald mit numerischem Uebergewicht der einen über die andere Confession, — wohnen, hat dieses Verhältniß nicht nur Toleranz, sondern nachgerade bei den Gebildeteren auch die Ueberzeugung hervorgebracht, daß das, worin beide Confessionen übereinstimmen, das Wesentliche des Christenthums sei. Zu solcher Toleranz waren freilich im Allgemeinen weder die Holländer, noch die Belgier zur Zeit geneigt; der Holländische Protestan-

tismus ist nicht weniger starr als der Katholicismus und hat den Haß und die Vorurtheile gegen die katholische Religion aus den Zeiten der Reformation bis zum heutigen Tage fast unverändert beibehalten; und wie die Belgischen Katholiken nicht weit davon entfernt scheinen, den Protestantismus für baaren Unglauben, — so umgekehrt scheinen viele Holländische Protestanten den Katholicismus für blinden Aberglauben zu halten. Bei so bestehendem Vorurtheil war es natürlich, daß der katholische Clerus unter dem Volke das Mißtrauen gegen die protestantische Regentenfamilie anfachte und nährte, und Vieles von dem, was die Regierung that, um nach ihrer Meinung Aufklärung unter den Katholiken zu verbreiten, war nur dazu geeignet, die bestehenden Vorurtheile und das Mißtrauen der katholischen Bevölkerung gegen die protestantische Regierung zu rechtfertigen, und mußte in den Augen der katholischen Geistlichkeit als eine wahre Feindseligkeit erscheinen. Ich will als Beleg dafür nur das philosophische Collegium in Löwen und die Herausgabe der „Sentinelle“ erwähnen, eines Journals, das unter der Hand, aber zu Jedermanns Kenntniß, vom Gouvernement unterstützt wurde, und die Bestimmung hatte, das Wesen der katholischen Religion auf die empfindlichste und unschicklichste Weise anzugreifen.

Gewiß ist es die Aufgabe einer Regierung, dem Aberglauben und der Unwissenheit durch Erziehung und Aufklärung des Volks entgegenzuwirken; aber religiöse Vorurtheile dürfen nur mit schonender Hand berührt werden, und das suaviter in modo gilt vor Allem hier. Sodann war diese Aufgabe nach beiden Seiten zu vollziehen; statt dessen aber identificirte sich der König nicht nur mit den Vorurtheilen der Holländischen Protestanten, sondern es kam noch die besondere Erschwerung bei Beurtheilung seines Verhaltens hinzu, daß ihm als König die katholische Hierarchie, und die Elemente des

Widerstandes, die in ihrer starken Organisation liegen, im Innersten verhaßt und ein Dorn im Auge waren. Er that nichts, um die Bischöfe durch Auszeichnung und kluge Rücksicht zu gewinnen; sie sollten auf Napoleonische Art, und da er doch nicht Napoleon war, nur in um so unerträglicherer Weise behandelt werden. Was dem kraftvollen, katholischen Arm, der sich Europa unterworfen, gegen die katholische Kirche mißlungen ist, das wollte der so viel schwächere Arm und die ungelenke Hand dieses protestantischen Fürsten noch einmal versuchen!

Es ist also von der Regierung und besonders von dem König versäumt worden, mit einem aufrichtigen Bestreben zur Beförderung der Toleranz den Anfang zu machen; auch in Deutschen paritätischen Landen werden nicht gleich Resultate sich dargestellt haben, sondern kleine Anfänge der Toleranz erprobt worden sein, die ihren ganzen Entwicklungsprozeß immer noch nicht durchlaufen haben. Warum sollen die Niederlande unempfänglich für die allmälige Uebung der Toleranz sein? Die Beschlüsse der Regierung in einer neuen Bahn, wodurch der öffentliche Unterricht unter die besondere Aufsicht der Provinzialstände und Municipalbehörden gestellt wurde, waren leider verspätete.

Die Einführung der Holländischen Sprache als Staatssprache wurde, wenn sie überhaupt Bedürfniß war, jedenfalls übereilt.

Es ist wahr, daß die Flamändische Sprache die Muttersprache des größten Theils der Belgier ist; daß diese Flamändische Sprache von der Holländischen sich nur wenig unterscheidet; es ist aber auch wahr, daß die höheren und gebildeten Stände unter den Belgiern diese ihre Muttersprache nicht nach Regeln gelernt hatten, daß sie ihnen als Schrift- und Geschäftssprache nicht geläufig war, sondern nur als ein patois von ihnen behandelt wurde, ähnlich wie das Plattdeutsche von den

gebildeten Ständen in Niedersachsen. Blos die Französische Sprache lernten die Belgier der höheren Stände nach Regeln; in dieser erhielten sie ihren wissenschaftlichen Unterricht; das Flamändische ward vernachlässigt. So war es schon unter der Oesterreichischen Regierung, und es fällt schwer solche Gewöhnungen abzustellen. Da aber die Holländische Sprache die der Regierung war, so sind viele Belgier, welche sie nicht kannten und nicht mehr lernen mochten, in ihrer Beförderung im Staatsdienst aufgehalten worden. Sie hatten daher einsehen gelernt, wie vortheilhaft es für ihre Söhne sein würde, beide Sprachen, die Französische und Holländische, zu kennen, und schon machte die Holländische Sprache in ganz Belgien einen wesentlichen Theil des Unterrichts aus. Die Verschmelzung des Flamändischen mit dem Holländischen wäre, bei dem geringen Unterschied zwischen beiden, zunächst in der Schriftsprache schon das Werk der nächsten Generation geworden; es bedurfte keiner so gewaltsamer, alle Landessitte störender Mittel, um die Holländische Sprache zur allgemeinen Landessprache zu machen; nichts hat mehr dazu beigetragen, die Demoralisation in der Armee vorzubereiten; daß den Belgischen und andern Officieren aus der Napoleonischen Schule, welche die besten waren, der Gebrauch der Holländischen Sprache auferlegt worden ist, war die Hauptveranlassung zum endlichen Verlangen der Belgier nach einer gänzlichen Trennung von den Holländern in der Armee. (Proclamation vom 18. October, von der unten die Rede sein wird.)

Die angewendeten Mittel, den Einfluß Französischer Erziehung und Französischer Sitte in Belgien zu beschränken, waren gänzlich verfehlte.

Das Königreich der Niederlande war von der großen Allianz im Vertheidigungssystem Deutschlands gleichsam als Vorhut gegen Frankreich aufgestellt worden; nichts natürlicher also,

als daß Französischer Ehrgeiz und nachbarliche Intrigue gegen Belgien oder auf Belgien gerichtet waren; und die nationale Verwandtschaft der Franzosen und Wallonen, die enge Verbrüderung des alten Adels in Frankreich und Belgien, die auch in dem Flamändischen Belgien unter den höheren Ständen hergebrachte ganz Französische Erziehung, Sitte und alle daraus erwachsenden Interessen, gaben dazu eine mächtige Handhabe.

Die Aufgabe der Niederländischen Regierung mußte es also sein, solchem Einfluß des Französischen Wesens in Belgien so viel als möglich entgegenzuarbeiten; dieses hatte der König eingesehen; aber die von ihm gewählten Mittel um den Zweck zu verfolgen, entsprachen der Aufgabe nicht.

Der Antagonismus, welcher aus der Lage und äußeren Politik beider Staaten, Frankreichs und der Niederlande, hervorgeht, dehnte sich allerdings auch auf die innere Politik aus. Während die Französische Regierung eine demokratisch-liberale Opposition bekämpfte, nahm die Niederländische Regierung diese Französische Oppositionspartei in ihren Schutz; und während der Niederländischen Regierung vorzugsweise eine aristokratisch-katholische Partei entgegenstand (nur diese hatte damals in Belgien tiefe Wurzeln), war es gerade diese verwandte Partei in Frankreich, auf welche sich die Französische Regierung der Bourbonen älterer Linie stützte. Alle Franzosen, welche die Bourbonen verbannt hatten, wurden von der Niederländischen Regierung in Belgien mit offenen Armen aufgenommen; man sah es gern, daß sie ihrem Haß gegen die Bourbonen Luft machten und deren Regierung in Schriften lästerten; Brüssel wurde notorisch ein Heerd liberaler Intriguen. Für diese Begünstigung zeigten sich die vertriebenen Franzosen dankbar; im Gegensatz gegen das verhaßte Bourbonische Emigranten- und Jesuitenregiment wurde von ihnen das liberale Regierungssystem des Königs Wilhelm herausgestrichen;

sein Lob in allen liberalen Zeitungen ausposaunt; und so war seine Popularität während längerer Zeit in eben dem Maße in Europa gestiegen, als er sich die Kabinette der Mächte abgeneigt gemacht hatte. Den eigentlichen Zweck aber, um den es sich dabei für den König zur Befestigung seiner Regierung handelte, die Bekämpfung Französischen Wesens in Belgien, hatte er bei behaglichem Einschlürfen des Weihrauchs, womit er angeräuchert wurde, ganz aus dem Auge verloren. Aus der beabsichtigten Gegenwirkung gegen Französisches Wesen in Belgien, welche mit aller Rücksicht gegen die Französische Regierung hätte stattfinden können und sollen, war eine Bekämpfung des Regierungssystems in Frankreich gerade durch Französisches, von der Niederländischen Regierung subventionirtes Wesen in Belgien geworden, und die Französische Regierung wurde dadurch gegen die Niederlande und die Oranischen Interessen in die Schranken gefordert. Der König hatte ganz unbeachtet gelassen, daß das Französische Wesen in Belgien, unabhängig von der in Frankreich bestehenden Staatsform oder dem dort herrschenden Regierungssystem, durch Verwandtschaft und Nachbarschaft in Belgien sich eingebürgert hatte, daß jede Regierung in Frankreich ihm Nahrung geben wird. Das ist der große Vorzug des seiner nationalen Einheit und seiner darauf beruhenden Nationalinteressen-bewußten Frankreichs, daß dessen auswärtige Politik, welches auch seine Staatsform sei, welche politische Partei auch am Ruder sein mag, diesen stetigen Nationalinteressen gemäß für alle Parteien dieselbe sein wird, und daß diese, in die Opposition geworfen, nur scheinbar und zu vorübergehenden Zwecken andere Fahnen aufstecken oder diesen folgen. Indem die von vertriebenen Franzosen redigirten, subventionirten Niederländischen Blätter das auf die aristokratisch-katholische Partei sich stützende Bourbonische Regierungssystem auf das Feindlichste angriffen, wurde

jene Französische Partei mit der aristokratisch-katholischen Partei in Belgien identificirt, und die letztere für den Augenblick, für den es galt sie unschädlich zu machen, nur um so stärker.

Die Belgier schwiegen lange Zeit, wie betäubt von diesem interessirten Geschrei des Französischen Liberalismus; aber der unzufriedene Adel und der Clerus blickten um so eifriger nach dem eigentlichen, nicht nach dem exilirten und in Brüssel subventionirten Frankreich; sie suchten dort ihre natürlichen Verbindungen geltend zu machen, welche von der in Frankreich herrschenden Dynastie und Regierungsform unabhängig sind, und verbreiteten unter dem Volke in Belgien immer mehr die Abneigung gegen die Oranische Herrschaft. Dem Einfluß und der Intrigue der Alt-Bourbonischen Regierung auf Belgien machten dann, indem sie diese Dynastie vertrieben, die Franzosen selbst ein Ende; die Niederländische Regierung hätte sich darum nicht in unfruchtbarer und nur ihr schädlicher Weise zu bemühen brauchen; — dem Einflusse Französischer Sitte, Anschauungsweise und verwandter Nationalität aber auf das ganze Belgische öffentliche und Privatleben hat die Oranische Regierung, durch die in jeder Beziehung unpolitische Protection und Subvention der zahlreich in Brüssel und andern Städten Belgiens sich aufhaltenden Französischen liberalen Exilirten, erst recht Thür und Thor geöffnet, die demnächstige Union zwischen den Katholiken und den Belgischen Liberalen der Französischen Schule angebahnt, also ihrem eigentlichen gebotenen Zweck geradezu entgegen gehandelt.

Es war also vor dem Ausbruche der Französischen Revolution der Zustand der Niederlande folgender gewesen: Friede mit dem Auslande und in den Colonien; überall Gedeihen der materiellen Interessen; Genuß politischer Freiheit; geordnete

Finanzen; Credit und Wohlstand im Innern; befestigtes Wehrsystem; — aber heftige und erbitterte Aufregung in Belgien; an der Spitze der Verwaltung in den Provinzen Menschen, die wegen der geringfügigsten Dinge höhere Befehle einzuholen gewohnt waren, nichts auf eigne Verantwortung thaten, mittelmäßige Charaktere, absichtlich gewählt, weil sie die fügsamsten sind. Ebenso die Armee schwach organisirt; die Officiere Belgischer Nationalität mißstimmt; die Regimenter, aus bestimmten Rekrutirungsbezirken ergänzt und so garnisonirt, daß wie in Holland die Holländischen, so in Belgien die Belgischen Soldaten meistens in ihren Rekrutirungsbezirken lagen. Die Mannschaft, überdem den größten Theil des Jahrs beurlaubt, wurde in ihren Familien bearbeitet.

In solchem Zustande wurde man von der Französischen Julirevolution überrascht, der dann die Belgische auf dem Fuße folgte.

III. Ausbruch der Belgischen Revolution.

Also durch das Französische Alt-Bourbonische Kabinet und durch den Zusammenhang der Französischen Legitimisten mit dem Adel und der Geistlichkeit in Belgien ist die Belgische Revolution von langer Hand vorbereitet worden; natürlich war in der Absicht, Belgien unter günstigen Umständen wieder mit Frankreich zu vereinigen. Später erhoben sich einige Führer der liberalen Partei, die sich von der Regierung gekränkt glaubten, bildeten eine Opposition in constitutionellem Sinne und griffen die Regierung auf die feindseligste Art an, indem sie die Meinung zu verbreiten suchten, daß der Liberalismus der Regierung nur eine Maske sei, hinter welcher sie die Holländischen Interessen begünstige, despotische Gewalt übe, und die Grundpfeiler der Freiheit untergrabe.

Die Idee, beide Oppositionen zu vereinigen, um mit ver-

einten Kräften die Regierung anzugreifen, lag zu nahe, um nicht erfaßt zu werden. So entstand die Union der Katholiken und Liberalen, die man in der Geschichte des Königreichs als den Wendepunkt zur Auflösung betrachten muß. Von dem Tag der Union an war die Regierung gefährlich bedroht; ihr Ansehen, ihre Macht sanken mit jedem Tage.

Der König scheint die große Gefahr nicht eingesehen zu haben, denn obgleich in dem von ihm bisher verfolgten System ein Schwanken eintrat, so wurde doch die betretene Bahn nicht verlassen, und der gebotene Zweck, worauf allein es ankommen konnte, die Trennung der Union, wurde nicht erreicht. Es sind zwar die Federn einiger übelberüchtigten Franzosen gemiethet und gegen die Union in Bewegung gesetzt worden; ihre ungeschickten, ohne Mäßigung und Würde geschriebenen Declamationen im „National“ und im „Journal de Gand“ waren vorzugsweise gegen Adel und Geistlichkeit gerichtet; und diese, wie man sich ausdrückte, „für Belgisches Geld gegen Belgien schmähenden Zeitungen“ vermehrten nur noch die Erbitterung, die endlich durch den de Potter'schen Prozeß kurz vor der Französischen Julirevolution ihren Höhepunkt erreichte. Denn es wurde dadurch auch, oder in Verbindung damit, die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe in Frage oder Zweifel gestellt und Belgischer Seits vielleicht nicht ohne Grund behauptet, daß die damals erwartete definitive Organisation der Gerichtshöfe geflissentlich von Seiten der Regierung verzögert werde, weil diese sich vor der Unabhängigkeit und Macht fürchte, welche das Grundgesetz dem zu schaffenden obersten Gerichtshof zusichere.

Die Belgische Revolution zeigte in ihren Anfängen einen sonderbaren Charakter. Was auf dem Hauptschauplatze in Brüssel vorging, habe ich nicht selbst erlebt; ich beschränke mich daher darauf, die bekannten Ereignisse übersichtlich zusammenzustellen.

Der 24. August, der Geburtstag des Königs, sollte gefeiert werden; große Anstalten waren gemacht, aber die Festlichkeiten wurden abbestellt, wie man vorgab, wegen des schlechten Wetters; aber das Wetter wurde schön; der wahre Grund war: man fürchtete den Ausbruch des Mißvergnügens; die Behörden waren gewarnt.

Den 25. gab man in der Oper die Stumme von Portici; auf dem Platz der Münze vor dem Theater versammelten sich Volkshaufen; um 10 Uhr wurden im Bureau des regierungsfreundlichen „National“ und bei seinem Redacteur Libry Bagnano die Fenster eingeworfen, das Haus gestürmt und Alles zerstört. Die Plünderung dauerte 24 Stunden, die Zahl der Plünderer war nicht über 300 Menschen, keine Behörde legte sich ins Mittel. Die Häuser mehrerer verhaßter Personen wurden angefallen, und endlich unter dem Rufe: Es lebe de Potter! Nieder mit van Maanen! das Hotel des Letztern in Brand gesteckt. Die Pompiers, welche herzueilten, wurden am Löschen verhindert; sie mußten abziehen. Einzelne Haufen brachen in die Läden von Gewehrmachern ein und verschafften sich Waffen; am folgenden Tage waren ein paar Tausend Menschen bewaffnet; die ganze Population von Brüssel füllte die Straßen als müßige Zuschauer. Die Stärke der Garnison mochte sich auf 1200 bis 1500 Mann belaufen; sie erhielten von dem General Bylandt, dem Platzcommandanten, keine Befehle; aus eignem Antrieb ließen die Bataillonscommandanten patrouilliren; die Patrouillen durchzogen die Straßen, aber ohne Gewalt zu gebrauchen.

Den 26. Morgens 5 Uhr ward eine Grenadierpatrouille insultirt; sie schoß, es waren die ersten Schüsse, die fielen. Später unternahmen die Truppen nichts mehr gegen die zunehmende und erbitterte Menge; sie zogen sich in den obern Theil der Stadt zurück, wurden verfolgt, einzelne Schüsse

fielen auf sie, welche sie zu ihrer Vertheidigung erwiederten; um 7 Uhr waren etwa 20 Menschen geblieben, ebenso viele verwundet, das Feuer hörte auf. Die Truppen zogen sich nach dem königlichen Palast zurück, wo sie 8 Tage lang bis zum 3. September bivouaquirten. Die Zerstörung der Häuser, einzelne Plünderungen waren von Pöbelhaufen verübt worden; die Nationalgarde (Schuttery), die wegen ihrer schlechten Zusammensetzung keinen Credit hatte, that nichts, um die Ruhe herzustellen; da bewaffneten sich angesehene gute Bürger mit den Waffen der Schuttery, um Ordnung zu schaffen; ihr Vereinigungspunkt war der große Platz vor dem Rathhaus. Nachmittags zeigte sich zuerst eine Fahne mit den Brabantischen Farben, roth, gelb und schwarz, sie ward mit Beifall aufgenommen. Die folgende Nacht war ruhig; die bewaffneten Bürger ohne Anführer handhabten die Ordnung; die Revolution hatte begonnen.

Den 27. organisirte sich die Bürgerwache nach Stadtvierteln; alle Bürger nahmen daran Theil; die Officiere wurden aus den angesehensten Leuten und aus dem Adel gewählt; ihre Fahnen trugen die Brabantischen Farben. Einem Detachement Soldaten, das von Löwen kam, wurde nun schon der Eintritt in die Stadt verweigert. Das königliche Wappen wurde überall abgenommen, wo es ausgehängt war; die Orange-Cocarde ward mit Füßen getreten.

Den 28. versammelten sich die Notabeln der Stadt, etwa 50 Personen; eine Deputation an den König ward beschlossen und ernannt.

Den 30. erschienen die beiden Prinzen in Vilvorden; die Truppen, die aus Holland herangezogen wurden, versammelten sich daselbst; Deputationen aus Brüssel wurden dahin abgeschickt und Unterhandlungen gepflogen. Die Prinzen wollten an der Spitze der Truppen in Brüssel einziehen, aber die

Bürgerschaft errichtete Barricaden, um sich zu widersetzen. An der Spitze derselben steht der Baron d'Hoogvorst, ein Mann von vornehmer Geburt und großem Vermögen, ohne ausgezeichnete Geistesgaben; aber sein imposantes Aeußere, sein Muth, seine Entschlossenheit — geben ihm großen Einfluß auf die Menge; er ist Anführer der Bürgerwehr.

Da verspricht der Prinz von Oranien allein nach Brüssel zu kommen; er hält den 1. September seinen Einzug in Brüssel; denselben Abend kommen die Deputirten aus dem Haag zurück; aus verschiedenen Ortschaften zogen bewaffnete Haufen den Brüsselern zu. Zum ersten Male wurde gegen den Prinzen von Oranien der Wunsch nach einer Trennung zwischen Belgien und Holland ausgesprochen.

Die Aufregung stieg mit jeder Stunde; die Chefs der Bürgergarde sahen sich genöthigt, dem Prinzen zu erklären, daß sie für seine persönliche Sicherheit nicht länger zu haften vermöchten; er verläßt Brüssel den 3. Septbr. mit allen Truppen.

Eine Commission der öffentlichen Sicherheit wird ernannt; von allen Seiten strömen freiwillige Zuzüge zur Vertheidigung Brüssels herbei; der Aufstand verbreitet sich über ganz Belgien.

Den 20. September entwaffnete der Pöbel die besser gesinnte Bürgergarde in Brüssel und bereitete sich zur Vertheidigung vor; eine provisorische Regierung wurde ernannt, und somit verschwand der letzte Schein, der bisher noch glauben ließ, man wolle nur Abstellung der Mißbräuche. Es war nun der Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge als Zweck ausgesprochen und das Signal zum Bürgerkriege gegeben.

Zwar waren unterdessen am 13. September die Generalstaaten im Haag eröffnet worden und die Belgischen Deputirten erschienen; zwar folgte am 29. September die Abstimmung dieser vereinigten Stände beider Theile des Königreichs, die sich mit 50 gegen 14 Stimmen für die Scheidung desselben

ausſprachen; aber zum 23. September war auch der Befehl gegeben, mit 10,000 Mann den Angriff auf Brüſſel zu machen und die zweite Reſidenz des Königs durch die Gewalt der Waffen wiederzunehmen.

So iſt die Belgiſche Revolution ausgebrochen.

IV. Gent und Belgien, vom Anfang der Unruhen bis zum Angriff auf Brüſſel.

Ich beginne mit meinen eignen Erlebniſſen nach dem 24. Auguſt. Ich verließ den Haag am 29. Auguſt und machte die Reiſe von Rotterdam nach Gent bis Antwerpen auf einem Dampfſchiffe, welches ein Detachement Grenadiere an Bord hatte, das nach Antwerpen beſtimmt war. Auch in Antwerpen waren Unruhen ausgebrochen und da es ſchon dunkel war, als wir uns näherten, und man nicht genau wußte, in welcher Lage die Garniſon ſich befand, ſo hielt man es nicht für rathſam, die Truppen noch in der Nacht auszuſchiffen, ſondern man blieb eine Stunde unterhalb Antwerpen vor Anker. Die Grenadiere an Bord waren vom beſten Geiſte beſeelt.

Ich beſtieg eine Schaluppe; meine Holländiſchen Matroſen ruderten vorſichtig und ſchweigſam längs dem linken Ufer der Schelde; die Stadt war hell, in Folge gegebenen Befehls, Straßen und Fenſter zu erleuchten. Bei der tête de Flandre wurde ich ans Land geſetzt; es war das erſte Mal, daß ich in dem freundlichen und mir bisher ſo freundlich geſinnt geweſenen Belgien, wo ich ſeit fünfzehn Jahren eingebürgert war, mit Vorſicht reiſen mußte. Ich ſchlief in einem Wirthshauſe der tête de Flandre und ſetzte am andern Morgen meinen Weg über St. Nicolas und Lokeren nach Gent fort. Im Lande von Waes war noch Alles ruhig; auf den Marktplätzen waren viele Menſchen verſammelt, die mehr neugierig als aufgeregt ſchienen.

Am 30. früh Morgens war ich in Gent. Hier hatte ich mit kurzen Unterbrechungen die letzten zehn Jahre gewohnt, in allen Classen hatte ich Bekannte, es war mir also leicht gleich in den ersten Tagen den Einfluß der letzten Begebenheiten auf die Stimmung kennen zu lernen.

Gent hatte alle Ursache zufrieden zu sein. Unter der Regierung des Königs war eine Universität da gestiftet, ein Kanal und Hafen erbaut worden. Die Population, die sich in kurzer Zeit unglaublich vermehrt hatte, fand Beschäftigung in den zahlreichen und blühenden Fabriken; diese hatten ihren vortheilhaften Markt in den Niederländischen Kolonien. Die Mittelclasse war gut gesinnt; die Fabrikherrn, meist dem König persönlich verpflichtet und bei der Erhaltung der bestehenden Ordnung interessirt, übten einen günstigen Einfluß auf die Classe der Arbeiter aus.

Ueberhaupt sind die Flamänder materiell; abstracte Ideen beschäftigen sie wenig; es war also vorzusehen, daß Gent ruhig bleiben würde, so lange die Bewegung der übrigen Provinzen es nicht in dem Strom mit fortriß; auch wurden im September die impassiblen Genter von den Führern der Bewegung in Brüssel als unpatriotisch und feig in den Bann gethan.

Es fehlte aber doch auch in Gent nicht an einer feindlich gesinnten Partei, es war die aristokratisch-katholische (le parti apostolique), Adel und Geistlichkeit, deren Einfluß auf dem Lande groß, in der Stadt geringer, aber doch nicht unbedeutend war. Religiöser Fanatismus, Ehrgeiz, durch Vernachlässigung beleidigte Eigenliebe, waren die Haupttriebfedern; der Haß gegen den überwiegenden Holländischen Einfluß, obwohl geringer als in den Wallonischen Provinzen, war doch auch hier rege.

Die liberale Opposition hatte in Gent vor der Union kein Organ gehabt; jetzt wurde der Federkrieg zwischen dem

„Catholique“ und dem „Journal de Gand“ geführt; ersterer ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit; letzteres hatte den Franzosen Durand zum Hauptredacteur, dessen feile Feder in demselben Geiste schrieb, als Libry Bagnano im Brüsseler „National“, doch etwas gemäßigter.

Ich habe Spuren, daß die apostolische Partei, lange schon vor Ausbruch der Julirevolution, weit aussehende Projecte hatte und ihre Mittel vorbereitete; im Ganzen aber fanden sich in derselben wenig ausgezeichnete Köpfe, viele waren bornirt bis zum Lächerlichen. Die ich am meisten kannte, de Jonge, de Rodes, d'Hane, Auguste Pycke, waren alle keine bösen Menschen; die meisten, reich und unabhängig, hätte man leicht gewinnen können, indem man ihre Eitelkeit etwas befriedigte. Nur einige wenige ganz fanatische Katholiken hätte nichts mit einem protestantischen Gouvernement befreunden können.

Obgleich der Belgische Adel im Allgemeinen viele Vorurtheile und eine sehr vernachlässigte Erziehung hat, ist er doch vor dem Adel anderer Länder dazu geschickt, an der Spitze einer Volksbewegung zu stehen; erstens, weil er nach Abschaffung aller Feudalrechte keine Sonderinteressen mehr hat, die ihn dem Volke entfremden; dann, weil die Lebensweise und das Treiben Vieler sie mehr mit dem Volke in Berührung bringt.

Also schon lange vorher hatte die Union, le Message de Décembre und der Prozeß des de Potter dazu beigetragen, die Unzufriedenheit zu steigern. Nachdem der König einem Lütticher Deputirten, einem Mann der heftigsten Opposition zwar, aber von untadelhaftem Charakter, die harten Worte gesagt hatte: Votre conduite est infâme, trugen Viele, die Geusen nachahmend, an einem Bande ein kleines silbernes Buch, das Fundamentalgesetz vorstellend, mit der Aufschrift: Fidèle jusqu'à l'infamie. — Schon im Jahre 1829 waren einmal zwei Herren aus der höheren Gesellschaft Morgens zu mir gekommen;

sie sprachen von der herrschenden Unzufriedenheit, von dem Wunsch der Trennung von Holland; man sei des Landvolks gewiß, es würde aufstehen, sobald man ihm das Zeichen dazu gäbe. Dann sagten sie nebst andern Complimenten: Vous devez alors rester avec nous; — le roi a fort maltraité votre père. Ich unterbrach sie schnell: Je ne veux ni de vos confidences ni de vos propositions; il me répugne également d'être un traître. Vos projets ne tendent qu'à faire le malheur de votre pays! Trouvez-vous que le royaume ne soit pas encore assez petit? Ich habe diese Unterredung Niemandem mitgetheilt als dem Obersten Gumoëns, dem sie schon damals wichtiger schien als mir. Uebrigens haben die genannten beiden Herren mich hernach immer mit großer Achtung behandelt, ohne das Kapitel der Politik je wieder zu berühren.

Die Personen, welche bei dem Ausbruch der Revolution in Gent eine öffentliche Autorität bekleideten, waren folgende:

Der Civilgouverneur van Doorn, ein Holländer voll Verstand, Kraft und Thätigkeit; seine etwas anmaßliche Haltung hatte mehr von dem Präfecten Napoleons, als von der Holländischen Natur.

Der Bürgermeister van Crombrugghe, ein Genter von räthselhaftem Charakter; äußerlich ein schlichter Bürger, doch sehr klug, ja schlau und in Geschäften erfahren; durch geschickte Administration und populäres Wesen sehr beliebt. Er war reich, unverheirathet, und schien nicht ehrgeizig; er war Staatsrath und Mitglied der Generalstaaten, hatte aber früher eine Gouverneurstelle — und ich glaube selbst ein Ministerium — ausgeschlagen. Aber er galt bei dem Gouvernement für unzuverlässig und heimlich der Opposition Vorschub leistend. Was ihn dazu bewog, ist unbekannt; ob angeborne Zweideu-

tigkeit des Charakters, oder die Furcht, durch kräftige Unterstützung des Gouvernements seine Popularität zu gefährden? Jetzt steht er wieder an der Spitze der Orangistischen Opposition.

Das General-Commando hatte der General Ghigny, ein Belgier, alter Husar, unfähig eine Escadron zu führen, ein ganz leerer Kopf, in dessen Conversation das Wort „Dis-donc“ die größte Rolle spielt; übrigens gutmüthig und leitsam oder vielmehr charakterlos. Zum letzten Mal sah ich ihn in Antwerpen auf der Esplanade; seine Anrede war: Eh bien donc, dis-donc, tout cela va fort mal; tout cela est bel et bon, dis-donc; mais voilà bientôt la fin du mois, dis-donc, qui va nous payer nos mandats?

Der Provinzialcommandant General Oldeneel, gut, aber kränklich, schwach und ohne Energie; dabei ganz von seiner Frau und seinen Stiefkindern beherrscht, die mit der revolutionären Partei gemeinschaftliche Sache machten. Später, als in Holland so großer Enthusiasmus herrschte und er die Fehler seiner Kinder wieder gut machen wollte, trat der General Oldeneel als Freiwilliger bei den Lanciers ein und that Dienste in Reihe und Glied.

Der Stadtcommandant, der alte General van Doorn, war ein abgelebter siebenzigjähriger Greis, der seit 95 nicht mehr gedient hatte, und jetzt nicht mehr gehen konnte; doch wollte er sich bei dem Ausbruch der Unruhen ein Pferd anschaffen.

Diese drei Personen waren ganz unfähig, in schwierigen Zeiten ein Commando zu führen.

Der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hatte als Inspecteur und Divisionär keine Territorialautorität; er wohnte seit langen Jahren mit seiner Familie in Gent und machte ein gastfreies Haus.

Oberst des Tombe, Brigadier der Infanterie, reich, wohllebend, gesellig und, bei allem Schein der Insouciance, schlau und guter Beobachter, war in Gent noch wenig bekannt.

Oberst Bagelaar, der das 17. Inf.-Reg. commandirte, war ein gescheidter und fähiger Mann, der, mit seinem Dienst beschäftigt, zurückgezogen im Kreise seiner Familie lebte.

Oberst Brias, der Commandant des Husarenregiments, bekannt durch seine Stentorstimme, seine Quodlibets und seinen Cynismus; ich werde auf ihn zurückkommen.

Soll ich den Oberst van Gorkum nennen, den Director der Recognoscirungsbrigade, der lange mein Chef war? Ich habe weiter nichts von ihm zu sagen, als daß er, beständig alarmirt und alarmirend, sehr bald die Flucht ergriff, als ob alle Pistolen in Belgien gegen seine Brust gerichtet wären.

Die erste Hälfte des September*) lief in Gent ruhig ab; zur Erhaltung der Ordnung wurden starke Patrouillen gemacht, dabei war immer eine Abtheilung Schuttery (Nationalgarde)

*) 1) Fritz an Max. Gent, den 15. September. Ich bin sehr beschäftigt mich beritten zu machen und auf einen Feldzug zu rüsten, der hoffentlich nicht statt hat. Hier in Gent ist Alles ruhig, und ich denke, es wird so bleiben; ich bin mehrere Tage in Antwerpen, Mecheln, Alost und Oudenarde gewesen und muß jeden Augenblick darauf gefaßt sein, eine andere Bestimmung zu erhalten.

2) Fritz an die Mutter. Gent, den 22. September. Ich habe eine besondere Veranlassung, Ihnen heute zu schreiben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Niederländischen Truppen unter Befehl des Prinzen Friedrich — mit Güte oder mit Gewalt — heute oder morgen in Brüssel einrücken werden; ich glaube nicht, daß sie viel Widerstand finden, denn in Brüssel ist man unter sich uneins und fängt an sich bei den Haaren zu fassen. Sollte ich mich in meiner Erwartung täuschen, sollten Sie in den Zeitungen lesen, daß Brüssel nicht ohne Blutvergießen eingenommen werden konnte, so können Sie wenigstens für mich unbesorgt sein, denn meine Bestimmung ist hier in Gent zu bleiben, wo die Erhaltung der Ruhe auch von der größten Wichtigkeit ist.

an der Spitze, damit die militärische Macht erst bei ernstlichem Widerstand und als Unterstützung der Bürgergarde einzuschreiten brauche. Die Schuttery hatte guten Willen, unter ihren Officieren waren zwar auch Uebelgesinnte, aber ihr Einfluß gewann erst nach dem Angriff auf Brüssel die Oberhand.

Anfangs wurde eine Störung der Ruhe nirgends ernstlich versucht; nur hier und da wurden Kinder zu aufrührerischem Geschrei angestiftet; später erschienen auf den öffentlichen Plätzen, besonders auf dem Kanter, Arbeiter und Kerls, die man nicht da zu sehen gewohnt war, die sich müßig an den Straßenecken rekelten und die Vorübergehenden trotzig angafften.

Von allen Vorfällen in Brüssel erhielt man stündlich Nachricht, nicht blos durch die Zeitungen, sondern auch durch fliegende Blätter, welche ausgetheilt oder angeklebt wurden. In den Kaffeehäusern und auf der Societät wurde Alles lebhaft commentirt und discutirt, doch ohne Thätlichkeiten. Die Verbindung mit Brüssel war gar nicht gesperrt; die Diligencen gingen regelmäßig und mehrere meiner Kameraden sind in Civilkleidern in Brüssel gewesen, lange nachdem die Barricaden errichtet waren, und die königlichen Truppen die Stadt schon verlassen hatten; doch war es für Holländische Officiere, wenn sie erkannt wurden, nicht ohne Gefahr.

Schon früher war es die Absicht gewesen, den Generalen, welche Divisionen commandiren, Chefs vom Stabe zu geben; der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar hatte mich vom Prinzen Friedrich verlangt und ich schloß mich, in Erwartung der officiellen Ernennung, einstweilen an ihn an. Indessen waren etwa 10,000 Mann bei Antwerpen versammelt, das Hauptquartier des Prinzen Friedrich befand sich da, mehrere meiner Kameraden, Gumoëns, Malherbe, de Man waren dahin berufen worden; der Herzog und der Gouverneur van Doorn begaben sich auch hin, um für mögliche Fälle Verhal-

tungsbefehle zu holen. Ich begleitete den Herzog; das Datum der Reise ist mir entfallen, auch ist mir das, was dort abgeredet wurde, wenig bekannt, weil ich einen Auftrag erhielt, der mich für einige Tage vom Herzog trennte.

Des andern Morgens nämlich nach meiner Ankunft in Antwerpen ließ General Constant mich rufen und setzte mich in Kenntniß, der Prinz Friedrich habe mir einen besondern Auftrag ertheilt: Oberstlieutenant Schenofsky solle mit seinem Bataillon nach Alost marschiren, um es militärisch zu besetzen und Vorposten gegen Brüssel auszustellen; Schenofsky sei ein etwas verschrobener Kopf, man mißtraue ihm zwar nicht, aber es sei doch nöthig, daß ihn Jemand dirigire und den Dienst in Alost regele, bis Oberst van Balveren mit seinen Husaren aus Tournay angekommen sein würde, um das Commando in Alost zu übernehmen; nach dessen Ankunft könne ich wieder nach Gent zurückkehren. Der General fügte hinzu: Ich habe Sie zu dieser Commission nicht vorgeschlagen, sie ist ganz vom Prinzen ausgegangen.

Es war eine von den unangenehmen Generalstabscommissionen, wo man wirken soll ohne bestimmte Autorität; aber ich kannte Schenofsky aus dem Lager von Ravels, er war ein Belgier, der früher in Oesterreich gedient hatte, ein schöner, großer Mann, gewöhnlich le beau Charles genannt, ein leichter Kopf, aber lenksam, wenn man ihn zu behandeln wußte.

Ich begab mich also nach Semps bei Mecheln, um mit Schenofsky abzumarschiren. Der Marsch nach Alost wurde mit Ordnung und Mannszucht zurückgelegt, ohne Störung oder Zeichen übler Gesinnung, weder von Seiten der Soldaten, noch von Seiten der Einwohner.

Während der 5 oder 6 Tage, die ich in Alost bleiben mußte, war ich mit Schenofsky auf dem besten Fuß; er nahm

von mir willig Alles an ohne Mißtrauen oder Jalousie; die nöthigen Maßregeln wurden genommen. Schenofsky war treu und wohlgesinnt, so habe ich ihn in meinen Rapporten geschildert und so hat er sich bewährt. Erst im Jahre 1831, als man ihn ohne Anstellung ließ, nahm er seine Entlassung und ging nach Belgien.

In Alost war Alles zwar äußerlich ruhig, doch herrschte dort die apostolische Partei und die Familie Robiano war besonders thätig; ich wußte, daß die Bevölkerung sich gegen uns erklären würde, wenn die Umstände eine Bewegung begünstigen sollten. Es befand sich in Alost ein sehr bevölkertes Militärgefängniß, das von einer Compagnie aus Gent bewacht wurde.

Ich glaube gegen den 14. oder 15. Septbr. kehrte ich nach Gent zurück; da fand ich Alles beim Alten; nur zahlreichere Patrouillen; beim General Ghigny versammelte sich gewöhnlich Abends ein Kriegsrath, Oberst des Tombe war besonders thätig in Anordnung des Dienstes; so vergingen mehrere Tage. Obwohl man im Hauptquartier des Prinzen die gänzliche Unfähigkeit Ghignys kannte, hielt man es doch nicht für rathsam, ihn vom Commando zu entfernen, weil man vor Allem vermeiden wollte, die Belgier zu beleidigen.

Einige Details werden die Lage und Stimmung der Gemüther schildern. Als ich bei meiner Rückkehr aus Alost einen Besuch bei Madame de M. machte, einer gebornen Genterin, die einen meiner Kameraden, einen Holländischen Officier, der damals im Hauptquartier war, geheirathet hatte, fand ich sie sehr aufgeregt. Ihr Köpfchen, sonst nur mit Toilette und Galanterie beschäftigt, war nun ganz angefüllt mit Politik. Eh bien! vous qui voulez toujours faire la guerre, vous voilà, pourquoi n'êtes vous pas resté avec les autres à Anvers; je crois que vous n'avez pas grande envie de vous battre

ou d'être battu, car cela doit arriver, si on ne fait pas de concessions. Il nous faut des concessions; le Roi devra céder; les Hollandois devront céder. So wenig dachte sie an die nachtheiligen Folgen, die aus diesem Allem für sie selbst und für ihre Familie entspringen konnten. Bei den verheiratheten Holländern fingen schon die Besorgnisse an, aber an öffentlichen Orten fielen noch keine Beleidigungen, keine Provocationen vor; ja viele Belgische Officiere waren am lautesten in ihren Demonstrationen der Treue und Anhänglichkeit. So der Major Remortere von den Husaren, der wie ein halbtrunkener Bramarbas den Säbel auf dem Kanter schleifte und rief: Qu'on me laisse partir avec un escadron f....! j'aurai bientôt balayé cette canaille de Bruxelles; j'aurai bien vite abattu le caquet de ces avocats, de ces gueux. So mehrere andere von der 17. Abtheilung; je schlechter, je übler angeschrieben jeder war, desto mehr that er sich hervor in Angeberei, Verdächtigung Anderer, in Parade machen mit guter Gesinnung, in Aufforderung kräftige Maßregeln und Gewalt zu gebrauchen. Alle diese waren bald darauf die Ersten zu desertiren und ihre Soldaten zu verleiten. Die besten, die verläßlichsten, die sich auch später bewährt haben, waren still, ernst und bekümmert über die Ereignisse und über die Wahrscheinlichkeit, die Waffen gegen ihre Landsleute kehren zu müssen.

In dem Club wurden damals schon die Nachrichten, welche der Revolution günstig waren, von dem Einen oder dem Andern der Partei mit lauter Stimme vorgelesen und mit bedeutender Mimik oder kurzen Commentarien begleitet. Viele vermieden schon dahin zu gehen; der Herzog, wenn er hinging, hatte immer seine Sackpistolen bei sich, obgleich man dort keine andere Gefahr lief, als die, unangenehme Raisonnements zu hören, gegen die man nicht nach der Scheibe schießen kann. Doch hatte er einmal dort eine Scene mit dem Advocaten

de Soetere, dem er die Pistole auf die Brust setzte; die Umstände sind mir nicht mehr gegenwärtig.

Gegen den 20. September erhielt Oberst van Balveren Befehl Alost zu verlassen und mit seinem kleinen Corps gegen Asche vorzurücken; im Kriegsrath bei General Ghigny wurde nun darüber debattirt, was mit den Militärgefangenen in Alost anzufangen, da das Gefängniß nicht mehr hinreichend gesichert sei? Durch den Gang der Verhandlung und die allzu drastischen Mittel, die man in Vorschlag brachte, ward ich zu der Aeußerung hingerissen: Le premier qui donnera à la guerre civile dont nous sommes menacés, un caractère de cruauté, est le plus dangereux ennemi du gouvernement. Es war das der erste heftige Auftritt der Art, den ich mit dem Herzoge gehabt habe.

V. Der Angriff auf Brüssel.

So war die Epoche des Angriffs auf Brüssel herangekommen.

Nachdem es, wie oben erzählt, dem Prinzen von Oranien bei seiner Anwesenheit in Brüssel vom 1. zum 3. September, unmittelbar vor dem eigentlichen Ausbruch der Revolution, mißlungen war, die Hauptstadt mit friedlichen Mitteln wieder zur Unterwerfung zu bringen, so war der Prinz Friedrich der Niederlande jetzt beauftragt, die Mittel der Gewalt anzuwenden. Ehe ich zur Erzählung der daraus folgenden Ereignisse übergehe, will ich auf jenen früheren Versuch des Prinzen von Oranien zurückgehen; bei der bedeutenden Rolle, welche den beiden Prinzen in Bekämpfung der Belgischen Revolution zugefallen, ist hier der Ort sie Beide zu schildern.

Der Prinz von Oranien, ohne alle Aehnlichkeit mit seinem Vater und in Allem eine andere Richtung nehmend, hat schon frühe einen gährenden und unsteten Charakter ver-

rathen. Sitzende Arbeit scheute er und seine wissenschaftliche Bildung ist, im Vergleich zu der seines jüngeren Bruders, vernachlässigt; nur zeigte er in seiner bewegten Jugend eine ungemeine Leichtigkeit, Sprachen zu erlernen, deren er fünf mit gleicher Geläufigkeit spricht. Aber frühe gewann er Selbstgefühl, und dem ironischen Ton, mit dem er von den gelehrten Soldaten spricht, liegt der Gedanke zu Grunde, daß Können mehr sei als Wissen. Im Jünglingsalter schon, da er den Spanischen Feldzug unter Wellington mitmachte, glänzte er durch den kühnen Muth, von welchem er so viele bekannte Beweise gegeben hat. Haltung, Blick und Wort verkündeten auch später, mitten in Gefahren, ruhige Entschlossenheit; seine Befehle sind bestimmt und werden ohne Zögern und Zweideutigkeit gegeben; sein Beispiel der Kühnheit entflammt den Muth der Soldaten. Nur in den kritischen Tagen zu Antwerpen, am 9. October und folgenden, verrieth das blasse verzogene Gesicht den inneren Kampf und das Bewußtsein seiner gefährlichen Lage. Unternehmend und von weit aussehendem Ehrgeiz beseelt, zeigt er jedoch in der Beurtheilung der Mittel zu seinen Zwecken wenige Besonnenheit und geringe Umsicht in der Wahl seiner Vertrauten. Schon kurz nach der Gründung des Königreichs hatte er, den Lockungen Französischer Intriguanten Gehör schenkend, sich in gefährliche Anschläge gegen den Thron der Bourbonen eingelassen.

Anfangs gefiel sich der Prinz in Englischen Sitten; später ahmte er Russisches Wesen nach; Alles verrieth, daß er sich in kleinen Verhältnissen zu enge und in der Unthätigkeit gelangweilt fühlte.

Im öffentlichen Auftreten übt der Prinz mit Gewandtheit und Glück alle Künste der Popularität; durch Herablassung und durch den Anschein der Vertraulichkeit gewinnt er oft selbst die, welche gegen ihn eingenommen sind; aber das Zunicken

und Händeschütteln ist zu allgemein, um für eine Auszeichnung gelten zu können, und dem Verdacht, seine Rolle als Schauspieler zu spielen, entgeht er nicht.

Der König, der das Betragen des Sohnes mißbilligt, hielt ihn lange von den Geschäften entfernt, und empfand es besonders übel, daß der Prinz die Belgier vorzuziehen schien. Der Widerspruch, in welchen dadurch Beide geriethen, gab zu Auftritten Anlaß, die dem Publicum nicht verborgen geblieben sind.

Leichter Sinn und Lebenslust hatten sich schon früh entwickelt. Bei der unregelmäßigen Lebensweise reichten die beschränkten Einkünfte des Prinzen nicht aus; seine Finanzen waren meist in Unordnung und, bei mancherlei Verschwendung, ward doch edlere Freigebigkeit vermißt. In der eignen Hofhaltung herrschte selbst eine Kargheit, die zur Grandezza der Gemahlin, einer Russischen Großfürstin, übel paßte.

Besonders noch in den letzten Jahren waren gegen den Thronerben wegen seines zweideutigen Umgangs häßliche und verläumderische Gerüchte ausgestreut worden, weil die Fremdlinge, die er täglich bei sich sah, die aber von der guten Gesellschaft in Brüssel nicht empfangen wurden, keine der Eigenschaften besaßen, die seine Wahl hätten rechtfertigen können; denn man glaubte ohnedem, daß er den Freuden der Tafel, dem Spiel und jedem Genuß ergeben sei; während eine dauernde, leidenschaftliche Zuneigung zu einem Weibe, die man ihm verziehen hätte, niemals bekannt geworden ist.

Daß der kalte abgemessene Charakter der Holländer, die streng bürgerliche Sitte dieses Landes, wo seine Schritte mehr beobachtet und oft getadelt wurden, dem Prinzen nicht zusagten, war augenscheinlich. Zu den Belgiern paßte er besser; durch seine Opposition gegen den Vater hatte er sich ihre Gunst erworben und lange sich darin erhalten. War es zu verwundern, daß beim Ausbruch der Revolution, die den größten,

schönsten, ihm befreundetsten Theil des Königreichs loszureißen drohte, alle Blicke zunächst auf ihn sich richteten?

Ich erinnere mich, daß, als ich mit dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar vor dem Angriff auf Brüssel im Hauptquartier des Prinzen Friedrich in Antwerpen war, — das Datum ist mir entfallen, — der General Constant gegen mich seine Unzufriedenheit äußerte über die Erscheinung des Prinzen von Oranien in Brüssel am 1. September; Alles das sei gegen seinen Rath und gegen seine Ansicht gewesen; auch habe er die Proclamation vom 3. September, obgleich gegenwärtig, doch nicht mit unterzeichnen wollen.

Der Einzug des Prinzen Oranien in das schon aufständische Brüssel, am 1. September, ist von Vielen getadelt worden, weil er die königliche Autorität compromittirt habe; aber ich begreife diesen Tadel nicht. In einem Augenblicke der größten politischen Aufregung, welche die Existenz des Königreichs bedrohte, allen Gefahren zu trotzen durch persönliches Erscheinen in der Mitte des Aufruhrs, durch Muth und Beweis des Vertrauens die Gemüther besänftigen oder ihnen imponiren, — dieser Versuch, den herannahenden Sturm zu beschwören, scheint mir alles Lobes werth und es ist ungerecht ihn nach dem Erfolg zu beurtheilen. Das Beispiel der persönlichen Hingebung, das payer de sa personne in solchen Verhältnissen ist nicht so häufig bei Prinzen; aber die Geschichte zeigt uns mehrere Fälle, wo es von entscheidender Wirkung war. Die Absicht wurde nicht erreicht; vielleicht hatte das Privatleben des Prinzen seinem Ruf schon zu viel geschadet, seine frühere Popularität in Brüssel, auf deren Wirkung er gerechnet hatte, zu sehr untergraben, — als daß sein öffentliches Erscheinen noch den gehofften Eindruck hätte machen können. Zudem hatte ihm die Eifersucht des Vaters die Autorität und Vollmacht, den schreiendsten

Beschwerden der Belgier Abhülfe zu gewähren, versagt; und die Belgier kannten den Charakter des Königs zu gut, um nicht einzusehen, daß jedes Versprechen und der beste Wille des Prinzen, Abhülfe zu gewähren, an der Halsstarrigkeit des Königs scheitern werde.

Der Wunsch so vieler Holländer, allein durch die Gewalt der Waffen in Brüssel wieder Herrn zu werden, schien mir immer thöricht. Herrschaft, auf Vertrag und freiwillige Unterwerfung gegründet, kann sich befestigen, weil sie nicht kränkt; aber das Recht des Siegers ist nur so lange ein gutes, als er der stärkste bleibt. Welche Hoffnung haben dazu die Holländer, sowohl bei dem numerischen Verhältnisse der Belgischen zu der Holländischen Bevölkerung, als bei der Nachbarschaft Frankreichs?

Viele haben bei dem Prinzen von Oranien die ehrgeizige Absicht unterstellt, schon bei Lebzeiten seines Vaters die Hälfte der Krone zu gewinnen, die ihm einst ganz bestimmt sein sollte. Mag er später, nach dem abgeschlagenen Angriff auf Brüssel, nach der Katastrophe von Antwerpen, den Wunsch geäußert haben, Belgien — auch getrennt von Holland — lieber unter jeder Bedingung zu besitzen, als es seinem Hause auf immer entrissen zu sehen; gleich Anfangs kann man diese Absicht nicht voraussetzen.

Die gänzliche administrative Scheidung der beiden Hälften des Königreichs, ihr getrenntes Nebeneinanderbestehen ohne anderes Bindungsmittel, als die Person des Monarchen, scheint mir das schwierigste von Allem, und es ist für mich ein Beweis der Treulosigkeit und mauvaise foi der Führer der Belgischen Revolution, daß sie gleich Anfangs die Bedingung voranstellten: La séparation complète sans autre point de contact que la dynastie régnante. Wenn zwei Länder nichts Anderes mit einander gemein haben wollen und können,

als die Person des Monarchen, dann haben sie besser gar nichts gemein; das Verhältniß Oesterreichs zu Ungarn, oder Norwegens zu Schweden ist unnatürlich und nicht wünschenswerth.

Nachdem es so weit gekommen, daß Brüssel nur mit Gewalt wieder zu nehmen war, so erscheint für einen solchen Auftrag der Prinz Friedrich, der zweite Sohn des Königs, sowohl wegen seiner Geburt und Stellung, so nahe dem Thron, als auch wegen seiner ganzen Persönlichkeit wenig geeignet.

Prinz Friedrich der Niederlande wurde von seiner frühesten Jugend an wegen seines sanften und im Privatleben tadellosen Charakters geschätzt; man rühmte stets seine Häuslichkeit, seinen Fleiß, die strenge Ordnung seiner Finanzen. Durch den ihm von dem Vater erwiesenen Vorzug war er im Besitz reicher Einkünfte; aber er brachte auch große Opfer für wohlthätige Zwecke, und erwarb sich besonders um die Armencolonien große Verdienste. Seinem Vater ist der Prinz mit Liebe und Ehrfurcht ergeben; und wenn auch die Ansichten Beider weniger übereinstimmten, so würde dennoch der väterliche Wille dem Sohne Gesetz sein. So ist es eben so natürlich gekommen, daß der Prinz der Liebling und Vertraute seines Vaters geworden ist, als daß zwischen den beiden Brüdern wenig Zuneigung waltet, wenn auch die Schicklichkeit äußerlich beobachtet wird. Seine Umgebung gab moralischer Kritik keine Blöße; war sie unbedeutend, so übte sie wenigstens keinen andern Einfluß als den, der die unausbleibliche Folge täglichen Umgangs ist.

In Geschäften ist der Prinz ohne große Ansichten, ohne Ueberblick und ohne Unterscheidung des Wichtigen vom Unwichtigen, voll hoher Meinung von sich, eifersüchtig gegen Andere, eigensinnig und dennoch unentschlossen.

In Preußen, in einer militärischen Monarchie erzogen, hat er von königlicher Macht und den Pflichten des unbedingten Gehorsams Begriffe, die sich in constitutionellen Formen nicht zurecht finden konnten; den Haß gegen die Franzosen und gegen die Revolution übertrug er auf Französische Bildung und, zuwider der Oranischen Tradition, auf freie Verfassungen. Er urtheilte streng über die Opposition und es hieß, er sei den Belgiern überhaupt abgeneigt.

Prinz Friedrich hat sich emsig mit dem Kriegswesen beschäftigt. Die Artillerie, deren Großmeister er frühe schon wurde, hat er auf eine Stufe der Vollkommenheit gehoben, hinter welcher die übrigen Waffen zurückbleiben mußten. Als Kriegsminister hat er auch in der Organisation der Armee, nach Preußischen Vorbildern, Verbesserungen eingeführt, besonders im militärischen Unterrichtswesen. Die Entlassung der Schweizerregimenter soll er vorzüglich bewirkt haben, um die Nationalarmee vermehren und durch Beförderungen den Geist derselben heben zu können, da der Stillstand des Avancements, Folge eines langen Friedens, allen Eifer erstickt hatte. Andere Grundübel, wie die allzu kurze Dienstzeit des Soldaten, und das Garnisoniren desselben in den engen localen Conscriptionsbezirken, hat er nicht gehoben, sei es aus Sparsamkeit oder aus Unschlüssigkeit oder aus Mangel an politischer Voraussicht.

Noch an der Grenze der Kindheit hatte er die Feldzüge des Befreiungskriegs mitgemacht und Lob eingeerntet, das Prinzen selten entgeht; man pries seine Kaltblütigkeit, sein verständiges Urtheil. In dem kurzen Feldzug von 1815 kam er nicht in die Lage, seine Eigenschaften zu entwickeln.

Sein Muth ist nicht die angeborne Kühnheit des kräftigen Selbstgefühls, sondern er ist Selbstüberwindung. Es fehlt die Festigkeit, die Selbstvertrauen verkündigt, und es fehlt der Entschluß, der mit sich fortreißt. Und diesem Charakter, der

sich noch nie im Handeln unter schwierigen Umständen erprobt hatte, legte das Schicksal nun eine Prüfung auf, in welcher vielleicht stärkere unterlegen wären.

Am 22. September erhielten wir in Gent die Proclamation des Prinzen Friedrich; ich war mit dem Ingenieur en chef Noël im Club, als sie da ankam und vorgelesen wurde; Alles schwieg und enthielt sich der Bemerkungen. Aber in Gent wußten alle nur etwas Unterrichtete, daß man in Brüssel Widerstand leisten würde; mit welchem Erfolg, darüber waren die Meinungen getheilt, doch wenig laut, denn Niemand wollte sich bei so naher Entscheidung durch voreiliges Urtheil bloßstellen. Man wollte wissen, daß die Absicht sei, die Truppen unter dem Schein der Unterwerfung in die Stadt zu locken, um sie desto unerwarteter zu überfallen. Ich gestehe, daß ich damals wohl die Verbreitung des Aufstands über ganz Belgien, nicht aber den kräftigen Widerstand in Brüssel fürchtete; ich hatte Mühe zu glauben, daß viele Brüsseler Bürger sich unberufen und aus Herzenslust zu einem blutigen Kampf drängen würden.

Beim nach Hause gehen sprach ich mit Noël über die Proclamation; er lobte sie als gemäßigt; ich tadelte die bedingte Amnestie mit vagen Exceptionen, die Worte: Les auteurs principaux d'actes trop criminels pour espérer d'échapper à la sévérité des lois; des étrangers qui, abusant de l'hospitalité, sont venus organiser parmi vous le désordre, seront seuls et justement frappés, leur cause n'a rien de commun avec la vôtre. Ein doppelter Fehler schien es mir, Ausnahmen zu machen, und sie in so unbestimmten Ausdrücken zu fassen, daß jeder, der eine nur etwas bedeutende Rolle gespielt hatte, sich bedroht glauben mußte. Im Bürgerkrieg und noch mehr, wenn es gilt, ihm zuvor-

zukommen, muß man nicht geizig sein mit der Vergebung. Gesetzt man hätte gesiegt, wer waren dann die auteurs principaux, wer sollte die Kategorien machen? Wollte man den Elenden, den Leuten aus der Hefe des Volks den Proceß machen, die von den Vornehmen angestiftet und bezahlt, die Thäter, die Brandstifter und Plünderer gewesen waren? oder die Petitionärs, die Mitglieder der Commission, die im Haag vom König empfangen worden waren? die Commandanten der Bürgerwache, die den Prinzen von Oranien geschützt, die mit ihm unterhandelt hatten? Alle konnte man nicht bestrafen; das willkürliche Herausgreifen, die Decimation durch's Loos widerstreitet der Milde des Jahrhunderts. Die Hinrichtung des gewiß schuldigen Marschall Ney war einer der größten Fehler der Bourbonen. Aber noch eine andere Rücksicht war dabei außer Acht gelassen. Die, welche an der Spitze der Bewegung standen, die es also vor Allem darauf ankam zu beruhigen und zur Nachgiebigkeit zu bewegen, waren von der Amnestie ausgeschlossen; sie hatten also ein Interesse dabei, lieber das Aeußerste zu wagen, als ihren Kopf der Guillotine preiszugeben. Der Oberst Grégoire, der später die Contrerevolution in Gent versucht hat und nun mit einer kleinen Pension bei Bonn lebt, hat das meinem Bruder Max bestätigt. Die Chefs, die Fremden (er ist ein Franzose), die sich selbst in Gefahr sahen, verhinderten die Verbreitung der Proclamation in Brüssel; und da im Ganzen die Masse des Volks wenig Neigung zum Widerstand zeigte und Viele für Nachgiebigkeit stimmten, begannen die Franzosen und Lütticher fast allein den Kampf; erst durch dieses Beispiel faßten die Brüsseler Muth. Die erfundenen und absichtlich verbreiteten Nachrichten von den Grausamkeiten der Holländer steigerten die Erbitterung.

Man war in Gent den 23. und 24. ganz ohne Nachricht aus Brüssel; weder der Gouverneur, noch die Generale, noch die revolutionäre Partei wußten, wie die Sachen stünden; auf allen Gesichtern las man die gespannte Erwartung. General Ghigny hatte am 24. den Major P. ins Hauptquartier geschickt, um Nachrichten zu holen; ich war am 25. bei dem General Ghigny, wo auch die andern Chefs versammelt waren, als P. zurückkam. Es ist unmöglich, den unzusammenhängenden und verworrenen Bericht wiederzugeben, den P. mit den lächerlichsten Gesticulationen und Grimassen abstattete:

G.: Eh bien, dis donc, que nous apportez-vous? Le prince est il à Bruxelles, dis donc?

P.: Oui, plus ou moins; il y est et il n'y est pas. J'ai été à Schaerbeke chez le prince; les troupes sont à Bruxelles, ou plus ou moins à la porte de Bruxelles; on se bat, et on ne se bat pas; on négocie et on ne négocie pas. Le Général Constant est blessé, mais il se porte fort bien, le Colonel Gumoëns est plus ou moins prisonnier. Au fond, sagte er mit geheimnißvollem Gesicht, si je dois dire la vérité, je ne sais rien; personne ne saurait dire si cela va bien ou si cela va mal, le temps seul pourra nous l'apprendre.

Der Herzog gab mir Befehl, nach Brüssel zu gehen, um bestimmte Nachrichten zu bringen. Der Gouverneur van Doorn trug mir noch besonders auf, den Prinzen aufmerksam zu machen, daß es bei steigender Aufregung in Gent durchaus nöthig sei, das Militärcommando in kräftigere Hände zu legen. Ich reiste den 25. Abends mit Courierpferden ab über Alost, Asche, Grimbergen und Vilvorden, nach Schaerbeke. Zu Asche erzählte mir Capitän de Petit beim Umsatteln, was der Colonne des Obersten van Balveren am Flandrischen Thore begegnet war. Auf dem Ritt wurde ich nirgends be-

unruhigt; der Postillon warnte mich zwar, in Grimbergen auf der Hut zu sein, aber der Ort war ruhig; so nahe dem Kampfplatz, waren doch nur Neugierige auf der Straße. Von der Höhe sah ich in Brüssel einzelne Häuser in Brand stehen, in großen Intervallen fielen einzelne Kanonenschüsse.

Vor Tagesanbruch war ich im Hauptquartier; die Straße von Vilvorden nach Brüssel zeigte das lebendige Bild des Kriegs: Bivouaks, Blessirte, Bagagen 2c.

Niemand wollte mich anmelden; der Prinz schläft, der Prinz ist nicht sichtbar; in der That war er von den Begebenheiten so niedergeschlagen, daß er Niemanden empfangen wollte. Endlich wurde ich eingeführt; der Prinz war blaß, hohläugig und zerstört. Nachdem ich meinen an sich unbedeutenden Auftrag ausgerichtet hatte, sagte er mit seinem charakteristischen Achselzucken und verlegenen Lächeln: Sie verlangen einen guten General in Gent; ach hätten wir einen hier! Der Prinz erkundigte sich nach der Lage von Gent; ich antwortete: die Erhaltung der Ruhe in Gent, und wahrscheinlich in ganz Belgien, wird von dem Ausgang des Kampfes in Brüssel abhängen; Alles ist daran gelegen, hier die Oberhand zu behalten. Ich sah, daß der Prinz von dieser Bemerkung unangenehm betroffen war; er entließ mich mit den Worten, er würde mir durch den General Constant seine Entscheidung zu wissen thun. Darauf wurde der General Constant zum Prinzen gerufen; der General, als ich ihn vor meiner Audienz beim Prinzen gesehen, hatte mir gesagt: Vous trouverez le moral du prince très affecté, il faut tâcher de le relever. Der General war wie immer elegant und sorgfältig gekleidet; die verwundete Hand trug er reinlich verbunden in einer nett gefalteten schwarzseidenen Binde; seine Aeußerungen wie immer kalt und abgemessen; keine Spur von Ungeduld oder Unentschlossenheit.

Er kam bald wieder zurück und sagte mir: Comment, vous voulez un Général à Gand? C'est ici que nous en aurions besoin; nous n'en avons absolument pas. Je suis le seul qui soutient le moral du prince, tous les autres fléchissent et sont d'opinion de céder. Mais nous ne devons absolument pas céder à cette canaille, il faut l'écraser. — Que pensez-vous du duc? Vous le connaissez, serait il propre à relever le moral du prince et surtout à donner de l'élan aux troupes? En ce cas le prince le ferait appeler immédiatement pour prendre le commandement de l'infanterie.

Meine Antwort: Le duc a certainement ces qualités, il a du courage, une grande énergie, il inspirera de la confiance aux troupes. Le seul doute seroit, si la violence de son caractère le rendroit propre à diriger en chef dans des circonstances, où il faut un grand jugement et où les considérations politiques entrent pour beaucoup dans les résolutions?

Der General: C'est égal, qu'il vienne, je le proposerai au prince, c'est de l'énergie qu'il nous faut.

Ich bat den General um Erlaubniß, mich etwas umzusehen; er gab mir zwei Stunden, dann solle ich mich in der Nähe und bereit halten.

Ich ging also zu Fuß vom Schaerbek'schen Thore aus, längs dem Boulevard, doch mit Umwegen, bis zum linken Flügel; sah die Aufstellung unserer Truppen und sprach mit den Generalen Favauge, Posth, Trip, mit den Officieren vom Stab Nepveu, Malherbe, Müller, die ich theils im Hauptquartier, theils auf den verschiedenen Posten fand. Diese erzählten mir, was vorgefallen war, und alle sprachen mehr oder weniger bestimmt die Meinung aus, daß Brüssel nicht mehr einzunehmen sei. Man hatte erfahren, daß seit zwei

Tagen durch die unbesetzten Thore aus Ath und Mons zahlreiche bewaffnete Haufen der Stadt zu Hülfe gekommen waren. Ich nenne vor Allen Neyveu, der an diesen Tagen so viele Beweise der Tapferkeit gegeben hatte; auch er sagte mir: Der General Constant besteht allein noch darauf, den Kampf fortzusetzen.

Uebrigens war, als ich meinen Gang machte, dieser Kampf nicht nur stehend geworden, sondern er ruhte ganz. Der Kampf ruhte, aber ohne daß die Truppen seit vier Tagen Ruhe oder Erholung gehabt hätten. Sie waren verdeckt aufgestellt, zum Theil in Häusern und in den Palästen untergebracht, aber immer unter den Waffen. Auf dem Boulevard, dem Ausgang der Straßen gegenüber, standen Kanonen hinter Aufwürfen oder Barrikaden, die Truppen zur Bedeckung in der Nähe; so gegen uns über die Belgier. Die Häuser, welche die Barrikaden flankirten, waren besetzt; wer sich zeigte oder die Deckung verließ, auf den fielen Schüsse. Selbst unterhalb dem Schaerbek'schen Thore waren mehrere Häuser, die in schiefer Richtung das Gesicht auf dieses Thor hatten, vom Feinde besetzt und machten die Verbindung unsicher.

Im Park war die Gefahr am größten; wer sich hinter den Bäumen hervorwagte, war fast sicher getroffen. Von dem Thurme von St. Gudule wehte die Belgische Fahne, und die Sturmglocke dröhnte unaufhörlich.

General Constant fertigte mich folgendermaßen ab: Partez et amenez-nous le duc; le prince lui confie le commandement de l'infanterie; qu'il vienne au plus vite, sa présence est nécessaire. Le prince a envoyé un officier pour chercher le Général Cortheyligers avec sa division; elle doit être en route, mais on ne sait pas au juste où elle se trouve en ce moment. Dès qu'elle sera arrivée, on pourra compléter l'investissement de Bruxelles. En pas-

sant par Asche vous porterez l'ordre au Colonel van Balveren, d'envoyer un détachement de cavalerie pour intercepter la communication entre Bruxelles et Ath. Pressez l'arrivée du duc, je compte sur sa fermeté de se maintenir dans Bruxelles; il ne faut absolument pas céder à cette canaille. Je pars immédiatement pour la Haye, pour représenter au Roi l'état des choses et la nécessité de faire les derniers efforts pour nous rendre maîtres de Bruxelles. Schriftlich gab er mir nichts mit; kaum wollte er mir Zeit gönnen, die Aufträge wörtlich in meine Schreibtafel zu notiren. „Il n'est pas nécessaire de noter tout cela mot à mot.“ Der Prinz gab mir eins seiner Reitpferde bis zur Post von Vilvorden.

Ehe ich zu Pferde stieg, sah ich noch den General Trip (von der Cavalerie) und Nepveu. Den Aeußerungen Beider konnte ich abmerken, daß, nach der Abreise des Generals Constant, Niemand mehr dem Prinzen zureden werde, sich in Brüssel zu behaupten: Man müsse selbst im Park gewesen sein, um zu beurtheilen, ob die Truppen sich noch länger, noch mehrere Tage, in dieser Stellung halten könnten. Niemand wisse, wo der General Cortheyligers sei; es könnten noch acht Tage vergehen, ehe er ankomme; es sei ungewiß, ob der Officier, den man ohne alle Bedeckung nach ihm ausgeschickt habe, nicht aufgefangen worden.

Klagen über die Truppen hörte ich wenige; die Belgier hatten ihre Schuldigkeit gethan wie die Holländer; viele Belgische Officiere hatten sich ausgezeichnet; von Complot oder Desertion war damals durchaus noch keine Spur.

Ich eilte auf demselben Wege nach Gent zurück; der Herzog war sogleich bereit; obgleich er seine Familie in der unsichersten Lage zurückließ, ergriff er gern eine Gelegenheit der Thätigkeit und Auszeichnung. Dem Herzog und dem Gou-

verneur van Doorn allein vertraute ich an, daß wir die Truppen wahrscheinlich nicht mehr in Brüssel, sondern auf dem Rückzuge finden würden.

Als ich vom Gouverneur nach Hause eilte, um das Nothwendige einzupacken, wurde ich von Neugierigen verfolgt, die wissen wollten, wie es in Brüssel stehe. Die revolutionäre Partei war darüber in derselben Ungewißheit, als die gouvernementale; es scheint also, daß die geheimen Verbindungen in diesen Tagen nicht sehr thätig waren. Ich fertigte Alle kurz ab: Je n'ai pas le temps de vous répondre.

Der Herzog hatte mich auf 10 Uhr Abends zum Gouverneur bestellt; ich hatte nur eine oder zwei Stunden vor mir zum Packen, und verließ meine Wohnung, die ich nicht wiedersehen sollte, ohne etwas zu verschließen oder zu ordnen. Beim Gouverneur mußte ich bis 2 Uhr in der Nacht warten.

Also in der Nacht vom 26. auf den 27. reiste der Herzog Bernhard mit mir über Dendermonde und Vilvorden ab. In Vilvorden, das mit Blessirten angefüllt war, und wo wir mehreren schwer verwundeten Officieren begegneten, erhielten wir auch die Nachricht, daß man sich aus Brüssel zurückgezogen habe, und daß das Hauptquartier nach Dieghem verlegt sei.

Die Expedition gegen Brüssel hat viele Tadler gefunden; militärische Unternehmungen, mehr noch als andere, werden gewöhnlich nach dem Erfolge beurtheilt. Die Tadler theilen sich in zwei Meinungen: die einen behaupten, man hätte Brüssel gar nicht angreifen, sondern nur einschließen sollen, es würde sich nach einigen Tagen freiwillig unterworfen haben; die andern, man hätte nicht viele Umstände machen und Brüssel gleich, sobald man hartnäckigen Widerstand fand, in Brand schießen sollen; in den Flammen würden die Einwohner zur

Besinnung gekommen sein. Ich kann keiner von beiden Meinungen beistimmen.

Die erstere hat den Ausspruch Napoleons für sich: Les histoires des guerres sont pleines des catastrophes les plus considérables pour avoir brusqué et s'être enfourré dans les rues étroites des villes. Ganz abgesehen davon, daß die Einladung und die bestimmte Versicherung so vieler angesehener Einwohner von Brüssel diesen hartnäckigen Widerstand nicht vermuthen ließen, so ist es erstlich nicht so leicht, eine so große volkreiche Stadt mit der geringen Macht, über welche man gebot (wenig über 12,000 Mann), einzuschließen; zweitens ist es keineswegs erwiesen, daß diese Einschließung alsobald eine Unterwerfung zur Folge haben mußte. Nicht blos in Brüssel, in ganz Belgien regte sich der Geist des Aufstandes; wie bald würde der dünne Einschließungscordon von außen beunruhigt und durchbrochen worden sein! Nicht blos den Aufstand in Brüssel zu dämpfen, sondern ihn bald zu dämpfen war die Aufgabe, damit er nicht anderwärts um sich greife. Viel eher finde ich es zu tadeln, daß man mit dem Angriff so lange gewartet hat; daß man nach der Julirevolution zwei Monate, nach den Brüsseler Unruhen einen vollen Monat nöthig hatte, um 12,000 Mann schlagfertig zu vereinigen. Das Gouvernement konnte, und durch so viele drohende Anzeichen gewarnt, sollte es besser vorbereitet gewesen sein; bürgerliche Unruhen müssen im Keime erstickt werden.

Die andere Meinung, diejenige der Energiemacher, scheint mir kaum eine ernstliche Widerlegung zu verdienen. Das in Brandstecken konnte den Widerstand und die Erbitterung eben so leicht vermehren als dämpfen; habe ich doch sagen hören, daß die Aufrührer selbst absichtlich einige Häuser in Brand gesteckt haben, und dieses Brandstiften dem Angreifer zuschrieben, um das Volk zur Rache aufzureizen. Aber gesetzt, die von den

Flammen eingeängstigten Brüsseler hätten sich auf Gnade und Ungnade ergeben, wir wären siegreich in das brennende oder eingeäscherte Brüssel eingezogen, — man denke an den Eindruck in Belgien, in Frankreich, das siegestrunken einen Vorwand suchte, auf Belgien seine Hand zu legen, — wir wären wahrscheinlich wieder aus Brüssel vertrieben worden, ehe die Asche kalt geworden.

Da es so weit gekommen war, daß die Gewalt der Waffen in Anwendung gebracht werden mußte, halte ich allerdings den Angriff auf Brüssel für das Zweckmäßigste und durch die Umstände Gebotene. Daß er nicht gelang, schreibe ich folgenden Fehlern in der Ausführung zu. Erstens, daß man nicht gleich in den ersten Augenblicken mit Energie und Ensemble weiter vorgedrungen ist, es koste, was es wolle, ohne sich in ein Schießgefecht in den Straßen einzulassen. Damit will ich gewiß nicht sagen, daß die Truppen und ihre Anführer nicht tapfer gewesen seien; aber ein Kampf in den Straßen, der in ein stationäres Schießgefecht übergeht, ganz zum Vortheil des versteckten, unsichtbaren Feindes, muß damit endigen, daß reguläre Truppen unterliegen. Der zweite Fehler, der aber fast ganz mit dem ersten in eins fällt, war, daß man während des Gefechts negociirte und das Feuer einzustellen befahl. Unterhandlungen während des Gefechts müssen fast nothwendig zum Nachtheil des Angreifers ausfallen; sie lähmen die Impulsion, während der Vertheidiger Zeit gewinnt zu Gegenanstalten. Die Aufrührer in Brüssel haben das listig benutzt. Dieser Angriff war, wie alle kriegerischen Unternehmungen, den Wechselfällen des Glücks ausgesetzt, die keine Kunst beherrscht; zuletzt entscheidet Tapferkeit und Beharrlichkeit; keine Strategie kann vorausberechnen, in welches Verhältniß sich die des Feindes zu der unsrigen stellen wird; les plus opiniâtres gagnent les batailles; ein im Aufstand begriffenes

Volk hat gewöhnlich die Zahl und die Leidenschaft für sich; es kann länger Oel auf diese Lampe der Beharrlichkeit gießen, als der Feldherr, der über eine beschränkte Zahl abgematteter Soldaten gebietet.

Im Rath der Minister hatte der König die Frage aufgeworfen, wer die Expedition gegen Brüssel commandiren solle. Die Minister antworteten: Der König oder der Kriegsminister müsse die Generale der Armee am besten kennen und am besten beurtheilen, wer die erforderlichen Eigenschaften besitze. Als der König den Prinzen Friedrich nannte, machten die Minister den Einwand, ein Prinz des Hauses schicke sich nicht für eine solche Expedition. Der König, ärgerlich, schloß die Sitzung mit den Worten: „Ik heb niet gevraagd wie het niet wezen zol, maar wie het wezen zol, en dat zol Fritz wezen.“ „Ich habe nicht gefragt, wer es nicht sein soll, sondern wer es sein soll, und es soll Fritz sein.“

Daß der Prinz Friedrich ganz dem väterlichen Willen unterworfen ist, dies bewog den König, ihm eine Last aufzuladen, für die seine Schultern zu schwach waren. Das Mißlingen dieser Unternehmung, das Bewußtsein, daß die Armee kein Vertrauen zu ihm habe, der laut gewordene Tadel haben ihn mißtrauisch und nachtragend gemacht. In gewöhnlichen Verhältnissen, für welche er allein paßt, würde ihm Zufriedenheit und Liebe seiner Untergebenen zu Theil geworden sein.

Der General Constant, Chef vom Stab des Prinzen bei dieser Expedition, ist ein Mann, der in seinem Fache viele Kenntnisse und eine reiche Erfahrung besitzt. Er ist kalt, unerschrocken, fest und entschlossen in der Gefahr; im Umgang vorsichtig und wenig mittheilsam; ein durchaus ehrenwerther Charakter. Aber einige Eigenheiten, wie sein abgemessenes höfisches Wesen, so ganz der barschen Offenheit des gewöhn-

lichen soldatischen Charakters entgegen und damit im Widerspruche, dabei seine geheimnißvolle Zurückgezogenheit, seine kleinliche pedantische Pünktlichkeit, seine sorgfältige, geleckte Toilette, um die er selbst im Kugelregen besorgt ist, — diese weniger bedeutenden Aeußerlichkeiten, die leicht ins Lächerliche gezogen werden können, sind schuld, daß die reellen Verdienste des Generals nicht so allgemein anerkannt werden als sie sollten.

VI. Der Zustand vom Rückzug aus Brüssel bis zu den Gefechten an der Nethe.

(27. September bis 17. October.)

Nach dem Rückzug des Prinzen Friedrich aus Brüssel, in dieser Epoche der Verwirrung und Muthlosigkeit erwarb sich der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar den verdienten Ruhm der Energie und der Tapferkeit. Wo er befehligte, da kehrte bei dem Soldaten das Vertrauen zurück; er tritt nun in die erste Linie der handelnden Personen ein; unter ihm habe ich die folgenden Jahre als Chef des Stabs gedient; diese Bestimmung war mir schon vor der Abreise von Gent geworden; ich werde ihn zunächst zu schildern haben.

Der Herzog ist eine eigenthümliche Erscheinung. Diesen Riesenkörper bewohnt eine Seele voll Kraft, Energie, Thätigkeit und großem Ehrgeiz; Eigenschaften, die Großes wirken könnten, wenn die Kraft von besonnenem Urtheil geleitet, und der Ehrgeiz durch feste Grundsätze im Zaum gehalten würde. Er ist sehr leidenschaftlich; wie er sich hier mit Eifer für den verwendet, dem er wohl will, so verfolgt er dort, trägt nach, ist rachsüchtig, und hat unter Umständen Lust an Gewaltthätigkeit und selbst an grausamen Strafen.

Er ist guter Vater, wohlthätig, gastfrei, lebenslustig, gegesellig, begierig nach neuen Bekanntschaften, nicht immer vor-

sichtig in der Wahl seines Umgangs. Sein Betragen ist sehr ungleich; bald hochfahrend und eitel, bald herablassend; mißtrauisch und doch wieder unvorsichtig mittheilsam.

Seine Ansichten und Meinungen sind oft einseitig und dabei wandelbar; nach persönlichem Interesse und Laune wechselt er sie ohne Uebergänge; ohne sich oder Andern Rechenschaft zu geben. Unter Recht versteht er die von den Fürsten gegebenen Gesetze; gegen philosophische Ideen und Alles, was er — den Napoleon copirend — Ideologie nennt, hat er eine entschiedene Abneigung; es sei Advocatengeschwätz, das zu Revolutionen führe.

Der Herzog Bernhard hat viele Kenntnisse, besonders in der Kriegskunst, Geschichte, Länder- und Völkerkunde; seinem Fleiß kommt ein ungeheures Gedächtniß zu Hülfe. Bei Allem geht er leicht in das kleinste Detail ein; oft zum Nachtheil der Uebersicht.

In seltenem Grade besitzt er die Eigenschaften des Soldaten; Muth, Verachtung der Gefahr, und raschen festen Entschluß, — dazu seine imposante Gestalt und kriegerische Haltung — erwerben ihm die Liebe und das unbegrenzte Vertrauen der Soldaten.

Für die Belgier ward er bald ein Schreckbild; sich im Kampfe mit ihm gemessen zu haben galt für den größten Ruhm, und wenn von Unternehmungen der Holländer die Rede war, hieß es: Sachsen-Weimar führt etwas im Schilde.

Wir kamen den 27. September früh in Dieghem *) an und fanden das Hauptquartier des Prinzen Friedrich da etablirt.

---

*) Fritz an Max.

Dieghem bei Brüssel, den 28. September.

— — — Bei dem Angriff auf Brüssel war ich nicht zugegen; ich kam erst am 25. im Hauptquartier S. K. H. des Prinzen Friedrich an, so daß

Das Corps des Prinzen bestand aus 13 Bataillons, 4 Regimentern Cavallerie und 6 Batterien. Der Herzog erhielt den Befehl über die Infanterie.

Ueberall lange Gesichter; auf der einen Seite Klagen über die Anordnung, auf der andern über die Ausführung der Befehle. Hier schon die ersten Spuren wankender Treue bei den Belgiern; in der Cavallerie fing es an; überall gaben Officiere das schlechte Beispiel. Bei dem einen Kürassierregiment hatte Major Salis, ein Schweizer, heftige Auftritte mit dem Belgischen Major Mertens, der schon erklärte: Qu'il ne croyoit pas de son devoir d'être le bourreau de ses compatriotes. Der Prinz wollte besänftigen; Salis wurde entfernt; ein permanenter Kriegsrath wurde ernannt.

Die Truppen waren theils cantonnirt, theils bivouakirten sie, Vorposten gegen Brüssel ausstellend. Im ganzen Hauptquartier befand sich nicht eine Karte von Ferraris oder Capitaine; die Chaussée von Antwerpen nach Brüssel kannte man, das schien beim Ausmarsch genug. Ich mußte also dem Prinzen Friedrich meine Karte von Ferraris leihen; es war dasselbe Exemplar, welches mein Vater beim Congreß zu Wien

---

ich den Zustand der Dinge an den Thoren und im obern Theil von Brüssel noch mit angesehen habe. Ich bin Chef des Generalstabs des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar, — aber es ist noch nicht entschieden, wo und wie der Herzog angestellt wird. Ich habe noch alle Zeit gehabt, mich in Gent tant bien que mal für einen Feldzug zu rüsten, dessen Ende nun nicht mehr mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen ist. Was Dich betrifft, so thue ganz, was wir mit einander abgeredet haben, und benachrichtige mich bald von dem Resultat Deiner Unterredung mit Herrn Hofmann (Chef des Kabinets des Königs) 2c. Ich habe seit mehreren Wochen keine Zeile von Hause erhalten und bin darüber etwas beunruhigt, theils weil die Zeitungen auch aus Deutschland schlimme Nachrichten liefern, theils weil ich sehr fürchte, daß der Vater seine Unthätigkeit in Hornau unter solchen Umständen schwer ruhig ertragen wird. Diese Ungewißheit und stete Spannung und Reizung wird seine Gesundheit zu Grunde richten.

gebraucht hatte, als das Königreich gegründet und dessen Grenzen bestimmt wurden; es diente nun bei seiner Auflösung.

Ich wurde noch am 27. beim Prinzen zur Tafel geladen; der Hofmarschall d'Yvoy, eben aus dem Haag angekommen, war mein Nachbar. Bei seiner Abreise aus dem Haag kannte man die wahre Lage der Dinge noch so wenig, daß er ganz erstaunt ausrief: Mon Dieu, je trouve le prince dans une toute autre situation qu'on ne s'imagine à la Haye; je vois bien qu'on est encore là dans le pays des illusions.

Den 28. verließen wir Dieghem, das Hauptquartier des Prinzen kam nach Waelhem, das des Herzogs nach Mecheln, die Truppen wurden im Halbkreise um Mecheln cantonnirt; Vilvorden blieb während der ersten Tage besetzt.

Als Vilvorden später verlassen werden sollte, wurde beim Prinzen darüber berathschlagt, wie mit dem dortigen Gefängnisse zu handeln sei; man wollte beim Abzug auch die Wache des Gefängnisses mitnehmen und die Gefangenen sich selbst überlassen. Ich stellte vor, die Wache als Sauvegarde zurückzulassen, bis sie von einer Belgischen Bürgergarde abgelöst würde; es ward übel aufgenommen. Mögen die Kerls mit ihren Spitzbuben machen, was sie wollen, was liegt uns daran, wir wollen keine Complimente mit ihnen machen. Solche Dedains scheinen mir erbärmlich; sobald einmal Krieg geführt wird, gilt Völkerrecht und Kriegsgebrauch; man vergiebt sich nichts, im Gegentheil, es ist ehrenvoll, alsobald sich der Mittel zu bedienen, welche der Kriegsgebrauch darbietet, um die zwecklosen Uebel des Kriegs zu vermeiden oder sie zu mildern.

Ich übergehe militärische Details ohne alles Interesse. Gefechte fielen nicht vor; einige Vorposten wurden zufolge der Rapporte im Rücken überfallen und aufgehoben; aber schon bestanden Complotte; feindliche Ueberfälle wurden fingirt, um die Desertion zu verschleiern.

Der gefährlichste Feind war nun schon in unsern Reihen; die üble Gesinnung der Belgier, besonders der Officiere, wurde lauter und dreister. Die einen meldeten sich krank, andere erklärten, nicht gegen ihr Vaterland dienen zu wollen; einige forderten schon ihre Entlassung und entfernten sich ohne dieselbe abzuwarten. Dazu kam die Nachricht, daß eine Belgische Festung nach der andern gefallen sei.

Am 1. October traf die Division des Generals Cortheyligers in Mecheln ein; bald darauf zog die Garnison von Namur durch, welche capitulirt hatte; diese Colonne, mit dem General van Geen an der Spitze, bestand blos aus Officieren und Unterofficieren der Regimenter Nr. 12 und 18; die Belgischen Soldaten derselben waren alle nach Hause gegangen. Am 1. October hatte sich auch die Garnison von Gent, wie man sagt ohne alle Nothwendigkeit, in die Citadelle der Stadt zurückgezogen.

Am 2. October war das Hauptquartier des Prinzen Friedrich von Waelhem nach Antwerpen verlegt worden; die Ankunft des Generals Cortheyligers hatte unsere Armee auf 20 Bataillons gebracht; am 7. October gab der Prinz derselben eine neue Eintheilung. Der Herzog erhielt die 1. Division, aus 13 Bataillons bestehend; Cortheyligers sollte die ganze Infanterie commandiren. Aber viele dieser Bataillons waren durch Desertion schon sehr geschwächt, und täglich trafen die traurigsten Berichte der Corpscommandanten ein, welche Belgische Regimenter befehligten; vor Allem von den Regimentern Nr. 1 und 15 und von dem 2. Bataillon Jäger. Daß das Uebel selbst bei diesem Elitencorps um sich greifen konnte, das von dem Oberstlieutenant Werts commandirt war, beweist hinreichend, daß auch der Einfluß eines ausgezeichneten und allgemein beliebten Chefs nicht mehr vermögend war, Einhalt zu thun und die Disciplin

zu erhalten. Am 11. October hatte das 15. Regiment schon 671 Deserteurs; die Berichte des Obersten Grafen de Lens gaben das deutlichste Bild von dem damaligen Zustande; eben so einer des Oberstlieutenant de Hart von dem 1. Regiment, er wollte am 14. October schon seine Fahne in Sicherheit bringen.

Dabei fing der Dienst der Truppen schon an, ermüdend zu werden, theils wegen der ausgedehnten Vorposten, besonders aber darum, weil man im Innern der Cantonnirungen selbst gegen Verrath, Verführung und Ueberfall auf seiner Hut sein mußte. In Mecheln und Antwerpen bivouakirten schon einige Bataillons auf den Marktplätzen. Es wurde für die Chefs schon schwer, in ihrem Betragen gegen die Belgischen Soldaten und Officiere das rechte Maaß zu finden; Verdacht und Zeichen des Mißtrauens konnten die, welche noch gut gesinnt waren, kränken und in ihrer Treue wankend machen; zuviel Vertrauen konnte die Holländer in Gefahr bringen; Nachsicht mit zweideutigen Aeußerungen — konnte für Schwäche und Furcht gelten und die Schlechten kühn machen; zu große Strenge endlich — bei der Aufregung der Gemüther eine Katastrophe herbeiführen; denn in diesen Regimentern waren die Belgier am stärksten. Cäsar hat diesen Zustand mit den Worten geschildert: Nam neque pudentes suspicari oportet, sibi parum credi, neque improbos scire, sese timeri, quod his licentiam timor augeat noster, illis studia diminuat. In solchen Lagen können nur außerordentliche Menschen, die durch Ruhm oder Charakter eine magische Gewalt über die Soldaten üben, etwas ausrichten.

Am 9. October wurde das Hauptquartier des Herzogs nach Antwerpen verlegt, das des Generals Cortheyligers blieb in Mecheln.

Schon in den letzten Tagen des September hatte ich, die

Folgen des Brüsseler Mißgeschicks ahnend, vorgeschlagen, sich vor Allem des Besitzes von Gent, Antwerpen, Dendermonde und der Linie der Schelde zu versichern, weil es mir von der größten Wichtigkeit schien, in Belgien eine politische Stellung zu behaupten; das heißt die großen Städte, in welchen die Gesinnung dem König und dem vereinigten Königreiche am günstigsten war, zu benutzen, um eine Oranische Partei der revolutionären entgegenzusetzen. Nepveu entgegnete mir (es war auf dem Weg von Dieghem nach Mecheln): man muß sich nicht so schnell zurückziehen; wir müssen den Boden Fuß für Fuß vertheidigen.

Gleich am Tage der Ankunft in Antwerpen (9. October) überreichte ich den Prinzen, die sich hier wieder zusammen gefunden hatten, ein kurzes Memoire, in dem ich die obige Ansicht nochmals geltend zu machen suchte; damals war die Stadt Gent schon nicht mehr in unserem Besitz, aber wir hatten die Citadelle; Gent konnte leicht wiedergewonnen und in wenig Tagen in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Die Behauptung von Gent, Dendermonde, Antwerpen und dem Land von Waes konnte mit 16,000 Mann, die man damals hatte (die Garnisonen der Citadelle von Antwerpen, von Dendermonde und der Citadelle von Gent nicht mitgerechnet), sehr wohl versucht werden. Der Herzog ging ganz auf meine Idee ein, und arbeitete im größten Detail eine Disposition aus, wie man Gent wiedernehmen könne. Er drang mit Recht darauf, man müsse durch eine offensive Unternehmung und durch einen Succeß der Armee wieder Muth und Selbstvertrauen geben, die Feinde aber im Respect halten.

Der Vorschlag hatte keine Folgen; was am 28. September noch zu früh schien, war am 9. October zu spät. Nepveu behauptete gegen mich, und er hatte vielleicht Recht, in Holland sei die Besorgniß vor einer Belgischen Invasion so groß, daß

man, um zu beruhigen, nothwendig eine Aufstellung nehmen müsse, welche die Grenzen von Holland direct decke*).

Während der folgenden Tage, vom 10. bis zum 16., wurde die Armee vom Feinde nicht beunruhigt, aber die Wider=

*) In diesen Tagen, von Antwerpen aus, den 12. October 1830, schrieb Fritz an den Vater.

— — — Erfreulichen Bericht kann ich nicht abstatten. Mit Gewalt ist nichts mehr auszurichten; die Desertion der Belgier ist so groß und nimmt mit jedem Tage so sehr zu, daß man auf die Regimenter, welche größtentheils aus Belgiern zusammengesetzt sind, nicht mehr rechnen kann. Durch diese Desertion sind auch die meisten Festungen in die Hände der Aufrührer gefallen. Eine friedliche Uebereinkunft ist noch denkbar, aber nicht wahrscheinlich. Die Leidenschaften sind zu aufgeregt; zu viele Personen sind compromittirt; zu viele Ehrgeizige hoffen bei dieser Revolution emporzukommen und zu gewinnen. Dazu kommt der Einfluß, welchen Frankreich ausübt. Also auch in der Voraussetzung, daß die Maßregeln der Regierung kräftig, übereinstimmend, zweckmäßig und den Umständen angemessen sein werden, habe ich doch wenig Hoffnung, daß man zu einem günstigen oder nur erträglichen Resultat gelangen wird ohne fremde Hülfe. Wie nahe diese ist, kann ich nicht beurtheilen; England soll nicht gerüstet sein; die Preußen werden vielleicht zu Hause Beschäftigung finden. Für den Augenblick glaube ich nicht an nahe bevorstehende Feindseligkeiten, wenigstens nicht an entscheidende. Die Niederländische Armee ist bei Antwerpen concentrirt; die Vorposten stehen bei Mecheln; die beiden wichtigen Festungen Antwerpen und Mastricht haben starke Besatzung; an den Grenzen von Holland formirt sich eine Reserve. Die Belgier sind auch beschäftigt, eine Armee zu bilden; durch Versprechungen und Avancement suchen sie die königlichen Truppen zur Desertion zu verleiten und es gelingt ihnen nur zu gut; bis jetzt sind ihre Anführer schlechte und verrufene Subjecte. Wenn nicht fremde Hülfe oder glückliche Zufälle der Sache ein Ende machen, ist es wahrscheinlich, daß Belgien und Holland den Winter über in feindlicher Spannung sich gegenüber stehen werden und daß ein großer allgemeiner Krieg, wozu der Zündstoff ja überall gesammelt ist, im künftigen Jahre ausbricht, — oder vielleicht noch früher ꝛc.

Max ist also bei mir und rüstet sich aus; seine Schultern werden morgen mit zwei Unterlieutenants=Epauletten geschmückt sein; seine Lage ist nicht unangenehm; er wird sich nützlich machen und es freut mich herzlich, ihn bei mir zu haben. Wir werden zusammen wohnen und ich werde ihn mit einem Pferde versehen. Wie gesagt, ich vermuthe, daß wir noch Wochen in Antwerpen zubringen werden; und auf längere Zeit muß man jetzt nicht hinausdenken. —

Aber wie geht es bei Ihnen? Ich sehe in den Zeitungen und Ihre Briefe bestätigen, daß es in Deutschland bunt aussieht; also ein Bauernkrieg;

spenstigkeit der Belgischen Soldaten, ihr erklärter Widerwille, den Kampf länger fortzusetzen, die Desertionen in Masse, schwächten und demoralisirten die Armee mehr, als eine verlorene Schlacht gethan haben würde.

Es war auch allgemein bekannt, daß beide Brüder, der Prinz von Oranien und der Prinz Friedrich, die gemeinschaftlich das Palais bewohnten, sich entzweit hatten; ihr Auftrag mußte dahin führen. Unabhängig von einander sollte der eine die Gemüther besänftigen, den treu gebliebenen Theil von Belgien regieren, die im Aufstand begriffenen Provinzen durch Ueberredung wieder zu gewinnen suchen; der andere den Aufstand durch Gewalt der Waffen bekämpfen. So unter einem Dache die Geschäfte des Kriegs und des Friedens zugleich durch zwei verschiedene Autoritäten führen zu lassen, — hat etwas Zweideutiges und mußte nothwendig zu Collisionen führen.

Die Belgischen Officiere hatten ihre Augen auf den Prinzen von Oranien gerichtet; kann man es ihnen sehr zum Vorwurf machen, wenn ihnen seine Worte des Friedens, seine Versicherung, daß sie nicht mehr gegen ihre Landsleute fechten sollten, sehr willkommen waren! Bei der Holländischen Armee aber machte die Hinneigung des Prinzen von Oranien zu den Belgiern den umgekehrten Eindruck; während sich die Belgier zu ihm drängten, schalten ihn die Holländer schon laut einen Verräther; er ward von ihnen gemieden und bei der Begegnung kaum mehr gegrüßt.

Ich aß gewöhnlich in dem Hotel d'Angleterre zu Mittag, wo der Herzog wohnte und wo auch die meisten Mitglieder

---

das ist ein completer Contrast mit Frankreich und Belgien, wo die Unruhen von den höheren und gebildeteren Ständen ausgegangen sind und durch politische Ideen veranlaßt wurden, die ganz über den Horizont der Bauern gehen.

Es freut mich, daß Sie wohl sind und sich von Sorgen nicht niederdrücken lassen. Sie haben ein jus quaesitum, den Kopf hoch zu tragen.

der Belgischen Commission, die dem Prinzen von Oranien beigegeben war, an table d'hôte zu Mittag aßen. Da sah ich Lehon und Goblet. Goblet hatte mich mehrmals zu sich eingeladen, pour causer des affaires; er war mir sehr zugethan, denn vor der Schlacht von Waterloo, wo wir in einer Division dienten, hatte man ihn beim General Perponcher verdächtig machen wollen, ich hatte mich aber für ihn verbürgt. Jetzt vermied ich allen Umgang mit ihm, nicht weil ich Verdacht gegen ihn hegte, sondern weil damals der vertraute Umgang mit Belgiern, wenn auch nicht als Verrath, doch schon als Zweideutigkeit galt.

Am 14. oder 15. October kam Major Malherbe Morgens zu mir und sagte mit geheimnißvoller Miene: Ich bin von guter Hand unterrichtet, daß der Prinz von Oranien es gern sehen wird, wenn wir beide heute auf seine Audienz gehen. Meine Antwort war: Ich habe dem Prinzen nichts zu sagen wenn er mich sprechen will, so darf er ja nur befehlen, daß ich zu ihm kommen soll. Wenige Tage nachher ging Malherbe in einer geheimen Mission des Prinzen von Oranien nach Brüssel und ist von dort nicht zurückgekehrt.

Oberst Gumoëns, der damals aus seiner Gefangenschaft zurückgekommen war, ging öfter zum Prinzen von Oranien; niemand hatte den geringsten Verdacht gegen ihn und doch wurde er deshalb laut getadelt; er bewies in allen Verhältnissen eine große Geschmeidigkeit.

Damals hatte sich in den Generalstaaten schon eine große Mehrheit, sowohl Holländer als Belgier, für die administrative Scheidung ausgesprochen, und der König, von der Noth gedrängt, hatte darein gewilligt. Wie es dabei mit der Armee gehalten werden sollte, darüber war noch nichts entschieden; aber die Belgischen Officiere sprachen den Wunsch der Scheidung von den Holländern schon so laut aus, daß der Prinz von

Oranien das Versprechen gab; die Hoffnung schnellerer Beförderung war dabei der Hauptbeweggrund der Andrängenden.

Auch sprach man schon laut davon, der Prinz Friedrich wolle das Commando niederlegen, der General Tindal solle es übernehmen. Dieser erschien auch wirklich damals in Antwerpen, verweilte aber nur wenige Tage. Es ist bekannt, daß er sich geweigert hat, das Commando anzunehmen, über die Gründe ist man in Ungewißheit. Einige sagen, er habe wegen der großen Demoralisation und Desorganisation der Armee für unmöglich gehalten, etwas mit ihr auszurichten, und daher seinen Ruf nicht compromittiren wollen. Ich habe aber aus guter Quelle gehört, daß er Bedingungen gemacht, freie Hand und namentlich das Recht, alle Unfähige und Feige sogleich zu entfernen, verlangt habe, worauf der König nicht eingegangen sei. Ein Gerücht bezeichnete auch als eine der verworfenen Bedingungen des Generals, daß er den Prinzen von Oranien als Staatsgefangenen nach dem Haag habe schicken wollen. Oeffentlich wurde nur bekannt, der General Tindal habe sich mit seiner geschwächten Gesundheit entschuldigt.

Der General Tindal hatte fast allein von den Holländischen Generalen, die noch activ waren, aus der Kaiserzeit einen großen militärischen Ruf herübergebracht; er hatte sich besonders in der Schlacht von Dresden ausgezeichnet, wo er eine Brigade der Garde befehligte; das Lob und die Gunst Napoleons warfen einen Glanz auf ihn; seine Tapferkeit, seine Energie, seine genaue Bekanntschaft mit allen Details des Dienstes der Infanterie waren anerkannt; aber eine übertriebene Strenge, eine Leidenschaftlichkeit, die er unter den Waffen nicht beherrschen konnte, hatten ihm viele Feinde gemacht, so daß er wenige Jahre nach dem Pariser Frieden, wegen der vielfältigen Klagen, die sich gegen ihn erhoben hatten, seine Stelle als Inspecteur der Infanterie verlor, und ein Generalcom-

mando ohne Einfluß erhielt. So verzehrte sich seine Energie ohne Gelegenheit zu entsprechender Thätigkeit; er litt sehr an den Nerven, so daß er oft weinen mußte wie ein Kind.

Tindal's Weigerung, das Commando der Armee zu übernehmen, hat ihm heftigen Tadel zugezogen; ein Soldat dürfe keinen Dienst ablehnen, er müsse gehorchen und sich jedem Auftrag unterziehen. Ich glaube, daß mit Unrecht dieser Grundsatz, der unbedingt für alle Soldaten in untergeordnetem Verhältniß gilt und gelten muß, — auf den General en chef angewendet wird. Wer höhere Pflichten und größere Verantwortlichkeit hat, dem müssen auch größere Rechte eingeräumt werden. Die Lage des Feldherrn ist der des untergeordneten Anführers nicht zu vergleichen; der letztere hat den Befehlen zu gehorchen und nach Vorschrift zu handeln; der Feldherr muß nach seiner Ueberzeugung und mit selbstständigem Urtheil das Ganze leiten; Wohl und Wehe des Heers und des Staats hängen an sein'em Entschluß; wenn ihm also das Commando unter Umständen oder Bedingungen angetragen wird, die es ihm nach seiner Ueberzeugung unmöglich machen, es mit gutem Erfolg zu führen, dann muß er nicht nur das Recht haben, nein es ist seine Pflicht es abzulehnen. Napoleon selbst, der gewiß nicht den Willen hatte der Macht des Souveräns etwas zu vergeben, erkennt das in seinen Memoiren an: Un Général en chef n'est pas à couvert de ses fautes à la guerre par l'ordre de son souverain. Tout Général en chef, qui se charge d'exécuter un plan qu'il trouve mauvais, est coupable; il doit représenter ses motifs, insister pour que le plan soit changé, enfin donner sa démission plus-tôt que d'être l'instrument de la ruine de son armée. Man braucht nicht besorgt zu sein; Leute, die den Commandostab gern in die Hand nehmen, werden sich immer finden. Es ist eine schöne Widmung wenn ein General, der erst in extremis gerufen wird, wo seine

Kunst kaum mehr etwas vermag, das Commando übernimmt um das letzte zu versuchen; dann gönne man ihm aber auch außerordentliche Mittel und große Gewalt.

VII. Die Gefechte an der Nethe.

Am 16. October war ich in Antwerpen beim Herzog zum Essen; nebst den anderen Officieren des Stabs waren auch der Hannöversche Consul Ellermann und der Naturforscher Siebold eingeladen. Letzterer, der sich lange in Java, China und Japan aufgehalten hatte und eben erst aus seiner Japanischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, unterhielt uns durch seine interessanten Berichte. Zum Dessert ließ er einen Javanesen und einen Chinesen, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, in ihren Sprachen reden, schreiben und allerlei Ceremonien machen. Da kam Nepveu und überbrachte dem Herzog mündlich den Befehl sogleich nach Lier zu marschiren, das vom Aufruhr bedroht sei, und nur vom 15. Regiment besetzt werde, auf das man nicht mehr zählen könne.

Man hatte die Absicht die Position hinter der Nethe zu nehmen; es war also wichtig Lier, als appui des linken Flügels, nicht zu verlieren.

Wir marschirten noch den Abend ab; bei Morsule begegneten wir dem Obersten de Lens mit dem 15. Regiment; Lier war schon in den Händen des Feindes. Ich übergehe die folgenden Bewegungen und Gefechte; nur einige Besonderheiten will ich erwähnen.

An diesem 16. hatte der Prinz von Oranien eine tournée in den Cantonnirungen gemacht; Inspection über die Belgischen Regimenter gehalten und ihnen die Versicherung gegeben, die Scheidung solle alsbald vorgenommen werden.

In der Nacht vom 16. auf den 17., die der Herzog in

dem Wirthshaus zum alten Gott (an der Gabel der Straßen von Antwerpen nach Mecheln und Lier) zubrachte, kam Oberst Brias und sagte: Er habe gehört, die Absicht sei morgen Lier anzugreifen; er müsse dem Herzog zu seiner größten Betrübniß melden, daß er auf sein Regiment nicht mehr zählen könne; seine Husaren weigerten sich zu marschiren und zu fechten. Der Herzog antwortete kurz und bestimmt: Fort bien, Colonel, si vos Hussards manquent de courage pour se battre, ils resteront en arrière, il y aura toujours assez de braves gens, qui feront leur devoir. Brias war ganz schwankend und charakterlos, er ließ sich von den Belgischen Officieren seines Regiments leiten. Am andern Morgen marschirte unsere Colonne an den Husaren vorbei und bezog das Bivouak von Boekhoute; wir waren da kaum eine Stunde etablirt, als das Husarenregiment ankam. Die Husaren, meistens Belgier, hatten erklärt, sie wollten nicht zurückbleiben wie die Hunds....., und so hatten sie ihre Belgischen Officiere mit fortgerissen. Brias kam ganz beschämt beim Herzog an.

Bei dem Kriegsrath, der am 17. zu Waarloos gehalten wurde, befand sich General Cortheyligers, der Herzog, Oberst Reuther und ich. Cortheyligers sprach ruhig, einfach, deutlich und bestimmt; seine Ansichten waren gut und praktisch. Von Anderen habe ich gehört, daß diese Ruhe und Bestimmtheit im Moment der Ausführung nicht ganz dieselben seien. Der Herzog, etwas phrasenreich bei dergleichen Anlaß, versprach seine kräftige Mitwirkung zum Angriff auf Lier; und das war sein Ernst. Oberst Reuther sprach unumwunden aus: „Unsere Truppen sind jetzt durch die Verhältnisse so demoralisirt, daß man nicht auf sie zählen kann; jede etwas kräftige Unternehmung muß mit solchen Truppen mißglücken, und kann nur dazu dienen, die Reputation braver Officiere zu compromittiren; ich erwarte keinen günstigen Erfolg von dem Angriff auf Lier.“ Ich führe

diese Meinung an, weil der brave Oberst Reuther wenige Tage darauf bei Berchem, wo er geblieben ist, den Beweis gegeben hat, daß es ihm an Muth nicht fehlte. Die Männer, im Rath vorsichtig, im Gefecht tapfer, sind viel seltner als die, welche tapfer im Rath und vorsichtig im Gefecht sind. Meine Ansicht war, den Angriff zu machen, wie zweifelhaft der Erfolg sei, weil die Einnahme von Lier mit Sturm einen sehr günstigen Eindruck auf den Soldaten machen, ein abgeschlagener Angriff aber unsere Lage nicht verschlimmern würde.

Als General Cortheyligers in Waarloos ankam, fand er dort auf der Straße das 2. Bataillon des 5. Regiments, das die Gewehre in Rotten gesetzt hatte; Major Dittlinger, der es commandirte, hatte den Befehl erhalten Duffel an der Nethe wieder zu besetzen, das der Major Jesenois vom 15. Regiment am Morgen willkürlich verlassen hatte. Dittlinger hatte aber unterwegs gehört Duffel sei vom Feinde besetzt, und ohne einen Versuch, ohne nur eine Recognoscirung zu machen, war er umgekehrt. Er erhielt nun Befehl wieder hinzumarschiren, und es fand sich, daß die feindliche Besatzung aus sechs besoffenen Kerls bestand, die sogleich wegliefen.

Am 18., als der Herzog eben aus dem Bivouak von Boekhoute gegen Lier aufbrechen wollte, kamen zwei Officiere, welche mit Urlaub in Mecheln gewesen waren, und sagten: General Cortheyligers habe ihnen aufgetragen dem Herzog vorläufig zu wissen zu thun, daß die Bewegung auf Lier nicht stattfinden solle, die schriftliche Contreordre werde sogleich nachfolgen. Der Herzog billigte meine Ansicht, daß auf solche mündliche Aussagen nicht zu bauen, da das Rendez-vous vor Lier auf eine bestimmte Stunde festgesetzt sei; wir marschirten ab und thaten wohl daran; die Contreordre kam nicht, das ganze war ein Mißverständniß, doch ohne böse Absicht der Officiere, die Holländer waren.

Bei Lier hatten wir ein Gefecht, in dem die Truppen sich recht brav hielten; selbst das 15. Regiment, das sich vor und nachher so widerspenstig und rebellisch zeigte, that im Gefecht sehr gut seine Schuldigkeit; die Colonialen, eine starke Compagnie für Java geworbener Truppen, die aber jetzt bei so dringendem Bedürfniß benutzt wurden, zeichneten sich aus. Bei einem von den Belgiern versuchten Ausfall ward Jouvenel, der Dichter der Brabançonne, von einem Kanonenschuß auf der Chaussee tödtlich verwundet.

Der Herzog hatte selbst die Tirailleurs bis auf Büchsenschußweite von den Wällen von Lier vorgeführt, und befand sich zu Fuß in so heftigem Tirailleurfeuer, daß ich ihn erinnern mußte sich nicht unnöthig so sehr auszusetzen. In demselben Augenblick kam der Husarenlieutenant van der Burgh an, den Oberst Brias mit dem gedruckten Tagesbefehl des Prinzen von Oranien an den Herzog abgesandt hatte, und in dem Moment, da van der Burgh das Papier überreichte, fiel ein Kartätschenschuß, der mehrere Soldaten verwundete; eine Kartätschkugel traf den Steigbügel des Lieutenant van der Burgh.

Mein Bruder Max, der seit Mecheln im Stabe des Herzogs als Freiwilliger diente, war hier zum ersten Mal im Feuer*).

Als es dunkel war wurde der Herzog vom General de Favauge abgelöst, und kehrte in der Nacht noch nach Antwerpen zurück.

Gleich am andern Morgen schrieb ich den Bericht (vom 20. October) über das Vorgefallene, der Herzog unterschrieb

---

*) Fritz an den Vater.

Antwerpen, den 20. October 1830.

Vorgestern am 18. October, dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, hatten wir ein kleines Gefecht bei Lier, in dem Max seine Sporen verdient hat. Ich kann ihn in jeder Hinsicht nicht genug loben; er ist voll Eifer und sein gesunder Verstand ersetzt meist, was ihm an militärischer Routine abgeht.

ihn. Er hatte mir ausdrücklich aufgetragen darin des Tagsbefehls*) des Prinzen von Oranien zu erwähnen, da er so nachtheiligen Einfluß auf den Geist der Truppen gehabt habe.

Ich weiß, daß mir dieser Bericht sehr übel genommen worden ist, selbst mehrere meiner Kameraden hielten die Erwähnung dieses Umstandes für überflüssig und unschicklich. Ich habe immer verschmäht das eigene Handeln mit dem Willen des Herzogs zu entschuldigen, und gestehe, daß wenn ich den Bericht noch heute zu machen hätte, ich ihn ebenso abfassen würde. Der Bericht war ja nicht für die Publicität bestimmt, sondern an die höhere Behörde gerichtet; er enthält in Beziehung auf den Prinzen von Oranien nichts, als was die gleichzeitige Dienstcorrespondenz des General Cortheyligers ebenso meldet. Die Thatsachen und Alles was darauf Einfluß übte genau zu berichten, war um so mehr Pflicht, als es in diesen Augenblicken darauf ankam, daß das Gouvernement gut unterrichtet sei.

Es ist sehr zu bedauern, daß damals der Angriff auf Lier nicht stattfand; so wie überhaupt, daß die vortheilhafte Aufstellung hinter der Nethe, die einige Tage darauf freiwillig verlassen wurde, ohne daß sie der Feind ernstlich angegriffen hätte, nicht hartnäckig vertheidigt wurde; nur an der Brücke von Waelhem war ein Tirailleurgefecht vorgefallen. Es ist mir unbekannt, wer diesen Rückzug befohlen hat, ob General Cortheyligers oder Prinz Friedrich. Der Zweck der Aufstellung hinter der Nethe und der dort gelieferten Gefechte war gewesen,

---

*) Dieser erste, die Trennung der Armee einleitende Tagsbefehl lautet: Ordre du jour pour l'armée. S. A. R. le Prince d'Orange donne à connaître aux troupes, que la séparation entre les nationaux Belges et Hollandais par corps, aura lieu sous peu, et que le général van Geen est attendu pour l'effectuer. Les troupes Belges resteront en Belgique et sous les ordres du Prince. S. A. R. engage donc les Officiers, Sousofficiers et Soldats à attendre avec calme le moment où cette mesure sera mise à exécution. Par ordre de S. A. R. le Prince d'Orange. Anvers, ce 18. Octobre.

den Feind von Antwerpen entfernt zu halten und Zeit zu gewinnen die Stadt in guten Vertheidigungsstand zu setzen; der letztere Zweck war nicht erreicht.

In Antwerpen hatte sich die Lage schon sehr verschlimmert. Der Prinz Friedrich war abgereist, dem General Chassé war der Oberbefehl, der mehr besondere (meer byzondere) Oberbefehl aber dem General Cortheyligers aufgetragen; eine höchst lächerliche und nachtheilige Einrichtung; Alles trug schon die Kennzeichen der Verwirrung und Rathlosigkeit.

In Antwerpen waren schon mehrmals Unruhen ausgebrochen, aber gedämpft worden. General Chassé wollte die Stadt mehrmals in Belagerungsstand erklären; allein der Prinz von Oranien bat und drang darauf es nicht zu thun, es würde die Einwohner erbittern, und dann sei Alles verloren. General Chassé gab nach — und so geschah nichts. Nur die Citadelle war wohl armirt, auf den Wällen der Stadt war keine Kanone, der Fuß des Glacis, mit Häusern und Gärten bedeckt, wurde nicht aufgeräumt; im Innern der Stadt hatte man auch keine Vorsichtsmaßregeln genommen, weder an den Thoren, noch vor den Casernen, noch auf den Marktplätzen waren Tambours angelegt. Endlich, und das ist das schlimmste, es war gar keine Polizei, — oder vielmehr sie befand sich in den Händen des Feindes. Fremde, Bewaffnete in Kitteln kamen seit mehreren Tagen durch alle Thore der Stadt herein; in verschiedenen Wirthshäusern wurden Getränke gratis, ja selbst Geld unter das Volk vertheilt, ohne daß jemand davon Notiz nahm oder es hinderte.

Der Herzog theilte mir mit, die Absicht sei, einen Theil der Armee nach der Holländischen Grenze zurückzuziehen, er habe für sich um das Commando in Antwerpen gebeten. Meine Antwort war, daß ich mich darüber freuen würde, wenn er als Chef darin commandirte, und wenn er zur rechten Zeit

die Autorität und die Mittel erhielte um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen; unter den gegebenen Umständen sei die Vertheidigung von Antwerpen keine leichte Aufgabe.

Von Neppeu erfuhr ich, daß man im Haag noch deliberire, ob die Stadt Antwerpen besetzt bleiben solle oder nicht, — er erwarte jeden Augenblick die Entscheidung. Er selbst hatte in seinen Berichten dagegen opinirt, weil ihm unter solchen Umständen die Vertheidigung schwierig und die Garnison sehr exponirt schien; seine Bestimmung als Chef vom Stab bei der Armee an den Grenzen von Holland mochte es ihm wünschenswerth machen, daß diese Armee gleich Anfangs so stark als möglich sei; daher hätte er die auf 10000 Mann bestimmte Garnison von Antwerpen wohl lieber gleich an sich gezogen. Die Erhaltung von Antwerpen war aber gewiß viel zu wichtig als daß man nicht alles dazu hätte aufbieten sollen; dann mußte man sich jedoch schnell entschließen und die rechten Mittel ergreifen, d. h. einen tüchtigen Gouverneur ernennen (der Herzog wäre dazu gewiß sehr passend gewesen) und die Stadt ohne Verzug in Belagerungsstand erklären.

Zufolge des weiteren Tagesbefehls vom 21. October sollte nun in der Armee die Scheidung der Belgier und Holländer bewerkstelligt werden; der General van Geen war damit bei der Infanterie, der General Trip bei der Cavallerie beauftragt. Die Scheidung bestand aber darin, daß alle belgischen Miliz-Soldaten, die es verlangten, und fast Alle verlangten es, mit großem Urlaub nach Hause geschickt wurden. Zwei Belgische Regimenter, welche sich bei der mobilen Armee befanden, das 1. und 15., wurden dadurch ganz aufgelöst, nur Cadres von holländischen Officieren und Unterofficieren blieben übrig; die Grenadiere wurden von drei auf zwei Bataillons, das zweite Bataillon Jäger auf die Hälfte zurückgebracht.

Den belgischen Officieren wurde es freigelassen — fortzu-

dienen, oder ihre Demission zu nehmen, oder selbst, wenn sie nicht gegen ihre Landsleute dienen wollten, mit Nonactivitätsgehalt nach Holland zu gehen, um die Begebenheiten abzuwarten.

Ich habe oft über die Lage und die Pflichten der Belgischen Officiere nachgedacht, und gesucht darüber ins Reine zu kommen; aber es ist schwer, für solche Fälle des Zweifels und der Collision eine allgemein gültige Formel zu finden, die es überflüssig macht ein eigenes Urtheil zu haben. Gewiß ist für den Soldaten Treue und Gehorsam die erste und unerläßlichste Pflicht; er soll nicht Pflichten gegen den Fürsten von denen gegen das Vaterland trennen, so lange es möglich ist, beide für identisch zu halten; Armeen sollen nicht deliberiren, am wenigsten in constitutionellen Staaten, wo andere Behörden bestehen, denen es im äußersten Falle obliegt die Interessen des Landes zu wahren. Die Weigerung gegen seine Landsleute zu fechten, wenn irgendwo ein Aufruhr ausgebrochen ist, ist also pflichtwidrig. Wenn aber der Aufstand, sei er in seinem Principe auch noch so ungegründet und rechtswidrig, sich einmal allgemein verbreitet hat, wenn das ganze Volk gegen seine Regierung unter den Waffen steht, dann scheint es mir zuviel gefordert, daß die Armee durch blinden Gehorsam verbunden sein soll den Bürgerkrieg bis auf den letzten Mann auszufechten, oder dem Fürsten ins Exil zu folgen.

Ich glaube also, daß diejenigen Belgischen Officiere, die nach der Mitte des October, als die Scheidung ausgesprochen war, ihre Entlassung nahmen, kein Vorwurf treffen kann; die Pflicht hatte hier ihre Grenze erreicht; persönliche Zuneigung, Dankbarkeit, Liebe zu dem Fürsten, hat zwar keine Grenze, aber das kann nur für Einzelne, nicht für Alle als Pflicht gelten. Vor Allem aber ziemte den Belgischen Officieren eine männliche offene Sprache, nicht charakterlose Zweideutigkeit.

Sehr schön betrug sich in dieser widerwärtigen Lage der

Oberst Graf de Lens, ein Mann von sehr beschränktem Verstande, dem aber die Brust immer den rechten Weg gezeigt hat.

Am wenigsten zu entschuldigen, schlechter und verächtlicher fast als die Ueberläufer, sind die, welche unentschlossen, heimtückisch und feig — sich krank sagten, den Dienst schlecht thaten, heimlich die Disciplin und den Gehorsam der Truppen untergruben, und sich ganz von den Umständen und eigennützigen Rücksichten leiten ließen. Die große Zahl derer, die so gehandelt haben, wirft kein günstiges Licht auf den Nationalcharakter.

Aber aus Allem diesem läßt sich noch eine politische Warnung ziehen, daß es nämlich thöricht ist, wenn Cabinette glauben, ihre stehenden Armeen, durch Conscription zusammengebracht und aus Soldaten bestehend, die nur wenige Wochen unter den Waffen auf den Augenblick warten, wo sie zu dem heimathlichen Heerd und Pflug zurückkehren, — wenn die Cabinette glauben, diese Armeen länger als höchstens einige Tage lang gegen ihre Mitbürger gebrauchen zu können.

Während dieser Zeit der Auflösung fungirten die Bureaux des Kriegsministeriums zum Theil noch fort, als ob nichts vorgefallen sei, und der Herzog erhielt damals noch Dienstbriefe und Befehle, die sich auf sein Commando in Gent, und auf die Inspection von Regimentern bezogen, die seit einem Monat nicht mehr bestanden. Es war den Grimassen eines vom Rumpf getrennten Kopfs zu vergleichen, der galvanisirt wird.

Mein Verhältniß zum Herzog war damals nicht angenehm. So oft wir in Thätigkeit waren, in der Bewegung und im Gefecht, hatte ich sein volles Vertrauen; aber sobald die Ruhe wieder eintrat, mißfiel ihm die Kälte oder die schweigende Mißbilligung, mit der ich seine leidenschaftliche Heftigkeit aufnahm, die oft in Härte ausartete. So wollte er in diesen Tagen beim Besuche eines Hospitals einige schwer blessirte Belgier, die bei Waelhem in unsere Hände gefallen

waren, aus dem Hospital entfernen lassen. Ich hielt ihn davon ab mit der Bemerkung, daß das Hospital keine Feinde kenne; aber nicht ohne Wortwechsel.

In dieser Epoche erhielt der Prinz von Oranien die niederschlagendsten Nachrichten aus Brüssel, und für ihn schwand die Hoffnung. Aber er zeigte sich noch in den Straßen von Antwerpen muthig, unbefangen, umgeben von den Stabsofficieren der Antwerp'schen Schuttery. Am letzten Tage sah ich ihn noch, sein Gesicht war todtenbleich, aber seine Haltung wie immer.

Ich wiederhole meine Vertheidigung des Prinzen gegen ungerechten Tadel. Er als Kronprinz hatte gegen beide Hälften des Königreichs gleiche Pflichten, und seine Aufgabe war, in diesem Augenblick, wo es nicht mehr möglich war die Spaltung des Königreichs zu verhindern, wenigstens dafür zu sorgen, daß die Spaltung nicht unheilbar werde, daß Belgien seiner Dynastie erhalten bleibe. Die Mittel, die ihm dazu die geeignetsten schienen, mußte er ergreifen, auch wenn er dabei Instructionen und Vollmachten überschritt; in solchem Drang gilt das Gebot der Nothwendigkeit. Er war der einzige seiner Familie, der in Belgien noch einige Popularität, noch einigen Einfluß auf die Gemüther hatte; man glaubte an die Aufrichtigkeit des Prinzen in der Nachgiebigkeit, nicht an die des Königs. In Portugal und Brasilien sind ähnliche Verhältnisse eingetreten.

Einiges Dunkel liegt noch auf dem damaligen Verhältnisse des Sohnes zum Vater. In London habe ich aus sicherer Quelle gehört, daß als später die Rede davon war, den Prinzen von Oranien vom Belgischen Congreß zum König wählen zu lassen, und als die Londoner Conferenz in diesem Sinne wirken wollte, der König Wilhelm sich diesem Vorhaben entschieden widersetzt habe, mit den Worten: Der Prinz von Oranien ist

der letzte, den ich gewählt haben will, niemals! mich müssen sie wählen!

Die Proclamationen des Prinzen von Oranien sind bekannt, die Indignation der Holländer war groß. Hochstehende Personen stimmten darin sehr laut ein und nannten den Prinzen gewöhnlich den Begeffer (Begreifer), nach der Holländischen Uebersetzung der Phrase: „Je comprends votre mouvement“, die sich in einer der Proclamationen befindet.

Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Bemerkungen anzuknüpfen.

Warum schlugen die Bemühungen des Prinzen von Oranien fehl? Waren die Belgier, die ihn umgaben und zu solchen Schritten verleiteten, Verräther? Ich glaube es nicht, wenigstens nur von Wenigen. Aber es liegt in der Natur der Revolutionen, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben können. Die, welche an der Spitze solcher Bewegungen stehen, werden mit fortgerissen; es steht nicht mehr in ihrer Macht Einhalt zu thun; auch sagt ihnen bald der politische Instinct, daß nicht blos ihr Einfluß, sondern auch ihre Sicherheit gefährdet ist, wenn nicht die Dynastie geändert wird. Können die, welche den Vater verjagt haben, ernstlich auf das Vertrauen und die Zuneigung des Sohnes zählen? Ist es nicht natürlich, die baldige Annäherung, den erst sich einschleichenden, dann aber bald wachsenden und überhand nehmenden Einfluß der Freunde und Anhänger des Vaters und der vorigen Ordnung der Dinge, vorauszusehen und zu fürchten? Darum konnten auch die beredten Worte Chateaubriands seinem Heinrich V. den Thron nicht erhalten, obwohl Niemand gegen die Person des Kindes etwas haben mochte. Nur Russische Naturen machen vielleicht in ähnlicher Lage eine Ausnahme.

Eine andere Frage ist: Hat der König zuviel auf die Allianzen und Tractate gerechnet, die ihm Belgien garantirt hatten?

Wenigstens hat er nichts gethan, um sich in diesen Kabinetten Freunde zu erhalten. Sobald die Kabinette die Gewißheit hatten, daß Frankreich Belgien jetzt nicht an sich reißen würde, wollten sie Belgien lieber als unabhängigen Staat anerkennen, als einen Krieg beginnen, der bei der Stimmung der Völker gefährlich, dessen Ausgang so ungewiß war.

Und auf Allianzen muß man überhaupt nicht zuviel rechnen; denn nur so lange ist die Hülfe der Alliirten gewiß, als ihr eigner Vortheil es mit sich bringt. Sie helfen nicht um uns mächtig zu machen oder zu erhalten, sondern nur um zu verhindern, daß unsere Gegner nicht zu mächtig werden.

VIII. Das Bombardement von Antwerpen.

Ich bin nun bei einer Katastrophe angelangt, die ich im Zusammenhang erzählen will.

Der Herzog, der nun wußte, daß er bestimmt sei, in Antwerpen unter dem Befehl des Generals Chassé zu bleiben, und dem das Commando in der Stadt zufiel (während Chassé in der Citadelle und über das Ganze befehligte), wollte sich zunächst von der Lage und von den getroffenen Maßregeln genauere Kenntniß verschaffen; er begab sich kurz nach der Zurückkunft von Lier zu den Chefs der verschiedenen Dienste, fand aber wenig Entgegenkommen.

Der Intendant van dem Berghe, mit welchem der Herzog wegen Verpflegung der Truppen reden wollte, entschuldigte sich, er müsse in die Citadelle, wo ihm General Chassé gewiß die nöthigen Befehle geben würde.

Dem Obersten Kuitenbrouwer, dem Director der Artillerie, kamen wir eben so ungelegen; er war mit Einpacken seiner Gemälde beschäftigt und versicherte, seine Instruction als

Artilleriedirector verbiete ihm in einer eingeschlossenen Festung zu bleiben; er müsse sogleich die Stadt verlassen. . .

Endlich Oberstlieutenant Rupertus, der Stadtcommandant, war vom General Chassé in die Citadelle beordert.

So viel war schon jetzt klar, daß jeder sich beeilte, die Stadt zu verlassen und sich in der Citadelle zu etabliren; die, welche früher in Antwerpen gewohnt hatten und die Lage der Dinge, die Stimmung der Gemüther am besten kannten, waren die eiligsten.

Ich sah noch mit dem Herzog das Innere der Stadt und wir recognoscirten besonders den nördlichen Theil derselben, wo die Bassins und das Hanseatische Haus einen Abschnitt bilden, der sich leicht zur Vertheidigung gegen die Stadt benutzen läßt.

Da eine Einschließung der Stadt vorzusehen war, und die Garnison in den Fall kommen konnte, sich nach Breda oder Bergen op Zoom durchzuschlagen, machte ich am 24. Okt. früh im Auftrag des Herzogs eine Recognoscirung der nördlichen Umgebungen von Antwerpen, zwischen der Schelde und der Chaussee von Breda. Als ich gegen Mittag bei Eckeren ankam hörte ich eine Kanonade in der Gegend von Antwerpen und eilte sogleich zurück. Zu Hause erfuhr ich, der Herzog sei nach Berchem berufen worden, um das Commando von dem General Cortheyligers zu übernehmen, der nach dem Haag zurückkehre.

Ich fand den Herzog am jenseitigen Ausgang von Berchem auf der Chaussee bei einer Coupure, hinter welcher zwei Kanonen aufgestellt waren. Rechts und links von der Chaussee waren einige Compagnien des 9. Regiments in ein lebhaftes Tirailleurfeuer engagirt. Der Feind hatte Kanonen, die, verdeckt aufgestellt und oft den Platz wechselnd, ohne Unterlaß den Ausgang von Berchem beschossen; aber die meisten Schüsse waren zu hoch und trafen in die Dächer von Berchem. Unsere

Truppen, 6 Bataillons, standen in einem Halbkreis in einer ausgedehnten Stellung, die keine Terrainvortheile darbot; der rechte Flügel bei Kiel, der linke in Burgerhout. Das Terrain war so bedeckt, daß außer den Wegen nur en tirailleur agirt werden konnte.

General Cortheyligers hatte den Herzog nicht abgewartet, sondern das Commando dem Oberst Roemer übertragen, der sich krank sagte und von dem Herzog mit einem schlechten Compliment, wie ihm gebührte, zurückgeschickt wurde.

Der Feind richtete seinen Angriff hauptsächlich links von Berchem, um zwischen diesem Ort und Burgerhout vorzudringen. Hier wurde der brave Oberst Reuther tödtlich verwundet. Später brachte ich eine Section Artillerie dahin, die den Feind durch einige wohl gerichtete Schüsse in Respect hielt und unseren Truppen Vertrauen gab.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß der Herzog hier wie immer die Truppen durch sein persönliches Beispiel anfeuerte; mehrere Subalternofficiere zeichneten sich an diesem und dem folgenden Tage aus; vor Allen Capitän van Tol und die Lieutenants de Haan und de Radt; de Haan wurde zwei Tage später auf dem Walle von Antwerpen aus einem Hause tödtlich verwundet; zwei Stabsofficiere aber, Schneider und Frantzen, mußten am 24. wegen ihrer Contenance vom Herzog verdiente harte Worte hören.

In der Nacht vom 24. auf den 25. wurden wir nicht beunruhigt. Der Herzog expedirte spät Abends noch einen Bericht an General Chassé, worin er um Verstärkung bat. Dieser Bericht wurde durch meinen Bruder Max auf die Citadelle gebracht, wo dieser lange warten mußte, ehe er vorkam. General Chassé ließ ihn dann an sein Bett kommen und sich über die Entmuthigung der Truppen einige Beispiele mündlich berichten; dann gab er ihm einen Ordonnanzofficier mit um

zwei Bataillone selbst in der Kaserne zu holen; in einem Saale, wo Officiere und Gemeine in ihren Kleidern auf dem Boden lagen, wurden sie, wie Max erzählte, in eine Wolke von Gestank eingehüllt, und mit Flüchen empfangen. General Chassé entließ diesen mit der Weisung, die Position müsse gehalten werden à toute outrance. Ich besuchte zu Fuß die Linie unserer Vorposten und stieß auf ein feindliches Piquet; einige Schüsse fielen, aber die Dunkelheit schützte mich.

Beim Anbruch des Tages rückten die Belgier in Colonne gegen Berchem vor. Wie wir später erfuhren hatten sie die falsche Nachricht erhalten, Berchem sei in der Nacht von uns geräumt worden. Unsere Artillerie ließ die Colonne auf gute Distanz herankommen und jagte sie dann mit ein Paar Schüssen in die Flucht; bei dieser Gelegenheit soll Graf Friedrich von Mérode getödet worden sein.

Den ganzen 25. brachten wir in dieser Stellung zu; General Chassé hatte die zwei Bataillons aus Antwerpen zur Verstärkung und als Reserve wirklich geschickt; der Feind machte keinen ernstlichen Angriff mehr, aber das Canoniren und Tirailliren wechselte mit langen Pausen ab. Unsere Truppen waren sehr ermüdet, denn seit dem 17. waren sie immer hin und her marschirt, auf Bivouacs ohne ordentliche Verpflegung, in Gefechten ohne Resultate; — die Planlosigkeit, der häufige Wechsel im Commando, die Desertionen und Verräthereien, sowie die fehlenden Aufmunterungen und Belohnungen — hatten eben so nachtheilige Wirkung auf das Moralische des Soldaten gehabt. Ein späterer Bericht des Herzogs, vom 29. October, erklärte dieß Alles genügend.

Am 25. gegen Mittag stand der Herzog bei der Coupure am Ausgang von Berchem, als ein feindlicher Kartätschenschuß fiel, wovon eine Kugel den Herzog am Absatz traf; — der Herzog ließ sich von seinem Kammerdiener den Fuß umwickeln,

einen Pantoffel anbinden, und zeigte sich so schon am folgenden Tage wieder, auch zu Pferde, in den Straßen von Antwerpen; mich aber schickte er sogleich zum General Chassé, um zu melden, daß er blessirt sei, und um von unserer Lage Rapport abzustatten. Mit Mühe gelangte ich zu dem alten Mann, der krank mit halbgeschlossenen Augen in einem Lehnstuhl saß und kaum im Stande war mich anzuhören. Sein Bescheid war: Ik zal met de Neef spreken. So nannte er Neveu. Ich kehrte nach Berchem zurück, der Herzog fuhr gleich darauf in seiner Droschke ab, und ich hatte einige Stunden das Quasicommando, bis der Oberst Eymael kam, den Chassé an des Herzogs Stelle schickte. Mit Vergnügen erinnere ich mich dieses Mannes, der sich mit Ruhe und Heiterkeit (diese war damals selten) von der Lage und Aufstellung der Truppen von mir Auskunft geben ließ; ob ich ihn gleich zum ersten Male sah, waren wir bald auf dem Fuß alter Freunde. Er wurde am 27. auf dem Walle von Antwerpen in den Unterleib geschossen und starb wenige Tage darauf in der Citadelle.

Wie lange man die Stellung vor Antwerpen noch behaupten solle, darüber war man in der Ungewißheit; die Befehle lauteten bald so, bald anders; der Grund dieser Unschlüssigkeit lag darin, daß, nachdem bis dahin nicht das Mindeste geschehen war um die Approchen der Festung zu säubern und aufzuräumen, der Chef des Geniewesens die hierzu erforderliche Anzahl Tage selbst nicht bestimmen wollte, „da die Geräthe dafür noch nicht angeschafft und die Beile noch nicht geschärft waren.“

Gegen Abend des 25. kurz vor einbrechender Dunkelheit kam General Favouge, der wieder vom Oberst Eymael das Commando übernahm. Er brachte die Entscheidung mit, daß die Truppen um Mitternacht die Stellung hinter Antwerpen ganz räumen und sich in die Festung zurückziehen sollten. General Favouge hatte den Capitän Müller bei sich, der mich ablöste.

Ich verließ Berchem mit den andern Officieren, die zum Stabe des Herzogs gehörten, und besuchte noch an demselben Abend den Herzog und Nepveu. Mit Letzterem soupirte ich tête à tête bei Landry; er erwartete mit Ungeduld einen Befehl des General Chassé, den Befehl nähmlich zum Abmarsch für den Theil der mobilen Armee, der des anderen Tags mit General van Geen nach Breda abgehen sollte. General van Geen hatte schriftlich auf die Expedition dieses Befehls bei General Chassé angedrungen, der Brief war von dem Adjudanten de Boer empfangen (das Reçu lag vor), aber nicht gelesen worden; erst um 1 Uhr nach Mitternacht, als Nepveu selbst in die Citadelle gegangen war, wurde der Befehl ausgefertigt.

Als ich Nachts von Landry nach Hause ging, begegnete ich auf dem Platze und in den Straßen mehreren Männern in Kitteln, die Gewehre trugen.

Die Truppen, welche in der Nacht aus Berchem einrückten um die Garnison von Antwerpen zu bilden, mußten im Regen auf der Esplanade stehen bleiben bis die Kasernen des andern Morgens von den Truppen, welche nach Breda abmarschirten, geräumt waren; auch mußten sie zum Theil sogleich die Wachen an den Thoren ablösen. Keine Vorbereitungen waren gemacht, kein Dienst des Platzes geregelt, Alles sollte erst jetzt geschehen.

Der Herzog hatte mich am 26. früh zu Pferde bestellt um mit ihm in die Citadelle zum General Chassé zu reiten und dessen Befehle zu vernehmen. Chassé ließ den Herzog bitten um 12 Uhr wieder zu kommen, auf diese Stunde sei ein Kriegsrath (conseil de défense) angeordnet, dem alle Chefs de corps beiwohnen würden. Im Nachhausereiten verließ ich den Herzog, der mir befahl mich um 12 Uhr in der Citadelle einzufinden. Meine Wohnung auf dem St. Jacobs-

markt war einige hundert Schritte von der des Herzogs im Hotel d'Angleterre entfernt. Als ich zur bestimmten Stunde in der Citadelle ankam, wo ich den Herzog zu finden hoffte, hörte ich, der Kriegsrath sei abgesagt, der Herzog sei zwar eben da gewesen aber wieder in die Stadt zurückgekehrt; er hatte für mich keine Befehle zurückgelassen. Mit dem Adjudanten des Herzogs, dem Capitän Schlarbaum, der ebenfalls in die Citadelle bestellt worden war, ritt ich nun nach dem Hotel d'Angleterre. Unterwegs bemerkte ich in den Straßen der Stadt große Aufregung, besonders in dem Quartiere, das der Citadelle zunächst liegt, wo die Hefe des Volks wohnt. Wir ritten ruhig im Schritt durch, das Volk gaffte uns zwar an, wir wurden aber weder aufgehalten noch beleidigt. Im Hotel angekommen hörten wir von dem Ordonnanz-Sergeanten, der Herzog sei vor mehr als einer Stunde weggeritten, er habe bestellt Alles einzupacken und nach der Citadelle zu schaffen, für die Officiere des Stabs habe der Herzog denselben Befehl gegeben.

Ich ritt nach Hause, wo ich meinen Bruder fand, ließ schnell einpacken, auch die andern Officiere vom Stabe benachrichtigen, mit der Bitte sich zu eilen. Nachdem ich eine gute Stunde auf sie gewartet hatte, und da in den Straßen, nahe dem St. Jacobsmarkt, schon Schüsse fielen, ließ ich meine Bagage auf einen Schubkarrn laden und längs dem Walle in die Citadelle schaffen. Ich nahm mit meinem Bruder denselben Weg; es war bei 2 Uhr, als ich in der Citadelle ankam. Der Herzog war noch nicht zurück und ich war besorgt um ihn; aber kurz darauf kam er aus dem Arsenal mit einem Maréchaussée (Gensd'armen) hinter sich und wohlbehalten.

Hier schalte ich ein was mir der Herzog lange nachher erzählt hat: Kurz nachdem ich ihn verlassen und er in das Hotel d'Angleterre zurückgekehrt war, ließ sich Herr C., ein

Kaufmann, bei ihm anmelden; dieser bat ihn dringend auf seiner Hut zu sein; der Aufstand werde sogleich ausbrechen, bewaffnete Haufen seien schon versammelt, der Herzog könne nicht mehr ohne Gefahr in der Stadt bleiben, er möge doch sogleich in die Citadelle ziehen. Hierauf ließ der Herzog satteln, gab Befehl zum Einpacken, und ritt dann wieder in die Citadelle um dem General Chassé Rapport zu machen. Chassé war schon unterrichtet und gab dem Herzog Befehl die Truppen, welche so eben in dem Arsenal kasernirt worden waren, herauszuziehen, damit die Thorwachen zu verstärken und die beiden Plätze Place Verte und Place de Meir zu besetzen. Der Herzog ließ im Arsenal rappelliren und die müden Soldaten traten mit Widerwillen unter die Waffen. Der Herzog vollzog den erhaltenen Auftrag; am rothen Thore hörte er, das Bataillon des 5. Regiments, welches Major Dittlinger commandirte, stehe noch vor dem Thore, sei aber bestimmt Theil der Garnison von Antwerpen auszumachen. Der Herzog holte das Bataillon selbst herein (Dittlinger hatte wenig Lust zu kommen und wurde von dem Herzog hart angelassen) und besetzte damit das rothe Thor und die angrenzenden Wälle; darauf kehrte er in das Arsenal zurück. In der Stadt und an den Thoren hatte er schon zusammengerottete, aber unbewaffnete Haufen begegnet und auseinander gejagt; aber erst ganz zuletzt, als er aus dem Arsenal in die Citadelle ritt, waren aus den Häusern, welche die Aussicht auf das Arsenal und die Esplanade haben, einige Schüsse gefallen.

Der Herzog ging sogleich zum General Chassé, um von seiner Verrichtung Bericht abzustatten; als er von diesem zurückkam, brachte er mir folgenden Auftrag: Reiten Sie an alle Thore, sagen Sie den Commandanten, daß sie sich auf ihren Posten behaupten sollen, ich werde dafür sorgen, daß die Truppen aus der Citadelle mit Brod verpflegt werden; dem

Major Dittlinger bringen Sie den Befehl sogleich eine oder nach Umständen zwei Compagnien in die Stadt zu detachiren, um die zwei Compagnien, die noch auf den Plätzen de Meir und Verte aufgestellt sind, und die sich in großer Gefahr befinden, zu verstärken, damit sie sich in Ordnung aus der Stadt zurückziehen können.

Als ich über die Esplanade ritt, wurde ich aus den Häusern mit einer guten Salve begrüßt.

Von dem Beguinen- bis zu dem rothen Thore standen folgende Truppen-Detachements: Beguinen- und Mechelsches Thor: Major Behr vom 9., Burgerhout'sches Thor: Major van Aerssen vom 7., Rothes Thor: Major Dittlinger vom 5. Regiment. Am rothen Thore war Dittlinger nicht gleich zu finden, er war in einem Außenwerk, wo sein Bataillon eine Wache hatte. Er wurde gerufen, ich entledigte mich meines Auftrags, und unter meinen Augen wurden die Anstalten gemacht eine Compagnie in die Stadt abzuschicken.

Ich setzte dann dem erhaltenen Befehl gemäß meinen Weg längs dem Wall nach der Slykpoort fort. Schon auf halbem Wege kam mir ein Haufe von einigen Hunderten entwaffneter Soldaten entgegen, die voll Verwirrung und Entsetzen nach dem rothen Thore zuliefen. Mit Mühe konnte ich sie zum Stehen, und aus ihnen herausbringen, was vorgefallen war. Es waren die Ueberreste der auf den Plätzen aufgestellten Compagnien; das bewaffnete Volk und ein Theil der bis dahin noch dienstthuenden bewaffneten Schuttery hatte diese Compagnien überfallen, die Officiere ermordet (Capitän van de Casteele) und die Soldaten, nachdem sie ihnen Gewehre und Patrontaschen abgenommen, nach der Slykpoort gejagt mit dem Zuruf: Macht, daß ihr schnell über den Moerdyk kommt. Die Slykpoort war von den Feinden besetzt. Ich ritt nach dem rothen Thore zurück und ließ sogleich die schon ab-

marschirte Compagnie, deren Queue noch zu sehen war, zurückkommen, weil ihre Absendung nun zwecklos geworden war. Ich bat den Major Dittlinger, die zerstreuten Mannschaften zu sammeln und in die Citadelle zu schicken. Darauf eilte ich in die Citadelle, um Rapport abzustatten, erst dem Herzog, dieser schickte mich zum General Chassé. Ich stellte dem General die nachtheilige Aufstellung der Truppen und die Nothwendigkeit vor, einen Entschluß zu fassen. Die Truppen waren ohne Deckung, zwar noch nicht ernstlich angegriffen, aber doch beständig durch Schüsse aus den Häusern, die sie nicht erwiedern konnten, beunruhigt. In vielen Häusern, die die Aussicht auf den Wall hatten, waren schon feindliche Schützen eingenistet, welche die Communication sehr unsicher machten; wenn man sich der Brustwehr näherte, wurde man aus den Häusern und Hecken, welche das Glacis umgaben, mit Schüssen begrüßt. Als ich dies dem General Chassé vorstellte, rief de Boer (der keinen Schritt vor das Thor der Citadelle gethan hatte): Wat — de wallen verlaten? neen, de burgers moeten ons komen smeeken. (Was! die Wälle verlassen? Nein, die Bürger müssen kommen uns bitten.) General Chassé sagte: Gy wilt misschien naar den Haag? (Sie wollen vielleicht nach dem Haag?) Ich antwortete: Nicht von mir, sondern von den Truppen sei die Rede, deren Lage ich besser beurtheilen könne als de Boer. So verließ ich den General Chassé.

Abends, als es dunkel geworden war, machte der Herzog noch eine Tournée zu Fuß, worüber sein eigenhändiger Bericht vorliegt. Dieser Bericht hat für mich einen besondern Werth, weil er den Beweis enthält, daß der Herzog selbst, gleich nachdem er von seiner Tournée zurückkam, darauf angedrungen hat, den Major Dittlinger, der eigenmächtig seinen Posten verlassen hatte, vor ein Kriegsgericht zu stellen.

Noch in derselben Nacht, als der Herzog einen Rapport von dem Capitän Ditt über die Lage an dem Burgerhout'schen Thore erhalten hatte, stellte er selbst dem General Chassé vor die Truppen von den Wällen zurückzuziehen. General Chassé schloß mit der revolutionären Municipalität (van Herewege) eine Convention ab, der zufolge die Truppen des andern Tags der Bürgergarde die Thore übergeben sollten, die Thore dürften aber den Aufrührern aus Brüssel nicht geöffnet werden; eine Deputation der Stadt solle nach dem Haag gehen; bis diese die Befehle des Königs zurückgebracht hätte, solle Alles in statu quo bleiben. Dieses war, glaube ich, der wesentliche Inhalt der Convention, deren Wortlaut ich nicht kenne.

Als am andern Tage, dem 27., der Befehl gegeben wurde, daß die Truppen die Thore verlassen und sich in die Citadelle und das Arsenal zurückziehen sollten, wurde der Waffenstillstand nicht gehalten, sondern unsere Soldaten bei dem Rückzug längs dem Wall aus den Häusern beschossen, in denen sich Aufrührer, die man der Convention zuwider des Nachts eingelassen, festgesetzt hatten. Jetzt wurde das Burgerhout'sche Thor den Aufrührern geöffnet, die sogleich hereinströmten und unsere Truppen verfolgten. Der Rückzug, den man durch die Convention gesichert glaubte, geschah mit Unordnung und Verlust. Von dem Bataillon des Major van Aerssen wurden viele Mannschaften getödtet; andere, die sich durch die Brustwehr des Walls decken wollten, und längs deren äußerer Böschung herliefen, stürzten von der hohen Escarpemauer in den Graben hinab.

Die ganze Garnison, an 10,000 Mann, wurde nun in der Citadelle und in dem Arsenal aufgehäuft; der Platz in der Citadelle und der Hof im Arsenal waren so angefüllt, daß man, um durchzukommen, über die Soldaten hinaussteigen mußte. — Hätten die Belgier einige Handmörser oder

Haubitzen in der Nähe gehabt, um die Citadelle zu bewerfen, es würde die schlimmsten Folgen gehabt haben bei der damaligen Demoralisation der Soldaten.

Das Arsenal liegt zwischen der Citadelle und der Stadt, dicht an der Schelde; es hat zwei Thore: das eine auf der Esplanade, das andere in der Verlängerung einer kleinen Straße. Kurz nach dem Verlassen der Wälle von unserer Seite und trotz dem Waffenstillstande beschoß Kessels, der Commandant der Belgischen Artillerie, dies letztere Thor, das durch Bauholz barricadirt war. Diese Schüsse, obgleich sie gegen die starke Barricade ganz ohne Wirkung waren, verbreiteten doch einen so panischen Schrecken im Arsenal, daß das 13. Regiment, das im Hofe stand, sich über die Pallisaden des bedeckten Wegs in die Citadelle flüchtete. Der Herzog und Chassé standen auf dem Wall und beobachteten, was vorging; der Herzog drang wiederholt in den General Chassé die Stadt bombardiren zu lassen; dieser wollte Anfangs nicht und sagte die Worte, deren ich mich sehr gut erinnere (ich stand dabei):

„Hertog, het repugneert my!"

Endlich drang der Herzog durch und das Bombardement begann. Ich sah recht gut ein, daß das Bombardement militärisch vollkommen durch den Bruch des Waffenstillstands gerechtfertigt war; aber ich bedauerte ein Ereigniß, das die Trennung zwischen Holland und Belgien fast unheilbar machen mußte.

Als es Nacht geworden war und der hohe Thurm der Cathedrale wie ein schwarzer Riese über dem Feuermeere stand, recitirte de Boer auf dem Walle aus Blumauer's travestirter Aeneide die Verse über den Brand von Troja.

Da es so weit gekommen war, da die Einwohner durch das Bombardement eingeschüchtert und überzeugt waren, daß man Ernst mache, hätte man durch Drohung sich wahrschein-

lich wieder in den Besitz der Stadt setzen können; dies wurde aber nicht einmal versucht; mit dem Franzosen Chazal wurde am 28. eine Convention abgeschlossen.

Von der Ueberfüllung in der Citadelle ist es schwer sich einen Begriff zu machen. Durch die Schelde war die Communication mit Holland noch offen, und am 29. traf der Befehl ein, den überflüssigen Theil der Besatzung, das 7. und 13. Regiment, einzuschiffen und über das Fort Batz nach Bergen op Zoom zu evacuiren. Der Herzog erhielt Befehl sich nach dem Fort Batz zu begeben und von da aus diese Ueberschiffung zu regeln. Wir schifften uns in der Nacht vom 29. auf den 30. ein, sans tambour ni trompette, und fuhren in der größten Stille die Schelde hinab, da die Belgier längs dem Kai und bei Fort Austruweel schon Batterien errichtet hatten. Auch der Herzog war herzlich froh die Citadelle zu verlassen; aber das Bombardement war in seinen Augen immerhin noch als ein Sieg zu betrachten.

Als ich Chassé (den alten Fallstaff, wie ihn Gumoëns unter vier Augen nannte) und de Boer verließ, dachte ich wenig daran, daß ich in diesen Personen dereinst unsterbliche Helden, die Dioskuren der Niederlande, zu erblicken haben würde. — Habent sua fata!

Bei Fort Batz wollte der Herzog das verschanzte Lager, das die Franzosen gegen ein Debarquement der Engländer vormals angelegt hatten, in Stand setzen und vollenden lassen — gegen die Belgier. Aber sehr bald rief uns ein Befehl des Kriegsministers vom Fort Batz und von diesen Projecten ab; am 7. November kamen wir in Breda*) an.

So weit mein Bruder Fritz.

*) Fritz an den Vater.

Breda, den 9. November 1830.

Gewöhnlich ist der Flügeladjutant Max der Berichterstatter, heute aber übernehme ich dies Geschäft, weil Max mit dem Herzog Bernhard auf einige

Gemeinsame brüderliche Erinnerungen.

IX. Reorganisation der holländischen Armee während ihrer Stellung in Nord-Brabant. Expedition nach Mastricht Ende 1830.

In weniger als zwei Monaten war Belgien verloren und geräumt bis auf wenige feste Punkte. Holland wie Belgien

---

Tage nach dem Haag gereist ist. Der Herzog will nämlich dem König aufwarten und seine Frau besuchen, und hat den Benjamin zum Begleiter ausgewählt. — Ich weiß nicht, was Max von den Scenen von Antwerpen geschrieben hat, eben so wenig weiß ich, wie die Deutschen und Französischen Zeitungen die Sache darstellen; also hier ein ganz kurzer Bericht. — (Folgt der Bericht, dann fährt der Brief fort:) — — So stehen wir nun hier in Breda. Wir sind nicht stark genug um Belgien wieder zu erobern, und die Belgier sind nicht stark genug Holland, oder auch nur eine der alten Holländischen Festungen, anzugreifen. Auch ist die Jahreszeit sehr weit vorgerückt, und für diesen Winter wird Alles sich auf einen Parteigängerkrieg beschränken, bis die Alliirten auf eine oder die andere Art ins Mittel treten.

Mit Herzog Bernhard stehe ich fortwährend sehr gut; seine ausgezeichnete Tapferkeit würde in jeder Armee ihre Anerkennung finden; auch hört er sehr gern Vorschläge und Rath an, wenn ihn der Eifer nicht übernimmt. Die Soldaten lieben ihn und haben Vertrauen auf ihn. Heute Abend wird der Prinz Friedrich hier erwartet, um zu reorganisiren, zu belohnen und zu bestrafen; in beidem hat sich der König bisher nicht übereilt.

Mit Max bin ich wie immer außerordentlich zufrieden. — — — Wahrscheinlich wird hier in Breda oder wenigstens in der Umgebung sehr lange unser Aufenthalt sein, vielleicht den Winter über. General Wildemann ist hier Festungscommandant. Zeitungen, d. h. Englische, Französische und Deutsche, habe ich seit mehreren Wochen keine mehr gesehen; nichts als Holländische; was man also außerhalb der Haiden von Nordbrabant denkt und treibt, ist mir gänzlich unbekannt. — Ich weiß nicht, ob Sie wissen, bester Vater, daß die Mehrheit der Holländer die Scheidung mit Belgien sehr wünscht; dem liegen allerlei Vorurtheile und Illusionen zu Grunde, die meistens auf dem Schlusse cum hoc, ergo propter hoc beruhen. Nur die Angestellten sehen ein, daß sie dabei verlieren würden. Von dem Zustande in Belgien werden Sie wohl besser unterrichtet sein als ich; es ist ein sonderbarer Mischmasch von Jesuitismus und Jakobinismus, doch muß es nothwendig damit endigen, daß der Jakobinismus die Oberhand behält, und daß man sich Frankreich in die Arme wirft ꝛc.

Schreiben Sie mir recht bald was Ihnen der wahrscheinliche Ausgang scheint; mir kommt es vor als würde ein allgemeiner Krieg immer wahrscheinlicher.

waren die Scheidung nicht allein zufrieden, sondern die große Mehrzahl in beiden wünschte dieselbe leidenschaftlich und für immer. Nur das Königshaus konnte sie nicht wünschen, und in der Armee waren wohl viele Holländische Officiere, die das Land der schönen Garnisonen ungern verschwinden sahen, die den allzukleinen Dienst und das schlechte Avancement fürchteten, oder in Belgien engere Bande mit Schmerz zerrissen fühlten. Die Holländische Nation zog sich mit Entrüstung ganz auf die eigene Kraft zurück, da sie von ihren natürlichen Verbündeten, England und Preußen, sich verlassen sah, und da ihrer Sache von den durch die Ereignisse des Jahres 1830 aufgeregten Völkern nicht einmal die verdiente Würdigung zu Theil ward, vielmehr die Belgier, durch ihre Revolution und ihre anfänglichen Siege, die größere Gunst der öffentlichen Meinung durch Europa sich zu erwerben verstanden hatten. Die Holländer ermannten sich aber nicht allein zur Energie und Ausdauer, sondern auch mit bewunderungswürdiger Einigkeit und mit einer Ergebenheit für das königliche Haus, welche um so uneigennütziger erscheint, als der König dem nationalen Wunsche nach einem Frieden unter Erhaltung blos der alten Holländischen Gebietsgrenzen keineswegs entsprach, sondern die Verhandlungen unter fortdauernder Kriegsrüstung fast die neun folgenden Jahre hindurch mit eigenwilligster Zähigkeit in die Länge zog, und damit die unverhältnißmäßigsten Opfer des Landes in Anspruch nahm.

Das nächste war natürlich eine kräftige Erhebung zu den Waffen, und diese fand in solchem Umfang statt, daß von einer Bevölkerung von nur 2 Millionen in 6 Monaten eine Macht zu Wasser und zu Lande von mehr als 100,000 Mann aufgestellt wurde, vollkommen gerüstet und von dem besten Geiste beseelt. Den größten Theil bildete freilich die Nationalgarde oder Schuttery, der es Anfangs an brauchbaren Officieren, besonders an Bataillonschefs, zum Felddienste fehlte; aber jeden

Mangel wußte allmälig der gute Wille und die einige verständige Kraft der Nation zu überwinden. In den Städten thaten die Vornehmsten und Reichsten den gemeinen Wachtdienst; junge Leute, selbst aus dem Kaufmannsstande in Amsterdam, wo ehemals der Soldatendienst als die schlechteste Sorte der Taglöhnung verachtet war, rückten jetzt mit Eifer in die Reihen des Heeres oder der mobilen Schuttery ein; ja Viele begnügten sich nicht dem Vaterlande mit ihrer Person und den gesetzlichen Steueropfern zu dienen, sondern sie wetteiferten außerdem noch, auf ihre Kosten, der eine ein Kanonenboot auszurüsten, der andere eine Anzahl freiwilliger unbemittelter Kameraden in's Feld zu stellen.

Diese Vielen unerwartete jugendkräftige Begeisterung, die sich auch männlich nachhaltig erwies, stieg erst recht im Laufe des Winters, in dem Maße als das Bewußtsein der Bedrängniß und der drohenden Mißhandlung des Landes von Seiten des Auslandes durchdrang. Erst nach dem Verlust von Antwerpen und der Bedrohung der eigenen alten Landesgrenzen wurden die Schutterybataillone zum Felddienst gerufen und erhielten theilweise Anführer aus der Linie.

Daß ich (Max) selbst schon Anfangs October Officier wurde, hatte ich der Güte des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar zu danken, der mich zur Verstärkung der Holländischen Schriftstellerei bei seinem Stabe ausdrücklich begehrt hatte; sodann auch dem Umstande, daß ich unter den allerersten Freiwilligen war. Unter meinen Kameraden war ich dann wohlgelitten und fühlte mich bei dem Säbel sehr viel glücklicher als im königlichen Cabinet bei der Feder.

Die Hauptaufstellung der täglich wachsenden Holländischen Armee war in Nordbrabant, der südlichsten Provinz der alten vereinigten Staaten, ehemals Generalitäts- oder Unterthanenland, ganz katholisch und, durch Beschaffenheit des Bodens wie

der Menschen, den benachbarten Belgischen Provinzen Antwerpen und Limburg näher verwandt und auch damals geneigter als den Holländern.

Eine Reihe von Festungen, die von Bergen op Zoom an, über Breda, Herzogenbusch, Grave bis Nymwegen diese ziemlich arme Provinz Nordbrabant durchzieht, bildet, im Zusammenhang mit sumpfigen Haiden und künstlichen Wasserwerken, eine vortreffliche und als solche berühmte Vertheidigungslinie. Vorwärts hatten wir noch ein selbstständiges Corps in Staatsflandern, und die beiden festen Punkte, die Citadelle von Antwerpen nebst den Forts Lillo und Liefkenshoek und die Stadt und Festung Mastricht. Ganz Luxemburg, auch das Deutsche, war abgefallen und ohne alle Verbindung mit den Niederlanden, nur die Stadt durch die Bundesbesatzung dem König erhalten. Dagegen hatten die Belgier von dem heutigen Niederländischen Gebiet noch die kleine Feste Venloo an der Maas und ganz Limburg, bis auf Mastricht, besetzt.

Das Hauptquartier unserer Armee war in Breda oder der nächsten Umgegend; hier erholte und verstärkte sie sich Angesichts der feindlichen Vorposten, nachdem sie durch Unglücksfälle, Strapatzen und Ausscheidung der Belgischen Hälfte, der Auflösung nahe gewesen war. Die Belgier verhöhnten uns zwar in ruhmredigen Zeitungsartikeln, allein mit ihren eigenen Truppen stand es in der ersten Zeit unter der provisorischen Regierung und dem Regenten Surlet de Chokier natürlich viel schlechter. — Französische Abenteurer, wie Pontecoulant mit einem räuberischen Freicorps, Niellon, Melinet, Don Juan van Halen u. s. w., durchstreiften das Land; General Daine, ein übelberüchtigter Officier aus der alten vereinigten Armee, war nicht besser als jene; einen Angriff oder Einfall in Holland wagten sie nicht. Nur wurde oft verdächtiges Volk von unseren Vorposten aufgegriffen und an Aufwieglern und Spionen zuweilen ein Exempel

statuirt. Ich entsinne mich eines Französischen Weinreisenden, dem der Strick nicht mehr fern war. Mein Bruder, der die unnützen Härten des Bürgerkrieges, so weit es in seinen Kräften stand, abzuwenden, und der die Trennung von dem nie verschmerzten Belgien nicht noch schroffer zu gestalten strebte, verwandte sich für denselben, und hatte bald die Genugthuung ihm seine Befreiung ankündigen zu können. Zu dem Ende vorgeführt, hatte der Ungehängte nichts Eiligeres zu thun, als von dem emphatischen Danke für seine Befreiung zu der Bitte überzugehen — um eine Bestellung von Champagner, den er zu sehr mäßigen Preisen liefern könne. Ueber diese Unverschämtheit zur Thüre gewiesen, vollendete die Entschuldigung: „Pardon, Monsieur le Major, je ne me lasse pas d'en vendre," die Komik dieser Lagerscene.

Gegen die Einwohner von Nordbrabant beobachtete Fritz große Rücksicht und empfahl auch streng eine solche, besonders gegen Ortsbehörden und Geistliche in dieser Provinz, denen die zahlreiche wilde Gesellschaft eines Heeres auf Kriegsfuß eine um so unwillkommnere Plage sein mußte, als, wie gesagt, kirchliche und politische Sympathien die Bevölkerung mehr nach Belgien hinüberzogen. Dieses Verhältniß besserte sich allmälig, da durch die Armee viel Geld in alle Classen kam und man langsam sich aneinander gewöhnte.

Gegen Ende November trat die Nothwendigkeit ein, nach der Festung Mastricht, die von den Belgiern eingeschlossen werden sollte, einen Convoi verschiedener Bedürfnisse zu entsenden, von dort aber unnütze Militärpferde abzuholen. Zu diesem Zweck wurde eine Expedition von stark 3000 Mann, worunter zwei schöne Kürassierschwadronen und eine reitende Batterie, unter die Befehle des Herzogs Bernhard gestellt, der am besten

geeignet war, den entmuthigten Geist durch ein erstes glückliches Probestück wieder zu heben. Auch mein Bruder, als rüstiger Stabschef der neu formirten Division, hatte sich bald bei Officieren und Soldaten bekannt gemacht. Man hatte auf einen Marsch von drei Tagen gerechnet, den ersten innerhalb der eigenen Grenzen. Am zweiten Tage waren wir schon gegen 2 Uhr Mittags beinahe am Orte angekommen, wo die Nachtquartiere genommen werden sollten, und noch immer war kein Feind zu entdecken; die Truppen ruhten auf einer Haide und kochten ab; da faßte der Herzog den Entschluß, sogleich noch weiter, vor den Feind oder wo möglich bis Mastricht, zu marschiren, wenn Mannschaft und Pferde nicht zu müde wären. Er ritt nun, um die einzelnen Abtheilungen zu fragen, auf seinem Schimmel an sie heran, gab das Zeichen zu einer Ansprache, hielt solche in wenigen Worten und schloß sie also: „Bei längerem Marsch ist Ermüdung und Entbehrung; vorwärts rauchen die Schornsteine von Mastricht! Soldaten, faßt Eure Wahl!“ Dies ist das Stück Beredtsamkeit, von welchem ich im Leben die größte augenblickliche Wirkung gesehen habe. Ein Sturm von Zustimmung und Begeisterung erschallte in der Antwort: Vorwärts! Hurrah! Sachsen-Weimar hoch!

Der Marsch wurde trotz der späten Jahres- und Tageszeit unermüdet fortgesetzt, und um 8 Uhr Abends waren zwei Officiere der Avantgarde, darunter ich, an den Thoren der Festung. In der Dunkelheit rief sie die Schildwache vor den äußersten Werken an; dem Gouverneur der Festung, General Dibbetz, wurde Bericht erstattet, und unsere Ankunft schien diesen eben so sehr zu überraschen, wie die friedlichen Bewohner der Stadt. Er selbst erschien, ungläubig, mit einer riesenhaften Laterne auf dem Thore; aber da war kein Zweifel mehr, und um 10 Uhr schloß die letzte Schwadron Kürassiere den Einzug des Corps in die Stadt, deren erschreckte Bürger sich in dem Ausrufe Luft machten: Wel Almagtig! daar kom de Ollanders met al det paarden-volk!

Die Zwecke wurden erreicht; man hatte dem Feinde mit einem Marsche gerade durch seine Linie Entschlossenheit gezeigt, dem Soldaten wieder Zutrauen zu sich selbst und zu seinen Anführern gegeben; zwei Rasttage unter den ersehnten, allerdings vortrefflich rauchenden Schornsteinen von Mastricht hatten die Kräfte wiederhergestellt, und man konnte am dritten Tage die Colonne auf einem andern Wege zur Rückkehr wieder in Bewegung setzen. Die Stimmung über diesen glücklichen kleinen Zug war so siegreich, daß drei Jahre später noch mein Bruder von einem Unterofficier der Maréchaussée, der ihm als Ordonnanz gedient hatte, um seine Verwendung zum Löwenorden gebeten wurde, und auf die erstaunte Frage, wo denn, ohne Feinde gesehen zu haben, seine Tapferkeit sich gezeigt haben könne? die bestimmte Versicherung erhielt: „Ja, aber an jenem dunkeln Abend, in dem Hohlweg, wo ich allein hinter Ihnen ritt, Herr Oberst,. wenn die Feinde da gekommen wären, da hatte ich die Hand beim geringsten Geräusch schon an den Säbel gelegt." — Alles wäre glücklich bei dem Zuge abgelaufen, wenn nicht auf dem Rückweg mein Bruder in Folge eines zu warmen Bades, das er in Mastricht genommen hatte, so heftig an einem Nervenfieber erkrankt wäre, daß er in den Cantonnements zu Eindhoven, schon fast bewußtlos im Wagen liegend, ankam. Dieser Ort, an der Straße von Mastricht nach Herzogenbusch, schien damals nicht hinreichende Sicherheit zu bieten, weder in seiner Stimmung noch als militärische Stellung; er wurde also, da man zur Vergeltung von Seiten des Feindes einen Angriff mit Uebermacht erwartete, zuerst entwaffnet und dann geräumt, sodaß man meinen Bruder allein im Hause eines braven Arztes*)

---

*) Fritz an die Mutter.

Eindhoven, den 11. December.

Beste Mutter. Ich bin nun so weit wiederhergestellt, daß ich das Bett verlassen kann, und Ihnen die Versicherung geben, daß ich außer Gefahr bin. Aber das Fieber war sehr heftig und langwierig.

zurücklassen konnte. Unvergeßlich bleibt mir die letzte Nacht, die ich hier bei ihm wachte, und in welcher er in der Fieberphantasie beständig mit lauter Stimme den Uebergang eines Kürassierregiments über eine schmale Brücke commandirte; dann abwechselnd bald freundliche Worte an mich richtete, wenn er mich wiederer-

---

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 17. December.

Sie schreiben: „Wann werde ich wieder Briefe von Dir empfangen voll Vertrauen auf Dich und auf das, was um Dich vorgeht?" Das ist viel verlangt, besonders was den letzten Punkt angeht. Mein Fieber hat mich endlich verlassen, aber ich bin noch sehr schwach, und es wird wohl ein Monat vergehen, ehe ich wieder ganz zu Kräften komme. Der Doctor, bei dem ich wohne, und der mich während meiner Krankheit behandelt hat, sorgt so gut für mich, daß ich im elterlichen Hause nicht besser hätte gepflegt werden können. Da der Herzog noch im Haag ist, eile ich mit der Abreise nicht; wahrscheinlich werde ich erst den 22. oder 23. nach Breda gehen. In der Welt sieht es bunt aus, und es ist nicht möglich nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusagen, wie diese Krisis endigen wird. Diesen Krieg Seiten Hollands isolirt fortzusetzen, wäre lächerlich, da er zu keinem Resultate führen kann, als zu steigender Erbitterung und wachsendem Nationalhaß.

Fritz an den Vater.

Breda, den 29. December 1830.

Schon seit einigen Tagen nehme ich mir jeden Morgen vor, Ihnen, bester Vater, zu schreiben, und komme nicht dazu, woran hauptsächlich die vielen Besuche schuld sind, welche ich von allen Bekannten erhalte, die mich schon im Reiche der Todten glaubten. Auch heute wäre es beinahe zu spät geworden, da wir beide, Max und ich, uns seit ein paar Stunden unsere classischen Reminiscenzen vordeclamiren.

Daß die Holländer ebenso heftig auf die Scheidung dringen als die Belgier, erschwert natürlich die Lage und Politik des Königs sehr. Doch liegt es nicht in seinem Charakter zu entsagen, so lange noch einige Chancen da sind. Aber ich habe wenig Hoffnung. — — Unsere Armee bessert sich sehr, eben dadurch, wodurch allein die Armeen gut werden, durch den Krieg selbst. Der Waffenstillstand ist sehr precär; man weiß bei uns nicht, auf wie lange und unter welchen Bedingungen er geschlossen ist; daher sind die Vorposten von beiden Seiten auf ihrer Hut. Vielleicht machen die Conferenzen zu London der Sache bald ein Ende.

Ich kann mir denken, wie sehr Sie bei dieser schwülen politischen Gewitterluft, bei diesem Donnern und Blitzen, gespannt sind. Krieg und allgemeinen Krieg erwartet wohl Jedermann, aber wie bald?

kannte, bald das gewohnte „rien ne peut changer mon ame“ in wirren Tönen dazwischen anstimmte.

Mit schwerem Herzen verließ ich ihn, und als ich ihm nach 4 Wochen, während deren ich den Herzog Bernhard nach dem Haag begleitet hatte, in den Straßen von Breda wieder begegnete, erkannte ich ihn auf wenige Schritte nicht, so sehr war er abgefallen. Aber ebenso schnell erholte er sich wieder; denn er hatte eine kräftige Natur, die der kräftige Geist zur Anstrengung wie zur Mäßigung stets in der Gewalt behielt.

Es war für mich die Zeit, wo ich Fritz, als Bruder und Freund, obgleich an Alter 16 Jahre jünger, aber ihm dort am nächsten stehend, im täglichen Umgange erst näher kennen und verstehen lernte; durch seine Augen lernte ich die politischen und militärischen Dinge betrachten, im regen Verkehr des praktischen Lebens die Menschen beurtheilen und behandeln. Als Vorgesetzter im Dienst erließ er mir nichts, vielmehr ertheilte er mir öfter Lectionen, die eigentlich an die Adresse älterer Kameraden bestimmt waren, und so auch richtig verstanden wurden. Die Nachsicht wäre an mir auch verschwendet gewesen, da solche schon in reichem Maße von unserem gemeinsamen Chef, dem Herzog von Sachsen-Weimar, mir täglich zu Theil wurde. Es war in der That nicht möglich gütiger zu sein, als er gegen mich war. Auf den kleinen Reisen nach dem Haag mußte ich ihn stets begleiten; als er zu Weihnachten seine Familie wiedersah, die unterdessen von Gent dahin übergezogen war, fehlte unter dem Christbaume, den die Schwester der Herzogin, die Königin Adelheid von England, mit herrlichen Gaben bereichert hatte, auch eine Stelle nicht für den Ordonnanzofficier; der Herzog persönlich aber genoß damals in Holland einer außerordentlichen Popularität, in deren Nähe sich mit zu sonnen verführerisch war.

X. Die Lage in Luxemburg und der Deutsche Bund.

Da während der nächst folgenden Zeit die beiden Brüder öfter getrennt sind, will ich die einschlägigen kurzen Data aus dem Gedenkbuche des Aeltesten vortragen.

1831. Eindhoven. Luxemburg. Frankfurt. Tilburg. Kleiner Feldzug in Belgien. — Das Hauptquartier des Herzogs in Eindhoven. Dr. Smits. Meine Reise nach Utrecht als Zeuge in der Sache des Major Dittlinger. Expedition nach Someren. (Spengler, General Favouge II.) Reise nach Luxemburg. — Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen in Cöln. General Jagow. — Koblenz. Generale von Borstell und Aster. Einzug in Luxemburg. — General Goedecke. Du Moulin. Mr. Willmar (juge). — Der dortige Zustand. Redaction der Amnestie. Proclamation. Gellé. — Der Prinz von Hessen-Homburg (Landgraf) als Preußischer Militärgouverneur. General Hofmann. Oberst von Quadt. Major von Buschbeck als Ingenieur. — Major Decker. Ich reise mit Oberst Zastrow nach Trier; dann nach Frankfurt (Grünne, Tengnagell). Der Oesterreichische General Latour. (Münch.) General Wollzogen. — Hinüber. — Pechlin und seine Frau (geb. Eyben). Wiesbaden und Biebrich. Hornau. Adam in Dienst genommen. Der Herzog verläßt Luxemburg und ich Frankfurt. — Leger te Velde. II. Division, die der Herzog commandirt; — ich Chef vom Stab. Hauptquartier Tilburg. Lager bei Reyen. — Manoeuvres. Oberst Scharnhorst. — H. v. Selby, Dänischer Gesandter.

Gerade um die Jahreswende waren verschiedene Entwürfe der Regierung im Werke, die sich um den Herzog Bernhard als Mittelpunkt drehten. Es war die Rede von Errichtung eines Corps von Deutschen und Schweizern, das der Herzog organisiren und befehligen sollte; zugleich sollte das Großherzogthum Luxemburg, welches der König ja unter einem andern Titel als Belgien erworben hatte, von der Festung aus wiedergewonnen werden, und den Herzog zum Generalgouverneur erhalten*). Zahlreiche Adressen

*) Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 23. Januar 1831.

— — Die Sendung des Herzogs als Generalgouverneur nach Luxemburg scheint sich zu bestätigen; er ist noch im Haag, um diese Entscheidung abzuwarten. Max, der bei ihm ist, wird Ihnen sogleich schreiben; es ist sehr wahrscheinlich, daß Max den Herzog nach Luxemburg begleiten wird, und

waren an den König gelangt, des Inhalts, daß das Land sich ihm willig unterwerfen wolle, wenn nur seinerseits dazu der Anstoß gegeben würde; man zweifelte nicht, daß es gelingen werde, von der Stadt aus ein Corps zu organisiren, womit man das Land in Besitz nehmen und vertheidigen könne. Um dahin zu gelangen, mußte der Herzog Anfangs Februar mit seinem Stabe den Umweg den Rhein herauf über Cöln, Koblenz und Trier machen. In Cöln entschloß sich Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, nur ungern, demselben zum Einzuge über Grävenmachern hilfreiche Hand zu versprechen. General von Borstell in Koblenz aber gab diesem zögernden Entschluß die Ausführung, wonach ein Regiment Infanterie und zwei Schwadronen Uhlanen den Herzog und seine Begleitung über die Grenze geleitete, auf deren Pferden sogar diese die feindlichen Reihen, bestehend in einigen Douaniers und Gensdarmen des neuen Belgischen Staates, passirten. Einige Tage darauf meldeten die Brüsseler Zeitungen: „Saxe-Weimar est arrivé à Luxembourg, escorté par un régiment prussien et suivi de deux ou trois vils mercénaires;“ bezüglich meiner Finanzen jedenfalls eine unpassende Bezeichnung, da ich als Officier nur angestellt war: zonder bezwaar van 's ryks schatkist. Wichtiger als diese Meldung war ein bald darauf folgendes Schreiben des Prinzen

---

zwar in einer Civilanstellung. Ob ich auch mitgehe, ist ungewisser; es wäre mir aber sehr recht, denn bei dauerndem Frieden will ich lieber im Luxemburgischen als in Holland wohnen. Aber an einen dauernden Frieden glaube ich so wenig als Sie, bester Vater, auch hier, trotz aller Protokolle und trotz dem Waffenstillstand, fährt man fort zu rüsten und zu werben; täglich erhalten die Bataillone neue Mannschaften. In dieser Beziehung wäre es sehr möglich, daß man mir eine andere Bestimmung zugedacht hätte, als Luxemburg. Aber auch der Herzog könnte dann hier, d. h. auf diesem Kriegsschauplatze, zurückgehalten werden, da er die Liebe und das volle Vertrauen des Soldaten besitzt. Die Zeitungen sagen, das 10. Armeecorps des Deutschen Bundes sei bestimmt, das Großherzogthum Luxemburg zu besetzen. Ist diese Nachricht wahr?

Wilhelm von Preußen, wesentlich des Inhalts, daß sein Bruder der König mit solchen halsbrecherischen Wagestücken die Preußische Politik*) gegen Frankreich nicht wieder compromittirt sehen wolle. Dieselbe vorsichtige Haltung Preußens in der Bundesfestung war sofort auch entscheidend für oder vielmehr gegen das Unternehmen des Herzogs, in der Stadt ein eigenes Luxemburgisches Corps zu errichten. Man hielt das für allzu gefährlich für die Sicherheit des Bundes**), und so blieb der Herzog dergestalt auf das Gebiet der Festung eingeschränkt, daß er, ohne Besorgniß von den lauernden Belgischen Freiwilligen aufgeho-

---

*) Fritz an den Vater.

Tilburg, den 27. Januar 1831.

— — Der König, der nun gegen Geldverlegenheit gesichert ist, wird nicht nachgeben, und es auf's Aeußerste ankommen lassen: in der Ueberzeugung, daß wenn er die Mächte zum Kriege zwingt, sie ihn dann doch lieber gegen das revolutionäre Prinzip als gegen ihn führen werden. Besonders ist man in Holland auch gegen Preußen erbittert, bei dem man interessirte Absichten mit Luxemburg vermuthet.

**) Fritz an den Vater.

Tilburg, den 26. Februar 1831.

Die letzten Nummern der Vaterländischen Briefe (25, 26, 27) haben mir sehr gefallen, sowohl an und für sich als richtige Würdigung, als in Rücksicht auf unsere hiesigen Verhältnisse. Die früheren sprachen den Tadel der Londoner Verträge nicht unumwunden genug aus; sie sagten nicht, daß man dem König der Niederlande offenbar Unrecht thut; daß man die Ehre und Sicherheit Deutschlands preisgiebt. Und noch immer finde ich Sie zu milde; welche Rücksicht hält Sie ab? Je schneidender Sie diesen Tadel aussprechen, desto mehr wird es hier gefallen, und verdient ist er gewiß. Es ist feige Nachgiebigkeit gegen den auswärtigen Feind, weil man während eines funfzehnjährigen Friedens zu erbärmlich war, um die inneren Angelegenheiten zu ordnen.

— — Was Graf Orloff gebracht hat, weiß man noch nicht; aber es ist wohl kein Zweifel, daß seine Sendung friedlicher Natur ist. Der König soll in der letzten Zeit sehr niedergeschlagen gewesen sein; aber nichts destoweniger fest entschlossen nicht nachzugeben, und eher zu abdiciren, als die 24 Artikel oder etwas dem Aehnliches anzunehmen. Ich finde, daß er vollkommen recht hat. Der Zustand, der durch den Londoner Vertrag begründet werden soll, kann doch kein bleibender sein, — und warum dieser precären Schöpfung der Verlegenheit eine völkerrechtliche Sanction geben?

ben zu werden, wozu sie mehrmals Anstalten machten, nicht einmal vor den Thoren spazierengehen konnte.

Etwa vier Wochen später, zu Anfang März, wurde mein Bruder Fritz nach Frankfurt entsendet, um daselbst mit der Bundes-Militärcommission das Nähere wegen Ausführung der von der Bundesversammlung beschlossenen Besetzung des Luxemburgischen Landes durch ein Bundesarmeecorps zu verhandeln. Er nahm den Weg über Luxemburg, um mit dem Herzog Bernhard Rücksprache zu nehmen, und schrieb schon nach den ersten Tagen seines Aufenthalts in Frankfurt an den Herzog, nachdem er auf dem ihm bekannten Terrain die Lage der Dinge richtig durchschaut hatte: daß aus der ganzen Bundesexpedition nichts werden würde, da die Verhandlungen des Bundestags der Conferenz der Mächte in London untergeordnet seien; daß man jeden Anlaß, Frankreich aufzuregen, vermeiden werde und selbst hoffe, — eine Hoffnung, die er nicht theile, — die Belgier würden in Luxemburg nachgeben und sich aus dem Lande zurückziehen. — Dann schrieb er

an Max in Luxemburg.

Frankfurt, den 14. März 1831.

Die Haager Correspondenz läßt mich vermuthen, daß ich bald zur Armee zurückgehe, obgleich man mir von dort aus befohlen hat, meine Pferde hierher kommen zu lassen. Spätestens in 8 Tagen muß die Entscheidung kommen. Ob ich gleich sowohl die Reise nach Luxemburg, als die nach Frankfurt mit Vergnügen gemacht habe, so habe ich mich doch weder zu der einen noch zu der andern zugedrängt, und es wäre mir leid, wenn man sich das im Haag einbildete. Es ist mir ganz recht abzureisen, sobald man mein Hiersein für zwecklos hält. Es fragt sich nun, was aus Dir wird? Wenn Du die Ueberzeugung hast, daß Dein Aufenthalt in Luxemburg dem Herzog angenehm ist, oder wenn er Dich zu Geschäften braucht, so versteht es sich von selbst, daß Du dort

bleibst. Solltest Du aber das Gegentheil vermuthen und etwa befürchten, daß du genierst, und daß der Herzog Dich blos bei sich behält, weil er Dich einmal mitgenommen hat, so kann es Dir nur empfindlich sein, Dich auf fremde Kosten füttern zu lassen, ohne nützlich zu sein. Bei der vielen Güte, die der Herzog für Dich gehabt hat, scheint es mir am angemessensten, wenn Du ganz offenherzig mit ihm darüber sprichst und ihm vorstellst, daß Du bei der Wendung, welche die Luxemburgischen Angelegenheiten genommen haben, fürchten müßtest ihm lästig zu fallen, und daß Du überhaupt in Deiner Eigenschaft als Freiwilliger, was Pferde betrifft, darauf gerechnet hättest in meiner Nähe zu bleiben. Der Herzog hat dann freie Hand zu thun, was er will, da sich bei meiner Abreise zur Armee eine schickliche Gelegenheit für Dich darbietet, Luxemburg zu verlassen. Wir würden uns dann in Koblenz Rendez-vous geben und gemeinschaftlich nach Breda reisen. Ich bin im Handel mit Heinrich wegen ein Paar guter Pferde, à deux fins, womit ich auch Dich für den Fall, daß es losgeht, beritten mache.

Fritz wurde aber nicht zur Armee zurückberufen, sondern ging zunächst wieder nach Luxemburg, ich aber von Luxemburg nach Hornau in Urlaub. In dieser Lage schrieb:

Fritz an Heinrich.

Luxemburg, den 30/31. März 1831.

Nach Allem, was mir Max schreibt, vermuthe ich Dich in diesem Augenblicke in Hornau; ich will also für Euch Alle das hierher setzen, was Euch etwa interessiren kann.

1) Vor einigen Tagen erhielt der Herzog aus dem Haag die Abschrift eines königlichen Decrets, dem zufolge der Prinz Friedrich das Commando der Armee wieder übernimmt; die Armee wird in drei Infanteriedivisionen und eine Cavalleriedivision eingetheilt; der Herzog ist bestimmt, die 2. Infanteriedivision zu commandiren, und soll deshalb die Befehle des Prinzen Friedrich abwarten. Der Herzog hat aber keine große Lust wieder zur Armee zu gehen, und hat in diesem Sinne

nach Breda an den Prinzen Friedrich geschrieben; gegen den 8. April können wir die Antwort erhalten, ich glaube im Ganzen wird sie so ausfallen, wie der Herzog wünscht.

2) Der König wünscht sehr, daß der Herzog selbst nach Frankfurt gehe, um was den Marsch und die Verpflegung der ins Luxemburgische bestimmten Bundestruppen betrifft, dort zu verabreden. Der König glaubt, daß des Herzogs persönliches Erscheinen daselbst der Sache förderlich sein würde; der Herzog hat aber einen ungeheuern Widerwillen gegen diese Reise, weshalb er nach dem Haag geschrieben hat, um diese Mission sich vom Halse zu schaffen. Die Antwort aus dem Haag kann erst gegen den 9. April hier eintreffen. Da es also noch immer möglich ist, daß der Herzog nach Frankfurt reisen muß, so kann Max bis auf weiteren Befehl ruhig in Hornau bleiben. Sollte ich allein nach Frankfurt gehen, wie es der Herzog wünscht, so werde ich Max bei Zeiten benachrichtigen, damit er mich hier ablöst.

Die letztere Eventualität trat ein; ich kehrte nach Luxemburg zum Herzog zurück; Fritz kam nach Frankfurt, wo er vom halben April bis gegen Ende Mai abwartete, um sich in der Ueberzeugung zu bestärken, daß vom Deutschen Bunde nichts zur Erhaltung Luxemburgs in seiner Integrität geschehen werde. Zuerst nahm man in Frankfurt den Vorwand der Verzögerung der bereits beschlossenen Bundesexpedition von den Schwierigkeiten der Verpflegung, und als diese beseitigt waren, von den Zweifeln her über die Frage, wer die Kosten zu bestreiten habe.

Anfangs Juni war der Herzog, dem die Mission nach Luxemburg, der er sich so hoffnungsvoll unterzogen hatte, gründlich verleidet war, mit uns beiden Brüdern wieder in Tilburg bei der Armee.

Gerade während der Anwesenheit des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar in Luxemburg war von der Conferenz in London, unter Zustimmung natürlich der Deutschen Mächte, die Selbstständigkeit und Neutralität des Königreichs Belgien aner-

kannt, dessen Krone von dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg angenommen, und dann im Juni 1831 die Regierung angetreten worden.

XI. Der zehntägige Feldzug im August 1831.

In Holland war für alle Eventualitäten die Organisation der Armee vollendet. Vier Divisionen Infanterie (darunter eine Reservedivision) waren, die Besatzungen der Festungen ungerechnet, ins Feld gestellt, und den Befehl über die zweite Division, die alsbald ein Lager beziehen sollte, erhielt der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar; sein Chef des Stabs blieb mein Bruder.

Im Lager von Reyen, auf den Nordbrabantischen Haiden, standen wir 4 Wochen, exercirten und manövrirten täglich, so daß unsere Truppenkörper und ihre Anführer bald an einander gewöhnt waren, und die 10,000 Mann unserer zweiten Division als kriegstüchtiges Corps die Revue passiren konnten. Diese Division, obgleich sie nicht die Elitetruppen der Grenadiere und Jäger in ihren Reihen zählte, welche zur ersten unter General van Geen gehörten, galt nichts destoweniger für diejenige, welche mit ihrem tapfern Anführer dem Feinde zuerst die Spitze zu bieten haben werde. Dieselbe war zusammengesetzt aus 2 Brigaden, jede zu 5 Bataillons Infanterie, einem Schützencorps und einer Batterie Fußartillerie. Die erste Brigade unter General des Tombe, Chef des Stabs Major Petit, bestand aus 2 Bataillons des 7. und 2 des 12. Regiments, einem Bataillon Gelderscher Schuttery unter Major Baron Schimmelpenninck (Mitglied der Generalstaaten), sodann dem Freicorps der Studenten von Utrecht (240 Mann). Die zweite Brigade des Oberst Bagelaar, Chef des Stabs Capitän Forstner von Dambenoy (jetzt Generallieutenant und Kriegsminister), hatte ebenso 2 Bataillons des 2. und zwei des 18. Regiments, ein Bataillon Südholländischer Schuttery und

eine Compagnie Schützen, die königlichen Jäger genannt. Der Stab des Herzogs bestand aus seinem Chef, meinem Bruder, dem Adjudanten Capitän Schlarbaum, einem Unterchef Oberlieutenant S'Jacob, und zwei Ordonnanzofficieren: Oberlieutenant Kock (jetzt Major und Adjudant des Königs Wilhelm III.) und mir; ferner einem Ingenieur, einem Intendanten, Oberarzt, Feldprediger und Almosenier.

In den letzten Tagen des Juli 1831 erhielt der Herzog Bernhard zuerst Kenntniß von der Absicht eines baldigen Angriffs auf Belgien. Am 1. Aug. erschien ein Tagesbefehl des Inhalts, daß der Prinz von Oranien, der so eben aus seiner Quasiverbannung von England zurückgekehrt war, den Oberbefehl über die ganze Armee übernommen habe, und zugleich wurde bekannt, daß wir des anderen Tages in Belgien einmarschiren sollten. Das ganze Lager war in freudiger Aufregung, man rüstete sich, überall standen Gruppen vor den Zelten. Da näherte sich eine Staubwolke auf der Chaussee von Breda her; schon war sie an den äußersten Posten des Lagers vorbei; ein Trupp Reiter in gestreckter Carriere wurde erkennbar; unter ihnen der Prinz von Oranien. Bis zum Generalszelt des Herzogs flog er heran; ein ungeheurer Jubel umgab den Feldherrn, der mit kühnem, frischem Blick, die leichte Kappe ohne Schild auf einem Ohr, in den Augen der Umstehenden die Stimmung erspähte; dem einen und andern reichte er die Hand und sagte ihm, wie er auf ihn besonders zähle; dann hatte er mit dem Herzog und seinem Stabschef allein noch eine kurze Unterredung, und in wenigen Minuten war er wieder aus den Augen verschwunden. Den Officieren der Nationalgarde, die nicht verpflichtet waren, außerhalb der Grenzen des Reichs zu dienen, soll er versichert haben, man wolle nicht erobern, Belgien nicht wiedernehmen, sondern nur einen ehrenvollen und vortheilhaften Frieden erkämpfen; übrigens sei Belgien noch nicht abgetreten, die Reichs-

grenzen seien also nicht die zwischen Belgien und Holland. — Wie dem auch sein möge, die Erscheinung des Prinzen machte einen überwältigenden Eindruck; vergessen oder aufgeklärt waren die Aergernisse des vorigen Jahres; man vertraute auf den Feldherrn.

Am 2. August also, nachdem noch zwei Schwadronen Lanciers und eine Abtheilung Pontoniers mit einem Brückentrain zu unserer Division gestoßen waren, bildeten wir die Avantgarde und rückten in der Richtung auf Turnhout in Belgien ein. Auf unserer rechten Flanke rückte die erste Division unter General van Geen, mit beiden Prinzen an der Spitze; auf der linken die dritte, die Division Meyer, in derselben Richtung nach; eine Reservedivision, vorherrschend aus Nationalgarden bestehend, unter General Cortheyligers, folgte in größerem Abstand; die Cavallerie und Reserveartillerie stand unmittelbar unter dem Prinzen. Schon gegen Abend des ersten Tages kam es am Eingang des Dorfes Ravels bei unserer 2. Brigade zu einem Tirailleurgefecht; der Feind wurde dann nach lebhaftem Widerstande, durch eine Bajonettattaque, an deren Spitze sich der Herzog selbst und Oberst Bagelaar gestellt hatten, unter den Augen des Prinzen von Oranien aus dem Dorfe herausgeworfen. Das bedeckte Terrain und die hereinbrechende Dunkelheit verhinderten die Stärke des Feindes zu schätzen und Truppen zur Verfolgung zu exponiren. Wir hatten 3 Todte und 18 Verwundete, des Feindes Verlust war bedeutend stärker. Der Herzog blieb die Nacht in Ravels.

Des andern Morgens, am 3. August, nahm unsere ganze Division eine Aufstellung auf der Haide vorwärts Ravels auf beiden Seiten des Weges nach Turnhout; man hatte eine geneigte Ebene vor sich bis an einen Wald, in welchem Bewegungen des Feindes bemerkbar waren; auch war sichtbar eine steinerne Brücke über einen kleinen Fluß am Eingang des Weges in den Wald in der Nacht vom Feinde abgebrochen. Um die

Stärke des Feindes zu ermitteln, wurde ein Peloton Lanciers vor den Augen der ganzen Division nach dem Walde voraus-geschickt, und nun begann zum Schauspiel für viele noch ungewohnte Augen eine leichte Kanonade aus dem Walde, die sofort von unserer Batterie erwiedert wurde; eine Kanonenkugel tödtete das Pferd eines Trompeters, eine andere schlug in unsern Reihen den Löwen von der Fahne des 7. Infanterieregiments herunter, und eine dritte nahm das Bein eines Mannes mit. Von den jungen Soldaten bückten sich einzelne Reihen; aber unser überlegenes Feuer, obgleich wir dessen Wirkung nicht sehen konnten, brachte das feindliche bald zum Schweigen, und als unsere 2. Brigade ernstlich daran war, den Wald zu umgehen, zog sich der Feind auf Turnhout, wo noch wenige Schüsse gewechselt wurden, und weiter in der Richtung auf Geel zurück.

Dahin folgte man ihm am 4., ohne ihn wieder zu erreichen, bei unerträglicher Hitze; viele unserer Leute hätten gern ihre Tornister ganz weggeworfen und zwei blieben todt auf der Stelle. In Geel wurde eine Requisition von Lebensmitteln auf 2 Tage wie auf feindlichem Gebiete für die Division ausgeschrieben; man fand auch feindliche Magazine und Waffen.

Am 5. Vorrücken der Unsrigen gegen Diest; die Defileen der großen Nethe wurden vom Feinde nicht vertheidigt, noch waren die Brücken abgebrochen. Der Feind hatte kaum Zeit gefunden, die Stadt zu räumen und es wurden noch Gefangene gemacht. Da wir den 6. daselbst Rasttag halten sollten, wurde die an sich vortheilhafte Stellung noch befestigt. Während dessen hatte die 3. Division auf unserer linken Flanke beim Vorrücken gegen Beverloo ein Gefecht zu bestehen gehabt; die erste rückte der unsrigen nach. Die Disciplin unserer Truppen war fortwährend lobenswerth.

Am 7. sollten wir wieder vorwärts in der Richtung und wo möglich bis St. Tron. Zur Verwunderung der Führer erreichte

man auch diesen Ort, ohne den Feind nur zu sehen; mit einem meiner Kameraden war ich der erste in der Stadt, wo wir wiederum Magazine und Pferde, aber keinen Feind mehr trafen. St. Tron, weniger fest von Natur als Diest und ohne ähnliche alte Wälle, mußte mit um so größerer Vorsicht besetzt und gegen einen Angriff des Feindes über Nacht befestigt werden, als man erwartete, daß das von uns mit Einschließung bedrohte Corps des Belgischen Generals Daine sich von Hasselt auf St. Tron werfen, und von da nach Tirlemont zur Belgischen Schelde-Armee unter König Leopold durchzudringen versuchen würde. Es wurde also die Straße nach Hasselt noch stärker besetzt, als die nach Tongeren und Tirlemont.

Die Hälfte der Division, in täglichem Wechsel, wurde in den besetzten Orten einquartiert, die andere bivouakirte. An diesem Tage war das Hauptquartier der Prinzen und das der ersten Division noch in Diest; das der dritten in Herck.

Am 8. August 4½ Uhr früh erhielt der Herzog Befehl, um 5 Uhr auf der Straße von Hasselt vorzurücken und das Corps von Daine anzugreifen. Die Bewegung konnte wegen der zur Zusammenziehung aus so ausgedehnter Stellung erforderlichen Zeit erst um 7 Uhr beginnen, und da uns die dritte Division unter General Meyer im Angriff zuvorgekommen war, konnte die unsrige die in den Reihen des Feindes bereits hervorgebrachte Unordnung nur noch bis zur Auflösung steigern. Die schlecht geführten Belgier, bei denen die Disciplin noch schlaff war und Mißtrauen die Gemüther ergriffen hatte, waren, trotz vielfacher vereinzelter Beispiele persönlicher Tapferkeit, doch in Reihe und Glied kaum zum Stehen gekommen. Eingeschlossen von zwei Seiten, liefen sie im panischen Schrecken auseinander. Bedecktes Terrain mit Hecken und Gräben oder kleinen Waldungen begünstigte die Flucht des Fußvolkes, wovon jedoch Hunderte in kleinen Trupps und einzeln gefangen eingebracht wurden. Die

Straße von Hasselt, wo General Meyer bereits eingerückt war, bis Cortesem war mit feindlichen Munitions- und Bagagewagen bedeckt. Das Belgische Corps unter Daine wurde in diesem Treffen bei Hasselt gänzlich vernichtet.

Den 9. August blieb unser Hauptquartier und die zweite Brigade nochmals in St. Tron, die erste rückte auf der Straße nach Tongern vor bis Looz, wo der Stab übernachtete. — Man erwartete den Befehl zum Angriff auf Tongern; da aber diese Stadt denselben Tag schon durch eine Abtheilung der Garnison von Mastricht besetzt worden war, wurde in der Nacht dem Commandeur der 1. Brigade, General des Tombe, durch mich der Befehl geschickt, in aller Frühe mit seiner Brigade über St. Tron zurück und mit der übrigen Division auf Tirlemont zu marschiren.

General des Tombe hatte unter den Franzosen mit Glanz gedient, war sehr reich, und dieser Krieg in engen Grenzen schien ihm kaum der Mühe werth. Mein Bruder schätzte ihn sehr und wußte ihn zu behandeln.

Ueberhaupt stand der Chef unseres Stabes, ohne Familiarität, doch mit allen hervorragenden Persönlichkeiten gut. Im Hauptquartier des Prinzen waren die wichtigsten Namen die des Generals Constant und des Oberstlieutenants Nepveu (schon aus Antwerpen bekannt); seit einigen Tagen war auch daselbst ein Preußischer Militärbevollmächtigter, Major von Scharnhorst, Sohn des berühmten Generals, anwesend (als Artilleriegeneral vor wenigen Jahren gestorben); er war viel bei unserer Division und auch mit ihm war mein Bruder sehr befreundet. Man hat ihm später den ganzen Feldzugsplan zugeschrieben; diese Ehre hat er jedoch öffentlich abgelehnt und, so viel mir erinnerlich, vorzüglich dem Prinzen Friedrich eingeräumt. Seine Rolle war eine sehr verlegene, da er nichts weniger als eine Zusage Preußischer Hülfe überbrachte, auf die sein Erscheinen von uns

gedeutet wurde, vielmehr nur zu warnen beauftragt schien. Sein einfaches Wesen und seine Bescheidenheit gewannen ihm jedoch persönlich allgemeine Achtung. Mein Bruder hatte schon in den ersten Tagen vorausgesehen und dem Prinzen Friedrich vorhergesagt, daß ehe 10 Tage vergehen, die Franzosen uns über den Hals kommen würden. Dies mochte auch Scharnhorst ahnen und daher die verlegenen Warnungen. Einstweilen hatten wir noch einige Tage Frist, und die Erfolge waren unausgesetzt.

Am 10. August nahm unsere 2. Brigade Tirlemont, nach kurzem Widerstand vor den Thoren der Stadt von Seiten einer Abtheilung Bürgergarde von Namur. Ein steinernes Gebäude daselbst, worin sich Tirailleurs festgesetzt hatten, wurde durch die erste Kugel von uns in Brand geschossen. Von uns aus wurden aber nun verschiedene Gebäude und ein Kirchhof an der Straße nach Löwen in Vertheidigungsstand gesetzt; die 2. Brigade bivouakirte in den Straßen von Tirlemont, während die erste seitwärts verschiedene Orte besetzt hatte.

Nachdem uns bisher die erste Division mit dem Hauptquartier des Prinzen beständig nachgerückt, die dritte auf unserer linken Flanke geblieben war, wurde am 10. Abends unserer Division der Auftrag zu Theil, an den beiden folgenden Tagen die Position des Feindes in Löwen zu umgehen. Zu diesem Zweck wurde statt der zwei Schwadronen Lanciers die ganze Brigade leichter Cavallerie (1100 Pferde) unter General Boreel nebst 1½ Batterien reitender Artillerie den Befehlen des Herzogs unterstellt. Alle Bagage wurde in Tirlemont zurückgelassen.

Bei Anordnung dieser Bewegung erinnerte sich mein Bruder sogleich mit Vergnügen, daß dasselbe Manoeuvre in den Kriegen Wilhelms III. gegen Louis XIV. schon einmal glücklich ausgeführt worden war und unterhielt sich darüber auf dem Marsche des andern Tags wiederholt mit dem Herzog Bernhard, dessen seltenes Gedächtniß dem seinigen mit allen Namen zu Hülfe

kam. Den 11. Abends stand die Division etwa drei Stunden südöstlich von Löwen in der Richtung von Namur, und bivouakirte größtentheils bei den Orten Hamme, Nedebais, Bossut, St. Achtenrode, Netène und St. Joriswert. Während des Marsches, kurz vor dem Eintreffen in den Bivouaks, kam auch an diesem Tage plötzlich der Prinz von Oranien, allein, nur von einem Reitknecht begleitet, quer über Felder, Gräben und Hecken jagend, auf einen Augenblick bei unserer Division an, nahm kurze Absprache mit dem Herzog und meinem Bruder für den folgenden entscheidenden Tag, und verschwand wieder im Nu vor unsern Augen. Bald darauf hörte man schon in der Entfernung eine Kanonade in der Richtung von Bautersen, wo unsere Hauptmacht auf der Straße von Tirlemont nach Löwen mit der Belgischen Armee unter dem König Leopold den ersten Zusammenstoß im offenen Feld hatte.

Während der Nacht ließ der Herzog die hölzernen Brücken über die Dyle herstellen, die größte Wachsamkeit wurde beobachtet, und schon um drei Uhr früh aufgebrochen, um zeitig die engen und zeitraubenden Defileen zu passiren. Nachdem dies glücklich vollbracht und die Division um 7 Uhr auf dem Plateau von Neerysche vereinigt war, von wo man den eisernen Berg und die Umgegend von Löwen deutlich unterscheiden kann, wurde die leichte Cavallerie voraus über Liefdael beordert, um auf der Straße von Tervüren nach Löwen Posto zu fassen; Infanterie und Artillerie folgten, bis auf die Reserve-Artillerie und die Lebensmittel, die auf dem Plateau zurückgelassen wurden. Es dauerte nicht lange, so hielten auf der erwähnten Straße unsere Dragoner einen eilenden Reisewagen an und geleiteten ihn vor den Herzog. Es war der Französische General Belliard, welcher der Armee des Marschalls Gerard vorausgesandt, das Belgische Hauptquartier in Löwen zu erzielen strebte, aber auch sogleich einen Auftrag an den Herzog improvisirte, wonach König

Wilhelm bereits dem Prinzen von Oranien befohlen haben sollte, die Feindseligkeiten einzustellen. Zum Beweis seiner Behauptung zeigte er allerdings eine Depesche des Französischen Gesandten im Haag vor und machte den Herzog durch die Erklärung verantwortlich, daß der erste Kanonenschuß von uns gegen Frankreich gerichtet sein werde; eine Armee von 50,000 Mann folge ihm unmittelbar und sei mit der Spitze bereits in Wavre. Der Herzog empfing den General Belliard mit der größten Höflichkeit, überließ es seiner eignen Beurtheilung, ob ein General, der nicht en chef commandire, die erhaltenen Befehle unausgeführt lassen dürfe? und als General Belliard seinen Weg nach Löwen fortzusetzen begehrte, entschuldigte sich der Herzog, daß er unmöglich ihn, den General einer neutralen Macht, seinem Feuer, das sogleich beginnen werde, aussetzen dürfe; er bat daher den General, sich mit seinem Wagen unseren Colonnen anzuschließen, und ließ alle befohlenen Bewegungen ruhig weiter ausführen. In der That hatte der Herzog mit meinem Bruder erwogen, daß General Belliard von allen unsern Dispositionen in's Belgische Hauptquartier Nachricht hätte bringen können. Es wurde ihm nun ein Ordonnanzofficier in meiner Person zur Verfügung gestellt und er musterte die ganze Division, wie sie an seinem Wagen vorübermarschirte. Er bat mich neben ihm im Wagen Platz zu nehmen und sprach mich mehrmals vertraulich an: Mais dites-moi donc, — ce sont là des Prussiens? convenez-en! Die Artillerie gefiel ihm besonders; den Major Scharnhorst sah er glücklicher Weise nicht; als aber hinter dem 12. Infanterieregiment, in welchem eine ziemliche Anzahl Amsterdamer Juden, kleine schwarze Gestalten, figurirten, unmittelbar unser prächtiges Bataillon Gelder'scher Schuttery unter Schimmelpenninck aufmarschirte, kräftige blonde Männer, dazu von höherer Altersclasse und gekleidet in dunklerem Blau, fuhr der General mit Lebhaftigkeit auf: Ah, pour le coup, voilà des Prussiens, je les

connois bien, — vous ne me ferez jamais croire que c'est là la même troupe! Ich weiß noch heute nicht, ob ich ihn überzeugt habe, er war aber sehr freundlich, und als wir der Infanterie eine Weile gefolgt waren, schlug er eine Karte auf und sagte: Vous avez là, mon cher, pour vous en retourner chez vous, voyons donc, trois routes. Als ich lächelnd einfiel: Mais nous arrivons seulement, mon Général! lächelte auch er und fuhr mit ziemlicher Zuversicht fort: Bah! je vous en réponds, c'est bien assez de vos surprises! Plötzlich übermannte ihn die Ungeduld und er ließ mich wieder zu Pferd steigen, indem er mir die Frage mitgab: Demandez à votre général, si je suis son prisonnier ou non? Ich mußte die Antwort zurückbringen, er habe volle Freiheit zu gehen, wohin er wolle; nur nicht nach Brüssel, wohin wir die Straße eben besetzten, und nicht nach Löwen, wo das feindliche Hauptquartier sei; so blieb ihm freilich nur die Straße von Tervüren, woher er gekommen war und wohin zurück ich ihn eine Strecke noch geleiten sollte. Wie er den Nachmittag doch nach Löwen gelangte, weiß ich nicht; nicht weniger eifrig aber, als er schien, mir die Hand zum Abschied zu drücken, war ich selbst mich davon zu machen und wieder die Spitze der Division zu gewinnen, die so eben 12 Uhr Mittags auf dem Eisernen Berg, Angesichts Löwen, vereinigt debouchirte. Unvergeßlich bleibt mir, wie mein Bruder auf seinem Grauschimmel in kurzem Galopp die letzte Höhe hinangesprengt war, Halt machte, wo die Aufstellung genommen werden sollte, und uns freudestrahlend die Strophe aus Jean de Paris zurief:

„Cette auberge est à mon gré,
J'y suis bien, j'y resterai."

In demselben Augenblick hörte man von jenseits Löwen das Kanonenfeuer unserer Hauptarmee. Als unsere Cavalleriebrigade die Straße von Löwen nach Brüssel erreichte, auch unsere zweite Infanteriebrigade eine Stellung à cheval auf dieser Straße mit

zwei Geschützen genommen hatte, retirirten bereits Belgische Transporte unter Cavalleriebedeckung auf dieser Straße; und eben so, da unsere Husaren bis an die Straße von Löwen nach Mecheln vordrangen, wodurch die Einschließung der Stadt fast vollbracht wurde, nahmen feindliche Colonnen, Cavallerie und Infanterie, bereits ihren Rückzug auf diesem Wege.

Der König der Belgier, noch kaum in seiner neuen Armee orientirt, hatte doch wiederholt an diesem Tage das Beispiel der tapfersten Geistesgegenwart gegeben; er stellte sich bei einer Recognoscirung nach unserer Seite hin der größten Gefahr blos und würde, ohne die Ermüdung unserer Cavallerie, in deren Hände gefallen sein.

Während aber im Vorrücken zum eigentlichen Treffen von unserer Seite erst die Anstalten gemacht wurden, erschien um 2 Uhr, in Begleitung eines Adjudanten des Prinzen Friedrich, als Parlamentär Lord William Russel (Bruder des berühmteren Lord John), und brachte dem Herzog von Sachsen-Weimar die Nachricht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes, zugleich mit dem Befehl des Prinzen von Oranien, unser Feuer einzustellen. Der Herzog, eben im besten Thun, gerieth durch diese Mittheilung in heftigen Unwillen und es entfuhr ihm im Zug der Erwiederung das Wort: I am ashamed that your King is my brother-in-law.

Während der Lord kalt verbissen, sich vor- und rückwärts auf dem Pferde wiegend, die Beleidigung schweigend verdaute, reihte sich hieran die komische Scene, daß ein origineller alter Englischer Cavallerie-Officier, der unsere Campagne als Amateur und Sympathyzer mitmachte, auf seinem Schimmelchen an das hochbeinige Thier des Lord heranritt und diesen anrief: Yes and I am ashamed too. Erstaunt niedersehend brummte Lord William: Who the devil are you? drückte mit einer Verbeugung gegen den Herzog sein dixi aus und verließ uns.

Um 3 Uhr wurde der Waffenstillstand von feindlicher Seite, wie es scheint durch ein Mißverständniß, gebrochen; jenseits Löwen erneuerte sich eine Kanonade und diesseits eröffnete ein Belgisches Jägerbataillon plötzlich ein heftiges Tirailleurfeuer auf unsere bereits bivouakirenden Truppen. Letzteres wurde nicht allein von unserer Infanterie erwiedert, sondern eine Cavalleriecharge von einer Schwadron, an welcher sich der Herzog mit seinem Stabe betheiligte, machte diesem Angriff durch Niederhauen eines Theils der feindlichen Jäger und Gefangennehmung einer großen Anzahl derselben ein Ende, während zwei Stücke unserer reitenden Artillerie vom Abhang des Eisernen Berges den auf der Chaussee nach Mecheln retirirenden feindlichen Colonnen nicht unbeträchtlichen Schaden beibrachten; die feindliche Artillerie, welche unser Feuer mit 4 Stücken beantwortete, schoß bergan zu hoch und that uns keinen Schaden. Gegen 5 Uhr erhielten wir wiederholt den Befehl das Feuer einzustellen, da eine Capitulation durch den Prinzen abgeschlossen sei. Die Nacht blieb man zur Stelle im Angesicht von Löwen; am folgenden Tage marschirte unsere Division durch die Stadt, und es begann der Rückmarsch.

Schon waren die Französischen Vorposten auf der Straße von Brüssel bis in unsere Nähe vorgerückt, und in der Nacht des folgenden Tages kam es sogar zum Handgemenge zwischen ihnen und einigen unserer Husaren; allein dies, wie ein kurzer Briefwechsel zwischen meinem Bruder und dem Generalstabschef der Französischen Truppen herausstellte, nur durch ein Mißverständniß. Der Rückzug unserer ganzen Armee wurde, in Folge der Dazwischenkunft von Frankreich und England, durch den Prinzen von Oranien angeordnet; aber durch diesen glücklichen zehntägigen Feldzug hat Holland die Ehre der Waffen gewahrt; der Armee wie der ganzen Nation ward diese verdiente Genugthuung zu Theil.

Aus höherem, nicht blos Holländischem politischem Standpunkte betrachtet, hatte das Unternehmen zwar den Nachtheil,

daß die Belgier dadurch in größere Abhängigkeit von Frankreich geriethen; aber im Unglück lernten sie sich sammeln, erheben und bescheiden der überlegenen Hand, welche die Zügel ihres Staates damals noch kaum erfaßt hatte, die kluge Führung vertrauen.

Der Prinz von Oranien war trostlos, aus Belgien nochmals zu scheiden; doch hatte er persönlich durch die neue Waffenthat die öffentliche Meinung in Holland wiedergewonnen, und ließ es ferner wenigstens nicht merken, daß er sich nach Brüssel und Tervüren zurücksehne.

Für die Armee war König Wilhelm I. diesmal auch mit Belohnungen, Beförderungen und Orden nicht karg. Auch die zweite Division wurde nach den Vorschlägen des Herzogs reichlich bedacht*). Mit Selbstverläugnung aber stellte der Herzog in seinem eignen Bericht den Chef seines Stabs mit folgender Anerkennung voran: „Die Verdienste dieses Stabsofficiers sind

---

*) Fritz an die Aeltern.

Helchtern bei Hasselt, den 17. August 1831.

Ich ergreife den ersten Augenblick der Ruhe, beste Aeltern, um Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. — —

Unsere kurze Campagne ist über Erwarten brillant ausgefallen; wenn die Franzosen nicht dazu gekommen wären, hätte sie große Resultate haben können. Indessen ist die Ehre der Waffen auch schon ein großes Resultat. Innerhalb 12 Tagen haben wir (die Division des Herzogs) fünf Gefechte gehabt; den 2. bei Ravels, den 3. bei Turnhout, den 8. bei Hasselt, den 10. bei Tirlemont und den 12. bei Löwen. Bei Ravels haben wir eine Bajonett-Attaque, bei Löwen eine Cavalleriecharge gemacht. Der Herzog war wieder überall im Gefechte voran. Bei Löwen würden wir einen glänzenden und entscheidenden Sieg erfochten haben, wenn der Waffenstillstand uns nicht, schon nach dem Anfang des Gefechts, die Hände gebunden hätte: die Details werden Sie in den Zeitungen finden, oder ich werde sie später nachholen. Auch wir Brüder haben einiges Lob erhalten. Der Verlust an Menschen war nicht bedeutend. Wir haben nun Waffenstillstand; ich vermuthe, daß wir (nämlich die Division des Herzogs) wieder Cantonnirungen in und um Tilburg beziehen werden. Was später folgen wird, ob die Franzosen Belgien wieder räumen werden, ob im entgegengesetzten Falle die andern Mächte es ruhig mit ansehen werden, alles das können Sie, bester Vater, in Hornau mit der Zeitung in der Hand besser beurtheilen, als ich in Helchtern.

E. K. Hoheit so wohl bekannt, daß ich durchaus nichts zu seinem Lobe hinzuzufügen weiß, als daß die 2. Division die ihr vielfach ertheilten Beweise Höchster Zufriedenheit vorzüglich der Leitung zu danken hat, welche der Major Allem gegeben hat, was durch diese Division verrichtet worden ist.“ Herzog Bernhard selbst wurde durch König Wilhelm mit einem prachtvollen Ehrendegen, und durch die öffentliche Meinung mit erhöhter Achtung und Popularität belohnt.

XII. Schluß.

Dies war der letzte kriegerische Zusammenstoß zwischen Holland und Belgien; die Einnahme der Citadelle von Antwerpen durch die Franzosen, ohne Kriegserklärung gegen Holland, folgte nach.

Wie sich die Verhandlungen der Londoner Conferenz fortgesponnen haben; wie über das Großherzogthum Luxemburg das Urtheil Salomonis gesprochen wurde, ohne daß sich die rechte Mutter gefunden hätte; wie der Deutsche Bund das Alles schließlich gut hieß; wie endlich, 8 Jahre später, im Jahre 1839 auch König Wilhelm I. nachgab, mit Belgien Friede schloß und nun das Königreich der Niederlande auch formell in die zwei Hälften Holland und Belgien getrennt wurde, die Erzählung dessen liegt nicht in der Aufgabe, die ich mir gestellt habe.

Siebentes Kapitel.

Die Sommerlager und Winterquartiere in Nordbrabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien

und

der Verkehr mit Deutschland während dieser Zeit.

Von 1831 bis 1839.

Siebentes Kapitel.

Die Sommerlager und Winterquartiere in Nord-Brabant bis nach dem Friedensschluß zwischen Holland und Belgien, und der Verkehr mit Deutschland während dieser Zeit.

Von 1831 bis 1839.

Der zehntägige Feldzug gegen Belgien, woran die Betheiligung meiner Brüder Fritz und Max am Schluß des vorigen Kapitels erzählt ist, war eigentlich schon das Ende der Kriegsthaten des Niederländischen Nationalheeres im offenen Felde. Nach der Rückkehr von dieser Expedition nahm man die alten Stellungen vor der Festungslinie durch ganz Nord-Brabant wieder ein; Lager und Vorpostendienst auf beiden Seiten fingen von Neuem an; sie wiederholten sich das nächste Jahr und ein folgendes Jahr und noch ein Jahr, endlich acht volle Jahre, und das Leben der Cantonnirungen gehörte allmälig zu den Sitten und Gebräuchen der Grenzbewohner.

Auch die Protocolle der Conferenz zu London nahmen ihren zögernden zwar, aber ungestörten Fortgang, sodaß nur noch die Belagerung der Citadelle von Antwerpen durch die Franzosen im Spätjahr 1832 einen interessanten und für die Niederländische Armee ehrenvollen Zwischenfall in dem Scheidungsprocesse

zwischen Holland und Belgien herbeiführte; bis im Jahre 1839 das Endurtheil des Raths der Großmächte, und wiederholte Drohungen mit Zwang, die freiwillige Vollziehung auf beiden Seiten zur Folge hatten.

Ueber diese Lebensperiode des Bruders, die kurzen Unterbrechungen der Eintönigkeit des Cantonnementslebens in kleinen Ortschaften, und die geistigen Interessen, welche diese äußere Langeweile belebten, wird das Gedenkbuch durch den Briefwechsel ergänzt, worin zugleich auf die Beschäftigungen hingedeutet ist.

Ein Hauptfaden war in der ersten Zeit, daß die Spaltung des schönen Königreichs, bei dessen Gründung mein Vater Zeuge und Theilnehmer gewesen war, diesen schmerzlich berührte, und daß er, in Ermangelung amtlichen Berufs, freiwillig und selbstthätig in der Presse und durch persönliche Einwirkungen auf die fernere Gestaltung der Dinge Einfluß zu nehmen strebte. — Gleich nach der Revolution hatte er aus eignem Antriebe von Aachen aus vergebens sich bemüht, Päffe von und nach Brüssel zu erhalten, wo er eine officiöse Vermittelung beabsichtigte; auch später ermüdete er nicht mit eifrigen und wohlmeinenden Versuchen.

Fritz sah nicht weniger als der Vater alsbald die Folgen voraus, welche die Trennung Belgiens von Holland auf die Verhältnisse der Familie, namentlich auf sein eignes künftiges Schicksal äußern mußte. Die schönsten Lebensjahre hatte er in Belgien verlebt; vielfache freundschaftliche Verbindungen dort angeknüpft, die nun zerrissen waren. Der Dienst in einem der angesehensten Mittelstaaten Europa's, der zu einer bedeutenden Rolle auf dem Welttheater berufen sein konnte, sollte nun zu einem kleineren Dienste mit um so beschränkteren Aussichten werden, anderer möglicher Folgen für die Familie nicht zu gedenken, die, wie sich ergeben wird, nicht ausblieben.

So empfindlich diese geänderte Lage für Fritz war, ein Verdruß, den er später nicht mehr verheimlichte, so ging doch Anfangs sein Bestreben wesentlich dahin, unter Verläugnung der eignen Empfindungen den beunruhigten und aufgeregten Vater zu beschwichtigen. Aus dieser Absicht sind manche Aeußerungen in den nachfolgenden Briefen zu erklären, und ich habe des Zusammenhanges wegen die Mittheilung eines Briefes bis hierher aufgespart, welcher der in dem vorigen Kapitel erzählten noch kriegerischen Periode bereits vorausgegangen war.

Die väterlichen Fragen und Besorgnisse wurden zuerst in nachstehendem Briefe beantwortet.

Fritz an den Vater.

Breda, den 1. Januar 1831.

Wir haben Beide Ihre Weihnachtsbriefe heute erhalten, bester Vater, und danken sehr dafür. Ihre Fragen, die die nächste Gegenwart betreffen, beantwortet mein letzter Brief im Voraus. Sie werden daraus ersehen, daß ich wiederhergestellt bin, und daß die Kräfte nach und nach wiederkommen; ferner daß unsere Dienstverhältnisse angenehm sind, und daß einige Wahrscheinlichkeit da ist, wir werden bald in einen größeren und interessanteren Wirkungskreis versetzt werden. In einigen Tagen soll ich den Herzog nach dem Haag begleiten, und dort wird sich dieses entscheiden.

Ich komme nun zur Beantwortung aller anderen Fragen, welche in Ihren beiden Briefen enthalten sind.

Es scheint allerdings, daß man in den Londoner Conferenzen die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt hat; aber unter welchen Bedingungen, darüber ist noch nichts laut geworden. Von dem Prinzen von Oranien für das getrennte Belgien ist noch immer die Rede. Daß Luxemburg dem König bleibt, scheint außer Zweifel. Bis jetzt war in unserer officiellen Zeitung noch keine Zeile, aus welcher man auf die Lage der Negociationen oder auf die Absichten des Königs hätte schließen können. Die Holländer dringen sehr darauf, daß der

König die Scheidung aussprechen möge; es scheint aber, daß der König diesem Wunsche kein Gehör geben will und mit Festigkeit widersteht. Die Rüstungen dauern fort. In Belgien herrscht große Unzufriedenheit; die Noth der Fabrikstädte nimmt zu; aber bis jetzt berechtigt noch nichts zu der Hoffnung, daß eine Contrerevolution, die wir unterstützen könnten, der Sache eine andere Wendung geben wird.

Ich komme nun auf den zweiten Punkt. Gesetzt die Scheidung findet statt, was hat das für Einfluß auf uns? Ich begreife, was zunächst Ihr finanzielles Interesse betrifft, Ihre Unruhe und Besorgniß nicht. Sie werden als Holländischer Staatsdiener betrachtet, weil Sie es vor der Vereinigung Belgiens waren, und weil Ihre Verdienste dort anerkannt werden. Der König selbst weiß, daß Sie sich vorzüglich um sein Haus verdient gemacht haben. Jeder Zweifel, jede Anfrage deshalb von Ihrer Seite, würde als Unruhe, unzeitige Besorgniß oder gar als der Wunsch nach etwas Neuem ausgelegt werden. Ich bitte Sie also recht sehr, sich in dieser Beziehung ganz ruhig zu verhalten; ich stehe für den Nachtheil.

Was mich angeht, so habe ich gar keine Ursache unzufrieden oder besorgt zu sein; an persönlicher Consideration habe ich gewiß in diesem Feldzuge nichts verloren. Ich sollte zwar mit der Annonce warten, bis die Sache entschieden ist; aber weil der Gegenstand mich darauf bringt, will ich Ihnen denn melden, daß ich wahrscheinlich das Officierskreuz des Wilhelmsordens erhalten werde. Wahrscheinlich, — wenn nicht, so wissen Sie, daß ich mich darüber tröste. Auch Max steht auf der Liste für den Wilhelmsorden; aber da die Zahl derer, die auf der Liste stehen, groß ist, so ist es ungewiß, ob er ihn erhält. Er war im Feuer so gut wie die Anderen; aber manchmal giebt man Denen den Vorzug, die schon länger dienen.

Wenn bei dem Frieden der Europäische Staat der Niederlande auf weniger als die Hälfte seines bisherigen Umfangs reducirt wird, dann hat es freilich mit der Aussicht auf baldiges Avancement ein Ende; aber das ist ein Loos, das ich

mit allen meinen Kameraden theile. Wer wird in dieser Zeit, die so bewegt ist und so viel Unerwartetes bringen kann, so weit hinausdenken. Ich bin schon zufrieden, daß meine gegenwärtigen Dienstverhältnisse so angenehm und ehrenvoll sind, als ich nur wünschen kann. Ich kann mich des Herzogs nicht genug beloben; er behandelt mich mit sehr viel Güte und Auszeichnung; den Max hat er wahrhaft in Affection genommen; der Dank dafür, auch von Ihrer Seite, ist Ihnen vielleicht ein willkommener Anlaß, dem Herzog zu schreiben.

Endlich der Max. Er wird zwar in einigen Tagen selbst antworten; doch ist meine Ansicht im Ganzen auch die seinige. Jedermann, den man hier über seine Verhältnisse befragen wollte, würde antworten: der hat viel Glück gehabt; wegen seiner Anstellung als Commis d'État im Kabinet des Königs vor Allem; dann aber auch, daß er bei dem Ausbruch der Unruhen gleich mit Officiersrang im Stabe des Herzogs Bernhard angestellt wurde, während die meisten jungen Leute seiner Kategorie als Gemeine dienen. Er ist auch mit seiner gegenwärtigen Lage sehr zufrieden; und vor dem Frieden kann er und will er die Waffen nicht niederlegen. Unter Frieden verstehe ich die definitive Regelung des Verhältnisses von Belgien und Holland. Max denkt nicht daran in der militärischen Carriere zu bleiben, und er hätte gewiß sehr unrecht dies zu thun. Seine Stelle im Kabinet bleibt ihm, wenn ihm die politischen Veränderungen nicht vielleicht einen andern Wirkungskreis im Civilfach eröffnen. An die Sitten des Landes und an seine Einwohner muß er sich freilich gewöhnen. Das bischen Melancholie, das vielleicht manchmal in seine Briefe eingewebt ist, das ist das Träumen dieses Alters, welches mit diesem Alter vorübergeht. Wir sind auch in dieser Schule krank gewesen.

Alles Vorhergehende bezieht sich natürlich nur auf die gegenwärtige Lage der Niederlande und die nächsten Folgen für uns. Was der allgemeine Europäische Krieg, an dem kaum mehr zu zweifeln ist, für Chancen und Verwicklungen mit sich führen und was das letzte Resultat sein wird (wenn es in der Geschichte ein letztes Resultat giebt), wer das

vorhersagen wollte, der müßte wirklich im Buche des Schicksals gelesen haben. Volentem ducunt fata, nolentem trahunt. Indessen scheint mir dabei keine Rolle mehr gegeben als die Ihrige; es ist die des Deutschen, der ein gemeinsames Vaterland anerkennt und fordert. Perge!

Den folgenden Briefwechsel reihen wir wiederum an das Gedenkbuch an, dessen Daten, — die Erlebnisse und Andeutungen mehrerer Jahre immer zusammengefaßt, — als Text vorausgeschickt werden, wie dies auch im ersten Bande geschehen ist.

1831. Unsere Heimkehr aus Belgien. Oirschot. Ordensvertheilungen: Lion Belgique; Wilhelms-Orden 3. Classe; und der Weimar'sche Falkenorden. Mein Oelbild, von Portmann gemalt, dem Vater geschickt. Die Obersten de Lens und Mathon unserem Stabe zugetheilt.

1832. Vortel und Tilburg. Inspectionen, falsche Allarmirungen. Hogendorp d. J. in Tilburg. Im Sommer das zweite Lager bei Reyen. Die Cholera; der Section eines Leichnams beigewohnt. Große Manoeuvres; Arbeiten der Sappeure und Mineure; Scheinbelagerung. Projectirter Einfall in Belgien. Marsch nach Weebosch, Eindhoven. Die Familien: van Tuyll vom Seeroosterken in Heeze; Martini in Ouverkerk. Die Hannoveraner Oyenhausen, Hodenberg und Knesebeck sind als Amateurs bei uns. Die Belagerung der Citadelle von Antwerpen durch die Franzosen. Gumoëns stirbt an 9 Splitterwunden. Schimmelpenninck's Oppositionsrede in den Generalstaaten. Sein Empfang bei der Rückkehr zu seinem Bataillon in Eindhoven. Plattheiten der Menge gegen ihn. Zeit der höchsten Popularität des Königs.

Studien und Lectüre 1831 und 1832.

In diesem und den folgenden Jahren bis 1835 die militärischen Reglemente mit Fleiß studirt.

Thiers, histoire de la révolution française.
Decker, Dienst des Generalstabs.
Menzel, Deutsche Literatur.
Steffens, Wolseth und Leith.
Büsch über den Handel.
Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.
Böttiger, Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen.

Vater an Fritz.

Hornau, 26. August 1831.

— — Mein Gemüth fährt fort irritirt und bewegt zu sein. Gleich Dir glaube ich an Krieg. Nachgiebigkeiten erzeugen nur neue Insolenzen der Nachbarn, und sind beinahe lächerlich; das Warten und Abwarten bei uns gleicht der alten Ignavia und allen unsern vergangenen Fehlern.

Einstweilen amüsirt man sich in unsern Deutschen Gauen mit Demagogen, statt mit Ehre und Wehre. In meiner Correspondenz mit dem königl. Kabinet hatte ich der Koburgischen Familie und meiner früheren Verhältnisse zu derselben erwähnt. In der ablehnenden Antwort heißt es nun: „Der König bleibt Denenselben darum nicht weniger erkenntlich für Deren schon so oft erprobte Bereitwilligkeit, zur Wahrnehmung und Beförderung von Sr. M. und Dero Adoptivvaterlandes Interessen auf das Thätigste mitzuwirken." Ich habe nun weiter dahin berichtet, daß ich Deutschland und besonders den Norden in gleichem Interesse näher zu betrachten im Schilde führe. . . .

Fritz an den Vater.

Oirschot, 31. August 1831.

Ich läugne nicht, daß ich mit Ungeduld auf Nachrichten von Ihnen wartete, weil Ihr letzter Brief sehr kurz war und aus dem Style desselben deutlich hervorging, daß Sie gereizt waren, ohne daß ich errathen konnte, ob diese Irritation nur ein Symptom der allgemeinen politischen Spannung ist, oder ob sie einen besondern Grund hatte. Ich befürchtete schon irgend eine Reibung oder Mißhelligkeit; um so mehr da ich nicht begreifen konnte, was Sie veranlaßt hat, Ihrer früheren Verhältnisse zu der Koburgischen Familie gegen den König jetzt zu erwähnen. Leid wäre es mir, wenn Sie Schritte gethan hätten, um in diesem Augenblick in Niederländischer Eigenschaft eine politische Thätigkeit zu erhalten. Die incompatibilité d'humeur ist zu groß, die Verhältnisse sind zu schwierig, als daß man hoffen dürfte, es Jemand zu Dank zu machen. Geben Sie doch ja diese Idee auf und für immer! Ihre gegebene Rolle ist die Deutsche; da können Sie nach Ihrer

Ueberzeugung mit Würde und mit Erfolg wirksam sein; da werden Ihre Verdienste anerkannt; ja die jetzigen Verhältnisse sind ganz dazu geeignet, sie noch mehr hervorzuheben. Sie sind in Deutschland gewissermaßen der Repräsentant des Systems, das die Regierungen nothwendig werden befolgen müssen, wenn sie sich aus der schwierigen Lage herauswinden wollen, in welche die erbärmliche Politik, welche seit 15 Jahren an der Tagesordnung war, sie gestürzt hat. Sagen Sie also: I bide my time; die Zeit muß nahe sein.

Eintracht und Stärke! Das ist es, was jetzt Noth thut; und dahin haben Sie immer gewirkt.

Ich begreife nicht, wie man die Erhaltung des allgemeinen Friedens für möglich erachten mag. Die Franzosen reden mit einem Uebermuth, den man kaum ertragen dürfte, wenn sie zehn Siege erfochten hätten.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß ich nach der Affaire vor Löwen eine lange Unterredung mit dem General Belliard gehabt; ferner daß ich die ersten Briefe mit den Französischen militärischen Autoritäten gewechselt habe.

Auch will ich Ihnen mittheilen, daß das Englische Ministerium sich über den Herzog Bernhard beschwert hat, weil er einen Englischen Herrn, Lord W. Russel, der als Parlamentär bei Löwen zu ihm geschickt worden war, etwas rauh angefahren hat.

Aus erster Quelle weiß ich, daß noch gar keine Aussicht ist zu einem Arrangement zwischen Holland und Belgien. Die Belgier sprechen noch immer das linke Scheldeufer, Limburg und Luxemburg an, und der König ist ebenso entschlossen, keins dieser Länder abzutreten. Aus eben so guter Quelle weiß ich, daß der König und die Königin von England das jetzige Ministerium Grey sehr hassen und mißbilligen, aber diese Gesinnung nicht an den Tag legen dürfen.

Daß Ihnen die Ernennung Ancillons zuwider ist, begreife ich. Inter utrumque tene! ist ja sein Wahlspruch. Wahrscheinlich soll er das System ausspinnen, das zwischen Krieg und Frieden die Mitte hält, und die Resignation unter die politischen Tugenden mit aufnehmen machen.

Der Oberstlieutenant Scharnhorst, nach welchem Sie mich fragen, Sohn des berühmten Generals, ein Schwiegersohn Gneisenau's, ist ein ausgezeichneter Officier, der als Preußischer Armeegesandter bei uns war, beobachtete und berichtete.

Vater an Fritz.

Hornau, den 9. September 1831.

— — Was mich betrifft, so sehe ich zwar gern oder höre Deine Ansichten. Sie sind mir aber oft zu mathematisch oder arithmetisch. Was Pflicht sei, wie sie mir erscheine, kann ich nur aus mir selbst entnehmen, und ich muß es Dir überlassen, sie mit extravaganter Ambition oder ungeregeltem besoin de faire zu verwechseln. Die Zeit ist groß, selbst in ihrer Schlechtigkeit; die Gefahren drängen sich und ich werde ihnen begegnen, so nachdrücklich als ich es vermag.

... Kommt Krieg, so ist jede Speculation vergeblich; man muß sich seiner Fortuna unterwerfen. Wenn es aber Friede bleibt oder wird, so ist nichts wünschenswerther, als ein besseres Vernehmen zwischen Holland und Belgien herbeizuführen. Meine früheren Verhältnisse zur Koburgischen Familie sind notorisch. Beiläufig will ich bemerken, daß Alles, was im Haag allzu Beleidigendes gegen Belgien gesagt wird, sei es Land, Corporation oder Individuum, mir von der schlechtesten Politik scheint. Es werden zwischen Holland und Belgien später doch wieder Attractionen sein.

Von allen Seiten kommt es mir zu: Deutschland wird täglich anarchischer! à qui mieux, mieux. Oesterreich hat unsäglich viel bei sich selbst zu thun, wenn schon seine ungemein starken Heere wirklich vorhanden sind. Ich habe darüber zu Biebrich die umständlichsten Briefe Metternichs selbst gesehen. In Berlin weiß Niemand, wer Koch oder Keller ist. Der König ist Russisch und die Nation Polnisch. Er hat einen protestantischen Pfaffen an die Spitze der Monarchie gestellt; denn was ist der anders, der die auswärtigen Angelegenheiten führt? und da Eichhorn, mehr Steinisch, nicht unter ihm dienen will, so behält dieser unabhängig von ihm die Deutschen Sachen.

Weit ärger steht es in dem übrigen Deutschland. Monar-

chische Autorität und Ansehen, nicht nur das pouvoir absolu, sondern das pouvoir nécessaire, ist überall gewichen.

Anstett, der Russe im Rothen Haus zu Frankfurt, soll sich so äußern: Er? er wünsche nur das Schlimmste, weil nur daraus das Beste wieder hervorgehen könne.

Was meine Gesundheit angeht, so denket Euch und fürchtet nicht zu viele Agitation. Nur die Beugung und Niedergeschlagenheit schadet mir. Auch Ihr habt das Eurige redlich gethan, das Gemüth wieder zu heben und — ne cede malis — mir anzueignen. Ich erkenne das per totum argumentum. Addio.

Fritz an den Vater.

Oirschot, den 14. October 1831.

— — Max ist also bei Ihnen; er wird Ihnen Alles, was sich seit einigen Monaten bei uns zugetragen hat, umständlich erzählen. Sehr hätte ich gewünscht, ihm einen längeren Urlaub ankündigen zu können; aber leider ist das nicht der Fall. Ich bin zwar überzeugt, daß die Feindseligkeiten den 25. October nicht wieder anfangen, aber dennoch müssen alle Beurlaubte den 25. wieder zurückgekehrt sein, also auch er. Wir wissen hier nichts Neues. Vor einigen Tagen hat der Prinz von Oranien den Herzog hier besucht und war sehr aufgeräumt; es scheint, daß er angenehme Nachrichten erhalten hat. Man glaubt, daß der Kaiser von Rußland die Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge in Belgien, wenigstens die Einsetzung des Prinzen von Oranien, zur Bedingung der Nachgiebigkeit in der Polnischen Frage macht.

Fritz an Max.

Oirschot, den 16. October 1831.

Der Herzog trägt mir auf, Dir Folgendes zu schreiben. Da der König den 17. die Generalstaaten eröffnet, kann man voraussetzen, daß er bei dieser Gelegenheit etwas Bestimmtes über die Lage der Unterhandlungen, — über Krieg, Friede oder Verlängerung des Waffenstillstandes sagen wird. Warte also den Bericht ab, den die Zeitungen von dieser Sitzung

liefern werden, und handle danach. Siehst Du, daß an keinen Ausbruch der Feindseligkeiten zu denken ist, so bleibe ruhig zu Hause, bis die vier Wochen um sind.

Die Eröffnung des Königs war des Inhalts, daß Max für gut fand, am 25. October bei der Armee zurück zu sein.

Fritz an die Mutter.

Bortel, den 26. October 1831.

Ich kann den Philipp (Kutscher, der dem Fritz neugekaufte Pferde gebracht hatte) nicht abreisen lassen, ohne Ihnen meine besten Wünsche zu Ihrem Geburtstage (1. November) zuzurufen.

Max ist glücklich angekommen und erzählt mir, daß Sie sehr wohl aussehen; wie würde ich mich gefreut haben, wenn ich ihn auf seiner Reise hätte begleiten können. Tausend Dank für die vielen schönen und nützlichen Gaben, den Beutel, die Binde und die Strümpfe. Alles ist mir sehr erwünscht, die Binde werde ich morgen auf der Reise einweihen. Mit den Pferden des Toni (Schwager Anton von Breidbach) bin ich sehr zufrieden. Mein Porträt*) ist für Sie unterwegs, beste Mutter, Jedermann findet es sehr ähnlich. Der Maler heißt Portmann (Sohn); er hat lange in Darmstadt gewohnt; und ich habe ihm aufgetragen, wenn er im Frühjahr nach Darmstadt zurückgeht, auf meine Rechnung einen Besuch in Hornau zu machen; die Aehnlichkeit trifft er sehr gut.

Max sieht gut aus, die Reise hat ihn aufgeheitert. Leben Sie wohl, beste Mutter, ich habe Eile; wenn ich von meiner Reise zurückkomme, will ich lang und umständlich schreiben. Vielleicht sieht man bis dahin, wo es hinaus will.

Ihr Fritz.

---

*) Von diesem Porträt, das jetzt mein Eigenthum, ist der Stahlstich copirt, welcher dem ersten Bande vorgebunden ist. Es stellt also meinen Bruder Fritz dar im Lebensalter von 37 Jahren. Der Stahlstich ist gut; es ist sehr schwer für einen Künstler, der den zu Porträtirenden im Leben nicht gekannt hat, ganz zu genügen. Im Original lag etwas mehr nachdenkliche und ruhige Entschiedenheit, sowohl im Auge als im geschlossenen Munde.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 16. November 1831.

Ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben über die Seltenheit unserer Briefe zu klagen; wohl aber über ihre Leerheit. Doch habe ich schon früher meine Ansicht über unsere politische Lage ausgesprochen, will es aber heute nochmals thun, ohne Wiederholung zu scheuen.

Obgleich die Mächte den Frieden wünschen und vielleicht entwaffnen, so ist doch an eine baldige Schlichtung der Belgischen Händel nicht zu denken. Wenigstens geht aus den Maßregeln, welche man hier nimmt, deutlich hervor, daß der König sich in die 24 Artikel der Conferenz nicht fügen wird und es aufs Aeußerste ankommen lassen will. Nicht allein dauern unsere Rüstungen fort, selbst die Küsten werden bewaffnet und Alles vorbereitet, um einer Landung der Engländer Widerstand zu leisten; wenigstens so viel um sagen zu können, daß man nur der Gewalt nachgegeben habe. Die Antwort unseres Hofs und seine ganze Haltung gegen die Conferenz ist durch die Zeitungen bekannt; sie ist von der Nation mit lebhaftem Beifall aufgenommen; es ist darin sehr viel Würde. Aber freilich die Erbärmlichkeit der Conferenz, ihr Schwanken, ihr juste milieu zwischen Recht und Unrecht, machen es sehr leicht, mit logischer und moralischer Ueberlegenheit gegen dieselbe aufzutreten. Aber gesetzt der König hätte die 24 Artikel angenommen, so wäre damit noch nichts abgemacht; denn offenbar liegt allen Unterhandlungen eine arrière-pensée zum Grunde. Der König hat wohl Vollmachten gegeben, über die Scheidung zwischen Holland und Belgien zu unterhandeln, aber nie und in keiner officiellen Akte hat er ausgesprochen, daß er seine und seiner Familie Ansprüche auf Belgien aufgeben und den König Leopold anerkennen werde*). Wenn man

*) Während dieser zweite Theil gedruckt wurde, erschien aus Anlaß der Feste, die Belgien — nach 25jährigem Bestehen des Staats unter der Regierung des Königs Leopold — im Begriff war zu feiern, eine Broschüre von Arendt in Löwen, unter dem Titel: „Das Königthum in Belgien“, Brüssel und Leipzig bei Karl Muquardt 1856.

Der Zweck dieser interessanten Schrift ist, — während dem Charakter

also auch über die Scheidung, Grenzbestimmung und Schuldentheilung übereingekommen wäre, würde der Tanz von Neuem anfangen. Wenn Sie mich nun fragen, wie das enden soll, wie lange die Nation die Kosten des Kriegszustandes und einer unverhältnißmäßigen Armee tragen wird, was man denn hofft

---

und der politischen Weisheit Leopolds im Allgemeinen und in Bezug auf alle Hauptbegebenheiten, in welche er thätig eingriff, darin gehuldigt wird, — besonders dessen persönliches Verdienst aus den Thatsachen nachzuweisen, — theils um die Einführung des unabhängigen Belgischen Staats in das Europäische Staatensystem, — theils um die Entwicklung der staunenswerthen materiellen Wohlfahrt des Landes, — theils endlich um die festere Begründung der bürgerlichen Freiheit und einer vollkommen regelmäßigen, alle rationellen Consequenzen derselben anerkennenden, parlamentarischen Regierung, — und wie dadurch die Belgier, mehr noch als sie es früher waren, „ein Volk von Royalisten" geworden seien.

Je öftere Zweifel in unsern Blättern an der Lebensfähigkeit Belgiens, an der Wahrscheinlichkeit seines unabhängigen Bestandes, ausgedrückt sind, um so mehr dient dies den Zwecken des Herrn Arendt und bekräftigt seine Ausführungen, nachdem die Geschichte der ersten 25 Jahre jene Zweifel beschwichtigt und theilweise entkräftet hat. Die Ueberzeugung aber, daß die Vereinigung der Niederlande ein Act politischer Weisheit war, — daß der staatliche Fortbestand des vereinigt gewesenen Königreichs, abgesehen von jeder dynastischen Rücksicht, im Interesse sowohl der Niederlande selbst als in dem Deutschlands und Europa's, wünschenswerth gewesen wäre, — diese Ueberzeugung bleibt von der ganzen Ausführung in „das Königthum in Belgien" unberührt und unerschüttert. Vielmehr ist darin gesagt:

Seite 74: „Ob das schwere Werk gelingen würde, mochte bei der Unentschiedenheit der allgemeinen Lage, wie sie im Jahre 1831 noch bestand, zweifelhaft scheinen und selbst der enthusiastischen und patriotischen Auffassung der Dinge konnten sich Bedenken aufdrängen. Gab es etwas Natürlicheres, als daß, nachdem der erste Rausch der Begeisterung über die endlich gewonnene Selbstständigkeit vorübergegangen, Befürchtungen, Schwanken, lähmendes Gefühl der Unsicherheit, und Zweifel an der Dauer der neuen Zustände bei einem Theil der Nation sich einstellte, während ein anderer die kaum geschaffenen Freiheiten bis auf den Grund auszubeuten sich anschickte und &c."

Seite 79: „Es muß einer letzten Schwierigkeit gedacht werden, die auf Augenblicke wenigstens die gefährlichste von allen war, die sich der neuen Regierung in den Weg warfen. Ihre Vorgängerin hatte sich im Lande eine nicht zahlreiche, aber desto thätigere und leidenschaftlichere Partei zu erhalten gewußt, die, vom Nachbar und von andern Seiten her nachdrücklich unterstützt, unablässig daran arbeitete, die Aufregung zu unterhalten, Unzufrieden-

und worauf man sich stützt? — so ist meine Antwort folgende: So wenig die Holländer eigentlich kriegerisch und chevaleresk sind, so haben sie doch vielleicht mehr Patriotismus und Gemeinsinn, als irgend eine Nation in Europa, und sind jedes Opfers und jeder Widmung fähig, sobald sie die Ueberzeugung haben, daß es die Vertheidigung ihrer Rechte, ihrer Ehre und ihres Wohlstandes gilt. Diesen Enthusiasmus haben die Succesſe des Monats August noch gesteigert; auch fühlen sie sich geschmeichelt, in dem Bewußtsein ihrer guten Sache gleichsam ganz Europa gegenüber zu stehen. Dazu kommt noch, daß ihre Handelsstädte, Amsterdam und besonders Rotterdam, durch den Fall Antwerpens ungeheuer gewonnen haben, und daß der Handelsstand um keinen Preis den Belgiern (und Eng-

---

heit und Zwietracht zu säen und den gewaltsamen Umsturz der kaum geschaffenen Ordnung herbeizuführen. Leider boten die Verluste mehrfacher Art, welche die Revolution den unter der Holländischen Herrschaft sorgfältig gepflegten materiellen Interessen gebracht hatte, der gedrückte Zustand, in dem Handel und Gewerbe sich befanden, diesen Bestrebungen im Innern mehr als einen Anhaltspunkt, und die Partei, lange Zeit hindurch mit Geschick und Energie geleitet, scheute vor keinem Mittel zurück, um den Boden unter den Füßen der neuen Regierung zu untergraben ꝛc."

Die Politik des Königs Leopold bei seinen Beziehungen zu Deutschland und Frankreich, — „sich nicht ausschließlich auf eine Seite ziehen zu lassen", — deren Weisheit Arendt mit Recht Seite 35 bis 43 seiner Schrift hervorgehoben hat, diese Politik kann doch nur Bestand haben während dauernden Friedens, ungeachtet aller völkerrechtlich garantirten Neutralität Belgiens. Die neuerlich bewerkstelligte Ausdehnung in so großem Maßstab der Befestigungen von Antwerpen, dieser neu umgeschaffene Waffenplatz, bestätigt aus Belgischem Standpunkt diese Ansicht. Und so drängt sich, nach den Prämissen im vorigen Kapitel, die Frage auf: Wenn solche Weisheit, wie König Leopold entwickelt hat, um unter so großen Schwierigkeiten Belgien in das Europäische Staatensystem einzuführen und zu consolidiren, — wenn sie angewendet worden wäre, um die Bevölkerungen der vereinigten Niederlande, von Anfang ihrer staatlichen Vereinigung an, sich gegenseitig annähern und in einander wachsen zu lassen, die etwa widerstrebenden Interessen zu versöhnen, — wie frei, reich, unabhängig und mächtig würden nicht die vereinigten Niederlande dastehen?

Bei Berührung in späteren Briefen meines Bruders, der verschiedenen Situationen während des Scheidungsprocesses zwischen Holland und Belgien, werde ich auf die Schrift des Herrn Arendt zurückkommen.

ländern) die freie Fahrt von Antwerpen durch die Holländischen Ströme in den Rhein, oder den Bau eines Kanals von Antwerpen über Venloo durch die Maas in den Rhein gestatten will, wie es in den 24 Artikeln stipulirt ist. Hauptsächlich aber hat die Leidenschaftlichkeit, der Haß zwischen Belgiern und Holländern bereits sehr nachgelassen, und die Vernünftigen sehen die großen Nachtheile dieses divorce für beide Theile ein. In Holland ist die Animosität gegen England jetzt weit größer als die gegen Belgien oder Frankreich. Ohne Zweifel aber rechnet das Gouvernement bei der steigenden Unzufriedenheit in Belgien und bei dem Elend der arbeitenden Classe in den Belgischen Fabrikstädten auf den baldigen Ausbruch einer Gegenrevolution, welche man alsdann mit den Waffen in der Hand unterstützen will. Ich dagegen habe an eine solche Contrerevolution in Belgien nie geglaubt, und unsere Campagne im August hat mich in dieser Meinung noch bestärkt. Die Oranische Partei dort ist mehr zahlreich als stark. Da man weiß, daß das Französische Gouvernement, welches entschlossen, stark und national ist, eine Restauration nicht zugiebt, so wagen die Orangisten nicht etwas zu unternehmen. In jedem Kampfe schlägt sich der am besten, der am meisten zu gewinnen und am wenigsten zu verlieren hat. Das ist meine Metaphysik des Kriegs. Uebrigens kennen Sie meine Meinung und theilen sie ja auch, daß die Vereinigung beider Theile des Königreichs nur Vortheile hatte.

Aus dieser Auseinandersetzung werden Sie abnehmen, bester Vater, warum mir Ihre Schritte und Vorschläge im Haag nicht lieb sind; bei der dort herrschenden Ansicht müssen dieselben, wenn sie auch noch so verständig und zweckmäßig sind, doch immer voreilig erscheinen, weil sie auf der Voraussetzung beruhen, daß das geschehen werde, was man noch immer abwenden zu können hofft.

Ich glaube aus guter Quelle zu wissen, daß man in Berlin sehr die Nachgiebigkeit unseres Hofes wünscht, nicht aber in Petersburg. Wenn Sie etwas thun wollten, so scheint mir, wäre es Ihrer Lage und Vergangenheit am angemessensten gewesen, die Erbärmlichkeit an den Pranger zu stellen, mit wel-

cher sich der Deutsche Bund in der Luxemburger Sache benimmt. Mir scheint die Abtretung eines Dorfs, eines Ackers, einer Scholle — als eine unauslöschliche Schande für Deutschland. Unverantwortlich ist die Art, wie das arme, unschuldige Luxemburg in den 24 Artikeln aufgeopfert wird; es hat schwer an dem Unglück zu tragen, eine Deutsche Provinz zu sein.

Mit der größten Aufmerksamkeit folge ich in der Allgemeinen Zeitung den Symptomen in Deutschland und den Vorkommnissen in den ständischen Versammlungen. Sie fragen: Wohin wird das führen? Meine Ansicht ist, daß nie und nirgendwo eine Revolution ausgebrochen ist oder ausbrechen wird, wo nicht, — mit Grund oder Ungrund, — die Ueberzeugung von ihrer Rechtmäßigkeit vorher tief in das Gemüth der Nation eingeprägt war. Das sicherste Mittel dagegen also, — Alles wegzuräumen, was diesen Schein von Rechtmäßigkeit geben kann. In Deutschland ist der wahre Grund zur Klage, daß die Nation als solche in der Europäischen Politik eine erbärmliche Rolle spielt; und es ist wirklich nichts geschehen, um der Nation diese Ueberzeugung zu nehmen.

Doch für heute genug und zu viel von Politik; ich bitte also, mir den herben Ausspruch meiner Meinung zu gut zu halten; es ist die unheilbare Krankheit des sauren Riesen*).

Ich komme nun auf die Privatangelegenheiten, wobei ich die Geldsachen in eine eigene Note relegire ꝛc. ... Die Decorationen des Falkenordens haben wir erhalten und unsere Danksagungen, wahre Meisterstücke, sind schon nach Weimar abgegangen. Wir erwarten nun die Erlaubniß des Königs, den Orden zu tragen ꝛc. Leben Sie wohl, lieber Vater, ich habe diesen Brief schreiben müssen, während Max neben mir eine Holländische Dagorder dictirt.

Während des Winters 1831/32 drehte sich der Briefwechsel mehr um die Deutschen Zustände. Mein Vater begann damals

*) Ein kleiner Neffe, den Fritz in heiterer Laune „du süßer Zwerg" apostrophirte, hatte das mit „du saurer Riese" ripostirt.

in der Allgemeinen Zeitung eine neue Reihenfolge „vaterländischer Briefe", die sich wesentlich mit der zögernden Politik der Deutschen Mächte gegenüber dem Französischen Uebermuth beschäftigten, die zwar die Tendenz hatten, zur Aufrechthaltung der Ehre der Nation, besonders in der Luxemburgischen Sache, den Muth der Regierungen zu einer kräftigeren Haltung anzufeuern, zugleich aber auch bei den inneren Bewegungen begütigend zu wirken und eine bessere und, so wenig zu solchem Vertrauen Grund war, vertrauensvollere Stimmung gegen die Regierungen und den Bund zu predigen und zu empfehlen.

Vater an Fritz.

Hornau, den 9. December 1831.

... Die Lyoner Sache ist als Symptom und Beispiel bedeutend. Aus Paris macht mich Fabricius*) auf die St. Simonisten und ihre Communisterei aufmerksam. Ich war es längst. Dahin mußte Demagogie und Gleichheitspredigt führen. Doch mag mich solcher Strudel auf der Erde nicht mehr erreichen. — Münch ist nach Wien, vermuthlich um mit einem Sack voll Karlsbadianis zurückzukommen; wenigstens sehe ich den Marschall zu Wiesbaden es hoffen und den du Thil zu Darmstadt wegen zu starker Reaction es fürchten. Mich dünkt jedoch nach andern Spuren nicht, als ob Oesterreich und Preußen darüber sehr einig wären! Ueberhaupt aber weiß Oesterreich mit seiner Stabilität recht gut, was es will; Preußen mit seiner Species von Mouvement aber weiß es nicht. Marschall mißt den Preußen stets ehrgeizige Plane bei, nämlich daß sie nicht verschmähen dennoch mit der demagogischen Partei zusammenzulaufen, um ihre Zollsachen einstweilen durchzusetzen. Einige „vaterländische Briefe" werden wirken, wenn sie erscheinen; namentlich „die heilige Allianz" und „Gneisenau" (XVIII. und XIX.).

---

*) Niederländischer Gesandtschaftsrath und Nassauischer Chargé d'affaires in Paris.

Die Brüder Heinrich und Moritz gehen also auf einige Monate nach Paris. An diesem Heinrich wird zugleich vom Ministerium und von der Volkspartei geworben; de coeur ist er für letztere. So wie meine Remonstrationen wahrscheinlich nicht viel wirken würden, so lasse ich die Leute in den 30ern gewähren; nur wenn die raison de 40 ans kommt, bekanntlich ein kindisches Alter, tritt die väterliche Gewalt wieder vollständig und nothwendig ein. Valete.

Fritz an Heinrich.

Bortel, den 11. Januar 1832.

... Unser hiesiges Leben mit seinem geschäftigen Müssiggang ist unleidlich einförmig und langweilig. Die gespannte Erwartung, die uns bisher Ton gab, ist nun abgespannt und erschlafft*). Die Aussicht, künftig in Holland zu residiren, ist nichts weniger als reizend, und selbst geborne Holländer, die an den Aufenthalt in Belgien gewohnt waren, erschrecken davor. Den hiesigen Zuständen ist kein Ende abzusehen. Besonders leid ist mir das für Max, der gestern nach Tilburg abgegangen ist, um Quartiere zu machen. Gewiß war ihm diese militärische Episode nützlich; sie hat seine Gesundheit gestärkt; er hat sich brav gehalten, Vieles gesehen und erfahren; doch wollte ich, es hätte nun ein Ende für ihn. Es macht ihn auch etwas trübe und schwermüthig, daß sich die Sache in die Länge spinnt, weil sich die Ueberzeugung immer mehr bei ihm befestigt, daß seine Aussichten hier zu Lande so viel beschränkter geworden sind, durch die Menge überzählig gewordener Civilbeamten aus Belgien. Vielleicht auch daß er sich mit dem Gedanken nicht befreunden kann, sein Leben in diesem Lande und unter diesen Leuten zuzubringen. Den Vater will ich durch diese Frage nicht noch mehr irritiren, als er es schon ist. Die „vaterländischen Briefe“ sind zwar in gutem Sinne geschrieben, aber doch matt im Vergleich mit der Wichtigkeit des Augenblicks. Die Frage ist: Was haben wir jetzt zu thun? Wem die Verhältnisse nicht erlauben sich dar-

*) In Folge der auferlegten Waffenruhe.

über unumwunden und kräftig auszusprechen, der schreibe lieber nicht. Es ist besser, zu den Diis ignotis als zu den Diis minorum gentium gezählt zu werden.

Vom Streite der Parteien in Deutschland sage ich nichts, aber das sehe ich klar, daß für den, der auf beiden Seiten Unrecht oder Uebertreibung sähe, doch die Rolle des Vermittlers zwischen zwei Stärkeren undenkbar wäre; letztere ist nur den Sabinerinnen gelungen, die es mit Vätern und Liebhabern zu thun hatten. Die Mücke, die sich einbildet, sie ziehe den Wagen fort, ist blos lächerlich; die Mücke aber, die zwischen zwei zermalmenden Mühlsteinen vermitteln will, ist schlimmer daran. Lebe wohl, lieber Heinrich, die Hoffnung einige Monate am Rhein zuzubringen, beschäftigt meine Phantasie, deren Flügel sonst in beständiger Erdnähe sind, wie die Schwalben, wenn's regnen will.

Schicke mir durch den Postwagen die merkwürdigsten Deutschen Broschüren, d. h. die sich auf Deutsche Politik beziehen, und setze das von Zeit zu Zeit fort. Gern hätte ich Euch Rendez-vous in Paris gegeben, aber es wird nicht möglich sein; denn wenn unser Kampf auch geendigt sein sollte, wie es den Anschein hat, so werden doch noch Monate vergehen, ehe die Negociationen beendigt sind. Vale.

Fritz an den Vater.

Tilburg, den 5. März 1832.

... Uebrigens habe ich nicht viel Neues zu melden und die Briefe der Söhne in Paris müssen jetzt unterhaltender sein, als die der Söhne in Tilburg.

Die Mission des Grafen Orloff haben Sie ganz richtig beurtheilt, — sie beendigt nichts*). Der Inhalt dieser Mission,

---

*) In Folge dieser Russischen Mission hatte König Wilhelm der Conferenz gegenüber sich scheinbar zu Verhandlungen bereit erklärt, ohne jedoch auf die von Belgien verlangte Räumung der Citadelle von Antwerpen und der Schelde-Forts einzugehen, wahrscheinlich unterstellend, daß der Belgische Minister in London, so lange diese Forts von den Holländern besetzt blieben, sich bei keiner neuen Unterhandlung betheiligen könne. Dadurch wurde die Stellung des Königs Wilhelm, der Conferenz gegenüber, die günstigere, und diese ver-

wenigstens das Wesentliche, ist für Niemand ein Geheimniß. Er soll dem König die Versicherung gegeben haben, sein Kaiser werde zwar nicht dulden, daß irgend eine Macht gewaltsame Maßregeln ergreife, um den König zur Annahme der 24 Artikel zu zwingen; indessen hänge der Friede von Europa von der Annahme derselben ab. Der Kaiser werde sich dafür verwenden, damit die Bestimmungen, welche die Schifffahrt auf den Holländischen Strömen und die Entschädigung wegen Luxemburg betreffen, auf eine dem Könige vortheilhafte Art abgeändert würden. Der König möge wohl erwägen, welchen Gefahren er sich aussetze und welche schwere Verantwortung er auf sich lade, wenn eine längere Weigerung einen allgemeinen Krieg herbeiführe, dessen Erfolg und Ende bei der Verwicklung der Politik nicht abzusehen wäre.

Niemand zweifelt indessen, daß der König standhaft bei seiner Weigerung beharren wird. Er will nur von Scheidung von Holland wissen, ohne der Souveränetät über Belgien zu entsagen. Ich finde, daß der König darin von seinem Standpunkt vollkommen recht hat. Indessen folgt daraus für uns, daß der gegenwärtige Zustand sich noch unabsehbar in die Länge ziehen kann; nämlich so lange die Geldmittel ausreichen, oder bis ein Zufall oder ein Aufruhr den Bruch herbeiführt. Amüsant ist das nicht; für Max bedaure ich diesen Zustand am meisten, weil er ihn seinen Studien und seiner Carriere entfremdet; und wirklich, der glänzende Müßiggang oder die improductive Thätigkeit des Soldatenlebens läßt nicht zu, sich ernstlich und anhaltend mit etwas Solidem zu beschäftigen. Uebrigens empfiehlt sich Max; wenn wir ins Lager gehen, — oder wenn, — wird er ein zweites Pferd kaufen müssen.

Fritz an den Vater.

Tilburg, den 1. April 1832.

... Ich habe immer gezaudert, weil ich hoffte einmal etwas Anderes melden zu können, als das ewige Einerlei: — all is

---

langte von dem Brüsseler Kabinet, daß es von der Forderung der vorläufigen Räumung abstehen solle. (Das Königthum in Belgien. Seite 11—15.)

well! — womit die Englischen Schildwachen sich wachsam erhalten. Indessen ist der entscheidende Augenblick nahe; wie die politischen Verhältnisse sich gestaltet haben, werden Sie aus den Zeitungen und aus Biebrich erfahren. Von unserer militärischen Lage kann ich Ihnen weiter nichts sagen, bester Vater, als daß wir uns etwas enger zusammengezogen haben und in guter Fassung erwarten, was da kommen soll. Was aber kommen soll, weiß ich nicht, — und wissen, glaube ich, Viele nicht, die höher stehen als ich. Wir sind Beide wohl, gut beritten und gutes Muths. Das Frühjahr ist eingetreten und es fängt hier und da an grün zu werden. Wir verlangen nicht besser, als uns mit dem Degen in der Faust — Sommerquartier in Hornau zu erobern. Ernstlich gesprochen zweifle ich nicht, daß die Sache bald eine Wendung nehmen wird, welche erlaubt an einen Urlaub zu denken, die Verhältnisse müßten sich denn anderswo so verwickeln, daß ein allgemeiner Krieg entsteht. — Was denken Sie über Italien?

Fritz an den Vater.

Oisterwyk, den 19. Juni 1832.

Ihr letzter Brief hat mich sehr gefreut; ich habe seit langer Zeit keinen von Ihnen erhalten, worin sich so viel heitere Laune und Vertrauen in die Zukunft aussprach.

Wir haben bis jetzt das 64. Protokoll noch nicht, aber der Inhalt desselben ist bekannt; auch versichert man, daß der König sich durch diese Drohungen nicht schrecken läßt und sich weigert, die Citadelle von Antwerpen zu räumen. Das Beharren in der bisherigen Politik ist um so natürlicher, als die Nachrichten aus Paris sehr kriegerisch lauten. Zwei unserer Divisionen stehen im Lager; in einem Monat werden die beiden anderen (wozu die des Herzogs gehört) die ersteren im Lager ablösen, nisi interim aliquid fit.

Ich bin begierig auf die Maßregeln, die der Bundestag nehmen wird; und noch mehr auf die Mittel, die man anwenden wird, um der Sache Nachdruck zu geben; denn ich kann mir von starken Maßregeln nur dann Erfolg versprechen, wenn man zugleich auf einen Krieg mit Frankreich gefaßt ist.

Fritz an den Vater.

Oisterwyk, den 8. Juli 1832.

Am 13. dieses werden die Kreuze, aus dem im vorigen Jahre eroberten Geschütz gefertigt, an die Armee feierlich ausgetheilt. Der König wird bei dieser Gelegenheit im Lager erscheinen und ein Tagesbefehl wird verlesen werden, der sehr kriegerisch lautet. Auch war vor einigen Tagen stark die Rede von einer sehr nahe bevorstehenden Campagne, aber die letzten Nachrichten lauten wieder viel friedlicher.

Sie haben das Contre-Project des Königs in den Zeitungen gelesen; es ist allerdings ein Schritt zur Annäherung; aber doch immer eine Weigerung, die 24 Artikel vorläufig anzunehmen und die Citadelle von Antwerpen zu räumen. Nun müssen wir abwarten, wie die Conferenz und Belgien*) dieses Project aufnehmen. Ein neues Anknüpfen der Negociationen scheint mir viel wahrscheinlicher als eine unmittelbare Kriegserklärung; denn offenbar ist zwischen dem Project und Gegenproject kein solcher hiatus; es handelt sich hauptsächlich nur um ein Dutzend Dörfer im Limburgischen auf dem östlichen Ufer der Süd-Wilhelm-Farth (eines neuen Kanals), und die Hauptabsicht des Gouvernements ist auch gewiß nur, die Unterhandlungen wieder in die Länge zu ziehen, in der Hoffnung

---

*) Das Königthum in Belgien. Seite 15. „Die Regierung befand sich zwischen zwei gleich gefährlichen Klippen. Folgte sie dem Drange des Landes, und wies sie jede Unterhandlung, der nicht die Räumung vorherging, zurück, so brach sie mit der Conferenz und nahm Europa gegenüber eine Stellung ein, aus der Holland allein Nutzen gezogen hätte. Fügte sie sich dagegen dem Verlangen der Conferenz, so brach sie mit den Kammern und der öffentlichen Meinung im eigenen Lande, und zu welchen schlimmen Eventualitäten das führen konnte, wußte sie besser, als irgend einer. In solcher Lage konnte nur ein großer Entschluß retten; daß er ihn faßte und wie er ihn faßte, ist einer der Glanzpunkte in dem politischen Leben König Leopolds. Mit unbeirrtem Scharfblick das ganze Verhalten und den eigentlichen Zweck des Holländischen Kabinets durchschauend, beschloß er den Plan des klugen Gegners zu durchkreuzen und den mit so vielem Geschick geführten Stoß gegen ihn selbst zu lenken. Belgien stand von der Forderung der vorhergehenden Räumung ab, erklärte sich mit Holland zu unterhandeln, und sandte seinem Vertreter bei der Conferenz die nöthigen Vollmachten.“ — — „Glücklicherweise ließ der vollständigste Erfolg nicht zu lange auf sich warten.“

daß dieses Interim doch vielleicht einen allgemeinen Krieg zum Ausbruch kommen läßt.

Nach dem, was ich von den bevorstehenden Beschlüssen des Bundestags gelesen habe, wird es in Deutschland schwerlich ruhig bleiben. Jacta est alea.

Fritz an Heinrich.

Lager bei Reyen, den 12. August 1832.

Da Max nun bei Euch ist, wird er von unserem hiesigen Treiben mehr erzählen, als ich schreiben möchte; er ist der Erzähler par excellence.

Gestern haben wir die Nachricht erhalten, daß Belgien sich weigert, den Frieden auf andere Bedingungen als die 24 Artikel zu schließen. Meine Ueberzeugung steht fest, daß es nicht zum Abschluß kommen wird, so lange für uns die Möglichkeit besteht hinzuhalten; und dabei hat man immer des Vaters beliebtes interim aliquid fit im Sinne. Weil ich also fürerst dem Dinge kein Ende absehe, habe ich mich auch entschlossen, einen Urlaub von einem Monat zu verlangen, der mir schwerlich verweigert wird. Lieber wäre es mir freilich gewesen, nach Beendigung der Unlusten (so nennen die Holländer die Belgischen Händel) einen langen Urlaub zu nehmen; dann hätte ich aber noch lange warten müssen.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 6. October 1832.

Er sagt er wollt mi nemme,
Wenn thet der Summer kemme;
Der Summer is gekomme,
Er hat mi nit genomme!

Und nun ist auch der Herbst gekommen, und wir sind noch immer auf demselben Fleck. Ich theile aber ganz Ihre Meinung, daß es nicht mehr lange so bleiben wird, daß eine Krisis da ist*), und daß wahrscheinlich noch im Laufe dieses

*) „Das Königthum in Belgien." (Fortsetzung.) Seite 16: „Sobald der Belgische Minister in London sich zum Beginn der directen Verhandlungen mit Holland bereit erklärte, stürzte das ganze Gebäude, das

Monats etwas geschehen wird, was uns aus diesem juste milieu zwischen Krieg und Frieden erlöst. Den 15. dieses werden die Generalstaaten eröffnet, und dann werden wir wahrscheinlich etwas hören. Es ist möglich, daß auch die Mächte darauf warten, weil es ihnen den Maßstab geben wird, welchen Widerstand sie zu erwarten haben. Der Entschluß des Königs, keine Bedingungen anzunehmen, die seine Würde und das Wohl des Landes verletzen, soll unerschütterlich sein; — nur an finanziellen Schwierigkeiten könnte er scheitern. Der Artikel der Schifffahrt auf der Schelde macht diesen hartnäckigen Widerstand in Holland sehr populär. Auch scheint man sich vor England nicht zu fürchten; das Whig-Ministerium darf es nicht wagen es bis zu Feindseligkeiten gegen Holland zu treiben, der Hof und das Volk sprechen sich laut dagegen aus. Wie es aber enden soll, das wissen die Götter. Unter diesen Umständen kann ich natürlich nicht daran denken, auf Urlaub zu gehen; der Prinz von Oranien selbst hat mir das auf eine sehr verbindliche Art gesagt. Etwas hoffe ich mit diesem Warten zu gewinnen, nämlich daß man mir im Winter statt einem Monate zwei Monate Urlaub geben werde. Der Wunsch, Sie beste Aeltern und die Heimath wiederzusehen, ist immer sehr lebhaft bei mir, aber jetzt ist es ein wahres Bedürfniß für mich geworden.

Max ist wohl und munter; er gewöhnt sich fast zu viel an den Train des Soldatenlebens, woran er freilich ganz unschuldig ist; denn mit den Wölfen muß man heulen. Uns Beiden fehlt es ein wenig an solider Beschäftigung und Lectüre,

---

man auf die Holländische Friedensbereitwilligkeit gebaut hatte, zusammen. Gleich bei der ersten Conferenz zeigte sich, wie richtig König Leopold geurtheilt hatte, als er in dem ganzen Verfahren des Haager Kabinets nichts als eine Taktik sah. Es stellte sich heraus, daß der Holländische Gesandte nicht einmal Vollmachten zu Unterhandlungen auf der Grundlage des Palmerstonschen Thema's hatte. Der Triumph Belgiens war so vollständig als nur möglich. Die Conferenz, zu spät enttäuscht, wurde genöthigt zu dem letzten Mittel, der Anwendung von Zwangsmaßregeln, zu greifen, die Belgien in den Besitz der Citadelle von Antwerpen setzten und zu der Convention vom Mai 1833 führten, die dem Lande fünfjährige Waffenruhe und Vortheile andrer Art, die nicht hoch genug angeschlagen werden können, brachten."

und Sie könnten sich kein größeres Verdienst um uns erwerben, als wenn Sie uns durch den Postwagen einen Ballen Bücher schickten. Ich hatte den Max gebeten, einige literarische Novitäten aus der Heimath mitzubringen, er hat es aber nicht gethan; die neueste Französische Literatur ist mir zum Ekel, und es ist nicht möglich, sich hier Deutsche oder Englische Werke zu verschaffen; ich lese jetzt den Tacitus und Cäsar.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 23. November 1832.

Wir sind in der gespanntesten Erwartung; die Französische Armee steht vor Antwerpen, aber sie hat die Feindseligkeiten noch nicht begonnen; in London sind die Unterhandlungen wieder angeknüpft. Zur See in der Nähe von Hellevoetsluis muß ein Gefecht stattgehabt haben, denn man hat stark kanoniren hören; aber das Resultat ist nicht bekannt. Gestern lief das Gerücht, eine Französische Corvette sei von unserer Marine genommen worden; aber die Bestätigung wird noch erwartet. Was auch der Erfolg dieses Gefechts sein mag, es ist immer ein Anfang — des Kriegs, und wenn die Franzosen eine Schlappe bekommen haben, wird schon die Nationaleitelkeit es nicht erlauben einzulenken. Die Thronrede Louis Philipps, die wir gestern gelesen haben, lautet zwar sehr friedlich, aber sie giebt in Beziehung auf die Belgische Frage keinen Aufschluß.

Hier bei uns werden die energischsten Maßregeln genommen. Der zweite und dritte Bann der Schuttery (Landwehr), welcher auch die Familienväter in sich begreift, — die ganze männliche Bevölkerung bis zum 45. Lebensjahre, — ist aufgerufen, und unsere Streitkräfte sollen dadurch um 26 Bataillons vermehrt werden. Der Geist der Nation und der Armee ist vortrefflich; man ist bereit jedes Opfer zu bringen, um die Ehre und Unabhängigkeit des Vaterlandes zu behaupten und sich keine unbilligen Bedingungen aufdringen zu lassen; was man aber als billige Bedingungen ansehen würde, das ist nicht deutlich ausgesprochen.

Was man in Deutschland vor hat, ob die Preußischen

Rüstungen ernstlich gemeint sind, das müssen Sie am Rhein am besten beurtheilen können. Hier sagt man Folgendes:

Preußen habe zwar die Expedition der Franzosen gegen Antwerpen höchlich mißbilligt, es wolle sich aber doch derselben nicht widersetzen, sondern habe blos erklärt, daß wenn die Französische Armee nach der Einnahme der Citadelle von Antwerpen und deren Uebergabe an die Belgier nicht sogleich den Belgischen Boden wieder verließe, Preußen alsdann seine Armee mit der Niederländischen Armee vereinigen und den Krieg beginnen würde. Außerdem soll Preußen noch dem Niederländischen Hof erklärt haben, daß es jede Feindseligkeit der Niederländischen Armee gegen die Französische, um die Citadelle von Antwerpen zu entsetzen, dringend abrathe, und daß Holland alle Folgen dieses Schrittes allein zu tragen haben würde.

So eben lese ich im Temps: „Ce qui est impossible dans une pareille situation, c'est de prévoir et de prédire les événements.“ Indem ich diese Phrase zu der meinigen mache, schließe ich heute mein politisches Bulletin. Wenn die Feindseligkeiten wieder anfangen, wollen wir zwei Male die Woche schreiben.

Mit solchen Glossen und Schwankungen in der Politik wie in der Stimmung war der ganze Sommer und Herbst des Jahres 1832 im Briefwechsel wie in der Wirklichkeit vergangen, welche Wirklichkeit ein väterlicher Ausdruck also bezeichnete:

„Die Politik ist in einer quasi Ebbe und Fluth. Fast immer und überall schlecht Wetter, ohne gerade Sturm. In Bezug auf Deutschland sagen nun die Regierungen um die Wette, daß die Bundesbeschlüsse (vom 28. Juni 1832) sie nicht viel angehen. Es mag das beste Mittel sein, Tumulte zu hindern, die aber nicht von Bedeutung geworden wären.“

Erst der Spätherbst hatte auf beiden Seiten, in den Niederlanden wie in Deutschland, Interessen angeregt, die den Briefwechsel belebten.

In den Niederlanden erfolgte die Execution der Seemächte

gegen König Wilhelm durch die Belagerung von Antwerpen von Französischer, durch das Embargo von Englischer Seite. In Darmstadt stand der Landtag vor der Thüre, auf welchem ich zum ersten Male, und neben dem Vater, auftreten sollte. In der Ungewißheit wohin, ob zum Krieg oder Frieden, die Ereignisse sich wenden würden, unternahm mein Vater einige seiner gewohnten Ausflüge zu seiner Vorbereitung auf den Landtag. Von diesen zurückgekehrt, hatte er geschrieben:

Vater an Fritz.

Hornau, den 1. November 1832.

Allerdings sollt Ihr einen Reisebericht haben. Also von Karlsruhe. Die Bundesbeschlüsse haben im Aeußeren Deutschland beruhigt. Woher käme auch den Demagogen die Kraft? Ihr erstes war, den Soldatenstand zu beleidigen und zu benachtheiligen. Minister Reizenstein, einst mein College als Gesandter in Paris, sagte mir: „In etlichen Monaten habe ich viel Subordination hergestellt, in wenigen weitern noch viel mehr!" Im Gegensatz freilich Berstett, sein Vorgänger: „Mich haben die Stände vertrieben, Reizenstein wird es nicht zwei Monate mit ihnen aushalten." Ein anderer großer faiseur dort, Geheimrath Winter, lange selbst liberal, Adelsfeind, jetzt mit allen Parteien ziemlich zerfallen, nur nicht mit dem Großherzog, war gegen mich sehr zutraulich, dem Anscheine nach warm. Der Großherzog war erst am letzten Tage anwesend und sichtbar; die Audienz war sitzend in der Gemahlin Zimmer, die eine sehr artige Dame ist. Aber so voll Ungeduld war ich nach Niederländischen Nachrichten, daß ich die Einladung der Herrschaften auf den folgenden Tag ablehnte. Buol hatte mich einmal für allemal eingeladen. In dem Niederländischen Gesandten, Schimmelpenninck, fand ich einen recht verständigen Mann, der sich bald beeilte mir zu sagen, daß er einen Bruder bei Deinem Corps habe, der voll Deines Lobes sei. Um alle Badischen Theile zu sehen, — audiatur et altera pars — suchte ich zu Mannheim Herrn von Itzstein auf, unstreitig den vorsichtigeren Führer der Opposition; er ist die

bête noire und gilt für den gefährlichsten aller Demagogen. Inspectis tabulis will ich es wohl glauben und schmeichle mir nicht, ihn mit meiner Theorie von Deutscher Kraft und nothwendigem Zusammenhalten bekehrt zu haben. Ich glaube wohl, daß er nach seiner Weise Verbindungen unter allen ständischen Versammlungen stiften möchte. Er war leider auch in und bei Darmstadt, was die Zeitungen wohl bemerkt haben, mit Nennung eines gewissen Heinrichs. Aber dieser Heinrich hat mich darüber sehr befriedigt; Jaup, Höpfner, Schenck, Hallwachs und er, scheinen mir auf gutem Wege, nämlich dem, eine schlimmere Partei und die Gallicismen zu verdrängen. Rheinbayern habe ich noch viel ärger und aufgereizter gefunden als ich mir dachte. Man darf nur hören wollen, um zu hören. Im Vorbeigehen war ich in Herrnsheim. Dalberg bestätigte mir vollkommen, was ich zu Karlsruhe vernommen; jene spendende Propaganda von Paris und Straßburg. Er nannte ihm bekannt gewordene Summen, besonders durch reich gewordene Deutsche aus allen Ständen übermacht. Die Herzogin, die Tochter und der Schwiegersohn, Sir Richard Acton, waren anwesend. Dalberg selbst geht leidend, wie mir scheint sterbend, nach Paris zurück.

In Biebrich sah ich den General Bismark eben von Berlin kommend, wo man in den obersten Regionen doch kriegerischer sein soll, als ich dachte.

Münch und Pozzo di Borgo, die ich vorgestern in Frankfurt sprach, opiniren für den Frieden und glauben daran. Der König werde die Visitation der Schiffe (die in die Schelde einlaufen wollen) aufgeben.

Pozzo hat mir eine große Standrede über die in Deutschland zu bewahrende Ruhe gehalten.

Hier sind wir ziemlich wohl; es ist Musik im Hause zum Ernteschmaus.

Fritz an die Mutter.

Eindhoven, den 29. November 1832.

Sie sollen sehen, beste Mutter, daß wir Wort halten. Erst vor ein paar Tagen habe ich ein politisches Bulletin an

den Vater abgehen lassen und heute schreibe ich Ihnen, blos um zu sagen, daß sich in unserer Lage gar nichts geändert hat.

Die Franzosen stehen nun schon seit 14 Tagen vor Antwerpen und doch bleibt Alles ruhig. An mancherlei Gerüchten, die sich gewöhnlich nicht bestätigen, fehlt es nicht.

Von unserem hiesigen Treiben schreibe ich nichts, es ist immer dasselbe. Jedermann langweilt sich und ist übelgelaunt. Selbst der Wind aus Frankreich hat das stehende Wasser nicht in Bewegung gesetzt; man ist schon so gewöhnt an feindliche Demonstrationen, die gewöhnlich mit der stumpfen Klinge der Diplomatie auspariert werden, — daß uns selbst das Einrücken der Franzosen in Belgien nicht besonders aufgeregt hat.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 4. December 1832.

Die Zeitungen haben Ihnen schon gesagt, daß die Franzosen die Belagerung der Citadelle von Antwerpen begonnen haben. Wir sind nichts destoweniger noch ganz ruhig in Eindhoven, und nichts läßt eine Bewegung von unserer Seite vermuthen. Wenn der Wind von Antwerpen her weht, hört man deutlich kanoniren, obgleich die Entfernung 16 Marschstunden beträgt. Seit gestern hören wir nichts mehr; wir sind daher in Ungewißheit, ob dieß dem Nordostwind, oder einem andern Umstande zuzuschreiben ist? Hier schicke ich Ihnen einen kleinen Plan von Antwerpen, der nicht viel bedeutet, aber doch hinreicht um die Zeitungsartikel zu verstehen.

Man ist hier sehr gespannt auf die nächsten Ereignisse; denn gesetzt, die Citadelle ist vor dem 15. genommen, — so fragt sich: was dann? Der Verlust ist nicht bedeutend genug um unsere Lage wesentlich zu verändern, und da die Franzosen aus politischen Rücksichten die alte holländische Grenze wahrscheinlich nicht überschreiten werden, so ist kaum zu erwarten, daß wir durch diese Einnahme dem Schluß näher gekommen sind.

Mit diesem Briefe hatte sich der folgende des Vaters gekreuzt:

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 1. December 1832.

Also von hieraus! Aber wohin? Seid Ihr noch in Eindhoven? Wir sind über Antwerpen in denselben Zweifeln wir Ihr . . . ., der König steht jetzt auch hier gewaltig hoch bei dem nur zu mobile vulgus. Gestern habe ich durch unparteiische Bundestagsgesandten die ganz würdige Haltung des Grafen Grünne loben hören. In meinem Leben bin ich nicht schmeichelhafter behandelt worden, als bei diesem absichtlichen Sondiren der Matadore des Bundestags, am meisten Münchs selbst. Als wäre ich jetzt und seit langem ein Orakel in allen Bundessachen. Aber welche disparate und ich möchte sagen desperate Ideen; welche Extreme hier und dort. Wegen des Heinrich habe ich dabei überall einen harten Stand. Sei es Persönlichkeit oder Ort oder Namen, seiner Wirksamkeit, seinem Betragen legt man fast mehr Wichtigkeit bei als nöthig ist, und überall in herben Ausdrücken. So hatte ich letzthin Mühe in Müfflings Zimmer zu Mainz mit Mensdorfen nicht in harten Wortwechsel zu gerathen, im Beisein von vielleicht 30 Preußischen Officieren. Zum Glück vermengen sie alles und au fond du sac sehen sie Gallicismen. Am besten ließ ich sie da anlaufen, bis ich sagen konnte: Ihr wißt nicht was Ihr plaudert. Auch Nagler gestern beschwor mich, — bei seinem schönen fleckenlosen Namen, — ihn im Zaume zu halten! Und dieses im Zaume halten sind eben schwere Dinge; 67 und 33 Jahre, was ich auch gewöhnlich sage, mich gegen die 67 in regula erklärend. Allerdings hatte ich letzthin einmal eine lange Conversation mit Heinrich im Kuhstall zu Hornau, auf und abgehend und zu meiner Befriedigung. Aber so reitet man auch oft mit Agrément ein Pferd, das hernach doch durchgeht. Und ich fürchte! Er steht ja nicht allein, sondern in einer Partei, und da reißt Einer den Andern mit hin.

Nun zu was Anderem. Wenn ich den Herzog von Nassau hätte bewegen können nach Wien zu gehen, so wäre ich wahrscheinlich jetzt in Berlin, um in gleicher Richtung ener-

gischere Maßregeln zu Gunsten Hollands zu befürworten. Einmal sagte er mir: Sie sind eben exaltirt! Zehn Minuten später sprach er von seiner und seines Hauses Lage ganz in meinem Sinn, und schloß dann: „Nicht wahr, nun bin ich exaltirt?"

Und was macht und denkt denn der Herzog Bernhard? Auch auf ihn sind viele Augen in Deutschland gerichtet; immer mehr gewinnen starke und ausdauernde Charaktere. Seht Ihr ihn noch alle Abende? Seid Ihr auch noch mit Lectüre versorgt? Lebt wohl und sorgt für Euch, wie es dem Soldaten ziemt.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 9. December 1832.

Versprochener Maaßen sollen Sie wieder ein paar Zeilen haben. Es ist nun wohl ziemlich gewiß, daß wir nichts thun werden um die Citadelle zu entsetzen. Nach den letzten Nachrichten ist es fast nicht möglich zu Schiffe mit der Citadelle zu communiciren, da die Franzosen in den Dämmen längs dem Scheldeufer Batterien errichtet haben. Die neuesten Nachrichten erhalten wir durch die Belgischen Zeitungen, und diesen zu Folge ist bis jetzt Angriff und Vertheidigung mit gleicher Tüchtigkeit geführt worden. Aber am Ende und nach tapfererm Widerstand wird man sich doch ergeben müssen, wenn nicht eine unerwartete Encheiresis naturae oder der Diplomatik eintritt. Die besten Nachrichten erhalten wir aus England; es scheint, daß das Englische Ministerium huft, und daß ernstliche Mißhelligkeit zwischen dem Französischen und Englischen Hofe obwaltet. Aber ehe von England ein bedeutender Schritt zum Besten zu erwarten ist, wird wenigstens die Citadelle gefallen sein. Für heute weiter nichts. Ihr Brief aus Darmstadt hat mich sehr interessirt; ich habe ihn dem Herzog vorgelesen. Dem Heinrich tausend Schönes.

Damit hatte sich wieder folgender Brief gekreuzt:

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 10. December 1832.

Diese ersten Morgenstunden sollen einmal angewendet werden

Euch zu salutiren. Eigentlich stehen die Sachen so, daß ich schlechterdings nicht weiß, was ich wünschen soll. Wird man es nach so starken Prämissen Eurerseits bei einem Geschehenlassen vor Antwerpen bewenden lassen? — Mich hält hier die unmittelbare Arbeit der Adresse auf die Thronrede beschäftigt. Heinrich schmiedet die für die zweite Kammer und berührt darin auch die Kriegsfrage. Er wird damit Euch aufwarten. Er scheint mir überhaupt noch zu scharf und ich vermag nicht zu temperiren oder nicht hinreichend; denn Alles in Schmierseife zu verwandeln, will ich nicht und maße es mir nicht an. Es liegt in Deiner ganzen Denkweise, daß Du das Positive, Mathematische, Zuberechnende, — stets der Imagination vorziehst; daher hat es mich gar nicht gewundert, daß Dir das Unterbleiben der Berliner Reise ganz lieb war. Allerdings war sie abenteuerlicher, sobald der Herzog von Nassau als Agnat nicht in Wien mitwirkte. Oesterreich schien mir sehr bereit, ja kampflustig. Seine Armee soll trefflich, zahlreich, wohlgemuth, schlagfertig sein; alle Berichte stimmen darin überein. Wie oft beruhen Tergiversationen auf Mißverständnissen; man bringt die Sache weiter, so wie man sich hineinwirft. Hier hatte man mich und meinen kriegerischen Ton offenbar gefürchtet; ich habe sie quasi beruhigt; man muß überall wissen, wo man ist. Heinrich ist auch Präsident des ersten Ausschusses (Budget), also auf alle Art puissance formidable. Ich kann in der That nicht absehen wie sich die Sachen gestalten, denn gerade auf ihn ist man hier und am Bundestag am meisten gespannt. Ich hatte das Vorgefühl, daß meine Rolle schwer sein würde; sie ist es. Allein ich bin ganz wohlgemuth und der Schluß bei irgend Nachtheilen wird immer sein: hormis l'honneur. Ich sage nach beiden Seiten: Unser Staatsrecht hat Lücken, wir müssen sie ausfüllen helfen. Nationalität, Nationalität! Alsdann nach einander 4 Anträge: 1) Erfüllung des Art. 5 der Verfassung (Hessisches Hausgesetz); 2) Herstellung des alten Staatsrechts über die Grenzverträge; 3) Bundesgericht; 4) Oeffentlichkeit der Verhandlungen am Bundestage. Valete.

Fritz an Vater.

Eindhoven, den 15. December.

Tausend Dank, bester Vater, für Ihre beiden Briefe, die sehr interessant waren, und die uns besonders durch die Stimmung erfreut haben, in der sie geschrieben sind. Ich begreife, daß Ihre Stellung schwierig ist, nicht weil schwere Pflichten zu erfüllen sind, sondern weil es oft Collisionen geben mag, wo die Entscheidung nicht leicht ist. Auch den Heinrich grüße ich herzlich. Bei so übereinstimmender Gesinnung, da Ihnen wie ihm dasselbe Ziel vorschwebt, ist mir ein schroffer Gegensatz nicht denkbar; und Sie finden es ja selbst natürlich, daß bei so großem Unterschied der Jahre dieselbe Gesinnung einen andern Ausdruck hat und andere Mittel wählt. Wenn durch Nachgiebigkeit — Annäherung und Zusammenwirken erlangt werden kann, wird Heinrich gewiß nachgiebig sein; besonders wo es sich blos darum handelt, etwas zu unterlassen, nicht etwas gegen seine Ueberzeugung zu thun. Heinrich findet meine Distinction vielleicht etwas jesuitisch, aber man lernt das hier, quoiqu'on ait craché dans le plat.

Daß Sie ein wenig kriegerisch sind, freut mich; es wird auch hier gefallen. Ich würde den Tadel der Politik der Deutschen Höfe so aussprechen: Ihr beschwert Euch über den Geist der Unzufriedenheit und Unruhe in Deutschland und mit Recht; aber Ihr wollt nicht einsehen, daß dieser Geist blos dadurch genährt wird, weil Ihr überall, wo etwas für die Macht, den Wohlstand und die Ehre der Nation geschehen soll, träge, uneinig und rathlos, nur dann einig seid, wenn Ihr als Zuchtmeister auftretet. Und auch jetzt laßt Ihr durch feige Nachgiebigkeit gegen die Belgische Revolution und Französische Anmaßung ein Reich zerstören, das mit Deutschem Blut, zum Schutz Deutscher Grenzen gegen Frankreich, gegründet war, warum? — um ungestört der Entwickelung constitutioneller Freiheit entgegenzuarbeiten, durch welche allein einer Revolution in Deutschland vorgebeugt werden kann.

Ihr Vorschlag zur Beendigung des Belgischen Streites in den „vaterländischen Briefen" (Restauration) hat mir wohlgefallen; aber derselbe ist ohne Krieg jetzt nicht mehr ausführ-

bar. Daß übrigens der Widerstand des Königs keinen andern Zweck habe, als dahin zu gelangen, scheint mir klar. — Sehr neugierig bin ich zu hören, was die Militärcommission in Frankfurt Neues gethan hat? Wem man im Falle des Kriegs die Oberbefehlshaberstelle und das Commando des Armeecorps zudenkt? Ob man ernstlich daran denkt, Germersheim zu befestigen? Ob die Nassauer nach Luxemburg bestimmt sind?

Eine Deutsche Protestation, auch außerhalb des Bundestags, gegen die Zerstückelung und Trennung Luxemburgs vom Bunde*), würde mir ganz passend scheinen; denn die Franzosen sollten doch hören, daß unsere Nationalehre eben so sehr zu schonen ist als die ihrige.

Hier einige Notizen über die Citadelle, die Ihnen oder Anderen vielleicht willkommen sind. Seit 2 Jahren hat man

---

*) Die von mir redigirte Dankadresse der zweiten Hessischen Kammer auf die Thronrede, mit Einstimmigkeit votirt und am 16. December 1832 übergeben, enthielt folgende, damals viel besprochene Stelle:

„Der ganze politische Zustand Europa's war und ist noch höchst beunruhigend, und äußert den ungünstigsten Einfluß auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft. Die Regierung Ew. K. H. kann auf die Lösung der Frage vom Krieg oder Frieden wohl nur den Einfluß ausüben, der dem Großherzogthum Hessen als Bestandtheil des großen Deutschen Bundes zukommt. Aber auch auf diesem Standpunkte, die Nationalehre für ein Gemeingut ansehend, dessen eifersüchtige Bewachung eben so sehr das Recht und die Pflicht des kleinsten wie des größten Bundesstaates ist, halten wir uns für berufen, die zuversichtliche Hoffnung auszusprechen, daß das Bundesgebiet unversehrt bleiben werde.

So lebhaft wir daher auch wünschen und hoffen, die Segnungen des Friedens fortdauernd erhalten zu sehen, so war es doch unter den gegebenen Umständen durch die Klugheit eben so sehr, als durch die Bundesverhältnisse geboten, daß Ew. K. H., wofür wir den Dank des Vaterlandes zollen, die Ausrüstung der Landestruppen vervollständigen ließen, und den möglichen Fall vorsehen, daß es den Hessischen Waffen beschieden sein könnte, neue Lorbeeren auf dem Felde der Ehre in Vertheidigung des Vaterlandes zu brechen. — Wie sich aber auch die verhängnißvolle Frage des Tages lösen möge, die Erhaltung des Europäischen Friedens erscheint um so gesicherter, je entschiedener dem gesunden Urtheile des Deutschen Volkes, seiner Neigung für Ordnung und Recht, und seiner Liebe zum Vaterlande, das wohlverdiente Vertrauen bewahrt, und durch Anerkennung und Pflege verfassungsmäßiger Rechte bethätigt wird."

daran gearbeitet, dieselbe in den besten Vertheidigungszustand zu setzen, und sie besonders mit breiten freien Räumen versehen, an denen es fehlte. Die Garnison, 5000 Mann stark, seit 2 Jahren in diesem Neste eingesperrt, ist von dem besten Geiste beseelt und sieht die Belagerung als eine Zerstreuung an. Die Franzosen, um der Stadt Antwerpen ein Bombardement zu ersparen, mußten sich entschließen, die Citadelle von der Seite anzugreifen, wo sie am stärksten und durch zwei vorliegende, mit Mauern bedeckte, Lünetten gedeckt ist. Durch alle diese Umstände, wozu noch die ungünstige Jahreszeit kommt, wird die Belagerung sehr erschwert. Wenn die Besatzung der Citadelle in ihrer schönen Vertheidigung fortfährt, kann die Belagerung länger als einen Monat dauern. Außer der Citadelle haben wir auf Belgischem Boden längs der Schelde noch den Brückenkopf tête de Flandre und die Forts Lillo und Liefkenshoek besetzt, welche durch Ueberschwemmungen gedeckt und schwer anzugreifen sind. Da nun die Franzosen ausgesprochen haben, daß sie Belgien nicht eher räumen wollen, als bis sie alle durch uns besetzte Forts den Belgiern überliefert haben, so kann ihr Aufenthalt noch lange dauern, und sie selbst können ihn willkürlich in die Länge ziehen. Unsere Armee hätte sehr gewünscht, zum Entsatz der Citadelle etwas zu thun, und die tapfere Vertheidigung spornt ihren Muth noch mehr an; aber es scheint, daß man von unserer Seite nicht für rathsam hält, die Franzosen und Belgier anzugreifen; sei es wegen des numerischen Mißverhältnisses, oder weil politische Rücksichten es verbieten. Dagegen ist Alles, wenn wir angegriffen werden sollten, auf eine kräftige Defensive vorbereitet. Zwischen Gertruidenburg und Herzogenbusch ist eine starke verschanzte Linie, welche durch Ueberschwemmung gedeckt ist, und in welche wir uns zurückziehen können.

Wenn Sie nun fragen, was die nächste Zukunft bringen wird, so glaube ich, nichts Entscheidendes. Die Franzosen werden die Citadelle wohl am Ende nehmen, auf Andringen der anderen Mächte dann wohl auch Belgien wieder räumen, weil Frankreich, wenigstens das jetzige Französische

Gouvernement, einen allgemeinen Krieg gewiß eben so sehr fürchtet, als die übrigen. Der König wird aber nach der Einnahme der Citadelle, woraus ihm eigentlich kein großer Schaden erwächst, nicht um ein Haar breit nachgiebiger sein als zuvor. — Ich vergaß vorhin Ihnen zu sagen, daß der dicke Gumoëns, den Sie kennen, kurz vor Thorschluß in die Citadelle geschickt worden ist. — Nun genug politisirt.

Wie sehr wir uns hier langweilen, können Sie sich denken. Zu den Sonderbarkeiten gehört, daß, während der König von England Officiere und Commissäre bei der Französischen Armee vor Antwerpen hat, derselbe, als König von Hannover, einigen seiner Officiere erlaubt hat, als Freiwillige in unserer Armee zu dienen. So ist ein junger Graf Oeynhausen an den Stab des Herzogs attachirt. In Wetten war ich diesmal unglücklich; ich hatte gegen Ende October gewettet, wir, die Armee, würden am 1. December nicht mehr hier und in derselben Lage sein; heute muß ich nun ein Diner an 10 Personen geben, wobei eine Gänseleber-Pastete figurirt. Sie sehen daran, daß wir hier nicht Hungers sterben, und auch keine Schätze sammeln! Leben Sie wohl!

Fritz an Heinrich.

Eindhoven, den 28. December 1832.

Dein Brief ist zugleich mit der Nachricht hier angekommen, daß die Citadelle capitulirt hat; Dein Brief hat also sehr dazu beigetragen, uns etwas zu besänftigen und aufzuheitern. Meine persönliche Ansicht von der hiesigen Lage der Dinge kennst Du aus meinen Briefen an den Vater.

Der König hat geweigert, die beiden Forts Lillo und Liefkenshoek zu räumen; die Garnison der Citadelle von Antwerpen ist also kriegsgefangen. Ob die Franzosen nun Belgien räumen werden, ohne den Belgiern die beiden genannten Forts (es sind die letzten Punkte, die wir noch auf Belgischem Boden besitzen) überliefert zu haben, ist die große Frage*). Es

*) In „Die Monarchie in Belgien" wird diese Krisis aus Belgischem Standpunkt geschildert, wie folgt: (Seite 18 bis 26.):

„Die Situation, welche auf die Uebergabe der Citadelle von Antwerpen

sind Spuren, daß England diese Räumung Belgiens von Seiten der Franzosen wünscht. Der Entscheidung sind wir

---

folgte, ist eine der wichtigsten in der Geschichte des Belgisch-Holländischen Streites. Die Motive, welche das Verhalten Belgiens während derselben bestimmten, sind bisher, wie uns scheint, nicht gewürdigt worden, wie sie es verdienen. Das System der Zwangsmaaßregeln gegen Holland hatte einen ersten Erfolg von großer Bedeutung gehabt. Belgien war in den vollständigsten Besitz der militärisch wichtigsten Position gelangt, die der König von Holland bis dahin im Herzen des Landes selbst sich zu erhalten gewußt hatte, es konnte mit größerer Ruhe und Sicherheit als früher die Erledigung aller noch streitigen Fragen abwarten. Und allerdings blieb noch Viel zu erledigen. Noch waren die Forts an der unteren Schelde, die der Vertrag der 24 Artikel Belgien zusprach, vom Feinde besetzt, der jede Räumung derselben hartnäckig verweigerte. Ja die Annahme des Vertrages selbst von Seiten Hollands, die doch allen weiteren Unterhandlungen zu dessen Durchführung vorhergehen mußte, schien um nichts näher gerückt.

Frankreich und England hatten die schwerwiegendsten Gründe, die Sache zum Abschluß zu bringen. Die Convention vom 22. October 1832, durch welche die Kabinette von London und Paris sich zur Ausführung der Zwangsmaaßregeln gegen Holland verpflichteten, hatte, das konnte Niemand verkennen, die ganze Situation zu einer mehr als gespannten und im Grunde höchst gefährlichen gemacht. Rußland hatte sich in Folge davon von der Conferenz zurückgezogen, Oesterreich und Preußen, jede Betheiligung an dem Zwangsverfahren gegen den König Wilhelm geweigert. Preußen hatte außerdem zwei Armeekorps an der Belgisch-Niederländischen Gränze und in der Rheinprovinz in Bereitschaft gestellt, und der Deutsche Bund, in Erwiederung auf die ihm von dem Preußischen Gesandten darüber gemachte Mittheilung, erklärte, daß die Interessen des Bundes an der nordwestlichen Grenze bedroht seien. In diesen Thatsachen waren offenbar die Keime und mehr als die Keime einer Scission enthalten, welche die Möglichkeit eines allgemeinen Krieges nahe, sehr nahe rückten. Dazu bedenke man die Nachtheile, welche nicht allein für die materiellen Interessen Hollands, sondern auch und in nicht geringem Umfange, für die Frankreichs und Englands, aus der Durchführung der Zwangsmaaßregeln, der Blokade der Schelde-Mündungen und dem Embargo hervorgehen mußten.

Was war natürlicher, als daß man in London und Paris lebhaft wünschte, sobald als möglich aus dieser Situation heraus zu kommen.

Zwei Wege boten sich dazu dar.

Einmal konnte man versuchen, das angenommene Coercitiv-System bis auf den Grund durchzuführen, die letzten Consequenzen daraus zu ziehen, indem man mit Aufbietung aller Kräfte und ohne die Gefahr eines allgemeinen Kriegs zu berücksichtigen, Holland forcirte. Das

um kein Haar breit näher gerückt; es sei nun daß die Unterhandlungen wieder angeknüpft oder daß die Feindseligkeiten

---

Einschlagen dieses Weges — — — hatte seine großen materiellen Schwierigkeiten. — — — Der zweite Weg war, die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, mit der Absicht auf die Annahme des Vertrags von Seiten Hollands hinzuwirken, und so ein Definitivum herbeizuführen.

Dieser Weg bot den großen Vortheil, daß — — — die im Auseinanderfallen begriffenen Elemente der Conferenz sich so wieder zusammen fanden und der Erweiterung des sehr bedenklichen Risses dadurch vorgebeugt wurde.

Selbst dann, wenn man auf diesem Wege auch nicht zu dem gewünschten Resultate einer definitiven Erledigung gelangte, blieb immer noch ein Ausweg, auf ein Provisorium hinzuarbeiten, das die Gefahr eines Wiederausbruchs der Feindseligkeiten zwischen Holland und Belgien beseitigte und zu späterem Verständniß die Thüre offen ließ.

Nichts ist demnach gerechtfertigter, als daß England und Frankreich diesen zweiten Weg einschlugen.

— — — Betrachtungen der allerrichtigsten Natur konnten geltend gemacht werden und wurden es, um den König Leopold im Sinne der Aufforderung der beiden verbündeten Kabinette zu bestimmen. Der definitive Friede brachte ihm die Anerkennung aller Europäischen Mächte, Holland, wie man versprochen hatte, mit einbegriffen, seine Stellung wurde eine vollkommen gesicherte, ebenbürtige, mit dem öffentlichen Rechte Europas verschmolzene, er trat vollberechtigt in die Reihe der legitimen Souveräne. Alle Eventualitäten, die möglich waren, so lange man im Provisorium verharrte und unter denen, neben den günstigen, auch manche ungünstige waren, wurden von vornherein abgeschnitten. Durch seine Zustimmung den Schluß des langen Streits erleichternd, erwarb er sich gegründete Ansprüche auf die Dankbarkeit der Mächte, die mannigfachen Veranlassungen zu Aufregung und ungeordneten Bewegungen im Innern, welche die Unsicherheit und die Gefahren der äußeren Frage erzeugt hatten, verschwanden, und die reichen Kräfte des Landes konnten ungestört, in dem Gefühl einer gesicherten Zukunft, dem Ausbau der Verfassung und der Entwickelung des inneren Wohlstandes zugewendet werden.

Und doch gab König Leopold dem Drängen seiner Verbündeten nicht nach. Hätte er nur sein eigenes persönliches, oder das Interesse seiner Dynastie zur Richtschnur seiner Politik genommen, so konnte und mußte er auf die Aufforderungen der Kabinete von London und Paris eingehen; da er aber von dem ersten Augenblick seiner Regierung an sein Handeln nie anders als nach den Interessen des Landes bestimmte, so schlug er alle Anerbietungen aus und zog das Provisorium dem Definitivum vor. Der Vertrag der 24 Artikel legte Belgien harte, sehr harte Bedingungen auf, (?!) Abtretung von Territorien und schwere finanzielle Verbindlichkeiten. Kam es in Folge der wieder aufgenommenen Unterhandlungen auf dieser Basis zu einem Abschluß, so ließ sich mit Bestimmtheit

fortgesetzt werden. Wenn kein sehr kalter Winter eintritt, können wir in unseren verschanzten Linien, die durch Ueberschwemmungen gedeckt sind, der vereinigten Französischen und Belgischen Armee sehr hartnäckigen Widerstand bieten.

Deine Darmstädter Mittheilungen haben uns sehr interessirt, die Erwähnung des ungeschmälerten Bundesgebiets aber besonders erfreut. Eben so die Rede des Vaters, die wir in der Allgemeinen Zeitung gefunden haben. Nichts aber von Allem hat uns so viel Freude gemacht, als die Versicherung, daß Du mit dem Vater in dem besten Einverständnisse, und daß er mit Dir zufrieden ist. Seine letzten Briefe waren auch alle in heiterem, aber festem Sinne geschrieben ꝛc. Vale faveque.

---

voraus sehen, daß irgend wie bedeutende Erleichterungen jener so lästigen Bestimmungen nicht erzielt worden wären. Abgesehen von Verlusten an Land und Leuten, blieb der Staat auf alle Zeiten mit übermäßigen, drückenden, pecuniären Leistungen an Holland behaftet. Die einzige Möglichkeit diesen Lasten momentan zu entgehen und später vielleicht eine Minderung derselben zu erhalten, war im Provisorium gegeben, zudem es auch an formeller Berechtigung dazu für Belgien nicht fehlte, so lange der König von Holland die Auslieferung der Scheldeforts verweigerte.

Belgien blieb so im einstweiligen Besitz der später abzutretenden Territorien (Venloo und ein Theil des Luxemburgischen), — gewann die Nichtzahlung der jährlichen Rente von 8,400,000 Gulden an Holland, — und erhielt sich möglichst günstigere Chancen in der Zukunft offen.

— — — Als Frankreich und England sich überzeugt hatten, daß (von Seiten des Königs Leopold, der deßfallsige Entschluß) unwiderruflich gewonnen war, schlugen sie den eben angedeuteten Ausweg ein. Nach mehrmonatlichen Unterhandlungen kam die Convention vom 21. Mai 1833 zu Stande, der eine langjährige Waffenruhe folgte, die der Nation Sicherheit nach Außen, dann Zeit und Mittel gab, dem ungläubigen und zweifelnden Europa zu zeigen, daß sie ihrer neuen, bessern Geschicke würdig sei. Vor aller Augen bewährte es sich, daß Belgien neben der Freiheit auch die Ordnung wolle, und mit dem Willen auch die Kraft besitze, sie zu wahren. Zugleich begann jene bewundernswerthe Thätigkeit in der Entwickelung und Förderung der materiellen Interessen, die alle Kräfte und Hülfsmittel des Landes zu so reicher Entfaltung führten. Die sechs Jahre, welche bis zum Abschluß des definitiven Friedens verflossen, bilden die Epoche der Rehabilitation Belgiens in der Meinung Europas, und daß diese Rehabilitation möglich wurde, verdankt das Land dem Entschlusse des Königs." —

Vater an Fritz.

Hornau, den 28. December 1832.

Also, mein bester Fritz, so weit wären wir. Ich lebe in einer gewissen Indolenz und Abspannung . . . . Nichts hat mich verwundert, bei Euch hauptsächlich. Ich, der ich die Personen kenne, konnte wahre Größe auf sie nicht appliciren. Eine gewisse Consequenz ist noch kein Adel der Gesinnung. Zunächst wird man sich um die Schelde herumtummeln, bellen, beißen nicht. Sonst in Europa wohl Gefahren für den inneren Zustand, aber Krieg keineswegs; unter den Mächtigen will ihn Niemand.

Ueber Darmstadt haben Euch die Zeitungen und Heinrich belehrt. Nun er sich diese Rolle erkoren hat, mea pace. Ich klage nicht besonders über ihn; nur habe ich auch meine Position genommen, wie sie mir gemächlich schien, und ich glaube, beides wird neben einander bestehen können. Das Beste, was ich also zu hoffen habe, ist Dein Wiedersehen und etwas für den Max sich Entwickelndes und Bestimmendes. Komme recht bald zu uns und an mein Herz.

So endigte jene politische Krisis, während welcher die Niederländische Armee, vollzählig und schlagfertig wie 1831, an der Belgischen Grenze stand, und verurtheilt war, Gewehr in Arm den Fall der Citadelle von Antwerpen und die Folgen dieser eisernen Protestation zu erwarten. Diese Folgen waren für die Niederlande wie für Deutschland gleich niederdrückend. Mit solchem Ende der Krisis war es entschieden, daß die Deutschen Mächte und der Deutsche Bund das Auseinanderfallen des Königreichs der Niederlande als eine Morgengabe an die anmaßlichere Politik des Frankreichs der Julirevolution darbringen, selbst das Auseinanderreißen des Deutschen Luxemburgs und den Uebergang eines Theils desselben in ein präsumtiv feindliches Lager, welche Präsumtion die Weisheit des Königs Leopold allerdings

noch zur Zeit abgewendet hat, für keinen Kriegsfall betrachten, sondern mit feiger Resignation geschehen lassen würden.

Die bisherige, alle nationalen Kräfte aufbietende, Rüstung Hollands beruhte auf der alternativen Voraussetzung, daß man entweder ohne Einmischung Holland und Belgien überlassen werde, ihren Scheidungsproceß selbst auszufechten, oder daß ein allgemeiner Europäischer Krieg ausbrechen werde, bei welchem dann Holland in solcher Rüstung die Chancen zu seinem Vortheil wenden zu können hoffen durfte. Nachdem aber Frankreich und England thatsächlich für Belgien in die Schranken getreten waren, und die Deutschen Mächte, ohne sich Hollands anzunehmen, dies hatten geschehen lassen, konnte das Aufgebot aller Holländischen Hülfsquellen, welchen die Aussicht auf Anlehnung entzogen war, so nicht fortbestehen, wenn man auch noch immer auf eine günstige Wendung rechnete. Der Niederländischen Armee brachte daher das Jahr 1833 zunächst weitläufigere Cantonirungen, theilweise Entlassung der Schuttery und Freiwilligen, meinem Bruder größere Freiheit der Bewegung.

Das Gedenkbuch:

1833. Im Februar mit Urlaub nach Hornau. Darmstadt, die Landstände, Heinrich. Reise mit Moritz durch den Spessart nach Würzburg zu der Schwester Karoline Bechtolsheim. Die Familie Giech; Jugenderinnerungen von Bayreuth; die jüngere Gräfin eine Bismark. Die Stein'schen Briefe besprochen. Rückkehr ins Lager bei Dirschot. Das Deutsche Theater und die jüdischen Philinen im Lager. Ich erhalte Befehl nach Zonhoven zu gehen (Major Menso begleitet mich), und mit den Belgischen Commissären Willmar und Trumper eine Convention über eine Militärstraße nach Mastricht zu schließen. — Max verläßt die Armee, geht nach dem Haag, nimmt bald darauf seine Entlassung und heirathet im October 1833. Nach dem Lager zweiter Urlaub in Hornau. — Bieberich, Darmstadt. Hier Frau von Arnim, eine Stryk van Lyndschoten. Ich erhalte Befehl nach Zonhoven zurückzugehen. Baron de Villenfagne à Vogelsang. Dieu soit loué. Convention von Zonhoven geschlossen den 18. November. Aufträge des Herzogs von Nassau an den Prinzen von Oranien wegen der Luxemburgischen Ange-

legenheiten. Des Prinzen Ausdrücke über die Nassauische Geld-Abfindung und über den Deutschen Bund: „Gehen Sie mir weg mit dieser Deutschen Lappendecke.“ Reise des Herzogs Bernhard und des Generals Bagelaar in Italien. Eindhoven. Whistpartien. Generale Boreel und Neppeu, Des Tombe. Politische und philosophische Aufsätze.

Lectüre 1833.

Histoire de la restauration française.
Staatsrecht von Jordan.
Victor Hugo, Notre dame de Paris.
Nothomb, Revolution de la Belgique.
Campagne d'Alger.
Brzikowski, guerre de Pologne.
Fries, Ethik und Religionslehre.
Jones, lignes de Torres Vedras.
Malchus, Militärische Geographie.

1834. Avancirt zum Oberstlieutenant im Februar. Reise in den Haag mit Forstner. Im Juni verlassen wir Eindhoven und beziehen Bortel. — Die Familie Martini, Fäulein von Heygendorf. Im Juli und August wieder Lager bei Reyen und dann Urlaub von zwei Monaten. In Aachen. Wiedersehen mit Herrn und Mad. Noël. Me. Greban. Die Umgebungen von Aachen. Die Kirche mit dem Grabe Karl's des Großen und den Reliquien. „Dein Ein“ auf dem Jagdhorn Karl's des Großen. Das Sonnenmikroskop. Aufenthalt in Hornau; im October zurück nach Bortel. Die mathematischen Studien wieder aufgenommen. Abends die Partie Whist oder Écarté in het Fortuintje. Der Bruder Heinrich und die Darmstädtischen Landstände. Auflösung derselben wegen des von Heinrich, von Regierungsmitgliedern sprechend, gebrauchten Wortes „Partei.“ General Bagelaar verläßt uns und kommt zum Prinzen Wilhelm von Oranien. Oberst von Quadt ersetzt ihn bei der Division.

Lectüre und Studien 1834.

Bulwer, England and the English.
Wachsmuth, Darstellungen aus den drei letzten Jahrhunderten.
Wallenstein's Briefe.
Essays de Bacon.
Essay de Hume.
Laplace, Essay philosophique sur les probabilités.
Lacroix, Calcul des probabilités.
Martens, droit des gens.
Klüber's Staatsrecht.
Lamennais, paroles d'un Croyant.
Plutarque par Ricard.
Mem. de Me. Gouvion St.-Cyr.

1835. Bortel. Militairische und mathematische Studien. Der Magnetiseur van der Lee in Herzogenbusch; merkwürdige und unerklärte Beobachtungen über den thierischen Magnetismus; ich reite dieses Steckenpferd bei der Whistpartie vor; die Seherin von Prevorst besucht dieselbe Manege. Im Februar Reise nach dem Haag. Die Herzogin Bernhard; Baron Keverberg und sein Werk. Schimmelpenninck und seine Frau. Ich reise mit ihm auf 3 Wochen nach England. London. Die Eröffnung des Parlaments. Sprecherwahl. König Wilhelm IV. und Königin Adelhaid. Meine gute Empfehlung bei ihr durch die Herzogin, ihre Schwester. Lord Howe besonders höflich deshalb. Sir R. Peel, O'Connel. Die Familien Bedingfield und Stafford Jerningham. Rückkehr nach dem Haag. — Den 10. März wieder in Bortel. — Bruder Heinrich wieder gewählt in Worms und Hungen. 16. Juni. Wieder im Lager bei Reyen. Besuch hier des Grafen und der Gräfin von Lottum, Preußischen Gesandten im Haag. Im Lager sehen wir auch den Prinzen und die Prinzessin Albert von Preußen. Forstner von Dambenoy verläßt die zweite Division und kommt zum Prinzen Wilhelm von Oranien. Unruhen in Amsterdam; Marsch einiger Bataillone dahin. Viermonatliche Abwesenheit des Herzogs Bernhard in Weimar und Baden-Baden. 24. Novbr. von Bortel nach Nymwegen. — 1. Dec. erhalte ich meine Sachen aus Gent, die ich seit 1830 entbehrte. — Der commandirende General Howen und seine Geschichte in Rußland; sein hohes Alter. Die Familie des Obersten Tripp, seine Frau geb. Behr; Bürgermeister Baron von Lynden; Baron Sweerts de Landas; die Generale Paravicini, Kreyenhoff, Bergsma. Aufenthalt im Haag vom 6. zum 16. December; Rigot krank; Forstner; Audienz bei König und Prinzen. Schimmelpenninck und sein Streit mit dem Minister der Colonien van den Bosch. General Trip, Kriegsdirector. Oberst Nepveu wiederhergestellt. Gräfin Lottum. Der Dänische Gesandte Selby und seine Töchter. Herzogin Bernhard. Fräulein von Heygendorf als Mad. Tindal. Mein Porträt für das Bild von der Einnahme von Tirlemont, für die Prinzessin von Oranien.

Studien und Lectüre 1835.

Biot, Astronomie.
Burg, Analysis.
Napier, Guerre d'Espagne.
Adelon, Physiologie.
Cäsar's Commentarien.
Cicero's Reden.
Ternay, traité de tactique.
La Bruyère, Caractères.
Nibelungenlied.
Moore, Memoire de Byron.
Jean Paul, Siebenkäs und Hesperus.

Es ist nicht die Absicht, die Fortsetzung des eintönigen Lebens des Bruders in den Nordbrabant'schen Quartieren, während der Reihe von Jahren, die es so gedauert hat, die ewige Ebbe der Erwartungen zu schildern; es könnte an der vorausgeschickten Verzeichnung der Daten und Namen genügen. Der Briefwechsel mit der Familie, bei häufigeren Besuchen mit Urlaub im elterlichen Hause spärlicher, wird die besondern Vorkommenheiten und die geringen Veränderungen in der politischen Lage theils hervorheben, theils das Charakterbild vervollständigen, indem er den humoristischen Ausdruck der Stimmung und Verstimmung wiedergiebt, über das lange Provisorium eines thatenlosen Krieg- und Lagerlebens welches nur die Langeweile und Unannehmlichkeit, ohne die Vortheile desselben, darbot.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 10. Januar 1833.

Gestern ist der Befehl angekommen die Truppen in sehr weitläufige Cantonnirungen zu verlegen, woraus man schließen kann, daß man jetzt weder Feindseligkeiten beabsichtigt, noch befürchtet. In einigen Tagen wird ein Viertheil der Armee mit Urlaub nach Hause gehen. Ungeachtet der neuen Dislocation bleibt unser Hauptquartier doch in Eindhoven.

Sie haben den Tod des braven Obersten Gumöens wahrscheinlich in der Zeitung gelesen. Er starb in Antwerpen an 9 Wunden, welche er in der Citadelle durch das Sprengen einer Bombe erhalten. Er hatte sich während der Belagerung sehr ausgezeichnet, und wir, d. h. seine Kameraden vom Generalstab, ließen ihm in Bergen op Zoom, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichten. Ich verliere an ihm einen wahren Freund; unsere Charaktere und Ansichten waren sehr verschieden; aber das hat dem gegenseitigen Vertrauen nicht geschadet und den Austausch der Ideen lebhafter gemacht. Wegen seiner fröhlichen Laune, Geselligkeit und Gefälligkeit war er bei Jedermann beliebt. In Gent, wo er 10 Jahre gewohnt hat, wird er noch sehr betrauert werden.

Von Darmstadt bin ich begierig etwas zu hören. Die vaterländische Sprache und das energische Bestreben (patris dictum sapientis filii temeritas comprobavit) muß die Andern stutzig machen..

Schon zum Geburtstag des Vaters (25. Januar) war Fritz mit Urlaub in der Heimath, wo er bis Anfangs März blieb und von da aus an Max schrieb, der bei der Armee zurückgeblieben war.

Fritz an Max.

Hornau, den 27. Januar 1833.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft brachte ich in Biebrich zu, — wo ich die Mutter fand, und wo auch der Vater sehr bald eintraf. Der Herzog von Nassau empfing mich sehr freundlich und ließ sich viel von Holland und der Armee erzählen. Zu meiner großen Freude fand ich ihn nicht so irritirt über den Zustand in Deutschland und über die Schwierigkeiten, welche ihm seine Landstände machen, als ich erwartete. Wenn Alle, welche einigen Einfluß haben, darauf wirken wollten zu besänftigen, würde gewiß eine Annäherung und gütliche Ausgleichung dieser Angelegenheit erfolgen.

Fritz an Max.

Hornau, den 12. Februar.

Ich bin 8 Tage in Darmstadt und auch einige Tage in Würzburg gewesen und habe mich an beiden Orten sehr wohl unterhalten. An ersterem war es für mich sehr interessant das politische Treiben zu beobachten, und ich hatte Gelegenheit die Klugheit und Festigkeit zu bewundern, mit welcher der Vater zwischen zwei extremen Parteien die rechte Mitte hält. Alles dreht sich dort um die Anträge, welche in der 2. Kammer wegen der Bundesbeschlüsse (vom 28. Juni 1832) gestellt worden sind. Der Vater ist der Meinung, daß, wenn

die Kammer sich damit begnügt, ihre Rechte zu verwahren, insofern diese landständischen Rechte etwa durch die unbestimmte Abfassung der Bundesbeschlüsse gefährdet sein könnten, — eine solche Rechtsverwahrung sehr erlaubt — und ganz unschädlich sei. Es könnte aber sein, daß die Kammer sich mit einer bloßen Rechtsverwahrung nicht begnügen wollte; und Viele meinen, das Ministerium werde selbst die bloße Discussion über diesen Gegenstand nicht dulden. — So viel von Politik, da man doch heut zu Tage kaum einen Brief schreiben kann ohne sie zu berühren.

Heinrich ist sehr wohl und hat mir viel Herzliches an Dich aufgetragen; Du weißt, daß er ein fauler Correspondent ist; auch ist er wirklich jetzt sehr beschäftigt.

Auf der Reise nach Würzburg hat mich Moritz begleitet; das schöne Familienleben der Karoline (Bechtolsheim) hat mich unendlich erfreut. Ihre geselligen Verhältnisse in Würzburg sind alle sehr angenehm, ich habe die Bekanntschaft mit dem jüngern Grafen Giech erneuert; — in Bayreuth haben wir als Kinder oft zusammen gespielt. —

Fritz an die Mutter.

Eindhoven, den 8. März 1833.

Schon den 5. Abends bin ich hier angekommen, beste Mutter, und schon gestern erhielt ich den Brief der Tante Wambold mit befriedigenden Nachrichten, für die ich herzlich Dank sage.

Das Wichtigste und Neueste, was ich bei meiner Rückkehr erfuhr, ist, daß Max die Armee verläßt und wieder ins Kabinet des Königs zurück berufen ist. Dieß ist in jeder Hinsicht gut für ihn; es ist theils ein Beweis von Wohlwollen, theils muß es dem Max angenehm sein, gerade in einem Augenblicke einzutreten, wo man ihn braucht, weil mehrere in dem Kabinet angestellte Herren krank sind oder eine andere Bestimmung erhalten haben. . . . . Leben Sie wohl, beste Mutter, sorgen Sie für Ihre Gesundheit und werden Sie nicht ungeduldig, wenn auch Andere dafür sorgen. —

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 27. März 1833.

Der Herzog ist also aus dem Haag zurückgekommen; er ist verstimmt, wie alles, was daher kommt. Die Stein'schen Briefe machen in diesem Augenblick seine délices; er ist besonders empfänglich für die Energie des Ausdrucks.

Es scheint also, daß die Krise, welche die Bundesbeschlüsse oder die Anträge deshalb in den Deutschen Staaten hervorgebracht haben, überall zur Auflösung der Kammern führen wird. In Kassel ist es geschehen; in Stuttgardt scheint man auf dem Punkt zu sein. Hier, — d. h. im Haag und in Tilburg (Hauptquartier des Prinzen von Oranien) ist man auf diese Vorgänge sehr aufmerksam, sowohl weil man glaubt, daß dadurch das feste Auftreten der größeren deutschen Höfe gegen Frankreich etwas gelähmt wird, — als auch wegen der Zukunft und des Beispiels. —

Sehr begierig bin ich, einigen Aufschluß über die traurigen Begebenheiten in Frankfurt zu erhalten, über deren Veranlassung und Zweck die Zeitungen keinen Aufschluß geben. Hat man Grund zu vermuthen, daß französische Intriguen dabei im Spiele waren? Alles was Sie mir darüber mittheilen können, wird besonders den Herzog Bernhard sehr interessiren, der dabei mehr Plan und Zusammenhang vermuthet als ich. Ich glaube darin nur die unglückliche Verblendung überspannter Studenten zu erkennen; der vermuthliche Zweck und die Wahl der Mittel gränzen an Tollheit. Der nächste Erfolg wird wohl ein starkes Eingreifen der großen Deutschen Höfe sein. Bei diesem Zustand Deutschlands und des Orients wird ein allgemeiner Krieg viel wahrscheinlicher als vor einigen Monaten noch.

Ich habe vergessen früher zu berichten, daß ich auf der Herreise auf dem Dampfschiffe die Bekanntschaft eines Grafen Limburg-Stirum gemacht habe, welcher Niederländischer Gesandtschaftssekretär in Berlin war, und von da nach dem Haag zurückkehrte. Nach Diplomatenart hat mir mein Reisegefährte über Berlin mehr Anecdoten als neue Ansichten ge-

geben. Das dortige Publikum und besonders die Armee nimmt warmen Antheil an Holland, aber der König will vor Allem den Frieden. Ancillon tritt nicht fest auf; er soll sehr geschmeidig und mielleux sein, und nicht sowohl die Politik dirigiren, — als gebraucht werden, für die Umstände und Verlegenheiten passende Phrasen zu finden. Z. B. soll er mit Bülow in London unzufrieden sein, aber doch nicht Einfluß genug haben, um ihn zurückrufen zu lassen. Humbold — der Naturforscher — soll seinen Einfluß zu Gunsten der Franzosen und des Friedens geltend machen.

Es ist mir eigentlich leid, bester Vater, daß Sie die Absicht haben wieder etwas über die Belgischen Händel in die Allgemeine Zeitung setzen zu lassen; mit dem besten Willen und bei der größten Einsicht wird es Ihnen doch nicht gelingen, hier zu befriedigen. Es ist schwer, das Eigenthümliche und Nationelle der hiesigen Ansichten aus der Ferne zu beurtheilen; dies gilt besonders von der Scheldefrage. — Außerdem ist man gereizt, und besonders mit Deutschland unzufrieden, von wo man Hülfe erwartete und zu erwarten berechtigt war. Auch befindet sich das Gouvernement in der Lage, daß es durchaus nicht g a n z o f f e n zu Werke gehen kann. Da es aus seinem Standpunkte Gefahren für die Zukunft sieht, die dem größern Publikum verborgen sind, so kann es auch von der Nothwendigkeit eines längeren Widerstandes überzeugt sein, wo diese dem Publikum nicht so einleuchtend ist. — Was Sie zuletzt, d. h. vor einigen Monaten über diese Belgische Frage in einem Vaterländischen Briefe gesagt haben, war gewiß das Beste und Zweckmäßigste. Wenn man bei Wiederholung früher geäußerter Ansichten sich treu bleibt, so ist es immer ein guter Rath, wenn er auch nicht befolgt wird, weil Parteien mehr Bundesgenossen als Belehrung suchen. Bleiben Sie also im Wesentlichen dabei, und sagen Sie etwas zum Lobe der Holländischen Nation, deren Vaterlandsliebe, Standhaftigkeit und Mäßigung wirklich nicht genug gelobt werden kann.

Leben Sie wohl, bester Vater; ich hoffe, mit dem besseren Wetter hat sich bessere Laune eingestellt, — und diese wird mir einen freundlichen Brief zuwenden. Da ich mich in

Deutschland mit solider und interessanter Lectüre versehen hatte, so finde ich darin Trost. —

Fritz an Max.

Eindhoven, den 22. April 1833.

Deinem Schweigen zufolge muß ich dich entweder für sehr krank oder für sehr faul halten; denn da Du mir geschrieben hast, daß Du das Fieber hast, so wäre es doch artig, mir Nachricht zu geben, wie es Dir geht. Ich will indessen das Beste hoffen, lieber Max, und denken, daß Du sehr faul bist. Vom Vater habe ich einen Brief vom 16. aus Darmstadt; der Inhalt ist nicht interessant genug um ihn Dir zu schicken. Im Wesentlichen beklagt sich der Vater über Kopfweh und schlechtes Wetter während seines 14tägigen Aufenthalts in Hornau, über die Seltenheit meiner Briefe, endlich über Leerheit und Stillstand der Geschäfte in Darmstadt, so daß er befürchten muß einen großen Theil des Sommers da zuzubringen, was ihm sehr zuwider wäre. Anstatt des Briefes, schicke ich Dir hier Fragmente der Allgemeinen Zeitung, deren Inhalt nicht in jeder Beziehung angenehm ist. In einem der Blätter, vom Anfang des Monats, war wieder eine Rede des Vaters. Die vorige, ich bin darüber einverstanden, war originell, kräftig und sachgemäß; die letzte (über einen Antrag des Herrn von Breidenstein auf Abkürzung der Landtage) war schwächer, nicht ad rem, — Jedermann lobend (wodurch Niemand gelobt wird) — am Ende fehlte das: id quod erat demonstrandum. — Einige feine Intentionen werden doch vom großen Publikum nicht gefaßt.

Vom Herzog habe ich gehört, daß Du bei der Herzogin eingeladen warst. Waren Malzahns (damals Preußischer Gesandter im Haag) artig? Sie — gewiß. Vergiß ja nicht in diesem Hause meine Empfehlungen zu machen.

Vale et scribe.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 30. April 1833.

Hier bei uns ist, was Politik betrifft, ein calme plat eingetreten. Seit einigen Monaten hört man gar nichts, —

kaum Vermuthungen oder Wünsche. Die Erwartung, die zu lange gespannt war, ist vor Ermüdung eingeschlafen, die Langeweile wacht neben ihr und gähnt; die Geduld, — ich weiß nicht was die treibt, — wir sehen uns wenig. Ich habe den Byron hervorgeholt; aber es will damit nicht recht gehen, und ich fühle, daß man, um einen Dichter zu lesen, doch immer selbst etwas Poesie mitbringen muß.

Wir haben hier einen braven, alten Englischen Major, der den ganzen Tag Briefe schreibt um zu beweisen, daß das Ministerium Grey fallen werde. Jedem Bekannten, den er von ferne sieht, winkt er, und sagt ihm geheimnißvoll in's Ohr: „Grey, il tombera"; das thut er nun schon so im dritten Jahr. So will ich es auch machen; ich sage Ihnen also im größten Vertrauen, daß die Belgischen Händel ein Ende nehmen werden. — Aber im Ernst, — doch ein Gerücht: es soll die Rede davon sein, ganz Holland dem Deutschen Bunde beitreten zu lassen. Ob es der König wünscht? Ob die Mächte? Wie es in Holland aufgenommen werden würde, wo bis jetzt nur sehr wenige Menschen die Natur dieses Bundes kennen, noch sein Staatsrecht mit allen Bestimmungen und Unbestimmtheiten studirt haben? — Das Alles weiß ich nicht, und ich würde Ihnen auch gar nicht darüber geschrieben haben, wenn ich nicht die Bitte damit verbinden wollte, daß Sie bester Vater, wenn die Sache zur Sprache kommt, Ihre Meinung darüber nicht von Neuem öffentlich aussprechen. —

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 26. Mai 1833.

Meine Nachrichten mögen nur zur Bestätigung dessen dienen, was Sie bereits in den Zeitungen gelesen haben. Ein Präliminarvertrag*) ist am 21. in London unterzeichnet worden. Das Embargo wird aufgehoben und die kriegsgefangene Garnison der Citadelle von Antwerpen kehrt zurück. Dagegen ist die Schifffahrt auf der Schelde offen, und der König erkennt

*) Siehe oben die Note Seite 174—177.

die Neutralität Belgiens an, so lange die Unterhandlungen wegen des Definitivfriedens dauern. Ob der letzte Artikel wörtlich so, oder ob er etwas anders lautet, weiß ich nicht; ich weiß auch nicht, ob dieser Vertrag nur eine neue diplomatische Phrase ist, oder ob wir wirklich dem Abschluß dadurch näher gerückt sind.

Nun bin ich zu Ende bester Vater; ich hoffe, Sie genießen den südlichen Mai in Hornau, — so wie ich hier. Unter dem schönen Himmel und der warmen Sonne überlasse ich mich ganz einer türkischen, fatalistischen Seelenruhe. Komme was da will. —

Max war also schon im März nach dem Haag, und zu der früheren Beschäftigung im Kabinet des Königs zurückgekehrt, und damit hatte das Beisammensein der Brüder aufgehört, unter denen die Waffenbrüderschaft die natürlichen Bande noch fester geknüpft hatte. In den einige Jahre später niedergeschriebenen Erinnerungen an seine Niederländische Laufbahn, aus welchen schon im vorigen Kapitel der 10tägige Feldzug ꝛc. mitgetheilt worden ist, sprach sich Max über die so im Felde, während eines halben Lustrums mit dem Bruder Fritz verlebte Zeit in folgender Weise aus:

„Sie gehört für mich, trotz der Einförmigkeit des Lebens in den Nordbrabant'schen Haiden, zu der glücklichsten. Denn wenn für einen jungen Mann von 22 Jahren schon das Wohlwollen und das Vertrauen eines tapferen und angesehenen Feldherrn und Fürsten, wie Herzog Bernhard von Weimar ist, eine Gunst des Schicksals, wenn der freiwillige Dienst für eine gute Sache mit gebildeten und vortrefflichen Kameraden, mit denen mir das Band inniger Freundschaft zum Theil bis heute geblieben ist, an sich eine Freude war, so ist es doch der Bruder, dem ich für jene Lebensschule das treueste Andenken schulde. Seine Nähe schon und sein Beispiel im Thun und Lassen, sein Bedürfniß der Ausfüllung jeder Stunde mit nützlicher Beschäftigung, sein Schweigen wie seine Scherze,

gehörten zu dieser meiner Schule; sein Urtheil hatte für mich vielleicht allzusehr die Gewalt der Autorität; aber ich bereue es nicht, daß seine Billigung, oder wenigstens meine Rechtfertigung vor ihm, stets mein Ehrgeiz gewesen ist. Die Trennung wurde auch ihm schwer, da ich nicht allein die Armee verließ, sondern, unter den gänzlich veränderten Verhältnissen des Landes, nach wenigen Monaten auch aus dem Civildienste meine Entlassung nahm, um mich zu verheirathen, und auf dem Lande mich darauf vorzubereiten, eine neue Laufbahn wieder von unten anzufangen. Statt Untergebener und Begleiter, wurde ich nun für die folgenden Jahre sein fleißigster Correspondent; wir sahen uns jährlich im Vaterhause und am Rhein wieder, und das brüderliche Band zwischen ihm, Heinrich und mir, wurde auch in politischer Beziehung immer inniger, so daß wir, bei einigen wesentlichen Unterschieden der Stellung und Auffassung, doch in der nationalen und einheitlichen Richtung in Uebereinstimmung blieben."

Es äußerte die auch hier angedeutete Erkenntniß der so ganz veränderten Verhältnisse des Landes auf des Max Stimmung, und bei solcher Stimmung der rasche Uebergang zu so ganz veränderter, an den Schreibtisch über Gebühr bannender Lebensweise, in einem ohnehin ihm unzuträglichen Clima, auf dessen Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß. Max bedurfte, um nicht zu unterliegen, einer wohlthätigen und mächtigen Einwirkung auf sein so weiches und zart besaitetes Gemüth. In solchem Seelenzustande lernte er in Voorburg beim Haag das Mädchen kennen, die seine erste Frau wurde, Franzina Lambert, in der Capstadt geboren; sie hat ihm, bis ein früher Tod im Jahre 1849 sie wegraffte, 10 Kinder gegeben, von denen 9 sie überlebten.

Max hat wohl längere Zeit geschwankt, ehe er den Liebesbund unwiderruflich schloß; aber auch nachdem er längst innerlich entschieden war, scheint er gezweifelt zu haben, ob er vor dem rationellen Urtheile des Bruders mit seiner Entschließung

in dieser so wichtigen Lebensfrage werde bestehen können; und er blieb gegen diesen verschlossen.

Max erzählt gern eine ironische Glosse, die Fritz später über ihn machte, als dieser sich an der glücklichen Ehe wahrhaft erfreute; sie giebt den Schlüssel zu seiner damaligen Verschlossenheit:

„Das muß man dem Max lassen, so oft er Inspirationen folgt und Dummheiten macht, zeigt er große Weisheit und hat Glück; nur wenn er die Vernunft zwingt ihm zu helfen, dann wird mir die Sache bedenklich."

Aus jener Zeit aber, in der Fritz nicht sofort wußte, was in Max vorging, zeugen folgende Briefe des Fritz an Max von dem brüderlichen Verhältniß:

Eindhoven, den 12. Mai 1833.

Der Lakonismus Deiner früheren Briefe ließ mich freilich nicht zweifeln, daß irgend etwas Dich drücke, lieber Max; aber eben das Zurückhalten gegen mich that mir leid:

Give sorrow words! the grief that does not speak
Whistles the overfraught heart and bids it break!

Die Gründe, die Du hast, Deine Verstimmung in Hornau nicht merken zu lassen, bestehen nicht gegen mich. Die allgemeinen Ursachen Deines Kummers errathe ich und begreife ich; wenn aber noch besondere da sind, so erwarte ich den Aufschluß in einem Briefe, den Du mir bei der Rückkehr des Herzogs schreiben kannst.

Den 19. Mai.

Auf das, was Du mir von Deiner Verstimmung sagst, will ich Dir nicht mit Gemeinplätzen und Sentenzen antworten; sonst dürftest Du mir mit vollem Rechte repliciren, wie Brabantio dem Herzog: (Othello I. 3.)

Leicht trägt den Spruch wen andre Last nicht drückt,
Und wen der selbstgefund'ne Trost erquickt;
Doch fühlt er sein Gewicht bei wahren Sorgen,
Wenn's gilt, von der Geduld die Zahlung borgen.

Wer nicht das Glück hat, in seinem Berufe hinreichende und interessante Beschäftigung zu finden, der muß sich selbst ein Feld wählen, das er beackert und umpflügt, daß es ihm Früchte trägt; oder wenigstens ein Gärtchen, in dem er der Blumen wartet. — Diesen Rath darf ich Dir wohl geben, obgleich ich ihn auch nur halb befolgt habe. Wem die Natur und ein angebornes Talent den Fingerzeig giebt, der ist freilich besser daran, als wer mit dem Verstande wählen muß.

Ehe Fritz alle Gründe des Lakonismus und der Verstimmung des Max kannte, hatte der Letztere entscheidende Schritte gethan, nämlich seine Entlassung aus dem Niederländischen Staatsdienste genommen. Darüber

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 2. Juni 1833.

Vorgestern bin ich aus dem Haag zurückgekommen, wo ich von Max Abschied genommen habe. Heute empfing ich einen Brief von Bechtolsheim, der mir die glückliche Niederkunft Karolinens anzeigt und mich zu Gevatter bittet. So ist in Würzburg schnell Trost und Ersatz auf den Verlust gefolgt.

Möchte nur der Max auch bald einen Ersatz finden, denn seinen Schritt kann ich nicht gut heißen, er war übereilt; es war Krankheit und Gereiztheit, er gesteht es selbst ein, eine Folge des solitary confinement, denn im Haag war er allerdings moralisch allein.

Ueber die vortreffliche, nachsichtige, herzliche Art, mit der Sie Widerwärtigkeiten ertragen, ohne sich dagegen zu versteinern, sage ich nichts, aber ich fühle es, bester Vater, daß Sie darin auf dieser Erde Ihresgleichen nicht haben. — Daß Max sich in Holland nie glücklich fühlen würde, daß er bei seinem Charakter weniger dahin paßte als Moritz, davon war ich schon überzeugt, ehe er hinging. Dazu kamen nun die durch die politischen Verhältnisse verminderten Aussichten für die Zukunft, der immer wachsende Neid und die Abneigung gegen Fremde, was er nicht ertragen konnte. Hier bei der Armee war er sehr beliebt und hat viele Freunde, die Antheil

an ihm nehmen; hier war aber auch Niemand, dem er im Wege stand oder ein Dorn im Auge war. Hätte er gewartet und wäre er für's Erste mit einem kleinen Urlaub zufrieden gewesen, in der Heimath würde sein Gemüth sich vielleicht beruhigt haben; und indem er nach etwas Anderem suchte, stand ihm eine Wahl und im Nothfall die Rückkehr offen. — Die Aussichten für die Zukunft waren allerdings gering, aber doch nicht so gering, als Max sich vorstellte. Wenn er schnell einen Entschluß faßt, wenn sich ihm bald im Vaterlande eine neue Laufbahn eröffnet, wie beschränkt sie auch sein möge, — dann, aber auch erst dann werde ich mich freuen, daß er sein hiesiges Dienstverhältniß abgebrochen hat. Mir wird er sehr abgehen, denn ich habe ihn sehr lieb und wir paßten recht gut zusammen.

Ihre Briefe an den König und Herrn Hofmann (aus diesem Anlaß) habe ich gelesen; sie waren vortrefflich; — einfach und wahr; sie müssen einen guten Eindruck zurückgelassen haben, — wenn so große Verstimmung und Besorgniß noch einige Empfänglichkeit übrig gelassen hat.

Fritz an Max.

Eindhoven, den 19. Juni 1833.

Dein letzter Brief hätte nicht so lange unbeantwortet bleiben sollen, lieber Max, — aber ich fürchte, Dein Entschluß steht fest und dann bedarf es keiner Antwort. Wir haben uns über diesen Gegenstand so oft vertraulich besprochen, und stimmten in der Hauptsache so sehr überein, daß nur wenige Fragen übrig bleiben, — nämlich: Ist es der rechte Zeitpunkt? Liegen in dem Luxemburgischen Verhältniß keine Chancen? Wäre es nicht besser abzuwarten, bis Du eine neue Laufbahn vor Dir hast?

Fritz an Max.

Eindhoven, den 23. Juni 1833.

Der Herzog hat gehört, daß Englische Pferde im Haag angekommen sind, und wünscht sehr, daß ich sie ansehe. Ehe ich aber die Reise unternehme, möchte ich mit umgehender Post von Dir erfahren:

1) Ob die Pferde gut sind? darunter solche, die für den Herzog passen?

2) Ist es Dir angenehm, — hältst Du es für passend, daß ich einen oder zwei Tage im Haag bleibe ohne mich zu zeigen, — ohne einige Besuche zu machen?
3) Hast Du Deine Schritte gethan? Oder ist es noch in suspenso? Wenn noch nichts Entscheidendes geschehen ist, so warte bis ich komme. Ich glaube es ist — wegen Deiner Stellung zur Armee — zu frühe. —

Diese Zusammenkunft der Brüder hatte so statt, und auch dabei hat Max den Bruder noch nicht zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheit gemacht; — vielleicht, daß diese noch nicht reif war.

Fritz an Max.

Lager bei Oirschot, den 19. Juli 1833.

Du hast vielleicht früher von mir eine Antwort oder ein Lebenszeichen erwartet, lieber Max; aber über Deine Verhältnisse und Deine Zukunft kann ich nichts Neues sagen; das Meiste haben wir mündlich abgehandelt, und das Neueste kann ich nicht beurtheilen. Nur Deinen Vorsatz, Dich auf den Landbau zu legen, möchte ich bekämpfen, weil ich glaube, daß es für Dich nicht paßt, Du hast auch früher nie besondere Lust daran bezeigt. Vielleicht bringt Dich die Einlage auf andere Gedanken. Der Herzog *) hat mir gestern diese Briefe gegeben, damit ich sie Dir schicke; er fügte hinzu, er habe auch an seinen Bruder geschrieben, von dem er nächstens Antwort erwarte. Alles dieses hat der Herzog unaufgefordert gethan, er erkundigt sich oft nach Dir, und bezeigt die größte Theilnahme. Was also Dein Entschluß sein mag, — so wirst Du ihm doch gewiß für seine Verwendung zu danken haben.

Gestern war hier große Revue vor dem König; ich sah bei dieser Gelegenheit den General Fagel und Herrn Hofmann. Mit Ersterem habe ich lange gesprochen; er wiederholte: Du habest nach seiner Meinung wohlgethan. Dagegen habe ich auch andere Meinungen gehört: Du würdest innerhalb einem

---

*) Der Herzog Bernhard von Sachsen Weimar, in seinem Wohlwollen für Max, hatte den Wunsch, daß dieser in Weimar'sche Dienste treten möge.

Jahr Kabinetssecretär geworden sein, und wärest zu den Geschäftsreisen nach Deutschland gebraucht worden, da Herr Hofmann nicht wohl mehr abkommen kann. — Enfin. —

Ich zähle ein bischen auf den Onkel Moritz, wo es gilt, Dich von den Georgicis abzubringen. Beatus ille, — der nach vollbrachten negotiis dabei ausruht. Vale.

Die erbetene Dienstentlassung des Max war mittlerweile erfolgt, und gleich darauf ging dieser nach Hornau, wo er den Rest des Monats Juli zubrachte, um zuerst den Eltern sein Herz aufzuschließen und zu seiner, des erst Zweiundzwanzigjährigen, ehelichen Verbindung, die elterliche Zustimmung und deren Segen zu erbitten. Erst von hier aus theilte er seine bevorstehende Heirath dem ältesten Bruder mit, und war Anfangs August im Haag zurück. Darüber nun

Fritz an Max.

Eindhoven, den 10. August 1833.

Ich schreibe Dir aus dem alten Eindhoven, lieber Max, wo ich wieder mein altes Quartier bei Doktor Smits bezogen habe. Du bist also jetzt bei Deiner Braut glücklich; wie sehr bedaure ich, daß ich nicht sogleich zu Dir eilen und ihre Bekanntschaft machen kann. In den nächsten Tagen reise ich nach Zonhoven bei Hasselt, um mit Belgischen Commissärs Absprache zu nehmen wegen der Militairstraße zwischen Eindhoven und Mastricht. Sobald ich zurückkomme und mein Geschäft abgemacht habe, eile ich zu Dir in den Haag und suche Euch auf. Bis dahin — empfiehl mich Deiner Braut.

Du hast gewiß vom Haag aus sogleich an den Herzog geschrieben; er nimmt so viel Antheil an Dir, er hat sich so ganz unaufgefordert für Dich verwendet! Er weiß schon von Deiner Heirath und daß Du auf seinen Antrag nicht eingehen willst; indessen würde ich doch mehr dilatorisch als verneinend antworten.

Wenn ich auch Deinen Entschluß den hiesigen Dienst zu verlassen, nicht sehr bekämpft habe, — weil Du Dich an Klima und Lebensweise nicht gewöhnen konntest, und weil die Aussichten für die Zukunft, nach so unglücklichen Begebenheiten,

sehr vermindert waren, — so kann ich mich mit Deinen landwirthschaftlichen Projecten doch gar nicht aussöhnen, und sehe nicht ein, warum Deine Heirath ein absolutes Hinderniß sein soll, — einen Staatsdienst zu suchen. — Warum solltest Du z. B. nicht das eigentlich juristische Fach — das Richteramt — wählen, das freilich nicht lucrativ ist, aber mehr als ein anderes Ehre und Unabhängigkeit giebt. —

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 11. August 1833.

Unsere Correspondenz ist seit einigen Monaten ins Stocken gerathen, bester Vater; Verhältnisse und Stimmung sind schuld daran; für mich ist auch das Lager eine Entschuldigung, das wir erst seit zwei Tagen verlassen haben.

Vom Max habe ich noch im Lager einen Brief aus Nymwegen bekommen mit einer Einladung nach dem Haag; ich habe ihm geschrieben, warum ich dieser Einladung nicht folgen kann; ich werde ihn aber aufsuchen sobald ich kann, obgleich ich mich auf die Hochzeit im Haag nicht eben freue.

Durch den Waffenstillstand, ausgedehnte Beurlaubung und wieder angeknüpfte Unterhandlungen in London ist ein Ruhepunkt eingetreten in unserer politischen Lage; man wartet ab. Unser Gouvernement kann wohl nichts anderes beabsichtigen, als seine Position zu halten und jeden Fuß breit zu vertheidigen, sowohl um die günstigsten Bedingungen zu erlangen, als um sich die Chancen der Zukunft nicht zu vergeben. Der König soll vor einiger Zeit zur Handelskammer in Amsterdam gesagt haben: Neue Opfer wären nöthig, es sei besser einen offenen Schaden zu unterhalten, als sich ein Bein abnehmen zu lassen.

Der Herzog Bernhard hat einen zweimonatlichen Urlaub verlangt um eine Reise nach Deutschland, — Wiesbaden, Baden-Baden, vielleicht nach der Schweiz — zu machen. Ich habe auch um Urlaub gebeten, und er hat mir angeboten, ihn zu begleiten. Ich gestehe aber, daß mich das Anerbieten des Herzogs in mehr als einer Hinsicht in Verlegenheit setzt. Denn erstlich möchte ich weder auf meine, und noch weniger

auf seine Kosten eine lange und kostspielige Reise unternehmen; auch in den Deutschen Bädern nicht gern den badaud machen. Zweitens möchte ich den Urlaub benutzen, um die Verwandten und die Heimath zu sehen, und dort wenigstens einige Wochen zuzubringen. Wenn mir der Urlaub zugestanden wird, werde ich suchen beides zu verbinden.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 31. August 1833.

Ich bin vorgestern spät aus dem Haag zurückgekommen, bester Vater, und will nun Bericht abstatten, so gut ich kann. Franzina ist hübsch, einfach, gutmüthig und bescheiden; da sie nur holländisch und englisch spricht, — war meine Conversation mit ihr nur gebrochen. Gegen das Mädchen hätte ich durchaus nichts. Mit dem Max habe ich viel über seine Zukunft gesprochen. Daß er das Project, Landwirthschaft zu treiben, in einem Anfall von Hypochondrie ergriff, läßt sich begreifen; die Schwierigkeit sich in einem Staatsdienst eine neue Laufbahn zu eröffnen, hat gewiß auch einen großen Einfluß auf diesen Entschluß gehabt. Aber Max hat mir offenherzig gestanden, daß er sehr gern wieder einen Dienst annehmen werde, wenn sich für ihn in Deutschland eine Gelegenheit darbietet. Sehen Sie, bester Vater, was Sie für den Max thun können; es ist aber nöthig ihn aufzumuntern und ihm wieder mehr Selbstvertrauen einzuflößen; die chocs der letzten Jahre haben ihn etwas gedrückt. An Allem was Max in der letzten Zeit gethan hat, — an der übereilten Demission wie an der übereilten Heirath, — kann ich gewiß keine Freude haben, und wenn er mir bei diesen Entschließungen zur rechten Zeit ein bischen mehr Vertrauen gezeigt hätte, würde sich vielleicht manches anders gemacht haben; — aber ich mache ihm deshalb keinen Vorwurf, — er war krank und gereizt. — Max ist die beste Seele von der Welt; — wenn nicht zu viele Sorgen und Entbehrungen die Folge sind, wird es gewiß eine zufriedene Ehe werden; — denn ich wiederhole es, gegen das Mädchen habe ich nichts einzuwenden; sie ist äußerst sanft und gutmüthig — und gewiß sehr bildsam.

Ich glaube, Max hat mir sehr wohl angemerkt, daß ich die Ehe nicht gern sehe, — weil sie ihm in seiner Carrière hinderlich sein wird und er noch zu jung ist; — es ist mir also eine Angelegenheit, daß Sie, bester Vater, in Ihren Briefen durchblicken lassen, wie ich gegen das Mädchen gar nicht unbillig bin.

Fritz an Max.

Eindhoven, den 1. September 1833.

Dem Vater habe ich gestern umständlich von Dir und Deiner Zukunft geschrieben; auch Franzina würde keine Ursache haben mit der Schilderung unzufrieden zu sein, die ich von ihr gemacht habe. Laß bald etwas von Dir hören; mache, daß Du Deine Geschäfte bald und gut im Haag beendigst.

Eindhoven, den 3. September 1833.

Der Mensch denkt und Gott lenkt; ich reise morgen nach Hornau ab, da man mir bestimmt geschrieben hat, daß ich sogleich von meinem Urlaub Gebrauch machen oder darauf verzichten müsse. In Allem was Dich und Deine Zukunft betrifft, werde ich abgeredeter Maaßen handeln und Dir umständlich schreiben, wie die Sachen stehen. Lebe wohl, lieber Max; — ich wünsche Dir Glück zu allen Vorhaben; der Franzina meinen herzlichen Gruß.

Diesen Urlaub brachte Fritz in Hornau und Darmstadt zu, und er war zu Anfang November in Eindhoven zurück.

Mittlerweile verheirathete sich Max im October dieses Jahres, und kam dann mit der jungen Frau für längere Zeit in das älterliche Haus nach Hornau. Wir Alle aber, Aeltern und Geschwister, lernten den gediegenen, in Liebe, Frömmigkeit und ungeschmückter Wahrheit und Wahrheitsliebe wurzelnden Charakter dieser Schwägerin immer mehr würdigen und schätzen. Fritz verehrte sie hoch; und als sie, bei anwachsender Zahl ihrer Kinder auf ihre Häuslichkeit zurückgezogen, so ganz nur Mutter war, nannte Fritz, mit dem neckischen Hu-

mor, der ihm gegen Diejenigen eigen war, die er am meisten liebte, gern sie und anspielend auf ihre Afrikanische Herkunft: „die Löwin.“

Der Sommer und Herbst dieses Jahres bot für Fritz noch eine interessante Episode, die schon in dem Briefe an Max, vom 10. August, berührt ist.

Er hatte eine Vertrauensmission von Seiten des Prinzen von Oranien erhalten, den Auftrag nämlich, mit Belgischen Commissären eine rein militärische Uebereinkunft zu Stande zu bringen, wodurch für die Verbindung der Festung Mastricht mit der in Nordbrabant im Felde stehenden Armee, eine Verbindung, welche in Gemäßheit des 4. Artikels der Londoner Convention während des Waffenstillstandes frei sein sollte, eine Militärstraße festgestellt würde. Dieser Auftrag freute Fritz besonders deshalb, weil der Prinz bei seiner Wahl der Person für diese Unterhandlung richtig vorausgesetzt hatte, daß mein Bruder eben so wenig als er selbst die Animosität vieler anderer höherer Officiere gegen die Belgier theilen werde, eine Animosität, die von Vielen in so übertriebener und gehässiger Art zur Schau getragen wurde, daß diese dadurch wenigstens zu solcher Unterhandlung sich als unbrauchbar erwiesen.

Die ersten Einleitungen zu diesem Geschäft hatten Fritz schon zu Anfang Juli nach Zonhoven bei Hasselt geführt, wo er mit dem Obristen Wilmar, einem Luxemburger, Belgischer Seits committirt, zu thun hatte. Ein zweite Reise nach Zonhoven, am 12. August, blieb noch ohne entsprechenden Erfolg, und erst bei einem wiederholten Zusammentritt der beiderseitigen Commissäre, nachdem Fritz aus Urlaub zurückgekommen war, wurde der erste internationale Act zwischen den nun getrennten Staaten Belgien und Holland, die Convention von Zonhoven, am 18. November 1833 von meinem Bruder für Holland abgeschossen. Darüber:

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 20. November 1833.

Nun ist meine Commission beendigt und die Convention unterzeichnet. Die Sache an sich war eine Kleinigkeit, wenn man Belgischer Seits überhaupt wollte. Die Hauptschwierigkeit machte die Maasschifffahrt, von der aber in den Artikeln der Convention nicht die Rede ist. Ich glaube, daß man zufrieden sein wird.

Und so war es, wie sich später zeigen wird.

Während seines Urlaubs hatte Fritz einige Wochen mit dem Vater in Darmstadt zugebracht, zu Ende September und Anfangs October. Der Hessische Landtag von 1832/33 ging gerade damals seiner Auflösung entgegen; sie erfolgte am 2. November 1833. Durch Kabinetsbefehl vom 3. November wurde ich wegen meines ständischen Verhaltens meiner Hofstelle (Kammerherr) entlassen, durch Decret vom 4. November als Staatsdiener (Regierungsrath) in den Ruhestand versetzt, am 6. November erbat ich meine Entlassung aus dem Staatsdienst, die mir am 8. November bewilligt wurde. Darauf

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 20. November 1833.

Heinrich hat gewiß recht gehabt, seine Entlassung*) zu nehmen; es war ja Ehrensache.

---

*) Mein Vater hatte, was bei seinen beschränkten Vermögensverhältnissen eine seiner wesentlichen Vatersorgen gewesen war, erreicht gehabt: nach und nach alle seine Söhne in Dienstverhältnisse eingeführt, in denen sie sich selbst weiter fortbringen mochten. Nun verließen zwei dieser Söhne, Max und ich, in demselben Jahre die ihnen eröffnete Carriere, ohne eine sonstige unabhängige Stellung vor sich zu sehen. Gleichzeitig waren die dienstlichen Aussichten des ältesten Bruders in den Niederlanden durch die politischen Ereignisse getrübt; des Vaters eignes Einkommen eben dadurch gefährdet. Niemand konnte herzlicher und ehrfurchtsvoller einstimmen als ich, und die Wahrheit dessen mehr anerkennen, was Fritz aus Anlaß der Dienstentlassung des Max am 2. Juni dem Vater geschrieben hatte: „Ueber die vortreffliche, nachsichtige, herzliche

Wo werden denn die Deutschen Minister ihre Zusammenkunft halten und was werden sie zu Stande bringen? Eine bloße Declaration von Prinzipien ist nicht wahrscheinlich, denn das alte Sprichwort: omnis definitio in jure periculosa, gilt besonders von dem legitimistischen Standpunkt. Was halten Sie von den Angelegenheiten des Orients, und von den diplomatischen Unterhandlungen darüber? Die wirkliche Auflösung des Türkischen Reichs wird wahrscheinlich einen Krieg veranlassen*), aber so lange es sich noch erhält, wird man wohl diese Schwierigkeit hinausschieben, wie so manche andere.

Fritz an Max.

Eindhoven, den 16. December 1833.

Den Wunsch des Vaters finde ich natürlich, daß Heinrich sich nicht um die Wahl bewerben möge; aber das Ausschlagen scheint mir zu viel verlangt. In dieser Zeit der Parteiung, wo die Losung heißt: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich, ist es schwer die Mittelstraße zu halten. Doch der Vater kennt darüber meine Ansicht. Grüße den Heinrich herzlich von mir; ich schreibe ihm nicht, weil ich es für überflüssig halte, und es mir leid wäre, in einem Sinne auf ihn zu wirken, der den Absichten des Vaters entgegen ist. Daß es nöthig ist, sich eine unabhängige Existenz zu verschaffen, wenn er auf dem betretenen Weg fortgehen will, wird Heinrich selbst am besten fühlen.

Fritz an Max.

Eindhoven, den 25. Dezember 1833.

Das Vorhaben des Vaters, vorerst nicht mehr zum Darmstädtischen Landtag zu gehen, finde ich unter diesen Umständen

---

Art, mit der Sie Widerwärtigkeiten ertragen, ohne sich dagegen zu versteinern, sage ich nichts; aber ich fühle es, bester Vater, daß Sie darin auf dieser Erde Ihres Gleichen nicht haben." Ich habe über meine damalige Dienstentlassung nie ein tadelndes oder bitteres Wort vom Vater gehört; höchstens die Frage: Was nun?

*) Siehe III. Band; Nr. XX. „Der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich," den Eingang.

ganz passend, so sehr ich bedaure, daß er nun eine geistig praktische Beschäftigung und eine Zerstreuung entbehren wird, welche immer wohlthätig auf ihn gewirkt haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß wenn zwei Parteien in Ansprüchen und Bestrebungen so himmelweit auseinander sind, als dies jetzt in Deutschland der Fall ist, der Versuch der Vermittelung keinen Erfolg haben kann. Das juste milieu wird einmal seinen Platz finden, wenn wir Alle nicht mehr da sind. Auf den Herzog Bernhard drückt auch die Langeweile sehr. Bei allem Mißmuth und der Verstimmung, welche, wie Du weißt, bei ihm immer eine Folge der Unthätigkeit, ist er doch sehr artig und hat sich noch vor einigen Tagen mit Interesse nach Dir erkundigt. Er hat mir aus München ein schönes Frauenhofer'sches Perspectiv mitgebracht. Von den Oesterreichern und dem General Radetzky ist er entzückt. Zu seinen neuesten Projecten, die der Wind vielleicht wieder verweht, gehört auch das, sich mit Pension in Venedig niederzulassen. Dabei beschäftigt ihn die Frage, ob man nicht in den Lagunen Holländische Polders anlegen könne. Zu thun ist jetzt sehr wenig; ich habe das Büreau nicht mehr bei mir; dadurch gewinne ich viel mehr Zeit, mich zu Hause allein zu beschäftigen mit allerlei Essays über verschiedene Gegenstände, die ich dem Vater einmal senden werde. Sachen, an denen man länger als 14 Tage arbeiten muß, kann ich nicht unternehmen.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 25 Januar 1834.

An diesem Tage, Ihrem Geburtstag, zu dem ich recht herzlich Glück wünsche, wird sich gewiß ein recht großer Familienkreis um Sie versammeln, und ich muß mich begnügen in Gedanken dabei zu sein. Mögen ihn alle mit Frohsinn und Dankbarkeit feiern und mit Muth und Vertrauen in die Zukunft blicken.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 15. Februar 1834.

Bester Vater, ich habe heute eine gute Nachricht mitzutheilen, ich bin Obristlieutenant geworden. Ich wußte seit

einem Monate, daß mir dieses Avancement bevorstehe, aber wegen des möglichen Desappointements wollte ich nichts darüber schreiben. In meinen Dienstverhältnissen wird nichts dadurch geändert, nur mein Gehalt ist um 600 Fl. erhöht.

Ich fürchte die Piemontesischen Unruhen. Wenn sie auch schnell beschwichtigt werden, müssen sie doch nachtheilig auf die Deutschen Angelegenheiten zurückwirken. Von dem Wiener Congreß erwarte ich wenig Bedeutendes, sondern nur Interpretationen und Declarationen über den alten Text. Prinzipien aussprechen und Prinzipien Eingang verschaffen, ist zweierlei. Die Verfassungen abzuschaffen, wäre gefährlich; wenn sie aber fortbestehen, wie will man den Ständen vorschreiben, womit sie sich beschäftigen, was sie sagen und nicht sagen sollen? In welchem Netze will man den Geist der Universitäten fangen? Denn mit diesem Geiste hat man zu schaffen, nicht mit dieser oder jener Einrichtung. Nur eine zweckmäßigere Beschränkung der Preßfreiheit als die bisherige, z. B. durch hohe Cautionen, — scheint mir thunlich und einigen Erfolg zu versprechen, — einigen; — aber Frankreich, Belgien, die Schweiz sind da, wo jeder drucken lassen kann, was er will. Wer kann die Einfuhr und Verbreitung hindern?

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 20. März 1834.

Ich war einige Tage im Haag, um mich für das Avancement zu bedanken. Der König hat mir in den allergnädigsten Ausdrücken seine Zufriedenheit zu erkennen gegeben. Ich mußte ihm viel von Zonhoven und den Belgiern erzählen.

Auch den Prinzen von Oranien habe ich den Tag nach seiner Ankunft gesehen; auch Er empfing mich sehr gnädig und sagte, als ich ihm für das Avancement dankte, — er habe es vor seiner Abreise dem Kriegsminister auf die Seele gebunden gehabt.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 14. April 1834.

Sie haben mir in den letzten Wochen öfter geschrieben als gewöhnlich, wofür ich sehr dankbar bin. Die gute Laune hat

mich um so mehr gefreut, da ich doch recht gut weiß, daß Ihnen Manches im Kopf herumgeht.

Auch in der Allgemeinen Zeitung habe ich Sie gelesen, und was Sie darin sagen, scheint mir sowohl sehr zeitgemäß als auch für Sie sehr passend. Ich folgere auch daraus, daß Sie doch im Ganzen mehr dazu neigen, wieder nach Darmstadt zu gehen als — wegzubleiben. Wenn ein Einlenken in den Absichten liegt, dann kann Ihre Gegenwart sehr nützlich sein. Es liegt in der Natur der Sache, daß Heinrich jetzt mehr vorgeschoben werden wird, da die andern Hauptvertreter dieser Meinung in der Kammer fehlen, und er sie gewissermaßen vertritt. Ducunt volentem fata. Bei Alledem ist es gewiß merkwürdig, daß ohne Preßfreiheit die Wahlen in Hessen doch so ausgefallen sind.

Zu den angenehmen Ueberraschungen gehört, daß ich vor einigen Tagen vom Kriegsminister einen artigen dienstlichen Brief mit einem Mandat von 500 Gulden erhalten habe, welche der König mir als Gratification giebt. Das Warum ist zwar nicht bestimmt ausgedrückt, aber wahrscheinlich war es dem König zu Ohren gekommen, daß ich in Zonhoven mehr ausgegeben habe, als meine gewöhnlichen Indemnitäten betragen. Ich bin nun sehr gut en fonds und auf dem Punkt ein sehr gutes Pferd zu kaufen. ....

Wenn Sie meine Felsengrotte (die Fritz selbst bei Hornau geschaffen oder erweitert hatte, jetzt Fritzens Ruhe genannt) besuchen, denken Sie manchmal an mich; es ist ein wahrer Philosophensitz, der Ihre Meditationen begünstigen wird.

Meine Aufsätze werde ich Ihnen mitbringen; Sie müssen nicht viel davon erwarten; ich schreibe sie wirklich ohne andere Absicht, als der Zeit in Eindhoven das decenter mori zu lehren. Von der Schwierigkeit Neues zu sagen, oder das Alte besser zu sagen, bin ich sehr überzeugt. Hier einige Titel derselben: Rechte Mitte, Preßfreiheit, Bundesstaat, Bürgerkrieg (militärisch), Heeresverfassung, Vom praktischen Werth speculativer Philosophie, Die Belgische Revolution, Deutschland, Stände-Unterschied, Vom Fatalismus in der Geschichte (Bestreitung dieser Ansicht), Ueber Charakterschilderung, Ueber

die neuesten Modificationen des Völkerrechts; — diese sind theils fertig, theils begonnen, und ich kann sie im Herbst mitbringen, wenn ich sie nicht zerreiße.

Ich unterbreche den Briefwechsel, um zum Verzeichniß dieser Aufsätze einige Bemerkungen einzuschieben, und die Mittheilung derselben im 3. Bande damit einzuleiten.

Mehrere datiren, ihrer Anlage nach, aus der Zeit vor der Belgischen Revolution; andere hat Fritz umgearbeitet, und sie tragen bei ihrer definitiven Redaction ein späteres Datum als das des vorstehenden Briefs.

Der Aufsatz über Bundesstaat ist in das vierte Kapitel (I. Seite 372—387) eingeschoben; der Aufsatz über die Belgische Revolution bildet wesentlich das sechste Kapitel.

Der Aufsätze über Preßfreiheit und Stände-Unterschied ist bereits im ersten Band (Seite 355) Erwähnung geschehen; sie bilden die Nummern III. und V. des dritten Bandes.

Auch von den Charakterschilderungen sind einige schon im ersten Bande Seite 22, 24 und 611 erwähnt, und im dritten Bande unter VI. bis IX. XXII. und XXIII. enthalten.

Von den weiter hier bezeichneten Aufsätzen enthält der dritte Band in nachfolgender Reihe folgende:

XI. Vom Kriegswesen in seinen politischen Beziehungen.

Unter dieser Ueberschrift hat Fritz die in dem Brief erwähnten beiden Aufsätze: Bürgerkrieg (aus militärischem Gesichtspunkte) und Heeresverfassung zu einer ausführlicheren Denkschrift verschmolzen, welche aber erst im Jahre 1836 vollendet war. Seitdem ist die Kriegswissenschaft durch Erfahrungen bereichert worden, welche manche der von meinem Bruder ausgesprochenen Ansichten modificiren; und das, was über Heeresverfassung gesagt wird, war vielleicht schon damals nicht neu; die Bemerkungen über

den Bürgerkrieg aber nehmen schon darum das Interesse in Anspruch, weil sie aus eignen Erfahrungen im Bürgerkrieg geschöpft sind.

XIII. Die rechte Mitte, eine Abhandlung über den Begriff und die Bedingungen der Anwendbarkeit des politischen Schaukelsystems.

XIV. Die Philosophie und ihr Werth für das Leben.

Der Einfluß der Philosophie auf die socialen Zustände war eine der Fragen, welche in den Rahmen der Aufgabe gehörte, welche mein Vater sich bei dem Werke: „Die Resultate der Sittengeschichte" gestellt hatte. Nachdem der politische Theil dieses Werks in den vier ersten Bänden beendigt war, zog ihn die Bedeutung der Philosophie für das praktische Leben vorzugsweise an. Schon aus dem Briefe meines Bruders vom 2. Juli 1826 (I. Seite 324) geht hervor, daß dieser gegen die etwas summarische Art, in der der Vater über die Leistungen auf dem Gebiet der speculativen Philosophie absprechen wollte, Einwand hatte, und es war vielleicht diese Abmahnung, die meinen Vater veranlaßte, sich etwas genauer mit den verschiedenen philosophischen Systemen vertraut zu machen. Nichts desto weniger zweifelte mein Bruder fortwährend daran, ob der Vater, seiner ganzen geistigen Anlage und Entwicklung nach, Beruf habe, sich in die speculative Philosophie sehr zu vertiefen, und er war bemüht, zurückhaltend auf den Vater einzuwirken. Nachdem ihn daher dieser davon in Kenntniß gesetzt hatte, daß er von Neuem an's Werk gegangen sei, antwortete

Fritz an den Vater.

Vortel, den 26. December 1824.

Ich freue mich sehr über Ihre literarische Thätigkeit und die Befriedigung, welche Sie darin finden. Ihr Urtheil über Herbart und Hegel finde ich zu hart. Ich kenne von beiden nur, was ich vor Kurzem im Reinhold gelesen habe, und

daran habe ich für mich genug; aber zur Beurtheilung reicht das nicht hin. Gewiß liegt in diesen Systemen viel Tiefsinn und Consequenz; wie wäre es sonst möglich, daß so viele verständige Leute, die es sich Zeit und Mühe nicht haben verdrießen lassen, sie gründlich zu studiren, davon so eingenommen sein könnten? Aber freilich ist Abstraction und Consequenz noch keine Realität und Wahrheit; und wer an der Speculation um ihrer selbst willen kein Interesse hat, kann immer sagen: Warum solchen ungeheuren Aufwand von Dialektik, um zu einem Resultate zu gelangen, das doch nicht befriedigt? Doch genug davon für einen Brief; ich werde, wie ich Ihnen schon gesagt zu haben glaube, über den Gegenstand: „Den praktischen Werth der speculativen Philosophie", meine Ansichten einmal in einem eigenen Aufsatz vorlegen.

Max, dem der Vater sein Manuscript mitgetheilt hatte, äußerte sich darüber gegen Fritz brieflich, worauf dieser erwiederte:

Bortel, den 8. April 1835.

Was Du mir von des Vaters philosophischen Arbeiten sagst, ist mir von Interesse, und ich traue darin Deinem Urtheil viel mehr als meinem, weil es unbefangener ist. Du erkennst und schätzest darin Geist, Wärme, praktische Ansichten, das Mark und Leben; während ich mich vielleicht dabei aufhalten würde, daß der Harnisch des Systems nicht ganz vollständig sei.

Der versprochene Aufsatz des Bruders wurde erst im Jahre 1837 in der Form dem Vater übergeben, wie er unter obiger Nummer im dritten Bande mitgetheilt wird, und hatte wahrscheinlich die Folge, was wohl auch in der Absicht lag, daß mein Vater sein Manuscript zurücklegte und den Gegenstand seiner Seits beruhen ließ. Aus diesem historischen Gesichtspunkte ist die Arbeit meines Bruders zu beurtheilen; sie wird aber auch in sich noch anderes und höheres Interesse gewähren. Die philosophischen Ansichten, welche Fritz in diesem Aufsatze, in dem folgenden:

XV. „Vom Fatalismus und von dem Verhältniß der Geschichte zur Philosophie“; —
dann in einem späteren: „Die Aufgabe des Staatsmannes bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit“ (III. Band, Nr. XXI.) niedergelegt hat, und denen er als praktischer Philosoph sein Leben hindurch treu geblieben ist, gehören wesentlich zu seiner Charakteristik; sie sind für sich selbst eine Charakteristik.

Der so benannte Aufsatz: „Ueber die neuesten Modificationen des Völkerrechts“ fand sich unter den nachgelassenen Papieren nicht mehr vor und es ist ihm vielleicht das angedrohte Schicksal widerfahren, von dem Bruder selbst zerrissen zu werden; doch hatte er sich darüber gegen den Vater also geäußert:

Fritz an den Vater.

Vortel, den 21. October 1834.

Einige Arbeiten für den Winter habe ich mir auch vorgenommen. Die Erste soll sein — über die Tendenz in der Entwicklung des Völkerrechts der jetzigen Epoche. Der Grundgedanke ist: daß die steigende Cultur, das Ineinandergreifen der Interessen, der Austausch der Ideen, die Leichtigkeit der Communicationen, — daß alles Dies eine erhöhte Aufmerksamkeit und selbst ein Einmischen in die Angelegenheiten des Nachbarn zur politischen Nothwendigkeit gemacht hat, daß also die Congresse nicht zufällig, sondern ein Bedürfniß der Zeit sind, woraus sich mit der Zeit ein mehr positives Völkerrecht entwickeln wird.

Ich komme zu den brieflichen Mittheilungen aus dem Leben zurück:

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 2. Mai 1834.

Von der Politik kann ich Ihnen nichts sagen, was Sie nicht wissen oder errathen. Der König und die königliche Familie haben mehrere Tage in Amsterdam zugebracht; nicht

blos als captatio benevolentiae, sondern auch ad captationem nummorum. Der König ist sehr gut empfangen worden und hat die Gewißheit erhalten, daß wenn ein neues Anlehen nöthig werden sollte, — man spricht von 40 Millionen, — die Capitalisten noch immer bereit sind, ihre Börsen zu öffnen. Der Handel in Amsterdam und besonders in Rotterdam ist sehr blühend, und auf die Stimmung dieser Städte wird am meisten geachtet.

Die Nothwendigkeit der Sache ein Ende zu machen, brennt also nicht auf dem Nagel; aber in vielen Gegenden wird doch der Wunsch laut. Die Zeitungen werden nicht müde, die alten Raisonnements wiederzukäuen, und es giebt eine Menge Artikel, von denen man höchstens die Ueberschrift liest. Jedermann ist überzeugt, daß nur irgend eine Krisis der Unterhandlung eine entscheidende Wendung geben kann. Ich glaube, daß die nordische Politik jetzt gern temporisirt, um die weitere Entwicklung mancher Verhältnisse abzuwarten.

Die Deutschen Bäder werden dieses Jahr mit Holländern und besonders mit Holländischen Officieren überfüllt sein, die unter der Firma, die Bäder für ihre Gesundheit zu brauchen, der Langenweile der Cantonnirungen entfliehen wollen.

Die Scenen in Brüssel, bei Gelegenheit der Subscriptionen, haben natürlich im Haag einen unangenehmen Eindruck gemacht, und sollen besonders dem Prinzen von Oranien sehr leid gewesen sein. Wie man sagt, hat er diese Subscription nicht gewünscht, sondern abgerathen. Die Listen, welche man publicirt hat, enthielten allerdings sehr angesehene Belgische Namen und liefern den Beweis, daß die Herstellung der alten Ordnung der Dinge von Vielen dort gewünscht wird, und daß nur die Stellung Frankreichs ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legt.

Von hier zunächst weiß ich nichts Neues zu melden; seit gestern wissen wir, daß das Hauptquartier des Herzogs gegen die Mitte des Juni nach Bortel verlegt werden soll. Diese Veränderung wurde vom Herzog gewünscht, der gern in der Nähe von Herzogenbusch und Vugt ist. Ueber Bortel und seine Umgebungen kann der alte Kriegskamerad Max nähere

Auskunft geben; ich gewinne und verliere nichts bei dieser Veränderung; doch ist die Nähe von Herzogenbusch eine Annehmlichkeit und Zerstreuung.

Fritz an den Vater.

Eindhoven, den 23. Mai 1834.

Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir so oft schreiben, wenn auch der Stoff nicht reichhaltig und im Ganzen wenig erfreulich ist.

Was den Heinrich betrifft, so habe ich in der Allgemeinen Zeitung nichts gefunden, was mir tadelnswerth schien. Heftiger Angriff provocirt heftige Vertheidigung; wenn aber der Zustand in Deutschland eine freie Discussion überhaupt nicht verträgt, so lassen sich daraus mancherlei Folgerungen ziehen.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 7. Juni 1834.

General van dem Bosch ist aus Java zurückgekommen und gleich zum Minister der Colonien ernannt worden. Unter seiner Administration soll Ostindien, das sonst dem Mutterlande einige Millionen kostete, nun jährlich 12 Millionen eingetragen haben, und er verspricht von seinem Systeme noch glänzendere Resultate für die Folge. Man rechnet die Revenüen von Indien jetzt auf 48 Millionen, wovon die Verwaltung, Armee und Marine 36 absorbiren. Andere aber behaupten, daß die so hochgespannte Saite der Abgaben leicht springen könnte. Die Armee hier, die künftiges Jahr 24 Millionen kosten soll, wird nur mit 13 Millionen auf dem Budget erscheinen; die übrigen 11 Millionen hofft man mit Einkünften aus Indien zu decken, über welche der König bekanntlich keine Rechenschaft abzulegen hat. Auf diese Art werden allzu laute Klagen vermieden, und man kann den status quo so fort bestehen lassen. Außerdem soll noch ein neues Gesetz über die Schutteryen vorgelegt werden, wodurch dieselben mehr mit der Armee in Verbindung und ungefähr auf den Fuß der Preußischen Landwehr gebracht werden.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 27. Juni 1834.

Gestern habe ich meine Aufwartung im Hauptquartier (des Prinzen von Oranien) zu Tilburg gemacht und bin sehr gnädig empfangen worden.

Die Mittheilung an die Generalstaaten besagte hinlänglich, womit sich die Diplomaten in Biebrich beschäftigen. Graf Reede ist dem Herzog als alter Bekannter persönlich sehr angenehm, aber er ist kein Geschäftsmann. Es wundert mich, daß diese diplomatische Episode so vielen üblen Humor verbreitet; ich hätte ihr diese Wichtigkeit nicht beigelegt, selbst nicht in den Augen der Betheiligten. Die Unterhandlungen stehen glaube ich so: Der König bietet dem Herzog von Nassau für den Fall, daß seine Erbrechte auf Luxemburg eintreten sollten, als Entschädigung für den an Belgien zu überlassenden Theil des Großherzogthums, diejenigen Domänen in Holland und in Nordbrabant an, womit der Prinz Friedrich bei seiner Verzichtleistung auf die Secundogenitur dotirt worden ist. Der Ertrag ist mir entfallen, aber ich weiß, daß die Summe bedeutend ist. Dagegen soll das Limburgische und Mastricht mit Holland vereinigt bleiben. Der Herzog verlangte dagegen eine Territorial-Entschädigung, so daß das Gebiet des Bundes nicht geschmälert wird. Von keiner Seite will und kann man nachgeben. Die Idee, aus Mastricht eine Bundesfestung wie Luxemburg gemacht zu sehen, würde dem König gewiß ganz odios sein.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 16. Juli 1834.

Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich schon im Lager bei Reyen, wo wir mit der Division bis Ende August bleiben und das Schreiben in's Stocken gerathen wird; denn in der Treibhaushitze der Zelte hat man wenig Lust zu schreiben. Uebrigens habe ich das Lager gern, es ist ein abhärtendes Luftbad, das den Ansatz zum dicken Bauch wieder verschwinden macht; aber den Reiz der Neuheit hat es freilich für uns Alle verloren.

Die Briefe des Heinrich haben mich sehr gefreut; sie sind sehr verständig und mit Selbstgefühl geschrieben; la tête levée ist in schwierigen Lagen die Hauptsache. Darin, daß Sie mir diese Briefe geschickt haben, liegt auch Ihre stillschweigende Billigung, welche mich ebensosehr freut.

Hier deutet Alles auf unbestimmte Fortdauer des status quo. Ein Holländer sagte mir: men zal ons nog een poosje in ons eigen vet laten gaar koken. Max soll Ihnen das übersetzen*).

Nach dem Lager zähle ich auf Urlaub, wenn sich in Hornau ein Plätzchen für mich findet. Ein Besuch in Würzburg bei Schwester Karoline und einige Excursionen mit Heinrich gehören zu meinen Planen. Ich freue mich einstweilen über Ihre literarische Thätigkeit, mehr als über die vaterländischen Briefe, obgleich ich diesen keinen andern Vorwurf zu machen habe, als daß sie für Ihren Namen und Ruf nicht bedeutend genug sind. Uebrigens fühle ich recht gut die Schwierigkeit in Deutschland und über Deutschland noch etwas Bedeutendes zu sagen. Was zu sagen war, ist gesagt und es bleibt nur noch das Römische: scribere agenda aut agere scribenda. Leben Sie wohl, lieber Vater, nehmen Sie mir die zu schroffen Ansichten nicht übel. Ich grüße die lieben Hornauer von ganzem Herzen; mein nächster Brief gilt der lieben Mutter. Der Herzog will Ihnen empfohlen sein.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 7. November 1834.

Ohne den verabredeten Correspondenztag einzuhalten, bester Vater, eile ich Ihnen für die Mittheilungen zu danken. Die Zeitungen lieferten zwar das factum**) und in der Hauptsache so übereinstimmend, daß darüber keine Ungewißheit obwalten konnte. Aber mir lag besonders daran bald zu erfahren, wie Sie

*) Man wird uns noch ein Weilchen in unserm eignen Fett gar kochen lassen.

**) Die Auflösung der Darmstädter 2. Kammer aus Anlaß des von mir gegen den Regierungscommissär gebrauchten Ausdrucks: „Die Partei, welche Sie hier vertreten.“

die Sachen ansehen. Es hat mich daher überaus gefreut, daß Sie Alles so gelassen aufgenommen haben und über die Folgen beruhigt sind. Es ging mir wie Heinrich, dessen erste Sorge war, welchen Eindruck die Sache auf Sie machen würde. Ganz gewiß viel Lärm um ein Wort, und man war froh, einen Scheingrund zu finden, um den Landtag aufzulösen, mit dessen Zusammensetzung und Tendenz man unzufrieden war. Wer solche Aeußerungen, die in einer lebhaften Discussion nicht ausbleiben können, nicht dulden will, will überhaupt weder Stände noch politische Freiheit.

Ich bin neugierig, wie Französische und Englische Zeitungen die Sache beurtheilen werden. In Heinrichs Brief, den ich mit großem Interesse gelesen habe, ist ein Satz, über den ich um Aufklärung bitte. Heinrich sagt, er sei auch von ultraliberalen Blättern schon angegriffen worden; worüber und wo? Wo bestehen überhaupt in Deutschland noch solche Blätter?

Die Zeitungen, die mir hier zu Gesicht kommen, enthalten bei Erwähnung des letzten Vorfalls in Darmstadt gar keine Persönlichkeiten gegen Heinrich, die eine Erwiederung und Widerlegung nöthig machten. Billigen Sie, daß er seine Rechtfertigung schreiben will? Für diejenigen, die seine Ansichten theilen, bedarf es derselben nicht; und die andern wird er doch nicht bekehren. Da seine Wirksamkeit eine öffentliche war, muß sie sich selbst rechtfertigen*).

Es freut mich, daß die neue Ausgabe der Resultate der Sittengeschichte bald erscheinen soll; aber ich wollte, die vier Theile erschienen zu gleicher Zeit; sie würden bei weniger Luxus im Druck nur zwei mäßige Octavbände machen. Viele Käufer kaufen gern gleich Alles beisammen. Heinrich, der den Winter in Hornau zubringen will, und der „die Resultate" eben so hoch schätzt als ich, wird Ihnen bei der Revision gewiß gern behülflich sein.

Ich grüße von Herzen alle Bewohner von Hornau; ich bin wohl und ganz vergnügt, weil ich gut wohne und mich viel beschäftige. Meine Dienstgeschäfte sind jetzt ganz null.

*) Sie ist aus solchen Gründen wirklich unterblieben.

Fritz an Heinrich.

Bortel, den 15. November 1834.

Der Herzog Bernhard findet in dem neuen Französischen Ministerium gute alte Bekannte; die Herren Bresson und General Bernard waren in Amerika seine Reisegefährten. Ich prophezeie diesem Ministerium keine 3 Monate Existenz und habe darauf gewettet, denn es scheint mir weder auf große persönliche Illustration, noch auf das positive Interesse einer starken Partei gestützt.

Das Wort Partei führt mich auf Deine Verhältnisse. Was ich darüber denke, hast Du in meinem letzten Briefe an den Vater gelesen, und ich will noch einen Vers von Goethe hinzufügen:

Wo Parteien entstehen, hält Jeder sich hüben und drüben,
Viele Jahre vergeh'n, eh' sie die Mitte vereint.

Sie wurden geschrieben lange ehe man an den heutigen Begriff des politischen juste milieu dachte.

Du fragst mich, was ich treibe? Ich weiß nicht, wie ich wieder stark in die Mathematik gerathen bin; in diesem Augenblick bin ich mit der Probabilitäts-Rechnung beschäftigt, die interessant und schwierig ist. Meinen Tag habe ich so eingetheilt: Morgens von 6 bis 9 Mathematik; von 9 bis 10 bin ich beim Herzog oder auf dem Bureau; von 10 bis 1 Militaria oder Dienstsachen; von 1 bis 5 Essen, Reiten oder Spazierengehen; von 8 bis 10 Uhr Abends Partie Écarté oder Whist. Doch will ich mich nicht so von der Mathematik absorbiren lassen, daß ich andere kleine Aufsätze ganz aufgebe. Aber bis jetzt bin ich darin faul gewesen. Von meiner Kritik der Ancillon'schen Essais erinnere ich mir nur das, daß einige Wochen, nachdem ich mit der meinigen fertig war, in der Zeitschrift Hermes eine andere Kritik erschien, welche ganz und durchaus mit der meinigen übereinstimmte.

Vor einigen Tagen las ich in dem Guide diplomatique von C. Martens unter den Mustern von lettres pour prendre congé den Brief des Vaters an die Bundestagsgesandten in Frankfurt vom April 1818. Ich kannte diesen Brief gar nicht; er hat mir sehr gefallen (2. Theil. Pag. 451). Das

droit des gens moderne von dem alten Martens, das ich neulich wieder durchgelesen habe (Ausgabe von 1821), ist doch in einem unverantwortlich schlechten Französisch geschrieben.

Lebe wohl, lieber Bruder. Ich zweifle nicht an Deiner Wahl, — vielleicht an verschiedenen Orten, und Du hättest sehr Unrecht nicht wieder einzutreten. Es ist Dein Platz und Dein Weg.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 17. December 1834.

Hier in meinen nächsten Umgebungen fällt wenig Neues vor. Das Nachhausesenden der Schuttery mit unbestimmtem Urlaub war eine wichtige Maßregel, die mit sehr viel Vorsicht und Klugheit ausgeführt worden ist. Alle Schutter-Officiere, welche während ihrer vierjährigen Dienstzeit ihren früheren Erwerb eingebüßt haben, erhalten halben Sold, so daß der Grund zu Klagen und Unzufriedenheit sehr vermindert ist. Man würde Unrecht haben, darin das Vorzeichen einer nahen Lösung zu sehen, im Gegentheil: durch die Ersparnisse und durch das Zugeständniß, welches die Regierung der öffentlichen Meinung macht, ist sie erst in Stand gesetzt, den status quo länger zu ertragen und günstigere Conjuncturen abzuwarten. Eine hohe Person soll gesagt haben: C'est reculer pour mieux sauter.

Ich glaube nicht sehr an die Dauer des Ministeriums Wellington-Peel. Schon vor diesem Ministerwechsel war Talleyrand entschlossen, nicht mehr nach England zurückzukehren; die Herzogin von Dino hatte es schon der Königin von England geschrieben.

Unsere hiesigen Zeitungen, besonders die, welche gouvernementale Inspirationen erhalten, coquettiren mehr mit Wellington, als daß sie ihn loben oder schon jetzt die Hoffnung aussprechen, durch seinen Einfluß eine günstigere Wendung in den Belgischen Händeln herbeigeführt zu sehen. Es war auch voreilig, wenn man von einer nahen Reise des Prinzen von Oranien nach London sprach; erst wenn das neue Englische Ministerium sich festgesetzt und seine Politik entwickelt hat (wie man denn

in gewissen Kreisen behauptet, daß es Fortschritte mache und Haltung gewinne), könnte diese Reise zweckmäßig werden. Es kann nicht die Absicht dieses neuen Ministeriums sein, mit einem salto mortale von der Bahn seiner Vorgänger abzuspringen.

Ich bin ein paar Tage in Commission an der Belgischen Grenze gewesen; es betraf nichts Geringeres als eine Heerde Schafe, welche unserer Seits als Contrebande confiscirt worden war, aber von den Belgiern reclamirt wurde. Die Sache ist nun abgethan. Die Schuld lag an einem Schäfer, der nicht so klug war, als der des Abts von St. Gallen.

Sonst ist wohl kein Zweifel, daß ich den Winter ungestört in Bortel zubringen werde. Doch bin ich gar nicht unzufrieden; ich wohne gut, esse gut, schlafe gut, habe wenig Dienstgeschäfte, beschäftige mich viel nach eigner Wahl, und endlich ist die Nachbarschaft hier viel angenehmer als in Eindhoven.

Ich danke für die Besorgung der (Damen-) Handschuhe. Sie sehen, daß die Philosophie und die 40 Jahre auf dem Rücken mich noch nicht ganz von der Galanterie haben zurückkommen lassen.

Von Heinrich hoffe ich bald etwas zu hören, — ich meine von seiner Wahl. Die neuen Deutschen Jahrbücher, das erste Heft, habe ich gelesen. Es herrscht darin ein verständiger Juste-milieu-Geist; aber obgleich die Aufsätze von verschiedenen Händen sind, ist mir der Styl doch sehr schwerfällig vorgekommen. Manche Phrase habe ich dreimal lesen müssen. Ich glaube nicht, daß diese Zeitschrift Eingang und Einfluß bei einem sehr ausgebreiteten Publicum finden wird.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 26. December 1834.

Ihre Ansicht vom Wellington-Peel'schen Ministerium theile ich nicht ganz. Das Wellington'sche Ministerium verdankt, glaube ich, seine Entstehung dem Einfluß des Hofes, der Aristokratie und der Episkopal-Kirche. Der Mangel an Einheit und Uebereinstimmung im Whig-Ministerium nach dem Aus-

tritt Grey's, kam dabei zu Statten, und der Eintritt Lord Althorp's ins Oberhaus war der Vorwand. Aber ich weiß aus ziemlich guter Quelle, daß man sich bei der Berufung Wellington's Anfangs schmeichelte, eine Coalition mit den gemäßigten Whigs zu Stande zu bringen, was aber nicht gelungen ist. Ich sehe nun nicht, wie dieses reine Tory-Ministerium die Majorität im Parlament erhalten will, noch auch was es bei der jetzigen Stimmung in England von neuen Wahlen zu hoffen hat? Daher glaube ich nicht an seine Dauer. In der sehr gemäßigten aber vagen Adresse Peel's an seine Committenten lag mehr der Ton der Vertheidigung als des Selbstvertrauens, und der Ausspruch, sich einer schweren Pflicht unterzogen zu haben, klingt wie eine Vorbereitung zum Rückzuge.

Dieser Brief wird mit dem Abschluß des Jahres in Ihre Hände kommen, bester Vater. Dieses Jahr hat uns keine wesentlichen Unannehmlichkeiten noch Verluste gebracht; ich wünsche von Herzen, daß das neue einmal etwas bringen möge, was zur Zufriedenheit und Aufheiterung beitragen kann. Meine herzlichen Glückwünsche sind hier für Alle, die den lieben Hornauer Familienzirkel bilden.

Fritz an Max.

Bortel, den 11. Januar 1835.

Das wichtigste Neue ist die Abreise des Herrn v. Zuylen nach London; es scheint also doch, daß man daran denkt, die Negociationen wieder aufzunehmen. Aber wie? denn ich bin überzeugt, daß die Luxemburgische Sache auch nicht um einen Schritt weiter gebracht ist. Diese Luxemburgische Frage sehe ich als sehr wichtig an, theils wegen der Schande, welche Schwäche und Nachgiebigkeit darin auf Deutsche Bundespolitik werfen würde; theils aber und ganz besonders weil, wenn es gelänge dem König das Großherzogthum in seiner Integrität zu erhalten, dadurch in Belgien der Glaube an den Bestand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sehr erschüttert würde. Luxemburg hat zwar weder finanziell, noch commerciell, noch

militärisch eine große Bedeutung, aber die Belgier machen einen Ehrenpunkt daraus, wenigstens das quartier wallon zu besitzen.

Das Memorandum des Vaters habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen, es ist in den darin ausgesprochenen Ansichten gewiß nichts, was hier mißfallen könnte; aber freilich wird man nicht leicht Jemanden glauben machen, daß es möglich sei, Französische Staatsmänner zu überreden, das Königreich Belgien aufzugeben, das sie als das größte und vortheilhafteste Resultat ihrer Juliusrevolution ansehen, und mit Recht ansehen. Das Königreich der Niederlande war allerdings in defensiv-hostilem Sinn gegen Frankreich errichtet, während das befreundete Belgien eine Schutzwehr Frankreichs ist. Belgien ist für Frankreich geworden, was die Niederlande für Deutschland sein sollten; und die Schande für die Deutschen Mächte, das ohne Schwertstreich geduldet zu haben, läßt sich weder bemänteln noch wegdisputiren. Ausgedient!

... Heinrich ist also wieder gewählt, und hat wohl für Worms optirt. Der Ort der Wahl ist mir sehr lieb; es paßt zu des Heinrichs Domizil in Monsheim, und eine solche Stadt hat gewiß die wenigsten Rücksichten gegen die kleine Regierung zu nehmen. Ich kann mir doch kaum denken, daß man so weit gehen sollte, einen Vorwand zu suchen, ihn auszuschließen.

Ich sehe nun als entschieden an, daß der Vater nicht nach Darmstadt geht; denn mit dem Heinrich zugleich will er diesmal nicht hingehen, wiewohl ich nicht einsehe, warum nicht? da doch Vater und Sohn in politischer Hinsicht zu keiner Solidarität verpflichtet sind. Wenn aber Heinrich ausgeschlossen wird, so erwarte ich mit Zuversicht, daß er noch viel weniger hingehe. Heinrich wird freilich nun in der Minorität sein, aber das ist eine gute Schule der Vorsicht und Mäßigung, und für die Sache selbst ist eine Minorität, die ihre Grundsätze verficht, eben so nützlich als eine Majorität, die doch ihren Beschlüssen bei der Regierung keinen Eingang zu verschaffen weiß. Sage dem Heinrich alles Herzliche von mir; frage ihn auch, ob er die tactique des assemblées législatives von Bentham gelesen hat? Der erste Theil enthält die reglemen-

tarischen Vorschriften für die Deliberation, also das Formelle; der zweite aber ist eine gründliche Widerlegung der am meisten cursirenden politischen Sophismen. Es ist eine interessante und nützliche Lectüre, und eine gute Fechtschule.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 20. Januar 1835.

Die Trauerbotschaft*) vom 14. habe ich vorgestern Abend erhalten, bester Vater; das Schicksal hatte dem armen Onkel so Vieles versagt, daß er nicht sehr am Leben hängen konnte; und es lag auch wohl in seinem Charakter, den Schmerz der Trennung in sich zu verschließen. Seine Anhänglichkeit an die Familie war gewiß sehr groß; seine Ansichten waren von traurigen und beschränkten Erfahrungen beherrscht; seine Unzufriedenheit, sein Tadel hatte keinen andern Grund als Furcht vor der Zukunft; und diese Furcht hegte er wiederum nur aus Besorgtheit um die, welche er liebte. Die guten Tanten, die den größten Theil des Lebens mit ihm zugebracht, manchen Kummer mit ihm getheilt haben, müssen diesen Verlust am schmerzlichsten empfinden; sie sind beide meines herzlichsten Antheils versichert; auch mir wird das Andenken des braven Onkels immer theuer bleiben.

Hier schließe ich einen Brief bei, den ich so eben vom Herzog Bernhard aus dem Haag erhalten habe. Ich hoffe, die starke Natur des Prinzen von Oranien wird diese schwere Krankheit überwinden; es wäre ein zu großer Verlust für das königliche Haus. Ich darf wohl hinzusetzen, auch für mich; denn von allen diesen hohen Personen hat mir der Prinz von Oranien die meisten Beweise von Wohlwollen und besonderem Vertrauen gegeben. Sie könnten den Brief an den Herzog von Nassau schicken, wenn Sie glauben, daß dieser ohne neuere und nähere Nachrichten ist.

Auf diese Zeilen der Trauer und der Besorgniß scheue ich mich fast, die Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage folgen zu

---

*) Ein Oheim, jüngerer Bruder meines Vaters, Moritz, war gestorben. Von Jugend auf kränklich, hatte er das Gut Monsheim früher bewirthschaftet und seine uneigennützigste Thätigkeit den Interessen der Familie gewidmet.

lassen; aber das ganze Leben ist ja nur ein Wechsel von traurigen und frohen Empfindungen, warum sollte es ein Brief nicht sein? Wenn wir, Ihre Kinder, auf Ihr thätiges Leben, auf Ihr wohlwollendes und nützliches Wirken hinblicken, bester Vater, dann behalten die erhebenden Gefühle die Oberhand, und wir sprechen die herzlichste Liebe und Dankbarkeit aus. Ich will deswegen heute die Politik unberührt lassen, die so leicht verstimmen kann.

Ich habe für Sie einen offnen Ofen (Dortrecht'schen Heerd) bestellt, der hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit ausfällt. Für diesen so gelinden Winter kommt er zu spät; aber Sie werden sich noch viele andere Winter an seinem freundlichen Feuer erwärmen, und wenn meine Wünsche in Erfüllung gehen, werde ich recht oft dabei neben Ihnen sitzen. Wäre ich nicht Ihr Schuldner, so würde ich Ihnen ein Geschenk mit dem Ofen machen; da ich Ihnen aber 100 fl. schuldig bin (75 fl. alter Rest und 25 fl. für die Damenhandschuhe) und der Ofen mit Zubehör 101 fl. kostet, so schenke ich Ihnen, um doch ein Verdienst zu haben — einen Gulden. Schreiben Sie mir, ob Alles gut angekommen ist und befriedigt?

Fritz an den Vater.

Vortel, den 25. Januar 1835.

Zu Ihrem heutigen Geburtstage habe ich die Glückwünsche schon anticipirt.

Die Krankheit des Prinzen von Oranien ist sehr gefährlich und die Bestürzung in der königlichen Familie sehr groß. Im ganzen Lande fühlt man, wie groß der Verlust sein würde, da der König in sehr vorgerückten Jahren ist und in den letzten so heftige Chocs erlitten hat. Der älteste Sohn des Prinzen ist noch sehr jung und für das Publicum terra incognita. Am meisten aber würde die Armee trauern, die ihr Vertrauen fast ausschließlich auf ihn gesetzt hat.

Ich kann an der Stimmung um mich herum abnehmen, daß die Hoffnung, das Tory-Ministerium werde sich erhalten können, wenn auch noch nicht aufgegeben, doch durch den Erfolg der neuen Wahlen sehr vermindert ist. Ich und Forstner

haben ein kleines Reiseproject nach England, das aber noch sehr vag ist. Ich möchte bei Eröffnung des Parlaments den Kampf der Parteien mit ansehen; Forstner will die Eisenbahnen besuchen. Vielleicht im März.

Leute, die den Don Carlos genau kennen, sagen von ihm, er sei ein elendes Subject, ohne Geist, ohne Muth, ohne Entschluß und Fähigkeit.

Seit ein paar Wochen ist der bekannte Magnetiseur van der Lee in Herzogenbusch, und ich gehe manchmal hin, um ein Schauspiel zu sehen, auf das ich seit 20 Jahren gespannt war. Er hat in diesem Augenblick eine Somnambule in der Behandlung, bei der die Erscheinungen so merkwürdig sind, daß van der Lee selbst sagt, daß unter 2000 Kranken kaum einer diesen hohen Grad des Somnambulismus erreiche. Es ist eine 37jährige epileptische Frau; ich habe sonderbare Dinge von ihr gehört und gesehen; und wenn auch etwas Charlatanerie mit unterlaufen sollte, so liegt doch gewiß eine noch nicht genug erforschte Naturkraft zum Grunde.

Da es gut ist, wenn Liebhaber von Späßen manchmal durch neue Gegenstände angeregt werden, so reite ich dieses neue hobby horse vor und es macht bei der Écarté-Partie des Herzogs die anmuthigsten Sprünge und Capriolen. Die Seherin von Prevorst besucht auch diese Manège.

Fritz an Max.

Haag, den 15. Februar 1835.

Uebermorgen reise ich ab nach England; dies ist so gekommen. Schimmelpenninck, den ich bei meiner Ankunft im Haag zuerst aufsuchte, sagte mir, er habe eine kleine Reise nach England vor, um die Eröffnung des Parlaments zu sehen; er könne aber nur 14 Tage da bleiben. Ich nahm den Vorschlag ihn zu begleiten um so lieber an, als ich schon seit einigen Monaten dasselbe Project hatte. Die Vorbereitungen waren schnell gemacht. Freilich sind 14 Tage zu wenig, um London zu sehen, aber wenn ich warte, bis ich über Monate und große Summen disponiren kann, komme ich niemals hin. Die Herzogin läßt es an Empfehlungen nicht ermangeln.

Im Anfang März kommen wir zurück und dann werde ich von Bortel aus meine Reisebeschreibung einschicken.

Die Genesung des Prinzen von Oranien geht rasch vorwärts; er ist schon wieder ausgefahren. Man fürchtet nur, daß er sich nicht genug wird schonen wollen.

Die Vorschläge wegen des Schillermonuments sind mir in der Allgemeinen Zeitung entgangen. Meinen Beitrag aber will ich sehr gern liefern, so viel Du oder Heinrich für schicklich halten.

Die angekündigte Reise nach London fand also vom 18. Februar bis 4. März statt. Des Fritz Reisegefährte war sein hochgeachteter Freund, Baron W. A. Schimmelpenninck van der Oye, Schuttery-Major, Mitglied der Generalstaaten und später (im Jahre 1841 bis 1844) Minister des Innern. Es war diese Diversion von dem Cantonnementsleben und den Sommerlagern auf den Nordbrabanter Haiden meinem Bruder eine wahre Erfrischung. Er hatte England früher nicht gesehen; aber wie sehr er sich dort wohl fühlte, wie sehr er mit dem Englischen Staatsleben befreundet war; wie starke Anziehung selbst der Englische Charakter für ihn habe, das geht aus dem Tagebuch hervor, in welchem er von diesem Ausflug aufgezeichnet hat, nicht allein was ihm merkwürdig erschienen, sondern auch welche eigne Gedanken sich daran knüpften. Beschreibungen von Reisen nach London sind freilich nach Semilasso schwer mit dem Reize der Neuheit zu versehen; und obgleich Fritz in einer der öfteren an den Vater gerichteten Klagen über die Geistesöde der Nordbrabantischen Quartiere sich selbst Tutolasso nennt, so wird doch der Eindruck seiner Beobachtungen frisch genug und die politischen Urtheile von hinreichendem Interesse befunden werden, um es zu rechtfertigen, daß das Tagebuch des kurzen Aufenthalts, mit Auslassung des blos beschreibenden Theils, der Sammlung seines literarischen Nachlasses im 3. Band unter X. eingereiht wurde.

Die Wirkung der frischen Seeluft wird in einigen der nächsten Briefe nicht vermißt werden; und es gehört zur Charakteristik des Bruders, daß ich seine volle Hochschätzung des Britischen Selbstgefühls, mit dem er so sehr sympathisirt, erkennen lasse.

Dem Vater zeigte er am 8. März seine Rückkunft an.

„Ich habe alle Ursache mit meiner Reise zufrieden zu sein. Alle Details später. Nur soviel: Ich habe der Eröffnung des Parlaments und den merkwürdigen Discussionen über die Adresse beigewohnt; Peel, John Russel, O'Connel, Hume, Stanley ꝛc. reden hören. Sir Robert Peel, dessen Haltung in so schwieriger Lage mich mit Bewunderung erfüllt hat, kann zu den Tories sagen: „Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent." Auch am Hofe bin ich zweimal gewesen und durch die gütigen Empfehlungen der Herzogin von Sachsen-Weimar sehr gnädig aufgenommen worden. Windsor und alle Merkwürdigkeiten Londons, die man in 14 Tagen sehen kann, habe ich gesehen, viele interessante Bekanntschaften gemacht, alte erneuert."

Das Tagebuch führte mein Bruder in Bortel im März aus, und sandte es in Bruchstücken dem ungeduldigen Vater, den letzten Rest am 1. April.

Das lebhafte Erregtsein von der Londoner Welt und von den dortigen großartigen Verhältnissen that bei Fritz der alten brüderlichen Theilnahme an den Familienschicksalen keinen Eintrag. Es war damals gerade ein wichtiger Zeitpunkt für Max, der nach weiteren zweijährigen publicistischen Studien, die er in der Einsamkeit zu Hornau getrieben hatte, eben sich anschickte, auf einer Deutschen Universität für das Fach der Deutschen Geschichte und der Politik als Privatdocent sich zu habilitiren, weshalb er auch philosophische Lectüre nicht vernachlässigen durfte. Hierauf beziehen sich einige der folgenden Briefe.

Fritz an Max.

Vortel, den 8. April 1835.

.... Was die Frage betrifft, in welcher Du meine Meinung wissen willst, wo Du Dein Glück versuchen sollst? so ist es politisch genommen in Deinem Fache ziemlich gleichgültig, wo man anfängt, und die literarische Weltbürgerschaft erleichtert den Uebergang von einem Lande in das andere. Bonn wäre mir am liebsten gewesen, schon als Preußische Universität, Stadt von mittlerer Größe, — und dann wegen der Nähe der Heimath. Wo man sich auf Neid und Mißgunst gefaßt machen muß, ist es doch besser, Anfangs nicht ganz isolirt zu stehen. Die Hauptsache bleibt, gut vorbereitet zu sein; das wo wird sich dann schon finden. Ja, wenn Du in Deutschland auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen solltest, könntest Du es vielleicht in der Schweiz versuchen.

Eben so sehr, wie Deine Beharrlichkeit und Dein Fortschreiten nach dem vorgesteckten Ziele, freut mich, daß Du mich au courant hältst von Deinen Beschäftigungen und Studien; und es ist sehr interessant für mich darüber Ideen mit Dir auszutauschen. Was Philosophie betrifft, so findest Du für Deine Zwecke in der Metaphysik von Schulze eine freilich sehr kurze Kritik der verschiedenen philosophischen Systeme, nicht nach den Namen ihrer Urheber geordnet, sondern nach dem wesentlichen Unterschied der Grundansicht.

Die Ethik von Schulze ist, wenn ich mich gut erinnere, matt und unsystematisch; da empfehle ich Fries. Die Geschichte der Philosophie gewinnt erst dann Interesse, wenn man sich mit einem Systeme ganz bekannt gemacht und dafür entschieden hat.

Das Ableben des Kaiser Franz hätte ich nicht für so wichtig gehalten, wie es dem Vater erscheint. Die Oesterreichische Politik ist doch in Allem so gegeben und vorgezeichnet, das Abweichen von der eingeschlagenen Bahn so schwer, daß ein schwacher Regent am wenigsten Velleität haben kann, sie zu verlassen. Aber damit will ich freilich nicht behaupten, daß die Umstände und der gewaltige Gährungsstoff nicht aus dieser Bahn herausreißen können. Nolentem trahunt fata.

Es ist nun gewiß, daß wir den 16. Juni das Lager von Reyen wieder beziehen und nur einen Monat darin bleiben. Ich würde also früher an einen Urlaub denken können, wenn mich finanzielle Rücksichten nicht abhielten. Die Reise nach London hat meinen Geldbeutel etwas angezapft und ich kann mir nicht jedes Jahr ein ärztliches Zeugniß geben lassen, da mein Körper zu stark und mein Geist zu schwach ist, um mir neue Krankheiten anzudichten. Auch die Darmstädter Fragen werden Einfluß darauf haben: — ob der Vater hingeht oder nicht? Wenn Heinrich nicht zum Landtag geht, will ich keinen Besuch in Darmstadt machen, sondern warten, bis der Vater wieder zu Hause ist, der aber nur seine persönliche Annehmlichkeit berücksichtigen soll, mehr als meine Plane und alle andern Dinge. Sein Alter und seine Verdienste geben ihm dazu ein vollkommenes Recht.

Lebe wohl; alle Hornauer und Franzina besonders, grüße ich von ganzem Herzen; — ich bin heute wenigstens zehnmal unterbrochen worden.

Vater an Fritz.

Hornau, den 10. Mai 1835.

Also am 10. oder am Geburtstag meines vortrefflichen Enkelchens Jeje (Henriette) Breidbach, wie es mir eben beifällt. — Von der ersten Kammer bin ich wieder zu Hause, tamquam re bene gesta et semper idem. Ich hatte am vorigen Landtage vier quasi-erotische Anträge gestellt. Diesmal in den wenigen Tagen doch einen: England sendet eigens, in Spanien zu mahnen, daß der Krieg menschlicher geführt werde; also: de nation à nation, warum nicht vor allen andern wir Deutschen, die in jedem Betracht dazu geeigneter wären? Ich habe das völkerrechtlich uud politisch ganz wohl begründet. Im Ganzen war man dort artig oder wollte es sein. Heinrich ist noch hier, seine Sache ist aber erledigt zu seinen Gunsten. Er geht also morgen nach Hungen, in seinen Wahlkreis. Du scheinst mir nicht sehr heiterer Stimmung; wahrscheinlich: 1) das Einerlei, 2) nicht glänzende Finanzen, wie mir vorkommt; 3) Schwierigkeit in Urlaub zu gehen; 4) stockende

Essays. Allein: 1) Non et olim sic erit. 2) Wird so arg nicht sein. 3) Werden sich überwinden lassen. 4) Jeden Augenblick ist das Heilmittel zur Hand: der Wille.

Du besitzest also den P. Pfizer (Ueber die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes), und hast ihn auch wohl bereits gelesen. Mich hat er traurig gestimmt. Talent kann man nicht absprechen; aber er beweist trefflich, handgreiflich, daß wir zwischen Absolutismus und Demagogie trostlos, hilflos, unheilbar in der Mitte stehen. Er beweist, daß alle Theile Recht und Unrecht haben und in beständigem Zustand starker Nothwehr sich befinden. Ich weiß nicht, warum ich vermeine, daß uns die ersten bedeutenden Wirren von Ungarn herkommen werden. Wir alle hier denken sehr viel nach Bortel.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 15. Mai 1835.

Bester Vater, ich habe so viele artige Briefe erhalten, daß ich mit Antworten in Schulden stecken bleiben muß. Tante Wamboldt hat dem Styl meines Londoner Journals solche Lobsprüche ertheilt, daß ich auch Zeit brauche um zur Besinnung zu kommen. Ach, wenn man nur etwas Rechtes zu sagen hat, dann findet sich der Styl von selbst; wenn man aber die Worte, wie culs de Paris, an die Stelle fehlender Gedanken setzen muß, dann ist der Styl freilich eine Kunst.

Die Briefe, die nach Hornau gehen, sind so sehr Gemeingut, daß die Adressen darauf eigentlich nur als Visitenkarten anzusehen sind; für mich aber sind letters from several hands aus Hornau immer interessant. Wenn meine Zeilen zuweilen das Gepräge der Unzufriedenheit tragen, so schreiben Sie es nur der Ungeduld zu, wenn ich bei dem besten Willen Sie angenehm zu unterhalten, doch keinen Stoff auftreiben kann; oder höchstens dem sad sentiment which is the result of an eager mind placed in a dull and insipid circle. So sind aber in der That meine Cirkel, und da es auch in der geistigen Welt kein perpetuum mobile gibt, so steht der Verstand am Ende still, wenn er durch nichts mehr angeregt wird. Figaro

sagt zwar: l'ennui n'engraisse que les sots; ich gestehe aber, daß ich hier einen unnützen Bauch ansetze und freue mich deßhalb auf das bevorstehende Lagerleben, wo er gewöhnlich wieder an der Sonne schmilzt. —

Den Pfizer habe ich freilich gelesen und Alles, was Sie darüber sagen, finde ich sehr treffend; Ihre sehr richtigen Urtheile sind aber doch nur Prämissen zu einem Schlusse, den Sie nicht haben ziehen wollen, den aber die Zeit ziehen wird mit ihrer eisernen Logik.

Für die Nachrichten aus Darmstadt danke ich sehr; ich lese regelmäßig die Allg. Zeitung; was diese also von daher aufnimmt, entgeht mir gewiß nicht. Aus dem Billet des Herrn von Breidenstein, das Sie mir haben abschreiben lassen, ersehe ich, daß dem Eintritt Heinrich's in die Kammer kein bedeutendes Hinderniß im Wege steht, und auch darüber freue ich mich. Ich begreife, daß die Eltern es bedauern, daß seine Laufbahn diese Wendung genommen hat, aber wie die Sachen nun einmal stehen, ist dieses sein Weg. Ich bin begierig, wie er seine Rolle dort spielen wird; seine Aufgabe ist offenbar keine Palinodie, sondern, den Kopf hoch, mit großer Mäßigung aufzutreten. Vater und Sohn können recht gut dort zusammen sein ohne in Allem übereinzustimmen.

Ich will Ihnen, bester Vater, den Krieg nicht darüber machen, daß Sie den Spaniern den Frieden predigen oder wenigstens einen menschlichen Krieg; auch darüber nicht, daß Sie dem Bundestage, der zu Hause nichts gilt, zumuthen wollen, seinen guten Rath in Spanien geltend zu machen; nein ich will mich darüber freuen, wenn ich den Bundestag auf einem Sieb in die See stechen sehe. Aber ernstlich gesprochen, ich weiß, daß Sie sehr gut wissen, daß Ihr Antrag bei der Kammer, die Kammer bei der Regierung, die Regierung beim Bundestag und der Bundestag in Spanien keinen Eingang finden wird, und daß Sie den Antrag nur wie eine Leimruthe ausstecken, um allerlei Gedanken daran zu heften. Und wenn der Antrag wie eine Satire auf Deutschland klingt, so ist das weder Ihre Schuld, noch Ihre Absicht. Ihre Schuld nicht, weil Sie das Ihrige

gethan haben, damit es anders sein möge; Ihre Absicht nicht, weil Sie zu gutmüthig sind zur Ironie.

Leben Sie wohl, bester Vater, nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich ein wenig gescherzt habe. Jean Paul sagt in der Vorschule der Aesthetik (die Sie, glaube ich, nicht gelesen haben, aber lesen sollten —), Humor sei das umgekehrte Ideal, die Anwendung des Großen, Unendlichen auf das Kleine, Beschränkte; wenn Sie also Europäische Politik vor Deutsche Kammern bringen und Ihr Gemüth vor Deutschen Philistern aussprechen, so ist das Jean-Paul'scher Humor. Der Mutter und Allen empfehle ich mich herzlich.

Fritz an den Vater.

Vortel, den 6. Juni 1835.

.... Alles was Sie mir von der Politik des Tages sagen, ist mir aus der Seele geschrieben. In Deutschen Angelegenheiten sind Sie viel mehr au courant und manches verstehe ich nur halb. Unerträglich ist mir besonders diese politische Dampfmaschine, die bald heißen Dunst in die Höhe treibt, bald in Wassertropfen wieder herunter fallen läßt, ohne Consequenz, ohne kalten festen Entschluß. Wenn man sich das gefallen läßt, was in den Badischen Kammern vorgefallen ist*), bei solchen Vorfällen ist es freilich schwer, die Mäßigung zu behalten, und es freut mich um so mehr, daß Sie schon im voraus den Heinrich billig beurtheilen. Die Zeitungen lese ich freilich mit Aufmerksamkeit, auch die deutschen, die darin Ihren vaterländischen Briefen gleichen, daß sie fremde Angelegenheiten viel freimüthiger beurtheilen, als die eigenen. Interessante Artikel enthält jetzt das Journal des débats, z. B. v. 31. Mai über die Intervention in Spanien: les alliances d'un pays font une partie nécessaire de

---

*) Es mag hier die Verkümmerung ständischer Wirksamkeit durch das Ministerium Blittersdorff gemeint sein, welche zur Begründung der Motionen von Welker (1835 und 1837) und Rotteck (1839): auf Wiederherstellung einigen Rechtszustandes — geführt hat; namentlich wie bei der Knechtung der deutschen Presse verläumdete Abgeordnete genöthigt wurden, ihre Vertheidigung in auswärtigen Blättern zu sichern, was Welker im Staatslexikon (Supplement 1. Band, Seite 383 und 384) des Weiteren erzählt. —

sa grandeur. Une politique d'isolement ne sera jamais la politique d'un peuple sage &c. Wenn man dagegen die matten und schulmeisterhaften Artikel aus Preußen hält, muß man ungeduldig werden; es ist fast der Ton eines Kindes, das aus Angst im Dunkeln singt. In hiesigen Verhältnissen ist alles beim Alten, man beeilt sich nicht zum Schluß, hofft immer auf eine andere Zukunft, persönliche Verhältnisse tragen das ihrige bei, und der Zustand in Spanien nährt die Hoffnungen.

Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich in diesem Jahre die Essays, nach denen Sie sich so oft erkundigen, ganz habe liegen lassen; doch habe ich mehrere im Sinn.

Die Aufgabe, die Sie mir stellen: über den Unterschied des Begriffs „unendlich" in der Philosophie und Mathematik, weiß ich nicht zu lösen, wohl aber wollte ich die Uebereinstimmung darthun, da man in beiden Wissenschaften damit nur eine Negation der Schranken bezeichnet. Wenn ich zum Beispiel sage, die Summe der unendlichen Reihe:

$$1 + \tfrac{1}{2} + \tfrac{1}{4} + \tfrac{1}{8} + \tfrac{1}{16} + \tfrac{1}{32} + \tfrac{1}{64} + \text{ꝛc.} = 2;$$

so heißt das eigentlich nur: Wenn diese Reihe (welche nach dem Gesetze fortschreitet, daß das folgende Glied immer die Hälfte des vorhergehenden ist) beliebig fortgesetzt wird, so kann ihre Summe der Zahl **2** so nahe gebracht werden, als man will; aber sie erreicht sie nie. In der Mathematik macht der Begriff des Incommensurabeln eigentlich mehr Schwierigkeit als der vom Unendlichen.

Da Sie es nicht ungern sehen, daß ich wissenschaftliche Pfähle vom Zaune breche, so spitze ich Ihnen den folgenden aus einer Rede von Royer-Collard für den 4. Theil Ihrer Resultate zu: „La volonté d'un seul, la volonté de plusieurs, la volonté de tous, ce n'est que la force plus ou moins puissante; il n'est dû à aucune de ces volontés, à ce seul titre de volonté, ni obéissance ni le moindre respect. Les sociétés ne sont pas des rassemblemens numériques d'individus et de volontés; elles ont un autre élément que le nombre, elles ont un bien plus fort: le droit, privilège

de l'humanité, — et les intérêts légitimes, qui naissent de ce droit. Leben Sie wohl bester Vater.

Fritz an Max.

Bortel, den 13. Juni 1835.

.... Du solltest jetzt nicht immer blos studiren, sondern eine größere Arbeit vornehmen. .... Ich gebe Dir meinen Rath nicht aus Anmaßung, sondern weil Du mich dazu aufgefordert hast und weil ich weiß, daß Du ihn gern hörst. Uebrigens lache ich selbst über meine Rolle als Rathgeber, denn ich bin hier so fern von allem interessanten Umgang und Austausch wissenschaftlicher Gedanken, daß die wenigen Ideen, die ich noch habe, gar nicht mehr lebendig sind, sondern in meinem Kopfe wie ausgestopfte Vögel in einem Naturalienkabinet sitzen. Sollten wir noch einmal ein paar Monate in Hornau beisammen sein, Du, Heinrich und ich, so wollen wir zur Uebung Disputationen anstellen, der Vater soll dabei präsidiren. Aber wann wird das sein können?

Fritz an Max.

Lager bei Reyen, den 20. Juli 1835.

Das geräuschvolle Einerlei des Lagers, das durch Deine Briefe angenehm unterbrochen wurde, hört denn morgen auf, und ich schicke Dir nur dies schriftliche Ausrufungszeichen: Ausgedient! Von den sechs Lagern, die ich jetzt so hier mitgemacht habe, war das das langweiligste: Ueberdruß und Müdigkeit bei Jedermann, üble Laune von oben, setzte dem Ganzen die Krone auf. Weder an Krieg noch an eine bessere Wendung der Belgischen Angelegenheiten ist mehr zu denken. Der König, Prinz Albert von Preußen und Prinzessin Marianne, Graf Lottum, der Preußische Gesandte und seine Frau eine geborne Putbus, haben uns besucht und Paraden veranlaßt. Prinz Albert und Prinzessin Marianne haben mit Thränen beurkundet, wie leid es ihnen sei, daß Preußen nicht mehr für uns habe thun können. Der Auflauf in Amsterdam war nicht sehr bedeutend, doch, wenn Anstiftung ihn veranlaßt hätte, dann wäre es ein böses Symptom. Uebrigens weißt Du,

daß in Holland keine Parteien bestehen, und daß die Nation von der Ueberzeugung durchdrungen ist, Einigkeit sei das erste Erforderniß, um eine Krisis glücklich zu überstehen. Die Regierung weiß auch, daß das Ende herbeigewünscht wird und thut jetzt gewiß das ihrige.

Aus den Zeitungen sehe ich, daß Heinrich mit Mäßigung auftritt und sich in Achtung erhält. —

Noch eine Mittheilung für den Vater: Als ich nach der Revue in Tilburg zur Tafel geladen war, sprach der König lange mit mir — Holländisch. Seine letzten Worte waren: „Ja diese Verhältnisse haben sich in die Länge gezogen, — ein ganzes Lustrum, — es wird Zeit ein Ende zu machen.“ Aber ich sehe dieses Ende noch nicht! Und da der Herzog jetzt mit längerem Urlaub abreisen wird, fürchte ich auf Hornau für dieses Jahr verzichten zu müssen.

Fritz an Max.

Bortel, den 12. August 1835.

In Amsterdam ist alles ruhig, auch keine Erneuerung der Unordnungen zu fürchten, da die Veranlassung derselben weggenommen ist. Eine Gesellschaft ist zusammengetreten und hat die rückständigen Abgaben der kleinen Hauseigenthümer bezahlt, so daß die Zwangsversteigerungen nicht mehr statt finden werden.

Für den Vater füge ich bei, daß die Tories nicht aufgehört haben, am Hofe großen Einfluß auszuüben, und der König äußert sich öffentlich in diesem Sinne; das Alles kann nicht zum Guten führen. Da das Whig-Ministerium am Hofe keine Stütze findet, muß es sie anders wo suchen, und dadurch wird es wahrscheinlich gezwungen in seinen Maßregeln weiter zu gehen, als der gemäßigte Theil des Ministeriums selbst wünscht.

Mit Allem was Du über Deine Arbeit sagst, bin ich vollkommen einverstanden. Du hast nun selbst Dein erstes Schema ein wenig beschränkt. Wenn man beim Entwerfen eines Baurisses dem Geschmack und der Liebhaberei zuviel eingeräumt hat, so erinnert der Kostenüberschlag bald daran, daß von dem Project manches eingehen muß. Da Du für historische Untersuchung und Darstellung Geschmack und Talent hast, so thust

Du wohl daran, diesen Theil Deiner Arbeit reichlicher auszustatten als ich es gethan hätte, weil ich mich lieber mit philosophischer Speculation befasse und in Definitionen schwelge.

Doch schade nur Deiner Gesundheit nicht durch Anstrengungen, die sie nicht verträgt.

Franz an den Vater.

Bortel, den 7. November 1835.

Ihr letzter Brief aus Hornau hat mir viel Freude gemacht, bester Vater, weil ich seit langer Zeit keinen erhalten hatte, der in so freundlicher, beruhigter Stimmung geschrieben war. Das erkenne ich gleich am Ton der ersten Zeile. Ich danke, besonders für die kurze Darstellung Ihres Verhältnisses in Darmstadt. Wie lieb ist es mir, daß Sie mit Heinrich, seiner Haltung und seinen Arbeiten bei den Ständen, so zufrieden sind. Der jetzige Augenblick ist ihm nicht günstig, aber er hat Charakter und Selbstgefühl um ihn gelassen vorübergehen zu lassen, da noch nicht aller Tage Abend ist. Ich grüße ihn herzlich und freue mich auf's Wiedersehen in Hornau. Und wie ist Max gestimmt, nachdem er sich ein wenig in Bonn umgesehen? Er hätte nur einige Tage länger beim ersten Besuche bleiben sollen. — Ich weiß, daß Sie Freude daran haben, wenn auch ich die alten Classiker nicht ganz vernachlässige; ich erzähle Ihnen also, daß ich im August den Cäsar wieder gelesen, im September aber mit dem größten Vergnügen Cicero's Reden vorgenommen habe. Diese Lectüre ist für mich eine Ueberraschung und wahrer Genuß, da ich den Cicero auf der Schule mehr buchstabirt als gelesen, und seitdem nicht wieder in die Hand genommen habe.

Fritz an die Mutter.

Bortel, den 12. November 1835.

Beste Mutter, die Socken sind gestern angekommen, und ich konnte dem Vergnügen nicht widerstehen, sie sogleich anzuziehen. Sie sind warm und gut und ich danke herzlich für das liebe Geschenk, das gewiß zum größten Theil Ihre eigne Arbeit ist.

Das Hauptquartier des Herzogs soll in einigen Wochen nach Nymwegen verlegt werden, wo ich wahrscheinlich den Winter zubringe.

Ich bin sehr begierig, etwas von Max zu hören, nachdem er sich in Bonn umgesehen hat. Ich wünsche sehr, daß er lange genug dort verweilt um richtig zu sehen und die dortigen Verhältnisse so kennen zu lernen, daß er einen Entschluß darauf bauen kann.

Mein künftiger Aufenthalt wird das Gute haben, daß wir uns näher gerückt sind; — daß die Briefe nur drei Tage unterwegs sind; — und daß nur ein bischen Phantasie dazu gehört, um ein Streifchen der Waal für das Wasser der Liederbach zu halten.

Fritz an Max.

Nymwegen, den 2. December 1835.

Seit acht Tagen sind wir denn hier, bester Max, und diese sind mit Quartiersuchen, Visiten und Einrichtungen hingegangen. Auch sind meine Sachen aus Gent endlich wieder in meinen Händen. Manche Erinnerungen sind da geweckt worden und unwillkührlich habe ich den Prolog zum Faust wiederholt. Von Nymwegen kann ich noch nicht viel sagen, doch ist es mit seinen 14,000 Seelen ein sehr kleines Städtchen; — viele reiche Leute, — wenig Ressourcen. Das Militär spielt die erste Rolle; es ist ein Invalidenhaus für alte Generale. Ich nenne die N. N. Die meisten kennst Du. Howen, der Commandant, ist ein Liefländer, der bei der Ermordung Kaiser Pauls Rußland verlassen mußte und hier seine Carriere gemacht hat. Ich fürchte sehr unsern guten Freund Koch, der sich Dir angelegentlich empfiehlt, zu verlieren. Seit 5 Jahren war er meine rechte Hand und meine Dienstfeder; ich bin ihm sehr attachirt und es ist mir sehr leid, für ihn nichts thun zu können. – Aber nun zur Hauptsache und zu Dir:

Es hat mich dein Brief v. 20. ausnehmend gefreut, weil Du aus Bonn befriedigt und beruhigt zurückgekehrt bist, und Deine Vorsätze nun auf einer festen Basis ruhen. Ich billige es sehr, daß Du Dich vorzugsweise dem historischen Fache

widmen willst; Du fühlst am meisten Beruf dazu, und ich bin überzeugt, daß Deine Eigenschaften und Fähigkeiten Dich darauf hinweisen. Dahin rechne ich: Gabe zu beobachten, zu beurtheilen und darzustellen. Dann hat das historische Fach auch den Vortheil, — den Du zu suchen scheinst, — daß Du nicht gezwungen bist, politisch Partei zu ergreifen, wenigstens nicht sogleich. Lange freilich läßt sich diese Neutralität nicht erhalten, denn die historische Beurtheilung hängt mit den Fragen der Politik eng zusammen. Statistik, wenn sie nicht sehr in die Politik eingreift, ist etwas so geistloses, daß ich an dieses Sammelwerk keine Zeit verschwenden möchte, als etwa um eine Lücke auszufüllen, welche die Vorträge der andern Professoren gelassen hätten. Selbst Heeren's Statistik war oberflächlich und wegen des Dictirens langweilig.

Wenn Du Dich bei Deinen Vorbereitungen auch an die neuere Philosophie und an Hegel machen mußt, so rufe ich Dir ein Bergmännisches „Glück auf" zu. Denn die Arbeit hat viel von dem Befahren eines Bergwerks mit einem trüben Grubenlicht. Nach meiner Kenntnißnahme aus Reinholds Geschichte der Philosophie habe ich natürlich kein Urtheil; wohl aber ist mir aus den Universitätsjahren das Vorurtheil geblieben, diese Hegelsche Philosophie sei hohl und leer, eine bloße Construction aus willkührlichen Definitionen und Abstractionen. . . . .

Lebe wohl, lieber Max, grüße Franzina; ich freue mich sie mit dem Kindchen auf dem Arme wiederzusehen.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 18. December 1835.

Per varios casus per tot discrimina rerum, — das heißt, nachdem ich mich zehn Tage im Haag herum getrieben und viele Menschen gesehen und gehört habe, bin ich endlich wieder hier.

Am Mittwoch ging ich in die Audienz des Königs, der sehr gnädig war, übrigens keine Chorde von einigem Interesse berührte. Nach der Audienz blieb ich eine gute Stunde bei Herrn Hofmann, der, wie immer, sehr artig und theilnehmend war. Aus seiner Unterhaltung schöpfte ich die Ueberzeugung, daß in unserer Lage sobald keine Veränderung zu erwarten

ist, und daß man nur darauf bedacht ist, durch Reductionen und Ersparnisse, — besonders bei der Armee, — die Fortdauer dieses Zustandes möglich und der Nation erträglich zu machen. Campagne-vivres, Tafelgelder ꝛc. sind schon, seit dem ich hier bin, abgeschafft oder vermindert. Auch beim Prinzen Friedrich bin ich gewesen; er hat mir von Kalisch und Töplitz erzählt. Er sagte: „Ich habe den Erzherzog Karl und Ihre alten Oesterreicher gesehen, die aber sehr zurück sind. Der Erzherzog Karl sieht das wohl ein, und meint, wenn er an der Spitze der Armee stünde, würde es bald anders sein."

Frau von Constant war als Obersthofmeisterin der Prinzessin Friedrich mit in Töplitz. Sie hat mir bestätigt, daß der Erzherzog Johann besonders gefallen hat; auch hat sie mir von diesem einen kleinen Roman erzählt, der Sie gewiß interessiren wird. (Die jetzt allgemein bekannte Geschichte der ersten Bekanntschaft des Erzherzogs Johann mit seiner Gemahlin.)

Der Herzogin Bernhard hat der Aufenthalt in England wohl gethan; sie liebt ihre Schwester die Königin sehr und ist auch sehr in deren Tory-Ansichten befangen; ich vermeide daher politische Discurse. Das Einzige, was ich gelegentlich erfahren habe, ist, daß das Englische Ministerium die Heirath der Donna Maria mit dem Koburgischen Prinzen sehr begünstigt und betreibt. Die Herzogin ist früher, als ihre Absicht war, aus England zurückgekommen, um dem Roi des Belges nicht am Hofe zu begegnen.

Ich habe durch Schimmelpenninck diesmal die Bekanntschaft sehr vieler Mitglieder der Generalstaaten gemacht. Das Budget ist mit einer Majorität von 38 gegen 16 angenommen; doch hat der Minister der Finanzen die Versicherung gegeben, daß die Bezahlung des Belgischen Antheils der Schuld, der Nation diesmal zum letzen Male aufgebürdet werde*). Wer aber in Zukunft diesen Antheil bezahlen soll, wenn es binnen Jahresfrist nicht zu einem Arrangement mit Belgien kommt,

---

*) Erst vom Jahre 1839 an bezahlte Belgien seinen Antheil an der vormals gemeinsamen Staatsschuld, aber nicht, wie in den 24 Artikeln stipulirt war, mit jährlich 8,400,000 Gulden, sondern, nach den neuen, definitiven Stipulationen, mit nur jährlich 5,000,000 Gulden.

darüber hat er keine Auskunft gegeben. Nächst dem Belgischen Antheil an der Schuld ist der Haupteinwand gegen das Budget, daß es fictiv sei. Ein großer Theil der Staatsausgaben, besonders für die Armee, erscheint gar nicht auf dem Budget, und wird durch die außerordentlichen Einkünfte gedeckt, welche Ostindien seit einigen Jahren abwirft, und worüber keine Rechnung abgelegt wird.

Die Holländer haben eine gewisse Vorliebe für die Russen; aus natürlichen Gründen geht diese Vorliebe am Hofe des Prinzen von Oranien bis zum Enthusiasmus, besonders bei den Söhnen. Eine Heirath wird aber nicht zu Stande kommen; von russischer Seite sollen Hindernisse sein und der verbotene Grad der Verwandtschaft zum Vorwand dienen. Die Officiere im Gefolge des Prinzen Friedrich, die die Russische Armee und ihre Schattenseiten kennen gelernt haben, sind von dem Nimbus der Russischen Macht nicht mehr so verblendet.

Ueber Nymwegen kann ich nun schon einige Auskunft geben. Die Lage ist sehr schön und im Sommer muß die Gegend herrlich sein. Gesellige und litterarische Ressourcen sind hier sehr wenige, aber die Leute sind wohlwollend und zuvorkommend, und man kann sehr ungenirt leben.

Von der guten Mutter habe ich ein liebes Briefchen erhalten; ihre Briefe freuen mich immer und würden mich nicht weniger freuen, wenn sie weniger selten wären. Sie giebt auch gewöhnlich kleine Familiennachrichten, über welche die väterlichen Briefe schweigen, und machen so die Schilderung des Familienlebens vollständiger.

Das Tagebuch der Erlebnisse giebt für die nächsten Jahre folgende Anhaltspunkte:

1836. Nymwegen. Krankheit der Mutter. Den 6. Februar nach Hornau abgereist. Max noch da. Die Weimar'sche Episode. Die projectirte Reise mit dem Herzog i'ns Mittelländische Meer auf dem Phocéen scheitert. 20. Mai. Reise nach 'S Graveland zu Forstners Hochzeit; daselbst die Familien Bakker, Corver Hooft und Dedel. Max kommt im Mai nach Bonn. Baron von Keverberg. B. v. Loo. Die Aebtissin von Keverberg. Der Sohn des alten Keverberg, der aus England kommt. Der blinde Sergeant

Wucke aus Salzungen. Den 14. Juli Lager bei Reyen bezogen. 8. August wieder nach Bortel. 15. August. Abreise nach Hornau mit 2 Monaten Urlaub. Preußisches Lager bei Urmetz, nächst Koblenz. Schwager Breidbach nimmt seine Entlassung aus Nassauischem Dienst. Max in Bonn, Heinrich in Monsheim. Reise mit dem Vater nach Mainsondheim zu Bechtolsheims. Mathias Steyer von Hornau als Bedienten angenommen und am 15. October von da abgereist. Auf dem Dampfschiffe der junge de la Borde, Sohn des Alex. de la Borde, und die Schweizer de Plantan. Das Ende des Jahrs in Bortel zugebracht.

Lectüre 1836.

Clerk of Eldon, naval tactics.
Heeren's Ideen, der neue Band, Indien.
St. Croix, Examen critique des historiens d'Alexandre le Grand.
Reinhold, Geschichte der Philosophie.
Lucian; theilweise, in der Uebersetzung.
Xenophon Anabasis, zum 2. Mal im Original.
Raumer, England in 1835. 2 Theile.
The Portfolio.
Voltaire, la pucelle.
De Lamartine, voyage en Orient.
Michaud et Poujoulat, Correspondance d'Orient.
Semilasso (Pückler), letzter Weltgang.
Tocqueville, de la démocratie en Amérique.
Quin, Dampfbootfahrt auf der Donau und die Türkei 1836.
Caragoli.
Demosthenes, de pace et Olynth. im Original.
Schulz über Gütervertheilung.
Grimm, Mythologie der Deutschen.
Zachariä, Sylla.
Strauß, das Leben Jesu, theilweise.
Dahlmann, Politik.

1837. Bortel. Politische Aufsätze. Des Herzogs Bernhard Urlaubsgesuch, um den Zug nach Konstantine mitzumachen, abgeschlagen.

Den 31. März Reise nach dem Haag. Brief von Ariens aus Rio Janeiro. Zustand unserer Marine. Oberst van der Wyk und das neue Defensionssystem auf Java. Neue Hauptstadt. Schlappe auf Sumatra, unter dem General Cleerens; 1400 Mann Verlust. Den 9. April zurück in Bortel. Max wird in Halle Doctor der Philosophie und promovirt absens. Vorstellungen des Herrn Lüzac, Präsidenten der 2. Kammer der Generalstaaten, an den König; Wilhelms I. bestimmte Weigerung, auf Belgien zu verzichten. Herzog Bernhard hat in Alzei eine Zusammenkunft mit seiner Nichte Prinzessin Helene, künftigen Herzogin von Orleans. 1. Juni Lager bei Reyen.

General Stöcker ersetzt den kranken General des Tombe. Oberst Ardesch. Im Lager Großfürst Michael, mit allen Details sich beschäftigend; die Generale Filosofof, Tolstoi und Bazaine vom Russischen Genie; Revue des Königs. Tod des Königs von England. Oberst Everts mein Nachbar im Lager. Herzog Bernhard nach Rußland zur Revue von Wosnesensk. Max in Bonn habilitirt, Disputation mit A. W. v. Schlegel. Häufige Diners in Tilburg und Höflichkeit der Prinzessin von Oranien. Abreise in Urlaub den 10. Juli. Nymwegen, Fahrt nach Doorwaard und Oorsprong mit Me. Trip. Aufenthalt in Bonn; die Professoren Welcker, d'Alton, Naumann, Böcking, Ritter, Goldfuß, Kaufmann; Dr. Kalt; Hermann Müller und seine Marken des Vaterlandes. Max' Antrittsrede über das Studium der Deutschen Reichsgeschichte. Proclamation des Königs von Hannover. Aufsätze und Zeitungen darüber. Dem Vater Constantia-Wein durch Oberst Eckfteen von dem Cap besorgt. Monsheim, Heinrichs Verbesserungen und Bauten. Kekule und sein Gedicht. In Hornau mit Max Hegels Philosophie der Geschichte gelesen; meine Aufsätze in Hornau mitgetheilt. Abreise den 3. September. Der Vater geht zum Jubiläum nach Göttingen. Wachsmuth. Aufenthalt in Nymwegen. Oberstlieutenant Trip vom Schlag gerührt. Ich komme krank an. 12. Septbr. in Bortel. General Constant pensionirt. Tod der Königin der Niederlande den 12. October. 29. Octbr. Trauer-Audienz im Haag Merkwürdiger Zusammenfluß von Menschen dabei. Audienzen bei den Prinzen. Die Angelegenheit des Erzbischofs von Köln, Clemens August Droste von Vischering (Hermesianer und gemischte Ehen). Die Hannoversche Angelegenheit. Die Protestation der Göttinger Professoren Grimm, Dahlmann, Gervinus &c. Die Geschichte des Grünewald bei Luxemburg. Meine vielen Wetten, besonders wegen Konstantine und Frankreichs Ruhe, gewonnen. Ende des Jahres in Bortel zugebracht. Forstners Reisejournal. Tod des Grafen Reinhard in Paris.

Lectüre 1837.

Leonhard's Geologie.
Mémoires de la Duchesse d'Abrantes.
Löbell's Briefe aus Belgien.
H. Müller, Die Marken des Vaterlandes.
Fries, Neue Kritik der Vernunft.
Rondelet, l'art de bâtir.
Schiller's Abfall der vereinigten Niederlande, fortgesetzt von Curths.
Woltmann, Geschichte des Westphälischen Friedens.
Steffens, Die Revolution.
Code Napoléon im System.
Durand, Architecture.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 2. Januar 1836.

.... Nun wiederhole ich den Glückwunsch zum neuen Jahr. Ich habe das Vorurtheil oder die Ahnung, daß uns das Jahr

1836 Gutes bringen wird. Ein bischen Aberglauben giebt dem Leben Interesse; es ist auch gut mit den großen Männern und alten Weibern etwas gemein zu haben. Politische Neuigkeiten habe ich freilich nicht mitzutheilen.

Graf Duchatel, der Oberstallmeister des Königs, ein braver Mann und geborner Belgier, der aber lange in Oesterreich gedient hat, war sechs Monate lang in Ungarn bei Verwandten. Er hat mir viel von der großen Aufregung in diesem Lande gesprochen und von den Schwierigkeiten, welchen die Regierung bei jedem Schritte begegnet. Er hält Unruhen für sehr möglich, und seine Ansicht ist: „Es wäre vielleicht ein Glück für das Land, wenn dort eine Revolution ausbräche; das Gouvernement hätte dann ein Recht mit Gewalt einzuschreiten und alle veralteten Mißbräuche abzuschaffen.“ — So urtheilt man in gewissen Regionen. —

Den Max bitte ich, er soll mir meinen alten Baron Keverberg nicht vergessen [Verfasser eines ausführlichen Werkes über die Regierung Wilhelms I. und die Belgische Revolution], zu dem ich eine wahre Zuneigung habe, weil er in hohem Alter und nach vielen Widerwärtigkeiten, doch Wohlwollen, warmen Antheil, die Jugend der Ideen und des Herzens behalten hat. Er gleicht darin Ihnen, bester Vater! Max soll ihm also unverzüglich die Kritik oder Anzeige seines Werkes schicken und noch einige Blumen darauf streuen.

Ich wohne hier sehr gut im Frankfurter Hof, dem Max wohl bekannt, in hohen und großen Zimmern mit der Aussicht auf den Garten, der mit grünen Tannen geziert ist. Mein Leben ist noch immer dasselbe, doch habe ich angenehme Beziehungen. ... Geselliger Vereinigungspunkt für die Männer ist nur „die Societät“, wo so stark geraucht wird, daß man nicht 3 Schritte vor sich sehen kann. Es wird hier leidenschaftlich Schach gespielt, es giebt wenigstens 20 ausgezeichnete Spieler, und heute Abend bin ich zu einer Schach-Soirée eingeladen bei einem alten General. Mein jährliches Einkommen ist in Folge der Reductionen von 5200 fl. auf 4400 zurückgebracht, und weil ich doch von Oekonomie rede, will ich Ihnen mittheilen, welchen Contract man in hiesiger Gegend gewöhn-

lich mit den Pächtern macht. Der Pächter baut auf seine Kosten; der Eigenthümer zahlt die Abgaben; das Product wird zwischen beiden gleich getheilt. Der Notar, welcher den Verkauf besorgt und zugleich für den richtigen Eingang des Geldes haftet, erhält dafür 5 Procent. Für Gebäude und Wiesen wird besonderer Pacht bezahlt. Sind die Aecker sehr gut, so erhält der Eigenthümer bis zu $^{2}/_{3}$ des Ertrags. Es hat mich das interessirt, weil ich sehr begierig bin, etwas von Heinrich und seinem Entschluß in Beziehung auf Monsheim zu hören.

Vater an Fritz.

Hornau, den 29. Januar 1836.

Mein Geburtstag (25.) ist zwar ganz vergnügt vorüber gegangen, aber vom andern Tag an haben wir sehr harte Zeit. Die Mutter liegt an Lungenentzündung sehr hart darnieder. ... Heinrich und Moritz sind gekommen und wechseln mit Max in den Nachtwachen. .... Alle, auch die Kranke, grüßen Dich herzlich. Eben sagte sie noch mir allein: Wie fühle ich das Glück, Kinder zu haben, die so für mich sorgen. Sicher sind die nur durch Zufall weit abwesenden darunter begriffen. Die kritischen Tage sind erst der 5. und 7. Lebe wohl.

Auf diese Nachricht kam auch der Erstgeborne sogleich aus Holland herbeigeeilt und fand in Mainz die folgende beruhigende väterliche Botschaft:

Vater an Fritz.

Hornau, den 8. Februar 1836.

Die Mutter ist außer Gefahr. Sie ist sehr gerührt über die Lebhaftigkeit und Folgen Deiner Empfindungen. Amalie mit 2 Kindern ist heute schon zu den Ihrigen zurückgekehrt. Dieses Wiedersehen ist für mich immer ein festlicher Tag.

Der Aufenthalt des Fritz am Krankenbette der Mutter war jedoch nur kurz; er konnte die vollständige Genesung, die nur langsam statt hatte, nicht abwarten.

Den Tag vor seiner Abreise, am zweiten Ostertag dieses

Jahres, machten wir Brüder: Fritz, Max und ich, einen Morgenspaziergang, und wir ruheten auf dem Felsenvorsprung an der südlichen Seite des Staufen, eines Berges in der Taunuskette, aus, welcher Punkt einen herrlichen Blick über den oberen Theil des Thales der Liederbach, Hornau gerade vor uns, dann über den Main nach dem Odenwalde und Spessart zu, gewährt. Wir waren durch den Tag, durch den Anlaß unseres Zusammenseins, durch die wieder bevorstehende Trennung, endlich durch den Inhalt unserer Gespräche in gehobener Stimmung. Wir erneuerten hier ausdrücklich und feierlich, auf Anregung des Fritz, die längst stillschweigend bestehende Verabredung, bei allen wichtigsten Fragen und Ereignissen nach Uebereinstimmung für unser Verhalten unter einander streben, und im Leben ferner zusammenhalten zu wollen*).

Fritz reiste ab und nach einigen Wochen bringen seine Briefe aus Nymwegen die alten Klagen über das Einerlei des wiederum bevorstehenden Lagers bei Reyen, und den Wunsch nach Beendigung dieser provisorischen Zustände.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 11. April 1836.

Am 4. d. M. erschien im Amsterdamer Handelsblatt der Prospectus einer Reise ins Mittelländische Meer; dieser Prospectus liegt hier bei mit der Aufforderung, welche der Herzog mit Bleistift darauf gesetzt hat. Die Sache ist sehr verführerisch, und der Herzog und ich wir wurden schnell eins, unverweilt an den Prinzen von Oranien zu schreiben und um einen fünfmonatlichen Urlaub mit Beibehaltung der Gage zu bitten. Also im Lauf von fünf Monaten würden wir — das Rheinthal, das südliche Frankreich, Afrika, Kleinasien, die Türkei, Griechenland, Italien und die Schweiz sehen oder wenigstens berühren. Dabei würde ich noch das Glück haben, zweimal, im Hin- und Rückweg, die lieben Aeltern zu sehen.

*) Siehe das Gedicht am Schluß des Kapitels, 2. Strophe.

Alles das versetzt die Phantasie in einen halben Rausch; doch bin ich darauf gefaßt, eine abschlägige Antwort aus dem Haag ganz nüchtern und gelassen in Empfang zu nehmen. Ehe vier oder fünf Tage vergehen, sollen Sie die Entscheidung wissen. Ich bitte Sie und Max, mir casu quo eine kleine Deutsche Reisebibliothek zu sammeln, die ich im Vorbeigehen mitnehmen kann; für Französische Bücher wird auf dem Schiff gesorgt sein.

Nun von etwas Anderem. Den artigen, freundlichen, theilnehmenden Brief der Tante Fritz habe ich gestern Abend erhalten. Die guten Nachrichten von der Mutter haben mich höchlichst gefreut; denn bei dem anhaltend schlechten Wetter hatte ich sie kaum erwartet. Dann hat mir die Tante mitgetheilt, daß Heinrich und Max bei ihren Vorsätzen beharren und gutes Muths sind, was mich auch freut.

Seit ich das Reiseproject im Kopfe habe, beschäftige ich mich nicht viel mit ernsthaften Dingen. Ich habe jetzt Lamartine vor, der mich nicht sehr anspricht, weil er mit seiner schönen Seele immer vor dem Publicum coquettirt. Mir ist der Eulenspiegel fast lieber, der auf seiner Reise, je nachdem er vor oder hinter seinem Herrn zu Pferde saß, dem Publicum bald die Zunge, bald den Hintern zeigte.

Es scheint, die Europäische Politik setzt sich. Ein Schwert hält das andere in der Scheide, und keiner will ein Spiel wagen, worin um die Existenz gewürfelt wird. Ich glaube nicht an große Ereignisse; man hat sich müde gerieben.

Leben Sie wohl; wenn ich auch den Himmel Italiens und der Levante nicht sehe, — werde ich mich in diesem Herbste doch unter dem Himmel von Hornau freuen.

Fritz an Max.

Nymwegen, den 14. April 1836.

Lieber Max, meinen letzten Brief an den Vater habe ich in hellen Tönen gesungen; heute füge ich mit gedämpfter Stimme hinzu, daß aus der Reise nichts wird. Diesen Morgen hat der Herzog die abschlägige Antwort erhalten; schon das lange Ausbleiben derselben ließ nichts Anderes erwarten; denn die Verlegenheit, für das „Nein“ ein schönes Gewand

zu finden, konnte allein Ursache der Zögerung sein; ich habe es gelassen hingenommen.

Lebe wohl, lieber Max, Deine Briefe sind kurz, deswegen wirst Du mich leicht entschuldigen, wenn meine es auch sind; ich habe hier noch weniger Stoff als Du in Hornau. Meine letzte politische Bombe an den Vater war auch so geladen, daß das Porto theuer gewesen sein muß.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 4. Mai 1836.

Gewöhnlich läßt man mich ein paar Wochen nach Briefen schmachten, und dann erhalte ich ein halbes Dutzend auf einmal, von allen Seiten. Das war auch gestern der Fall. Ich erhielt den Ihrigen vom 29., dessen Beilage hier verlangter Maßen zurückfolgt; ferner einen vom Herzog, den ich auch beilege, weil er interessant und besonders artig für mich ist. Auch von Forstner habe ich gestern einen Brief erhalten; eine Einladung, den 20. Mai in Utrecht als Zeuge bei seiner Heirath zu erscheinen. Ich habe angenommen; theils weil mir diese Heirath, die nach Allem, was ich höre, das Glück dieses intimen und alten Freundes begründen wird, sehr viele Freude macht; theils weil ich Utrecht, wo ich 3 bis 4 Tage zuzubringen gedenke, noch gar nicht kenne. Ich bitte den Max, mir vor dieser Zeit die Häuser in Utrecht zu nennen, wo beide Brüder Höflichkeiten erfahren haben.

Ueber Politik und Wahrscheinlichkeit der Erhaltung des Friedens sind wir wohl au fond einig. Wenn ich von Unwahrscheinlichkeit des Kriegs rede, so meine ich damit den Krieg der sogenannten puissances du Nord gegen die Englisch-Französische Allianz. Der Kampf gegen Russische Uebermacht und Anmaßung liegt Oesterreich gewiß viel näher, als ein dogmatischer Krieg gegen die Principien der Französischen Revolution. Ich sehe also nur Krieg gegen Rußland — oder das Ausbrechen innerer Unruhen, irgendwo.

Ihren Reinhold, nach dem Sie seufzen, sollen Sie auch in einem Monat wiederhaben. Ich habe den dritten Theil schon angefangen und möchte ihn mit Muße beendigen, da er

mich am meisten interessirt. Durch Lamartine's Reise in den Orient hatte ich Mühe mich durchzuarbeiten. Das prätentiöse Coquettiren mit seinen Empfindungen, — anstatt interessanter Beobachtung, — ekelte mich an.

Leben Sie wohl, bester Vater, meine herzlichsten Grüße der Mutter und allen Lieben. Hornau muß jetzt seine Frühjahrs-Toilette gemacht haben; auch die Gegend von Nymwegen ist schön; besonders die Aussicht von dem letzten Deutschen Berge herab — auf die unübersehbare Ebene Hollands, von Flüssen durchschnitten, zu den Füßen die Waal mit ihren vielen Schiffen.

In diesem Frühling hatte Max mit den Seinigen seinen Wohnsitz nach Bonn verlegt, wo seine Habilitirung zum doctor legens langsam vor sich gehen sollte, und er erhielt nun dort öftere Briefe von brüderlicher Hand, die stets seine Freude waren und seinen Muth aufrecht erhielten.

Fritz an Max.

Nymwegen, den 15. Mai 1836.

Du bist also in Bonn angekommen; ich wünsche Dir Glück zu Deinem Vorhaben und bitte Dich, über Deine Verhältnisse mir öfter zu schreiben. Die Lage und Stimmung in Hornau betrübt mich. Die Gesundheit der Mutter wird schwer wieder ganz hergestellt, und der Vater bedarf so sehr der heitern Umgebung. Trotz seines hohen Alters sind die Wünsche, die Erwartungen so aufgeregt, so lebhaft! Alles das beschäftigt mich gar sehr und ich habe meinen ganzen Stoicismus nöthig, um es ruhig zu ertragen. Gern schrieb ich öfter nach Hornau, aber mein hiesiges Treiben ist so einförmig, und auch der Zukunft weiß ich zur Zerstreuung keine angenehmen Bilder abzulocken. Mehr literarischen Stoff findest Du gewiß in Bonn. Doch will ich Dir ein Gerede mittheilen, von dem ich absichtlich in Hornau nichts erwähne, — weil ich nicht sehr daran glaube, — und der Nichterfolg dort noch mehr verstimmen würde. Man sagt also, ich solle an des verstorbenen General Tengnagels Stelle zur Militärcommission nach Frank-

furt kommen. Nur weil man in Frankfurt große Ersparnisse beabsichtigt, ja selbst diese den Generalstaaten versprochen hat, ist mir die Sache nicht ganz unwahrscheinlich. Weil es den Vater freuen würde, und mich auf einige Zeit in die Nähe der Aeltern brächte, wäre es mir erwünscht, in jeder andern Rücksicht gleichgültig.

Ueber unsern literarischen Briefwechsel wollen wir im Sommer, wenn ich zu Dir komme, mündlich manches verabreden; er wird für uns beide sein Gutes haben; für mich, — weil Du an der Quelle bist und auch recht gut weißt, was noch in meinen petrificirten Schädel passen mag; für Dich, — weil Du nicht blos wissenschaftliche Reibungen haben sollst, und Dich nicht zu sehr an das gelehrte Treibhaus gewöhnen mußt.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 2. Juni 1836.

Ich muß Ihnen, bester Vater, den Besuch des Baron Keverberg ankündigen. Ueber das wann wird Max wohl nähere Auskunft geben, den K. in Bonn aufsuchen will. Er ist einige Tage mit seiner Schwester und Schwägerin unter einem Dache mit mir gewesen; die Absicht dieser Zusammenkunft war, seinen ältesten Sohn den wohlhabenden Schwestern zu übergeben, die für ihn sorgen wollen. Dieser Sohn aber, jetzt 13 Jahre alt, von einer Englischen Mutter, von der sich der alte Keverberg vor zehn Jahren aus guten Gründen getrennt hat, ist in England in den Grundsätzen der Anglikanischen Kirche erzogen, und soll jetzt katholisch werden wie der Vater. Die beiden Damen sind sehr gutmüthig; die Schwester aber, ehemalige Aebtissin, ein wahres Original für Walter Scott. Denken Sie sich eine große, starke, gesunde, etwas männliche Frau von 66 Jahren, ein offnes, volles heiteres Gesicht; graue Haare, die sie à la titus ganz ohne Kopfbedeckung trägt, so daß man den Kopf eines Mönchs vor sich zu haben glaubt. Sie reitet, jagt, schießt vortrefflich; geht täglich zweimal in die Kirche, ist streng katholisch ohne Fanatismus, und gilt in Belgien für eine Orangistin. Der Neffe spricht nur Englisch, was Vater und Tantens nicht verstehen, so daß ich den Dolmetscher abgeben mußte und auch den Grund-

stein zu der Bekehrung gelegt habe, was Gott mir gewiß verzeihen wird, wenn er wie ich überzeugt bin:

Tros Rutulusve fuat — nullo discrimine habebit*).

Keverberg ist ein sehr guter, unterrichteter Mann, der sich sehr freut, Ihre Bekanntschaft zu machen, und gute Aufnahme verdient.

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 23. Juni 1836.

Der Herzog ist mehrere Tage hier gewesen und ich habe eine Partie mit ihm nach Cleve gemacht. Die Russischen Projecte für seinen zweiten Sohn scheint er aufgegeben zu haben und endlich entschlossen zu sein, ihn in England dienen zu lassen. Kalisch — und der mit Flittergold überdeckte Koth — hat Viele von der Russomanie geheilt; nach und nach leckt es durch.

Es ist nun gewiß, daß eine Heirath eines der Oranischen Prinzen mit der Prinzessin Victoria nicht zu Stande kommt; ebenso scheint die Verbindung mit dem Prinzen George von Cambridge, die mir so natürlich und wahrscheinlich vorkam, bei der Aussicht, dadurch die Krone von Großbritannien und Hannover bei demselben Haupte zu erhalten, nicht beabsichtigt zu werden. Sie sind von gleichem Alter, haben sich von Kindheit an viel gesehen; sind aber von ganz verschiedenen politischen Farben. Der Erbprinz von Koburg wird also wohl der Erwählte sein; dabei interessirt und freut mich am meisten die Trennung Hannovers von England.

Die Partie nach Cleve wurde mit der Familie des Dänischen Gesandten im Haag, des Baron Selby, gemacht; dieser hat mir, als von obigen Verhältnissen die Rede war, gesagt: dem Dänischen Königreiche stehe eine ähnliche Trennung**) bevor, die seiner Meinung nach für dieses kleine Land sehr nachtheilige Folgen haben würde; in Dänemark können die Weiber

*) Ob er Troer, ob Rutuler sei, — es macht keinen Unterschied. (Virgil.)

**) Die Theorie des jetzt schon als abortirt zu betrachtenden Gesammtstaats ist bekanntlich eine neue, durch den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852 octroyirte, die in jener Zeit selbst einem Dänischen Diplomaten nicht in den Sinn kam.

succediren; in Holstein gilt Deutsches Erbrecht; und der Dänische Mannsstamm ist im Aussterben.

Ich habe schon geschrieben, daß wir den 5. Juli das alte traurige Lager von Reyen beziehen. Vor meiner Abreise ins Lager schreibe ich noch einmal; im Lager selbst hat man das Privilegium faul zu sein, und einen doppelten Anspruch auf freundliche Zeilen.

Fritz an Max.

Nymwegen, den 26. Juni 1836.

Von hier aus kann ich kaum von andern Dingen zu Dir reden, als von solchen, die Du gern vergessen wirst — und vielleicht ich auch. Meine letzten Nachrichten aus Nürnberg (schwere Erkrankung des damals dort in Garnison gestandenen Bruders Karl) sind beruhigend, aber Du hast gewiß spätere. Seit einiger Zeit häufen sich die Widerwärtigkeiten in der Familie so sehr, daß ich die Fassung der Aeltern bewundere und jede Verstimmung zu gut halte.

Vor einigen Tagen war der Herzog mit der Familie Selby in Cleve; die Familie des Ministers van Doorn war auch da, und ich befand mich dort unter zwanzig älteren und jüngeren Fräulein. Der R. S. macht B., der J. S. ein junger v. B. den Hof. Letzterer ist reich und katholisch; sein Vater verlangt, daß die Braut auch katholisch sein oder werden soll; ich habe also eben so wie bei dem kleinen Keverberg das meinige dazu beigetragen, und es wird mir vielleicht bald als Protestanten-Bekehrer vom Papst der goldene Sporn angeschnallt werden. Nur schade! das Band dieses Ordens hat dieselbe Farbe wie der weiße Falkenorden, so daß das prismatische Spectrum auf meiner Brust dadurch nicht vollständig würde.

Unsere Prinzen sind aus England zurück und werden unser Lager mit ihrer Gegenwart beehren. Die Heirath der Prinzessin Victoria mit dem Prinzen von Koburg ist zwar noch nicht officiell bekannt gemacht, aber es waltet darüber kein Zweifel mehr; es wird hier üble Laune und das Beharren im statu quo zur Folge haben.

Fritz an Max.

Lager bei Reyen, den 16. Juli 1836.

So ungerne ich im Lager schreibe, so will ich doch einige Zeilen abgehen lassen. Hier wechseln Hitze und Staub, Regen und Wind mit einander ab; heute bläst mir der Wind das Papier unter der Hand weg. Neues habe ich nicht mitzutheilen; das Beste ist, daß wir in 3 Wochen von hier aufbrechen und ich dann bald am Rhein sein werde. Unser Hauptquartier wird auf des Herzogs Verlangen wieder nach Bortel verlegt werden, mir ziemlich gleichgültig.

.... Was Du mir von Deinen Einrichtungen und Deinen Bekanntschaften sagst, war erfreulich und ich bin begierig, das alles kennen zu lernen. Fichte's Urtheil über Reinhold hat ganz meinen Beifall; ich habe nie die Ansicht getheilt, daß eine gründliche und befriedigende Theorie des Erkenntnißvermögens (gesetzt, daß eine solche gefunden wäre) die Grundlage der speculativen Philosophie abgeben könne, weil ich gar nicht einsehe, warum aus der Beantwortung der Frage: wie wir erkennen, zugleich die der andern Frage erfolgen soll: was wir erkennen; — worauf es doch eigentlich ankommt. In der Philosophie ist es gewöhnlich nicht schwer, die Fehler und schwachen Seiten der Systeme zu entdecken, die andre aufgestellt haben. Aber Ausgedient! In den letzten Monaten war ich zum Selbstdenken wenig aufgelegt. Meine Lectüre war: Michaud et Poujoulat, correspondance d'Orient, und Tocqueville, de la démocratie en Amérique. Die Correspondance d'Orient ist weitläufig und oberflächlich; auch mehr von antiquarischem als politischem und philosophischem Interesse; dabei sind die katholischen und legitimistischen Elegien widerwärtig, denn man durchschaut, daß es blos angenommene Rolle und Drapirung ist.

Aber den Tocqueville solltest Du lesen; er zeigt Beobachtungsgabe und mehr unparteiische Abwägung, als bei Franzosen gewöhnlich ist. Bei der Lectüre beider Werke hat mich der Contrast zwischen den Zuständen und Entwickelungen im Orient und in Nordamerika oft frappirt.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 10. August 1836.

Unser Lager ist zu Ende, und unser Hauptquartier auf des Herzogs Wunsch wieder in Bortel.

Mein Urlaub ist angekommen, ich erwarte nur meinen Nachfolger, um die Reise in die Heimath über Nymwegen anzutreten; in Bonn will ich bei Max einige Tage verweilen. Ich freue mich auf Hornau und das Wiedersehen; das Traurige und Widerwärtige wollen wir so viel wie möglich entfernt halten.

Das Wiedersehen mit Max erfolgte auf der Hin- und Rückreise. Nach dieser letzteren berichtete:

Fritz an den Vater.

Nymwegen, den 19. October 1836.

Auf dem Dampfschiffe bis nach Bonn fand ich angenehme Gesellschaft; ein paar Schweizer aus Graubündten und den jungen de la Borde, der, wie sein Vater Alexander, schon literarischen Ruf hat.

In Bonn erwartete mich Max an der Brücke; er war wohl und heiter, eben so seine Frau. Auch während meines diesmaligen nur 24stündigen Aufenthalts, der größtentheils mit Spaziergängen zugebracht wurde, sprach sich Max zufrieden aus mit der Achtung und dem freundlichen Entgegenkommen der Bonner Professoren und der übrigen Gesellschaft. Auch halte ich sein Benehmen für klug und vorsichtig.

Hier in Nymwegen fand ich die Eröffnungsrede des Königs, more consueto! Schon jetzt habe ich die Gewißheit erhalten, daß sich diesen Winter in meinen Verhältnissen nichts ändern wird. Man gewöhnt sich nach und nach, den gegenwärtigen Zustand als den bleibenden und unabsehbaren zu betrachten und richtet sich danach ein. In den höchsten Regionen sind die Hoffnungen und Absichten immer dieselben, und werden dieselben bleiben. Heute Abend bin ich in Bortel.

Fritz an den Vater.

Vortel, den 6. November 1836.

An meine Reise in den Haag denke ich vor Februar nicht; ich weiß dort weder etwas zu suchen noch zu thun. Forstner schreibt mir fleißig und hält mich au courant.

Die Mittheilungen über unsere auswärtigen Verhältnisse, welche die Thronrede versprach und auf welche Sie aufmerksam sind, wurden den Kammern in geheimer Sitzung gemacht. Soviel hat von dem Geheimniß durchgeleckt, daß Herr Verstolk auseinandergesetzt hat: que nous sommes les victimes du mauvais vouloir des grandes puissances, mais que la constance portera un jour ses fruits. Es ist und bleibt Alles beim Alten.

Sind Sie auch aufmerksam darauf gewesen, daß die Provinzialstaaten des Großherzogthums Luxemburg in Arlon protestirt haben gegen die Theilung und Zerstückelung desselben, ohne sich bestimmt auszusprechen, wem sie gehören wollen? Ich meine, man könnte daraus Nutzen ziehen. Auf jeden Fall haben sie im Interesse ihres Landes recht; denn das Salomonische Urtheil der Londoner Conferenz und des Deutschen Bundes ist eine wahre Schande; es würde dessen endliche Vollziehung das arme Land in eine sehr unglückliche Lage versetzen.

Ich habe hier mit mehr Muße und lebhaftem Interesse die zwei ersten Theile Ihrer Resultate nochmals gelesen; übrigens bin ich im Schuß recht fleißig zu sein; ich habe schon meinen Plan gemacht, und hoffe so die Langeweile zu escamotiren. Bei solcher Freiheit und Muße zur Beschäftigung, bei gutem Tisch und des Abends einer Partie, bin ich nicht sehr zu beklagen.

Fritz an Max.

Vortel, den 16. December 1836.

Lieber Max, tausend Dank für Deinen Brief und seinen freundlichen Inhalt. Am meisten hat es mich gefreut, daß Du mit Deiner Gesundheit zufrieden bist und für ein besseres Quartier gesorgt hast; daran möchte ich am wenigsten sparen, die Annehmlichkeit genießt man jeden Augenblick, und nichts hat mehr Einfluß auf die Stimmung als Comfort zu Hause.

Ich hoffe, Du schickst mir außer den versprochenen Büchern auch bald das Modell Deines Doctorhutes. Einstweilen schicke mir: Mémoires du Prince de Waldeck sur les campagnes des Pays-bas en 1745—47. Ferner eine Kirchengeschichte, aber nicht zu weitläufig, und mehr eine äußere Kirchengeschichte als eine Dogmengeschichte. Du wirst Dich verwundern, wenn ich Dir sage, daß beide, — auch das letzte, auf Verlangen des Herzogs acquirirt werden. Dann schicke die letzten Bogen der Technologie.

Gewöhnlich ist man bei wissenschaftlichen Aufsätzen nur für einen selbst gewählten Gegenstand inspirirt. Doch will ich Dir ein paar Texte geben, weil sie auch mich eben beschäftigen:

1) Von dem Einflusse des Zeitgeistes (auch politischer und philosophischer Vorurtheile) auf die Behandlung der Geschichte.

2) Widerlegung des Vorurtheils (durch Condorcet, Bentham, Tocqueville verbreitet), daß Gleichheit und besonders gleichere Vertheilung des Eigenthums eine nothwendige Folge fortschreitender Civilisation sei*).

3) Soll der Staat (die Gesetzgebung) auf der jetzigen Culturstufe von dem Unterschied der Stände Notiz nehmen (ihn anerkennen), oder diesen ganz der Gewohnheit und den Sitten überlassen.

4) Eine Vergleichung des geselligen (nicht politischen) Zustandes unter Louis XIV. und heute.

5) Von den Veränderungen der auswärtigen Politik und des gegenseitigen Verhältnisses der Europäischen Staaten seit dem Utrechter Frieden.

6) Beweis, daß politische Interventionen eine nothwendige Folge des verwickelten und in einander greifenden politischen Zustandes sind, wo bedeutende Veränderungen auch auf die Nachbarstaaten reagiren.

Diese und ähnliche Aufgaben habe ich für mich selbst im Kopf; bin aber viel zu faul, die Feder anzusetzen, und zu oft gestört. Ich lese daher jetzt die Memoiren der Herzogin von

*) Siehe den Aufsatz: „Von dem Unterschied der Stände und dem aristokratischen Element." 3. Band. V.

Abrantes, eine leichte und sehr verdauliche Speise. Der Vater hat mich neulich nach Bentham gefragt, von dem ich das Meiste gelesen habe; es ist freilich lange her (1826 und 1827). Ich nenne folgendes: traité sur la législation; des peines et des récompenses; sur les preuves judiciaires; tactique des assemblées législatives.

Sein System, seine Ansicht ist die: daß es keine absoluten Rechtsprincipien gebe, sondern das Nützliche, dem Gemeinbesten Zuträgliche, müsse Recht sein. Eine Kritik seines Systems ist in Bulwer, England and the English zu finden. Das Princip ist freilich falsch, aber die systematische und consequente Ausführung bleibt sehr merkwürdig. Er hat großen Einfluß auf meinen Ideengang gehabt, aber ich zweifle sehr, daß er dem Vater oder Dir zusagen würde. Er sucht Alles auf den einfachsten Ausdruck zurückzubringen und schneidet der juristischen Gelehrsamkeit gleichsam den Hals ab. Hier z. B. nur einige seiner extremen Sätze, die ich mir notirt habe: Quand les loix seront ce qu'elles peuvent être, elles formeront à peine une science. — Un ouvrage parfait seroit celui qui rendroit inutiles tous ceux qui ont été faits sur la matière et qui pourroient venir après.

Das Interessanteste für den Vater werden die sophismes politiques sein im 2. Theil der tactique des assemblées législatives.

An Deinem Studium der Altdeutschen Sprache nehme ich auch meinerseits Antheil. Es ist immer ein gutes Zeichen, wenn man an etwas besondere Freude hat; Du sollst mir das nächste Mal in Bonn eine Vorlesung über die Vorzüge dieser alten Sprache halten; ich habe davon keinen Begriff, und weiß nur, daß sie reicher an schönen Vokalen war, da in der unsrigen stets das traurige **e** blökt und meckert.

Versäume auch nicht, recht oft nach Hornau zu schreiben; die Aeltern legen so viel Werth darauf, oft Briefe zu haben. Ich schreibe so oft ich kann und kratze so zu sagen den Stoff mit den Nägeln von den Wänden ab.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 25. December 1836.

Drei Briefe, die ich von Ihnen, bester Vater, in kurzer Zeit erhalten habe, beweisen mir, daß man in Hornau leidlich wohl ist; das ist sehr viel nach 2 Monaten Regen; besonders bei Leuten, die, wie wir Alle, so sehr unter dem Einfluß der Sonne und des blauen Himmels stehen. Ich hoffe also, Sie werden das neue Jahr, zu dem ich meine Wünsche voraussende, guten Muthes beginnen. Meine Wünsche gelten allen Lieben, die Sie umgeben, bester Vater, und auch den Entfernteren. Hier lebe ich ruhig, einförmig, ohne Freud und Leid, und höre und erwarte nichts Neues mehr. Ich hoffe, Sie schicken mir bald den vierten Theil der „Resultate" — den Schlußstein. Sie stimmen mit Dahlmann*) sehr überein, und ich begreife, daß Sie mit diesem zufrieden sind. Doch weder Ihre noch seine Arbeit sind geeignet, in der literarischen und politischen Welt Aufsehen oder lebendigen Antheil zu erwecken. Sie Beide geben Resultate, das Gediegene, Bewährte, Erprobte — in treffenden Worten. Aber den lebendigen Antheil kann nur die Discussion des Neuen, noch Bestrittenen, in Gährung Begriffenen erwecken. Ich sage das nicht als Tadel, sondern um zu erklären, warum das Erscheinen Ihrer Resultate die literarischen Blätter wenig beschäftigen wird. Max sagt darüber ganz richtig, Sie seien nicht zunftmäßig. Er schreibt mir alle Monate einmal und annoncirt mir eben einen großen Pack Bücher. ...

Fritz an Max.

Bortel, den 17. Januar 1837.

Herr Doctor! ich gratulire zum Hut und zum Söhnchen. Dein Packet ist erst gestern angekommen; dies die Ursache, warum ich erst heute schreibe und meine herzliche Theilnahme bezeige. Du hast mir nicht gesagt, ob die so glatt ertheilte Doctorwürde für Deine übrigen Zwecke als eine gute Vorbedeutung anzusehen ist.

---

*) Die Politik von F. C. Dahlmann. Leipzig. Erste Auflage 1835. Zweite Auflage 1847.

Dein Curriculum vitae ist einfach, wahr und mit Würde geschrieben; ich wüßte darin kein Wort zu ändern. Auch den Arnulph (Arnulfi Imperatoris vita etc. conscripta a Max. Jos. Lud. de Gagern. Bonnae 1837) habe ich gelesen; er gefällt mir; die hier und da eingestreuten eignen Urtheile scheinen mir richtig und an ihrer Stelle; der Styl natürlich, nichts Gesuchtes.

Ich erhalte fortwährend Briefe des Vaters, die selbst unter unangenehmen Verhältnissen bewundernswürdig ruhig lauten. Ueber Heinrich hatte ich dem Vater Fragen gestellt, die er mir durch Mittheilung eines Briefs von Monsheim beantwortet. Der Vater fürchtet immer, Heinrich könne sich durch zu bestimmtes Auftreten schaden; ich sehe es anders an. Heinrich hat seine Unabhängigkeit theuer genug erkauft; durch ein schwankendes Juste-milieu-Wesen würde er Niemanden gewinnen.

In welchem Briefwechsel stehst Du denn mit Heinrich? Ich wollte, Du könntest ihm auch manchmal etwas schicken, was ihn anregt und au courant der literarischen Bewegung hält. Wenn nichts dazwischen kommt, will ich meinen Urlaub nach dem Lager zwischen Hornau und Monsheim theilen und zweimal Station in Bonn machen.

Forstner läßt es am Schreiben nicht fehlen, doch meldet er wenig Neues. Auf meine Kosten halte ich das Journal des débats, das nebst der Allgemeinen Zeitung mir politische Nahrung giebt; die hiesigen Zeitungen sind alle ungenießbar.

Kannst Du begreifen, daß ich im Jahre 1836 5432 fl. ausgegeben habe, ohne eine außerordentliche Anschaffung zu machen, nicht einmal ein Pferd? Nichts destoweniger komme ich nochmals auf Bücher und Bestellungen; schicke mir:

1) Zedlitz, Preußischer Staat ꝛc.

2) Geognosie — das größere Werk von Bischoff, Blum, Leonhard ꝛc.

3) Erkundige Dich nach einer guten Deutschen Civilbaukunst mit Plänen.

4) Fries' neue Kritik der Vernunft; da ich doch einmal mehr oder weniger in dieser Schule befangen bin, möchte ich ihren Fortschritten folgen.

5) Ein Handbuch der Polizeiwissenschaft.

Wenn Du Dich über die varia entsetzest, so kann ich Dir nicht Unrecht geben. Aber ich unterscheide zwischen Studium und Gegenständen, von denen man eine oberflächliche Kenntniß nicht gern entbehrt. Zu diesen letzten rechne ich für mich die Naturwissenschaften. Der Herzog Bernhard liest jetzt die Kirchengeschichte von Hase mit großem Interesse. Ich habe dringende Einladungen von Forstner und Schimmelpenninck sie zu besuchen.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 8. Februar 1837.

Es ist Zeit, daß ich wieder etwas von mir hören lasse, aber Sie müssen, bester Vater, mit einem bloßen Lebenszeichen vorlieb nehmen, und das ist oft Alles, was ich geben kann. Vor Allem danke ich für Ihren Brief vom 29. Brief und Beilagen haben mich gefreut, als ein Beweis, daß der Geist über den Wassern schwebt und widerwärtige Verhältnisse bewältigt.

Es ist schon kein Zweifel mehr, daß dieses Jahr wieder ebenso abläuft wie die vorigen. Sie haben mir lange kein politisches Bulletin geschickt. Glauben Sie an allmälige Beruhigung oder an eine bevorstehende Krisis? In Frankreich hat das Ministerium einen schwereren Stand, als ich geglaubt hätte. Einer Conversation mit Herzog Bernhard zufolge ist die Vermählung seiner Mecklenburgischen Nichte mit dem Herzog von Orleans nicht unwahrscheinlich. Der Herzog von Orleans soll eine protestantische Frau wollen; ich halte es aber doch für unpolitisch.

Aber wie ist es möglich, daß man in Frankfurt von dem Entkommen einiger Gefangenen so viel Wesens macht, als ob es das größte Unglück wäre?

Fritz an Max.

Bortel, den 9. März 1837.

Deine letzte Büchersendung hat mich sehr befriedigt. Ich weiß, daß Gilly's Landbaukunst Ruf hat; ich bitte auch um die Fortsetzung des historischen Atlasses.

... Daß Du mit Deinem öffentlichen Auftreten als Lehrer hingehalten wirst, darüber tröste ich mich; die Zeit weiterer

Vorbereitung ist ja keine verlorene. In Deinem Streben muß mehr der Wunsch, Dir einen nützlichen Wirkungskreis zu schaffen, ins Auge fallen. Deine Einkünfte sind zwar beschränkt, aber Du hast keine drückende Verlegenheit zu fürchten, und kannst Vieles abwarten, sobald Deine Thätigkeit ihre bestimmte Richtung hat.

Von Heinrich habe ich einen Brief vom 3. Er ist zufrieden mit dem Fortgang seines Unternehmens, das fast seine ganze Zeit in Anspruch nimmt. Er sagt: „Meine Wirthschaft ist jetzt eingerichtet, mit den Pächtern ist abgerechnet und Alles ist im Reinen."

Ich komme jetzt zu Deinen Fragen und Aufträgen. Das Werk von Hermann Müller (die Marken des Vaterlandes) habe ich mit Interesse durchblättert, ich kann schon fast sagen gelesen. Die verlangte van Gorkum'sche Karte würde ich ihm schicken, wenn sie für seine Zwecke dienen könnte; aber sie enthält den Lauf der Flüsse nicht; an dem äußersten nördlichen Rand steht nur noch Willemstadt und Herzogenbusch. Die Topographie ist unbedeutend; Berge enthält das Land nicht; die flachen Rücken, welche die Wasserscheide bilden und sich nirgends mehr als 150 Fuß über die Meeresfläche erheben, sind auf der Karte nicht angegeben. Nur die alten Dünen sind bemerkt. Diese Dünen sind ein Beweis, daß das Meer in vorhistorischen Zeiten einen großen Theil von Nordbrabant lange bedeckt hat; sie bilden aber keine zusammenhängende Kette, sondern nur Gruppen, die durch oben erwähnte Rücken unterbrochen werden. Die älteste Grenze des Meeres lief wohl nördlich von Ostende über Brügge, Gent, Antwerpen, St. Job in't Goor, Ravels, südlich von Dirschot, Valkenswaard (die Dünen bei Waalre und Aalst) nach Weert und Venloo, wo dann die Höhen, welche die Maas von Geldern bis gegen Nymwegen begleiten, die Grenze des Meeres bezeichneten. Aber auch nördlich von dieser Linie befinden sich bedeutende Dünengruppen, als bei Reyen, bei Loon op Zand, welche anzeigen, daß das Meer in späteren Epochen noch lange Zwischenstationen gemacht hat, ehe es sich in seine jetzigen Grenzen zurückzog. Eine Veränderung im Laufe der Flüsse,

ein Zusammenfließen der Schelde und Maas in früheren Zeiten, wird Niemand für möglich halten, der den Boden kennt; man müßte denn annehmen, daß die bedeutenden Höhen, welche bei Mastricht die Maas von den Quellen der Demer trennen, sich erst später erhoben haben, und daß die Maas in dem jetzigen Bette der Demer in die Schelde abfloß; das ist aber ganz unwahrscheinlich.

Wenn Müller Fragen in Beziehung auf Topographie von Brabant und Flandern an mich stellen will, werde ich sie zu beantworten suchen; ich kenne diese Gegenden genau. Auch steht die Karte von Krayenhof zu Dienst, nur nicht auf lange Zeit; es ist offenbar die beste, sowohl was Topographie als was Rechtschreibung der Ortschaften angeht.

Nun zu Löbell und seinem Buch. Die Reiseberichte sind jetzt eine beliebte Form, eine Art Etagère, um allerlei Meinungen aufzustellen und Bemerkungen anzuhängen; auch ist das Reisen ein Reizmittel, das die Gedanken zu Tage fördert. Aus diesen Briefen habe ich über Belgien natürlich nicht viel Neues gelernt, aber ich muß Löbell die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er bei so kurzem Aufenthalt im Ganzen richtig gesehen hat.

Grobe Irrthümer habe ich nicht gefunden, als etwa Seite 223: „Die Natur hat das Flandrische Land mit einer üppigen Fruchtbarkeit ausgestattet", da es doch weltkundig ist, daß Flandern, ursprünglich ein magerer Sand- und Haideboden, seine Fruchtbarkeit einzig und allein dem Fleiße, der menschlichen Betriebsamkeit, dem vortrefflichen Ackerbau und dem Mist verdankt. Seite 327 und 328 spricht er gut und ich zolle meinen Beifall; aber mit 329 kann ich nicht einstimmen. Ich halte die Aufgabe (die Verschmelzung der Interessen Hollands und Belgiens) nicht für unauflöslich, sie ist nur in ungeschickte Hände gefallen; — und doch wäre sie beinahe gelöst worden, wenn nicht fremde Einflüsse gestört hätten.

Wenn Löbell's Urtheil auch im Ganzen richtig ist, so geht es doch nicht sehr in die Tiefe. In die Tiefe wäre gegangen die Erörterung der Frage, wie die Union der aristokratisch-katholischen mit der liberalen Partei in Belgien gelingen konnte, da sie doch überall sonst vergeblich versucht wurde?

Die Antwort liegt darin, daß Belgien seit Jahrhunderten keinen eigentlichen Hof hatte; daß also der Adel unabhängigere Gewohnheiten hat, als anderswo; ferner: daß er, seit die Französische Revolution über ihn hingegangen ist, keine Sonderinteressen mehr kennt, die ihm gegen die Masse eine privilegirte Stellung geben. Endlich hätte Löbell mehr hervorheben können, daß die Belgier, obgleich ohne politische und literarische Selbstständigkeit, — doch unter fremden Herrschaften sehr zähe an ihren Eigenthümlichkeiten gehalten haben, und daß ein Geist des Mißtrauens und der Opposition gegen jede Regierung in ihren Charakter übergegangen ist.

Im Ganzen langweilen mich Kunsturtheile, wenn ich sie nicht mit dem beurtheilten Werke vergleichen kann; aber Löbell scheint in dieser Beziehung viel Bildung und einen guten Geschmack sich angeeignet zu haben. Gegen die politischen Ansichten, besonders gegen den eingeschobenen Aufsatz: „das historische Princip in der Politik," habe ich vieles einzuwenden; aber die Widerlegung würde eine Abhandlung erfordern. Hier nur einige Bemerkungen:

1) Schon der Ausdruck „historisches Princip," d. h. gewordenes, — ist fast eine contradictio in adjecto; die Geschichte liefert facta, Erfahrungen, aus welchen die Reflexion erst Principien ableitet. Der gute Mann hat freilich wohl den Ausdruck nicht erfunden; aber einfältige Modeausdrücke soll man wenigstens nicht in die Wissenschaft einführen.

2) Das ganze Geschwätz über organisches Wachsthum (S. 77 u. 78) ist leer und hohl. — Von dem organischen Leben in der Natur wissen wir noch viel weniger als vom Leben des Staats, also wird mit der Analogie nichts aufgeklärt. Das Wachsthum der Pflanzen erfolgt ohne Selbstbewußtsein, nach Naturgesetzen; so auch das des Kindes; aber der reife Mann soll nach Grundsätzen handeln und vernünftige Zwecke verfolgen; nach diesen Zwecken soll er den Staat ordnen; der Staat soll nicht ein Naturprodukt, sondern des Menschen eigenes Werk sein.

3) Das „historische Princip" auf seine wahre Bedeutung zurückgeführt, sagt weiter nichts als die alte Lehre:

Vertraue abstracten Theorien nicht zu viel und verschmähe die Lehren der Erfahrung nicht. — Es ist der alte abgedroschene Streit zwischen Theorie und Praxis.

4) Geschriebene Verfassungen sind gut, wenn sie die dem gegebenen Culturzustande angemessensten Bestimmungen über Rechte und Pflichten des Bürgers wie der Staatsgewalt enthalten und so klar aussprechen, daß darüber kein Zweifel noch Streit entstehen kann. Daß dabei die vorhandenen Elemente berücksichtigt werden müssen, ist eben so gewiß, als daß man keine Hasenpastete ohne Hasen machen kann.

5) Daß die s. g. historisch-organische Entwickelung, — d. h. ein stetiges, ununterbrochenes Fortschreiten zum Besseren, einer theoretisch-unorganischen, — d. h. gewaltsamen Revolutionen vorzuziehen sei, — wer wird das läugnen? Aber wenn dem stetigen Fortschritt unnatürlicher oder unerträglicher Widerstand geleistet wird, dann erfolgt ein gewaltsamer Durchbruch.

Doch genug, und Du wirst sagen zuviel. Alles das, wenn man den Gedanken ihren natürlichen und bestimmten Ausdruck giebt, versteht sich so von selbst, daß es langweilig wird noch darüber zu reden.

Sage mir, wo Du nicht einverstanden bist? — Ich grüße die Deinigen herzlich und wünsche Dir viel Vergnügen auf der Reise nach Westphalen. Totus tuus.

Fritz an Heinrich.

Bortel, den 13. März 1837.

.... Es bedarf von Dir keines Dankes, lieber Heinrich, wenn ich mich gegen Deine Freunde gefällig bezeige; ich verwende mich auch gerne für junge Deutsche, die hier oder in Ostindien dienen; nur reichen meine Kräfte nicht weit. Die Abneigung, die Du in mir vermuthest, entspringt blos dem Wunsche, Jeden von diesem Schritt abzuhalten, dem in der Heimath noch Mittel und Wege offen stehen sein Brod zu verdienen, weil in Holland die Verhältnisse so geändert sind, und der Zudrang der Einheimischen zu allen Stellen so groß ist, daß Fremde wenig Aussicht auf Beförderung haben.

Unendlich freut es mich, lieber Bruder, daß Du mit dem

Erfolg Deiner Thätigkeit zufrieden bist, und ich habe eine wahre Sehnsucht Dich in Monsheim zu besuchen. Da ich mir keine Illusionen mache, so steht mir lebhaft vor Augen, daß Du mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hast.

Ich habe hier vom Herzog ein englisches Buch: Loudon, Encyclopaedia of cottage farm and villa architecture and furniture 1834. Es enthält viele Pläne, Ueberschläge und Modelle, scheint mir aber weniger für eigentliche Oeconomen, als für reiche Liebhaber bestimmt; soll ich es für Dich kommen lassen?

Mit Max stehe ich in anhaltender Correspondenz; er giebt mir mancherlei Anregungen, die ich hier allerdings brauche. Da Du immer mit Theilnahme und Nachsicht über meine Arbeiten urtheilst, will ich Dir sagen, daß ich mich in diesem Winter unter Anderen mit der „Auswärtigen Politik in 1837*)" beschäftigt habe. Diesen Aufsatz mit früheren, als z. B. „Erinnerungen aus 1830," — „Das Kriegswesen in seinen politischen Beziehungen," — „Aristokratie und Unterschied der Stände," — „Philosophie und ihr Verhältniß zum praktischen Leben," — werde ich im Herbst an die Familiencensur abgeben.

Thue mir den Gefallen, dem Vater recht oft und mittheilend zu schreiben; es ist in seinem Isolement ein Bedürfniß für ihn Briefe zu haben, und ich finde hier wenig interessanten Stoff. Nach manchen Dingen mag ich nicht fragen, weil Du mir nicht à fond antworten könntest; also darüber beim Wiedersehen. Ich brauche Dich nicht zu bitten über mich zu disponiren, wenn ich Dir irgend nützlich oder gefällig sein kann.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 9. April 1837.

Das Datum sagt Ihnen, bester Vater, daß ich wieder nach Bortel zurückgekehrt bin. Acht Tage im Haag zugebracht, reichen hin sich umzusehen; ein längerer Aufenthalt ohne bestimmte Beschäftigung ist langweilig.

---

*) Diesen Aufsatz enthält, unter dem Titel: „Ein Blick auf den politischen Zustand von Europa im Jahre 1837" der 3. Band unter XII.; der übrigen ist schon oben Erwähnung geschehen. Es ist eine Summe politischer Anschauungen, die keineswegs blos auf den flüchtigen Augenblick Bezug haben, in dieser Denkschrift zusammengedrängt.

Auf Java herrscht große Thätigkeit. Da diese Colonie in den letzten Jahren so einträglich für den Mutterstaat war, ist man beschäftigt ein neues Defensionssystem darzustellen. Ich habe den Obersten van der Wyk, vom Ingenieurkorps, der mit der Ausführung dieser Arbeiten beauftragt ist und auch die Projecte gemacht hat, im Haag noch kurz vor seiner Abreise gesprochen.

Auch General Constant habe ich gesehen. Er hat mit Londonderry in Berlin verkehrt, und von diesem gehört, es sei an keinen Krieg zwischen Rußland und England zu denken, da man von beiden Seiten die Erhaltung des Friedens wünsche, und Alles thun werde, was mit der Ehre vereinbar ist, um den Zwist (Viren) beizulegen. — In Preußen nun gar ist man friedlicher als jemals gestimmt. Auch General Constant hat mir eben so wie Herzog Bernhard erzählt, welche Mühe sich der König von Preußen gegeben habe um die Heirath des Herzogs von Orleans zu Stande zu bringen.

Die Meinungen über den Zustand Frankreichs sind allerdings sehr getheilt. Fabrizius sieht dort alles sehr schwarz; aber was sieht er nicht schwarz? R. Fagel dagegen äußert: er glaube, der dortige Zustand und die Dynastie Orleans würden sich befestigen, und wenn Louis Philipp ermordet würde, werde sein Sohn succediren. Die Legitimisten seien ganz resignirt und wünschten eine Unternehmung des Herzogs von Bordeaux durchaus nicht, weil sie keinen Erfolg haben könne und nur viele Menschen compromittiren werde.

Um auf die künftige Herzogin von Orleans zurückzukommen, so soll aus ihren Briefen hervorgehen, die ein bischen voll Allemanderie, — d. h. Mischung von Sentimentalität und Philosophei sind, daß sie mit freudiger Zuversicht ihrer Zukunft entgegen geht.

Der alte Keverberg hat mir alles Erdenkliche an Sie aufgetragen und belobt sich außerordentlich des Empfangs in Bonn und in Hornau. Er beschäftigt sich viel mit der Fortsetzung seiner Guillelmodicée. Ich habe bei ihm die Noten gesehen, die im August vorigen Jahres in der Luxemburgischen Sache beim Bundestage gewechselt worden sind. Die Antwort auf unsere ziemlich scharfe Note glänzt nicht durch Logik. Die

ganze Sache soll jetzt ruhen und kein Wiederaufnehmen der Unterhandlungen bevorstehen. Bei allem dem habe ich doch gute Gründe zu glauben, daß es dieses Jahr das letzte Mal ist, daß wir im Sommer more consueto in Kriegsrüstung das Feldlager beziehen.

An dem Successe Scherffs (des Holländischen Gesandten in Frankfurt) in Berlin zweifle ich, da man in Holland die Rheinschifffahrt und was damit in Verbindung steht, zu sehr als Lebensfrage ansieht, also eine Nachgiebigkeit von dieser Seite nicht zu erwarten ist. Man will nicht, daß Köln ein Seehafen werde.

Fritz an Max.

Bortel, den 25. April 1837.

Von dem Vater habe ich einen Brief, der mir sehr viel Freude macht, weil er darin seine Zufriedenheit über Monsheim und Heinrich ausdrückt. Wenn das so bleibt, so ist mir ein Stein vom Herzen genommen.

Heinrich zeigt überall viel Charakter und Festigkeit. Man hat durchaus Unrecht*), ihm sein Votum für Einführung des Französischen Codex vorzuwerfen. Ich war in Darmstadt, als er dasselbe in der Kammer motivirte. Er sprach sein Bedauern aus, daß die Hoffnung, ein Gesetzbuch für ganz Deutschland zu Stande kommen zu sehen, für jetzt nicht zu erreichen sei; er räume ein, daß es nachtheilig für Nationalität sei, eine fremde Gesetzgebung anzunehmen. Bei der Vorschrift der Verfassung: es solle für das Land ein gleiches Gesetzbuch bestehen; und bei der Wahl zwischen dem Französischen Code, welcher bereits in einer der drei Provinzen zur Zufriedenheit der Bewohner Gesetz sei, und einer ganz neu zu schöpfenden Gesetzgebung blos für das kleine Hessen, aus der Fabrik einer unter der Tendenz der jetzigen Reaction ernannten Commission hervorgegangen, — habe er die Annahme des Französischen Code für das geringere Uebel erachtet.

Ich danke Dir für die Bücher; hätte ich gewußt, daß Fries

*) Es bezieht sich diese Stelle auf eine tadelnde Aeußerung über mich, welche der damalige Preußische Oberpräsident der Rheinprovinz von Bodelschwingh gegen meinen Bruder Max in Bonn oder Koblenz gemacht hatte.

seine erste Ausgabe fast unverändert hat wieder abdrucken lassen, so hätte ich diese Ausgabe mir erspart. Das Ganze ist doch sehr unbefriedigend.

Fritz an Max.

Lager bei Reyen, den 29. Juni 1837.

Bester Max, nur ein paar Zeilen und zwar die letzten aus dem Lager. Morgen noch ein großes Manoeuvre im Feuer vor dem Großfürsten Michael, nachdem die Revue vor dem König glücklich überstanden ist, und dann: ausgedient!

Den 4. gehen wir nach Bortel; vor dem 20. bin ich in Bonn. Dein letzter Brief, im frohen Selbstgefühl überstandener Mühseligkeiten und errungener Selbstständigkeit geschrieben, hat mich außerordentlich gefreut.

Vor wenigen Tagen hatte Herzog Bernhard direct die Nachricht von dem Tode des Königs von England (seines Schwagers) erhalten; also nun Victoria I.!

Lebe wohl; ich schrieb diese Zeilen bei Sturmwind und unterbrochen durch Profoßen, Theaterdirectoren 2c. Der Faden der Gedanken reißt im Lager sehr leicht ab, und die Trommel, welche beständig gerührt wird, ist mehr geeignet, die Gedanken zu betäuben als zu wecken.

Dieser Briefabschluß ist jedoch nicht so wörtlich zu nehmen; denn gerade während dieses Lagers ist die Idee und Anlage des Gedichtes „dem Bruder" entstanden, welches am Ende dieses Kapitels seinen Platz findet. Erst zwei Jahre später hat Fritz dieses Gedicht durch Max gleichsam sich entreißen lassen, und dann erst erhielt ich Kenntniß davon, wie das aus dem späteren Briefwechsel hervorgehen wird.

Bald nach jenem Lager, zu Anfang August 1837, besuchte Fritz mich in Monsheim. Mit innigerer Wärme als es sonst seine Art war, drückte er seine Freude mir aus an meiner genügsamen Unabhängigkeit; seine Zufriedenheit mit meiner Haltung während des eben beschlossenen Theils meiner politischen Laufbahn, die ich damals als eine für immer geschlossene erachtete.

Davon ausgehend, waren auch Plane der Zukunft damals zwischen uns besprochen und gleichsam verabredet worden. Da ich nach Wahrscheinlichkeit zu unvermögend sein würde, das ganze Gut zu Monsheim dereinst für mich allein zu erwerben, so war des Bruders in meinem Interesse mir gemachter Vorschlag, wir wollten, wenn der Vater nicht anders verfüge, das Gut in Gemeinschaft besitzen, und ich solle auch seinen Antheil bewirthschaften. Die Verwirklichung dieser Pläne hat das Schicksal, gleich wenig wie die so vieler anderer Hoffnungen, gewährt.

Nach diesem Besuch in Monsheim schrieb mir Fritz:

Hornau, den 14. August 1837.

„Vor allem Andern will ich Dir Nachricht von der guten Mutter geben. Wir fanden sie über Erwartung wohl und heiter; sie fühlte sich so hergestellt, daß sie nicht nur aufgestanden ist, sondern auch den größten Theil des Tages in dem Zimmer zugebracht hat, wo man sich gewöhnlich versammelt. Aber sie traut sich zu viel zu.

Nun meinen herzlichen Dank für die frohen Stunden, die ich in Monsheim zugebracht habe. Alles, was ich gesehen, flößt mir das Vertrauen ein, daß ein Segen auf Deinen Unternehmungen ruht, und daß ich Dich da noch oft und glücklich wiedersehen werde. Ich bedaure, daß mein Aufenthalt so kurz, und, durch die Besorgnisse wegen der Mutter, so getrübt war."

Eine wahre Herzensangelegenheit blieb es dabei Fritz, daß Vater und ich unsere politische Rolle, trotz der Verschiedenheit der Schattirung einer und derselben Grundfarbe, mit gegenseitiger Freiheit und doch in freundlichem Einverständniß beibehalten möchten. Besonders stieg seine Anerkennung für des Vaters literarische Verdienste und dessen originelle, oft tapfere Mäßigung und Vermittelung. So sehr seinem eignen Charakter unberufene Vermittelungsversuche entgegen waren, so suchte er sich doch mit den väterlichen Inspirationen dieser Art, die mit dem höheren Alter noch zunahmen, wo nur immer möglich zu versöhnen; bei

Kritik und Tadel aber ist das Zartgefühl kindlicher Liebe immer eben so gut gewahrt, als die Liebe zur Wahrheit.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 24. September 1837.

Auf Ihren Bericht, bester Vater, über den Hergang des Göttinger Jubiläums freue ich mich sehr. An Höflichkeit wird es nicht gefehlt haben; noch weniger an interessanter Unterhaltung, da, wo so viele merkwürdige Personen zusammentrafen. Hier bin ich nun wieder ganz, und schon für den Winter, eingerichtet.

Nun da ich die vier politischen Theile Ihrer Resultate beisammen habe, lese ich sie im Zusammenhang mit Aufmerksamkeit und dem größten Interesse. Ich habe noch nicht genug ausgesprochen, wie sehr ich den bleibenden Werth dieses Werkes anerkenne: Geist und Wärme, schöne Sprache, ruhige, leidenschaftlose Würdigung der Verhältnisse, Ueberblick des historischen Verlaufs. Das allzu Aphoristische, das Nichtentscheiden mancher Fragen, wo das Für und Wider nur aufgezählt, nicht abgewogen wird, endlich die zu häufige Wiederholung gewisser Formen und rhetorischer Wendungen, die bei Ihnen Manier geworden sind, — dies sind nur kleine Ausstellungen.

Wenn Ihr Werk in öffentlichen Blättern nicht mehr besprochen wird, so ist Deutsche Pedanterie und die aufgeregte Zeit daran schuld; denn die Schule findet hier kein neues System und der Parteigeist keinen Tummelplatz.

Neulich habe ich mit Mühe und kaum bis zu Ende den Roman von Steffens „die Revolution" gelesen. Er ist sehr langweilig; die Erfindung der Fabel ist plump und unwahrscheinlich, die Charaktere verschroben, das Ganze ist eine Welt durch die gefärbte Brille eines speculativen und pietistischen Professors gesehen! Die blassen Engel und die schwarzen Teufel gehören in eine Laterna magica, aber weder in die Geschichte noch in den Roman.

Vom Herzog Bernhard treffen interessante Reiseberichte aus Rußland ein, die ich Gelegenheit habe zu lesen. Aber es ist mir leid, daß ich Ihren Vorlesungen über Universalgeschichte

nicht beiwohnen kann; der älteste Sohn würde mit den Enkelinnen Louise und Jette (Breidbach) das Collegium vollzählig machen. Zu einer soliden Beschäftigung bin ich selbst noch nicht gelangt, hauptsächlich weil ich noch kein Feuer machen will, und es hier zum Sitzen doch schon recht herzlich kalt ist.

Hier im Lande giebt jetzt der Pietismus der Regierung zu schaffen. Die orthodoxen Reformirten beschweren sich nämlich, daß man von den Glaubensartikeln der Dordrecht'schen Synode abgewichen sei, und überhaupt den Predigern zu viel Freiheit in der Bibelauslegung lasse. Der Streit reducirt sich am Ende einfach auf den der Rationalisten und Superrationalisten in Deutschland; nur fürchtet man hier, er könnte einen politischen Charakter annehmen, da sich die Gemeinden schon hie und da wirklich absondern. Es ist die Sache schon vor die Tribunale gekommen, ihre Entscheidung war aber nicht überall dieselbe.

Was meine früheren Reiseprojecte für das nächste Jahr betrifft, so würde ich Griechenland und den Orient mit mehr Interesse sehen, als sonst irgend etwas in der Welt; — ob aber der Wunsch je realisirt wird, bezweifle ich selbst. Uebrigens glaube ich, daß den Griechen nicht eher geholfen wird, als bis sie sich selbst helfen. Alle die Deutschen Aerzte bringen Heilungsmethoden mit, die auf den Kranken nicht passen; die einfachsten und rohesten Anfänge, welche aus der Nation selbst und ihrem Bedürfniß hervorgehen, werden ihr zuträglicher sein. Schon die erste Thorheit war, dem kleinen armen Land einen König zu geben; ein Herzog wäre genug, vielleicht schon zu viel gewesen.

Interessant waren mir die Erzählungen eines Kaufmanns, der 12 Jahre als Niederländischer Viceconsul in Lima gewohnt hat und jetzt hier seine Schwester besucht. Beim mündlichen Vortrag wird Alles anschaulicher, und man kann sich durch Ausfragen das Bild vervollständigen. Drei Dinge habe ich mir dabei gemerkt:

1) Daß alle diese neuen Republiken sehr bestimmte, natürliche Grenzen haben.

2) Daß die dortigen Militär-Revolutionen immer den Keim zu neuen tragen, weil jeder Parteimann sich vor Allem durch

Ernennungen und Versprechungen eine Clientel verschaffen muß. Daher die Masse von Generalen und Stabsofficieren; einige Hundert in Peru, wo die Armee 5 bis 6000 Mann stark ist.

3) Wegen der ganz verschiedenen Cultur und Produkte in Südamerika hält dieser Kaufmann die Auswanderung bloser Bauern dahin nicht für rathsam; auch glaubt er, daß es schon einer etwas zahlreichen Colonie bedürfe, um gegen die Mißgunst und Uebervortheilung durch die Eingebornen Sicherheit zu haben. Auch hiernach scheint es, daß das Leben kein lustiger Blumengarten, — sondern überall ein Acker ist, den man pflügen muß.

Oberst Eckfteen schreibt mir, daß der Constantia-Wein abgegangen ist, 32 halbe Flaschen, nach Höchst adressirt; haben Sie die Güte sich danach erkundigen zu lassen. Wenn er wohl schmeckt und wohl bekommt, — besonders als Morgentrank und Stomachale, — so bitte ich ihn nicht zu sparen; wenn die Flaschen leer sind, werde ich für andere sorgen.

Meine besten Grüße allen theuren Hornauern und meine herzlichen Wünsche für die Gesundheit der guten Mutter. Da der Winter, wenigstens die Kälte, herannaht, wird die Tante Wamboldt wohl bald gen Süden fliegen. Diese Blätter finden sie aber noch und rufen ihr glückliche Reise zu.

Zum Schluß bitte ich Sie, lieber Vater, mir manchmal etwas von Heinrich zu schreiben, mit dem ich nicht, wie mit Max, eine regelmäßige Correspondenz unterhalte. Leben Sie wohl.

Fritz an Max.

Bortel, den 12. November 1837.

Du hast mich lange auf einen Brief warten lassen, lieber Max, und das thut mir immer leid, weil ich dann eine Störung in Deinen Verhältnissen oder eine Verstimmung vermuthe. Es sollte bei der Abrede bleiben, daß wir einmal im Monate Briefe wechseln.

Wie sehr ich gespannt war, etwas von Deinen ersten Erfolgen zu hören, weißt Du; es macht mir also wahren Kummer, daß Du damit nicht so ganz zufrieden scheinst. Du kannst das natürlich selbst am Besten beurtheilen; aber ich gestehe, daß ich aus Deinem Briefe nicht ersehe, worin Deine billigen Erwartungen getäuscht worden sind. Da Du noch keinen literarischen Ruf hast, durftest Du auch nicht auf einen

großen Zulauf rechnen. Ich habe es mir aus der Ferne gerade so vorgestellt, wie es gekommen ist, und wenn Du mir die Zahlen zu rathen aufgegeben hättest, würde ich im Publikum 30, in der Politik 6 gerathen haben. — Wenn Du diese Zahl von Zuhörern durch Deine ferneren Vorträge fesselst, so solltest Du zufrieden sein. Es kommt für den Anfang viel weniger auf die Zahl der Zuhörer an, als darauf, ob Deine Vorlesungen den Wenigen gefallen. In der literarischen Welt wie in der politischen, giebt es Charlatanerie und Intriguen, und da Du keine Kunstgriffe gebraucht hast um Zuhörer zu locken, konnte der Anfang kaum ein anderer sein. Laß Dich also nicht abschrecken und fahre fort, so lange Dir Zuhörer bleiben. — Es freut mich, daß Du mit Deinem Vortrage selbst zufrieden warst, und bei einiger Uebung wirst Du immer mehr Sicherheit gewinnen; es ist auch schön, daß Du Dich an ganz freie Vorträge gewöhnst.

Nimm es mir nicht übel, lieber Bruder, daß ich selbst den Professor mache; ich lese aber das Collegium nicht Deinem Verstande, sondern Deinem Gemüthe, das noch immer zu sehr in Wallung ist. Du hoffst und erwartest leicht zu viel, und wenn das nicht eintrifft, erscheint Dir als eine Ungunst des Schicksals, was nur der gewöhnliche Lauf der Dinge ist. — An Standhaftigkeit und Muth fehlt es Dir nicht, aber an Gleichmuth; also:

Aequam memento, rebus in arduis
Servare mentem.

Ein zweiter Punkt, daß Du an eine literarische Arbeit gehst, die Deinen Ruf begründet; es sei, daß Deine Vorlesungen Fortgang haben oder nicht. — Ich wollte gern Ideen mit Dir darüber austauschen; denn es kommt dabei nicht blos auf das Verdienst der Arbeit an, sondern auch hauptsächlich auf die glückliche Wahl des Gegenstandes; ein Thema, das nicht zu abgedroschen ist und für die gegenwärtige Epoche ein besonderes Interesse hat. — Es wäre lächerlich, wenn ich Dir bei der Wahl rathen wollte, weil man am Besten selbst fühlen muß, welche Richtung die Neigungen und Fähigkeiten nehmen; aber gern möchte ich an Deinen Bestrebungen Theil nehmen, soviel ich kann. —

Was Du mir von Franzina schreibst, freut mich, aber es verwundert mich nicht; ihre Charakterfestigkeit ist nicht die geringste ihrer vielen guten Eigenschaften, die sie mir so werth machen. — Viele herzliche Grüße an sie.

Die Königin ist allgemein und aufrichtig betrauert worden; sie war sehr beliebt.

Von der Herzogin habe ich erfahren, daß man die Vermählung der Königin Victoria mit dem zweiten Prinzen von Koburg in England für gewiß hält; für sehr wahrscheinlich hält man hier eine Heirath des Erbprinzen von Oranien mit einer Prinzessin von Würtemberg.

Ich bin zwar ziemlich fleißig, doch mehr in mathematischen Studien, als daß ich etwas producirte. Wenn ich mit der Architectur fertig bin, werde ich mich an irgend einen Aufsatz machen.

Fritz an Max.

Bortel, den 22. Oct. 1837.

Deine Büchersendung ist wieder glücklich angekommen. ... Eine gelehrte Gesellschaft in Utrecht hat für 1838 eine gründliche Vergleichung und Beurtheilung der verschiedenen Staatsverwaltungssysteme als Preisfrage ausgeschrieben. Die Aufgabe ist offenbar interessant. Man hat von der Nationalökonomie gesagt, es sei darin sehr viel zu lernen und sehr wenig zu thun; umgekehrt kann man von der Verfassungspolitik sagen, es sei wenig mehr zu lernen, aber noch Vieles zu thun. Die Administrationsfragen sind lange nicht so abgedroschen, und eine Zusammenstellung dessen, was seit 50 Jahren darüber geschrieben und dafür gethan ist, die Verwaltungsform der wichtigsten Europäischen und Nordamerikanischen Länder zu schildern und zu beurtheilen, wäre ein sehr belohnendes Werk. Es erfordert Verstand, Fleiß und freilich viele Hülfsmittel. Denke einmal darüber nach. — Hier hat in der Literatur eine Broschüre von Groen van Prinsterer Aufsehen gemacht, zu Gunsten der Separatisten. Ich habe sie gelesen und finde sie sehr gut geschrieben; aber das Raisonnement beruht doch auf der petitio principii, daß die Orthodoxen Recht haben und daß die Rationalisten auf dem Irrwege sind.

Des Vaters Briefe sind zum Verwundern heiter und freundlich, trotz der andauernden Kränklichkeit der guten Mutter und mancher andern Sorgen, die ihn umgeben, sein eignes hohes Alter nicht einmal in Anschlag zu bringen. Unter den liebenswürdigen Philosophen ist er der größte. —

Unser treuer Koch ist endlich Steuereinnehmer zu Duiven in Gelderland geworden.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 5. November 1837.

Ich bin also einige Tage im Haag gewesen um der Condolenzaudienz beizuwohnen, die insofern merkwürdig war, als man da die Notabilitäten aus dem ganzen Lande vereinigt fand. Außerdem war es für mich eine Gelegenheit mehrere alte Bekannte wieder zu sehen, die ich seit zwanzig Jahren aus dem Auge verloren hatte.

Die ganze Königliche Familie hat zwar den Verlust sehr empfunden; aber Niemand so tief als der Prinz von Oranien. Ich hatte eine Privataudienz bei ihm; eine Auszeichnung, die bei diesem Anlaß nur Wenigen zu Theil geworden ist; er weinte sehr, als er von seiner Mutter sprach, deren Liebling er immer gewesen sein soll.

Viel Neues habe ich nicht gehört; das Bedeutendste ist, daß die Ostindischen Colonien jetzt jährlich über 25 Millionen rein abwerfen, welche nach Europa gehen. Dieser Umstand erleichtert das Budget sehr und macht die Generalstaaten nachgiebiger. Das Gouvernement thut sehr viel, um das wichtige und einträgliche Java in den besten Vertheidigungsstand zu setzen, sowohl gegen innere Unruhen, als gegen einen dereinst möglichen Angriff der Engländer.

Sie erkundigten sich nach meinen Beschäftigungen; sie bestanden früher in allerlei Lectüre; z. B. Woltmann's Geschichte des Westphälischen Friedens und Curth's Fortsetzung der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande. Dies Buch habe ich noch unter den Händen; eben so ein großes Werk über Baukunst von Rondelet, nach dem ich lange getrachtet habe und das ich wegen des hohen Preises nicht kaufen

wollte. Seit zwei Monaten habe ich mich ernstlicher, fast ausschließlich, mit Architektur beschäftigt; in ein paar Wochen bin ich mit dem Pensum zu Ende und freue mich wieder etwas Anderes vorzunehmen.

Das herrliche Wetter hat mich auch angezogen; erst heute habe ich mein erstes Feuer angezündet, und dieses bringt die Lust zum Sitzen und Arbeiten. Die Essais ruhten also, wenn gleich ich mancherlei Stoff habe. Uebrigens will ich gar nicht, daß das Schreiben mir zum Bedürfniß werde, wie dem Trinker das Trinken.

Ich habe vor Kurzem wieder einige junge Nassauer, D. und K., mit Empfehlungen nach Indien spedirt. Aber auch dort wird die Aussicht auf Avancement für Ausländer immer geringer, da viele junge Leute auf der hiesigen Militärakademie (in Breda) für den Dienst in Ostindien eigens erzogen werden. Das Dienen im Ausland müssen die Deutschen sich abgewöhnen.

Leben Sie wohl, bester Vater, ich habe heute nichts mehr hinzuzufügen, als den Dank für die herzlichen Zeilen zum 24. October. Seien Sie überzeugt, daß ich auf keine Weise verstimmt bin. Meine Verhältnisse hier sind zwar nicht sehr interessant und anziehend, aber doch sehr ungebunden und erträglich, besonders wenn man sich zu beschäftigen weiß.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 15. December 1837.

Wenn gleich ich eine gewisse Abspannung fühle, die mich kaum zum Briefschreiben kommen läßt, so liegt es doch nicht in meiner Natur, mich dem dolce far niente lange hinzugeben, und gewöhnlich folgt auf dieses geistig Brachliegen ein neuer Trieb.

Ueberaus gefreut hat es mich, in Ihrem Briefe, bester Vater, zu lesen, daß die Mutter sich wieder so wohl fühlt und selbst zur Musik aufgelegt ist. Ich sehe sie in Gedanken oft am Klavier und höre meine Lieblingsmelodien.

Auch hier nimmt man an den Vorgängen in Hannover und in Köln lebhaften Antheil; aber während alle Blätter,

selbst die im Sinne des Gouvernements geschriebenen, sich gegen die Incartade des Königs von Hannover erklären, billigen sie sehr das Verfahren der Preußischen Regierung gegen den Erzbischof, weil man wegen der in Belgien gemachten Erfahrungen einen wahren Haß gegen die katholische Clerisei hat.

Max hat mir lange nicht geschrieben, aber sein Freund H. Müller hat mir seine Ansicht von dieser erzbischöflichen Angelegenheit mitgetheilt. Danach: Fehler und Unrecht von beiden Seiten; Hochmuth und Hartnäckigkeit von Seiten des Bischofs, — Ungeschicklichkeit und Uebereilung von Seiten des Preußischen Gouvernements; — Uebereilung und mehr als das, — in unhaltbaren Beschuldigungen, die man gezwungen ist, fallen zu lassen. Dieser Brandstoff in den Rheinprovinzen, — in so naher geographischer Berührung mit Hannover, — scheint mir doch zu gefährlich und drohend, als daß nicht der Bund, oder Oesterreich durch diesen, in's Mittel treten sollte. Aber wahrscheinlich geschieht das im Stillen. Uebrigens machen die protestantischen Separatisten hier zu Lande auch genug zu schaffen.

Es ist mir lieb, den Heinrich bei Ihnen zu wissen, und ich hoffe, er wird während seines Aufenthalts auch meiner einmal gedenken.

Habe ich Ihnen schon geschrieben, daß ich seit Kurzem eine Menge politischer Wetten gewonnen habe? Sie werden mir helfen den Sylvesterabend zu bezahlen; es ist nämlich so zur Gewohnheit geworden, die ich, so lange ich in demselben Verhältniß bleibe, nicht wohl mehr ändern kann, daß ich in Abwesenheit des Herzogs am Sylvesterabend ein Souper gebe, das mich immer schweres Geld kostet. Eine Wette wegen Konstantine und der Zeitberechnung des Feldzugs dahin war die schönste.

Fritz an Max.

Bortel, den 12. Januar 1838.

Vor Allem freut es mich, daß Du Deinen Cursus mit Standhaftigkeit fortgesetzt hast, auch unter ungünstigen Verhältnissen; nur der Punkt der Gesundheit bekümmert mich; vor

übertriebener Anstrengung möchte ich Dich warnen. Da wir unsere Ansichten gegenseitig kennen, so will ich die Politik in Bezug auf hiesige Verhältnisse kurz berühren. Hier hängt sie sich an die Eisenbahnen; alle Broschüren über diesen Gegenstand haben auch politische Tendenzen.

Ob und für wen im Luxemburger Grünewald ein paar Klafter Holz gehauen werden, ist an sich eine Kleinigkeit; da sich aber bei dieser Gelegenheit wieder herausgestellt hat, daß Frankreich und England bereit sind, die Belgischen Prätensionen rasch und kräftig zu unterstützen, während die Deutschen Mächte furchtsam und tastend zu Werke gehen, so ist auch erwiesen, daß eine Unterhandlung, um die Belgische Frage abzuthun, jetzt keine Chancen bietet. Wenn man nun bedenkt, daß die Verwicklungen in Hannover und Köln so nahe unsern Grenzen vielleicht schlimme Folgen haben können, und man von oben her einen Krieg, der uns Belgien wiedergeben könnte, am Ende unvermeidlich hält, so verharrt man beim status quo und findet plausible Gründe, dies vor den Generalstaaten und der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen.

In Beziehung auf meine persönlichen Verhältnisse will ich Dir anvertrauen, daß ich Schritte gethan habe, um vom Generalstabe zur Cavallerie versetzt zu werden. Der Prinz von Oranien hat mir versprochen, sich für mich zu verwenden. Ob es gelingt, weiß ich nicht; auf keinen Fall wird es mich reuen, es versucht zu haben. Wenn es gelingt, werde ich in den ersten Jahren bedeutend an Einkünften verlieren, aber ich bleibe nicht Zeit Lebens als Stabschef ein Appendix Anderer. Das wird bald entschieden sein; doch mache ich mir keine Illusionen, da man hier nicht gern und leicht das gewöhnliche Geleise, verläßt und ich nicht die Ueberzeugung habe, daß mir Jedermann, der hier mitzusprechen hat, so wohl will wie der Prinz von Oranien.

Unter diesen Umständen beschäftige ich mich fast ausschließlich mit Cavallerie-Reglementen und was dahin einschlägt, und habe weder Lust noch Zeit zu andern Arbeiten. Doch lese ich den Thucydides, in der Uebersetzung zwar, aber mit dem Original zur Hand, besonders wenn die Reden mir ge-

fallen; dann werde ich den Polyb vornehmen. Beide hatte ich seit 20 Jahren nicht in der Hand. Wenn aber die Würfel auf Null fallen, dann habe ich wieder einige Themata in petto. Willst Du mir auch eins aufgeben, so bin ich dazu bereit. Vale.

Unter solchen Erwartungen und Beschäftigungen des Bruders ward das Jahr 1838 angetreten, für welches das Gedenkbuch folgende Anhaltspunkte giebt:

1838. Bortel. Merkwürdiger Brief des Erzherzogs Johann an den Vater nach der Reise in den Orient. Forstner verläßt den Prinzen Wilhelm von Oranien. Der Vater schreibt in der Sache wegen des Erzbischofs von Köln. Tod der beiden Tanten Amalie und Fritz, kurz hintereinander, 16. und 23. Februar. Das große Generalsavancement. Krankheit des Prinzen Wilhelm von Sachsen-Weimar in Rom.

April. Reise nach Amsterdam; Forstner in Utrecht besucht. Max verliert ein Kind. Heirath des Moritz 28. Mai mit Auguste von Winzingerode. Die Declaration des Königs, den 24 Artikeln beitreten zu wollen. Examen der 5 Aspiranten zum Generalstab in Tilburg. Besuch auf dem Poll bei Schimmelpenninck, 6. Juni. Besuch im Haag. Audienz bei Prinz Friedrich. — Cavallerie. — 1. Juli bis 4. October, dreimonatlicher Urlaub in Hornau. Reise mit Geoffroi St. Hilaire, dem Französischen Naturforscher, nach Bonn; dessen Präoccupation, es bestehe eine wissenschaftliche Intrigue gegen ihn, weil betrunkene Studenten auf dem Markte Nachts brüllen. Mein Besuch mit Max bei A. W. Schlegel. Reise mit dem Vater nach Baden-Baden. Anfangs August. Meinen alten Oberst Wangen von Riesch-Dragonern wiedergesehen. — Großherzogin Stephanie. Bei Hornau Aufgrabung römischer Gräber in der halben Elle; das Opfermesser gefunden. Zahlreiche Gesellschaft in Hornau. Des Vaters Kritik des Völkerrechts. Bürgermeister Smidt von Bremen macht mir den Antrag als General zur Oldenburgisch-Hanseatischen Brigade überzugehen. Max auch in Hornau; Reise mit ihm nach Monsheim; Jagd und Diner bei Heinrich. — Rückkehr. Bortel. Der Herzog kommt den 29. November von seiner großen Reise nach dem Orient und Italien zurück. — Heirath in Amsterdam eines Rügener Gagern (Feodor) mit Wilhelmine Burghgraef aus Celebes, Wittwe Krantzen.

1839. Der Vater auf dem Landtage zu Darmstadt. Ich werde durch Decret v. 3. Januar 1839 zur Cavallerie versetzt. Den Monat Januar noch in Bortel als Chef des Stabs des mobilen Corps unter dem Befehl des Herzogs. Recognoscirung der Dommel und Verschanzung der Linie von Cromvoirt bis St.-Oedenrode.

Studien und Lectüre 1838 und 1839.

Thucydides, im Original und Uebersetzung.
Vie militaire sous l'Empire.
Hase, Kirchengeschichte.
Arrian's Leben Alexanders.
Dictionnaire de la Marine, de l'Académie. 3 Vol. in 4⁰.
Leven van Olden Barneveld.
Latréaumont de E. Sue. Roman.
Neue Deutsche Vierteljahrsschrift.
Ernest Maltravers.
Napier, Guerre de la Péninsule.
Abrichtung des Campagne-Pferds.
Ecole d'équitation de Saumur.
Van der Netten, Paardenkennis.

Der folgende Briefwechsel führt nun rascher zu einer Veränderung der Bestimmung und der bisherigen Lebensweise:

Fritz an den Vater.

Bortel, den 14. Januar 1838.

Tausend Dank, bester Vater, für Ihren interessanten Brief. Was Ihre Wünsche und Projecte einer Entschädigung für das Haus Oranien im Orient angeht, so werden Ihre Mittheilungen darüber nach dem Haag, wenn Sie auch gut aufgenommen werden, doch wenig Eingang finden. Der König kennt den Holländischen Nationalcharakter und weiß ihn zu behandeln. Das rein Ideell-Romantische findet da keinen Beifall, am wenigsten wenn es eine Veranlassung zu Ausgaben werden kann. Wir haben in Java einen Orient, der Geld einbringt; diese Colonie zu erhalten und unter allen Verhältnissen gegen einen etwaigen Englischen Angriff sicher zu stellen, ist eine Aufgabe, die hinreichend beschäftigt. Darum fanden auch früher Ihre Griechischen Projecte wenig Anklang.

Ueberhaupt, bester Vater, liegt in Ihrem Charakter und folglich auch in Ihrer Art sich auszudrücken, etwas dem Holländischen Heterogenes.

Doch nun genug von dieser Politik; es ist eine Chorde, die ich ungern berühre. Der Tod des alten Grafen Reinhard hat mir sehr leid gethan; ich kenne fast Niemand, von dem

ich so überzeugt wäre, daß er Ihren Charakter zu würdigen wisse und der Ihnen aufrichtiger ergeben ist, als er es war.

Ich bin seit einigen Monaten nicht besonders aufgelegt zum Arbeiten; ich lese den Thucydides. Er ist die beste Widerlegung des lächerlichen Vorurtheils, daß man keine Geschichte seiner Zeit schreiben könne. Cäsar giebt nur Kriegsgeschichte, Tacitus schildert mit Indignation die Verderbtheit Roms, aber Thucydides erzählt mit Unparteilichkeit den Kampf zweier Staaten und zweier politischer Principien. Buch VIII. Kap. 97. findet sich schon das Juste milieu. Die Rede des Hippias Buch III. Kap. 37 hätte eine Stelle in Ihren Resultaten, in der Demokratie, verdient. Meine herzlichsten Grüße. ....

Fritz an den Vater.

Vortel, den 20. Januar 1838.

Nicht allein die Tinte gefriert bei dieser Kälte, sondern auch die Gedanken; aber die Gefühle sollen warm bleiben und ich hoffe, diese Zeilen kommen zur rechten Zeit in Hornau an, um meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage, bester Vater, zugleich mit den mündlichen der Anwesenden auszusprechen. Wann werde ich einmal wieder so glücklich sein, diesen Tag im Familienkreise zu feiern? Ich hoffe, die Mutter hat für ein schönes Angebinde gesorgt und mich daran Theil nehmen lassen.

Gestern sah ich in der Menagerie von van Aken und Martin in Herzogenbusch die armen Löwen und Tiger ganz zahm gefroren; nur der Eisbär ist in seinem Element.

Von Herzog Bernhard und seiner Reise hörte ich neuerlich weniger; er hat vom König von Neapel die Statue eines Fauns zum Geschenk erhalten; ein gewisser Capitän berichtet das so: „Der Herzog wird auch einen Buschgott aus der Etymologie mitbringen.“

Hier geht es mir ganz gut, ein Tag gleicht dem andern ohne Freud und Leid. Die Zeit wird mir nie lang, aber an Anregung und interessantem Umgange fehlt es durchaus. Gesund bin ich wie ein Fisch.

Fritz an Max.

Bortel, den 24. Februar 1838.

Verzeihe meine Faulheit, bester Max; die Tinte ist zwar nicht mehr eingefroren, aber die Gedanken sind noch nicht wieder aufgethaut. Meine Zögerung hatte noch einen andern Grund: erwartete Veränderungen in meiner dienstlichen Stellung. ....

Des Vaters Ansprache an die Deutsche Nation in der Kölnischen Sache erwarte ich durch Dich, und fürchte mich davor. Es ist ein Wespennest, und da beide Parteien von ganz widerstreitenden Principien ausgehen, ist keine Lösung der Frage, sondern nur eine Uebereinkunft zum Waffenstillstand denkbar. Es ist auch schon so viel darüber gesagt, daß ich nicht weiß, wo man noch neue Argumente auftreiben will. Für Deine literarischen Mittheilungen danke ich Dir sehr. Es wundert mich nicht, daß Du mit Deinen politischen Vorträgen zufriedener bist, als mit den geschichtlichen. ...

Unter die Progresse, die ich mache, rechne ich, daß ich wieder etwas für Poesie empfänglich werde; seit 7 Jahren wollte sie mir nicht mehr schmecken. Ich habe den Cid von Herder in der Hand, — mir das liebste von allen Heldengedichten, — den pius Aeneas mit eingeschlossen.

Dieses Jahr verspricht interessant zu werden!

Vater an Fritz.

Hornau, den 25. Februar 1838.

Theurer Sohn, es war zu viel und ist es noch. Auch mein Friedchen (ältere Schwester) liegt dort kalt und wird in wenigen Stunden für immer von uns weggetragen; 17 lange Tage und Nächte, ohne Unterlaß! Am Todestag der jüngern Schwester legte sich die ältere, um nicht wieder aufzustehen; unstreitig wurde sie Opfer der Liebe, wie ihr ganzes Leben lang. ... Wie oft habe ich in diesen 17 kalten Tagen den langen Weg zwischen meinem Arbeitszimmer und dem Krankenlager gemessen. An keiner Stelle hatte ich Ruhe. Die Mutter war selbst unwohl; erschien jedoch bei den beiden Schwestern lang und oft; Alle im Hause waren voll Fürsorge. O, ich

fühle nur zu sehr den Unterschied zwischen der abstracten Bruderpflicht und den Gefühlen der Freundschaft, Zuneigung und dankbaren Reciprocität. Kummer kann ich das nicht nennen, aber doch ein dumpfes Hinschauen ohne Lust zur Arbeit, ohne erheiternden Strahl. Oft hat mich das Schicksal der Schwestern als Hinderniß beschäftigt, — nun sehe ich nicht heller in diese Zukunft, habe keinen Lieblingswunsch, meine größere Freiheit so oder so zu gebrauchen. Körperlich habe ich Alles wohl ertragen; ich habe nur sehr wenig gespeist, die derbe Kälte hat mich gestärkt. Bei guter Witterung wirst Du hoffentlich einer der ersten sein, uns auf hellere Gedanken zu bringen.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 3. März 1838.

Bester Vater, Sie haben mir schnell hinter einander zwei Trauerbotschaften zukommen lassen, und besonders in Ihrem letzten Briefe spricht sich Ihr Herz aus. Gewiß war es für Sie hart, so schnell hinter einander zwei Schwestern zu verlieren, aber für die Hingeschiedenen ist es gewiß besser, daß sie zugleich heimgegangen sind, wie sie unzertrennlich zusammen gelebt haben. Die Zurückgebliebene würde das Alleinsein zu schwer empfunden haben. Gewiß haben Sie, bester Vater, Alles gethan, was von Ihnen abhing, um den Schwestern das Leben angenehm zu machen; und es war nicht Ihre Schuld, daß ihr Loos nicht glücklicher gefallen ist. Die Tante Fritz werde auch ich sehr vermissen; ein wohlwollenderes Gemüth, ein liebenderes Herz giebt es nicht.

Ich bin in diesem Winter nicht sehr fleißig gewesen; d. h. ich habe nur gelesen. Jetzt beschäftigt mich die Marine. In einem Lande, wo davon so oft die Rede ist, muß man doch wenigstens eine oberflächliche Kenntniß davon haben; Admiral will ich nicht werden.

Leben Sie wohl; sagen Sie mir bald, daß Sie wieder heiter sind. Ich freue mich sehr auf den Besuch in Hornau; die 2 oder 3 Monate, die noch dazwischen liegen, werden bald verflogen sein.

(Postscriptum siehe im nächsten Briefe.)

Fritz an Max.

Bortel, den 3. März 1838.

Bester Max, vorgestern Abend habe ich Deine Sendung erhalten und ich antworte sogleich. Zum Glück habe ich Deinen Brief zuerst gelesen und dann die Kölnische Ansprache des Vaters; — ich gestehe Dir, daß ich es so arg nicht gefunden habe und lasse hier folgen, was ich ihm selbst darüber heute in einem Postscriptum geschrieben habe:

„Max hat mir Ihre Schrift über die Kölnische Angelegenheit geschickt, und Sie erwarten wohl, daß ich meine Ansicht offenherzig ausspreche. Ich kann es in zwei Worten thun: man wird darin Ihre Eigenschaften und Ihre Eigenheiten erkennen: Geist, Wärme, patriotische Gesinnung und ein wenig das Bedürfniß, die Aufmerksamkeit für Sie in Anspruch zu nehmen. Das Schlimme für Sie ist, daß Sie nicht hinreichend von der Lage des Streites unterrichtet waren; denn Sie gehen davon aus, daß der Erzbischof eine gegebene Zusage nicht gehalten hat; das ist aber der Punkt, der erst zu erweisen ist. Der Erzbischof läugnet durchaus, die Convention zwischen Spiegel und Bunsen gekannt zu haben. Max ist es leid, weil bei der Aufregung der Gemüther eine milde Beurtheilung nicht zu erwarten ist. Ich habe ihn aber beruhigt; Ihre gute Absicht wird Niemand verkennen und in Sachen der Meinung sind Vater und Sohn nicht solidarisch verpflichtet."

Und das ist wirklich ungefähr meine Meinung. Was mir am meisten Kummer macht, ist, daß die politischen Verhältnisse dem Vater so ungünstig sind und daß seine Lebhaftigkeit, sein Bedürfniß thätig und nützlich zu sein, ihm nicht erlaubt einzusehen, daß in der jetzigen Lage von Deutschland für seinen Charakter und für seine Ansichten kein Platz ist. Bei dem hohen Alter ist sein Geist noch kräftig und sein Herz noch warm und jugendlich. Oft bewundere ich in Unterredungen die Schärfe seines Urtheils; aber leider will er nicht einsehen, daß man in so isolirter Stellung, keiner Partei angehörend, ohne Umgang, ohne Gelegenheit Ideen mündlich auszutauschen, dann noch durch 100 Rücksichten gebunden, — nicht politischer Schriftsteller sein kann. Da wir keine Hoff=

nung haben, durch Abrathen ihn daran zu hindern, so müssen wir das ruhig ertragen. Er würde sich unglücklich fühlen, wenn er dieser Thätigkeit entsagen müßte. Das beste ist: sein Charakter steht in ungetrübtem Glanze da; der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, die Selbstüberschätzung, ist wohl zu entschuldigen, wenn man bedenkt, wie oft seine wirklichen Verdienste verkannt und mit Undank belohnt worden sind. Der letzte Brief, in dem er mir den Tod der Tante Fritz meldet, war so herzlich, so rührend, ganz so der Abdruck seiner Seele. Er fragt sich, ob er genug gethan hat, den Schwestern das Leben zu versüßen; er drückt den Wunsch aus, ich möchte ihn bald besuchen und das werde ich gewiß thun, sobald der Herzog zurück ist. Dieser ist noch in Rom, wo sein Sohn am Nervenfieber gefährlich darniederliegt; doch sind die letzten Nachrichten beruhigender.

Den Brochüren-Quark anlangend, den Du mir gesandt hast, — lesen werde ich ihn gewiß nicht; er wird aber dem hiesigen Dekan ein willkommenes Geschenk sein.

Von Deinen Verhältnissen rede ich für heute nicht weiter. Ich habe Dich immer in Deinen Aeußerungen und in Deinem Benehmen vorsichtig und bescheiden gekannt, ja oft Dein Talent, Menschen zu beurtheilen und zu behandeln, bewundert. Wenn bei dem Allem Deine Lage doch schwierig und isolirt ist, so muß es arg sein; ich hätte geglaubt, es würde Dir in Deinem Kreise leicht sein, von dem Streit der Parteien unberührt zu bleiben. Lebe wohl und kämpfe muthig gegen die Einflüsse philisterhafter Erbärmlichkeit.

Fritz an den Vater.

Vortel, den 13. März 1838.

Von der Neigung des Moritz wußte ich kein Wort, da ich selten in die Geheimnisse der Herzen eingeweiht werde; aber seine schwermüthige Stimmung hatte ich oft bemerkt, ich schrieb sie aber einer natürlichen Disposition zu. Da nun Alles so ziemlich in Ordnung ist, so wünsche ich dem Moritz von Herzen Glück und bitte um etwas mehr Auskunft über die Braut, die ich nie gesehen habe. (Fräulein Auguste von Winzingerode.) ...

Wer der Zukünftige der Königin Victoria sein wird, scheint noch nicht bestimmt; aber ich wollte wetten, daß die Wahl auf den Prinzen Georg von Cambridge fallen werde, wegen der Aussicht auf die Succession in Hanover. Wenn schon die Engländer affectiren auf diese enge Verbindung mit Hanover keinen Werth zu legen, — so glaube ich nicht daran. Solche ungleiche Verbindungen sind immer zum Vortheil des Stärksten; England gewinnt dadurch Einfluß in Deutschland, Handelsbegünstigungen und vor Allem: — eine deutsche Legion, sobald und so oft es Lust hat eine solche zu bezahlen.

Wahrscheinlich bleibe ich dieses Jahr mit dem Lager verschont; es ist zwar langweilig alle Jahre auf derselben Haide zu campiren, — und auch in meiner Stellung etwas kostspielig; aber meiner Gesundheit ist diese Bewegung und das Luftbad — ein Monat zugebracht ohne zu Denken und zu Lesen — immer sehr zuträglich.

Max schreibt mir ziemlich geregelt; die politische Spannung in seiner Umgebung scheint ihn mehr aufzuregen, als ich geglaubt hätte. Es muß fast unmöglich sein, sich dabei ganz neutral zu halten. Die günstigen Urtheile über Ihre letzte Schrift (in der Erzbischöflichen und kirchlichen Sache) freuen mich sehr. Ich habe solche in der Allgemeinen Zeitung und auch in Belgischen Blättern gefunden. Wie läßt sich aber die katholische Partei darüber vernehmen? Ich lebe hier in einer ganz katholischen Provinz, wo man an diesem Kampf den lebhaftesten Antheil nimmt. Ich habe über diesen Gegenstand nun genug gehört; ich habe ihn nie als Etwas, sondern nur als ein Mittel zu Etwas angesehen.

Leben Sie wohl, bester Vater, meine herzlichen Grüße der Mutter, die gewiß glücklich ist in den Vorbereitungen zur Hochzeit. Ich hoffe Sie sind auch wohl und heiter; ich würde viel darum geben, das glückliche Gesicht des Bräutigams zu sehen.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 17. April 1838.

Von meiner Reise nach Amsterdam bin ich schon seit einigen Tagen zurück; ich war ein paar Tage länger dort geblieben, als ich Anfangs beabsichtigte, um am 12. dieses eine Corvette von 38 Kanonen vom Stapel laufen zu sehen, was ein sehr schönes Schauspiel ist.

Ich habe in Amsterdam in demselben Wirthshause gewohnt, in welchem ich vor 24 Jahren mit Ihnen und Herrn von Marschall abgestiegen war. Sie werden es sich wohl noch erinnern, daß der Kaiser Alexander gleichzeitig diese Stadt und das Haus Peters des Großen in Saardam besuchte. Mir war es lebhaft gegenwärtig, daß wir die Merkwürdigkeiten der Stadt gemeinschaftlich besichtigt hatten, und manche Erinnerungen tauchten dabei auf. Auch bei der Fahrt auf dem Y war es mir, als wenn ich sie erst gestern gemacht hätte. Das Alles war im Jahre 1814, vor dem Wiener Congreß, vor der Schlacht von Waterloo. Damals hatten wir Belgien noch nicht, und jetzt haben wir es nicht mehr. Die Betrachtungen, welche sich an diese Reminiscenzen knüpfen, sind nicht erfreulich, auch wenn man sich wie Pilatus die Hände in Unschuld waschen kann.

Durch Zufall bin ich im Stande, Ihnen aus guter Quelle über die Lage der Unterhandlungen bestimmte Auskunft zu geben. Die Antwort Lord Palmerston's auf die Niederländische Note, welche die Zeitungen mitgetheilt haben, war folgenden wesentlichen Inhalts: Er habe die Communication mit Vergnügen empfangen, und sogleich den übrigen Ministern der Londoner Conferenz mitgetheilt. Das Personal derselben sei nach so langem Zeitverlauf geändert, und die Gesandten müßten deßhalb neue Instructionen von ihren Höfen einholen. Seine persönliche Meinung sei, daß die veränderten Verhältnisse neue Modificationen in den 24 Artikeln erforderten*). —

*) In der mehrerwähnten Schrift: „das Königthum in Belgien" — ist über diese letzte Situation des Scheidungsprozesses zwischen Belgien und Holland im Wesentlichen Folgendes gesagt (Seite 27 bis 34.): „Als König Wilhelm von Holland fünf Jahre später," — (nämlich 5 Jahre nach dem durch die Convention vom 21. Mai 1833 geregelten Provisorium) — „im

Wahrscheinlich werden diese Modificationen sich beziehen auf die Halbirung Luxemburgs, und dann auf die Bezahlung der rückständigen Interessen der Schuld durch Belgien. Wohlunterrichtete Personen sind überzeugt, daß es diesmal Ernst, daß die Beendigung der Belgischen Händel eine finanzielle

März 1838, um den gefährlichen Folgen seiner bisherigen Politik zu entgehen, sich bereit erklärte, den Vertrag der 24 Artikel zu unterzeichnen, war die Lage Belgiens, Europa gegenüber, eine ganz andere. Die Wohlthaten des Provisoriums zeigten sich in ihrem ganzen Umfange. Das Land konnte auf die Garantien hinweisen, welche seine Haltung während dieser langen Periode der Unentschiedenheit gab; es konnte sich in gutem Glauben für berechtigt ansehen, wesentliche Erleichterungen der drückenden Opfer, die die 24 Artikel ihm auferlegten, zu beanspruchen." ꝛc. . . . . . . „Was Wunder, daß unter solchen Umständen sich die Meinung der Nation mit Heftigkeit gegen die Ausführung der 24 Artikel erhob, und nicht allein gegen die pecuniären Verpflichtungen, für deren Minderung die triftigsten, faktisch und rechtlich so stark als nur immer möglich begründeten, Motive vorlagen, sondern auch gegen die durch den Vertrag geforderte Abtretung von Territorien in Luxemburg und Limburg protestirte." ꝛc. . . . . . „Man hat die Haltung der Regierung, diesen Manifestationen gegenüber, oft getadelt," ꝛc. . . . . . „Diese Vorwürfe beruhen auf einer ungenauen Würdigung der wahren thatsächlichen Lage" ꝛc. . . . . „es war für die Belgische Regierung fast unmöglich anders zu handeln, als sie gehandelt hat. Die Erklärung des Königs Wilhelm in Betreff der Annahme der 24 Artikel ist vom 14. März 1838. Als sie in London anlangte, konnten sich die Vertreter der Mächte zuerst nicht über das einzuschlagende Verfahren einigen; der Englische Bevollmächtigte wurde angewiesen, dem Holländischen einfach den Empfang der Note zu bescheinigen; die Vertreter von Oesterreich, Preußen und Rußland mußten die Instruktionen ihrer Kabinette einholen. Monate vergingen, ehe die Conferenz zusammentrat, und erst im August konnten die eigentlichen Verhandlungen beginnen. Während dieser ganzen Zeit blieb die Frage vollkommen unentschieden in der Schwebe." ꝛc. . . . . „Die Belgische Regierung hatte hinreichende Ursache, sich auf große Schwierigkeiten gefaßt zu machen, sie mochte den ungünstigen Eindruck, den die Manifestationen des Landes auf die Großmächte hervorbrachten, wahrnehmen; eine offizielle Veranlassung zu glauben, daß alle ihre Bemühungen vergeblich sein, alle ihre Remonstrationen in Bezug auf die Territorialfrage zurückgewiesen werden würden, hatte sie nicht. Ja es gab Augenblicke, wo es ungewiß scheinen konnte, ob die Politik der Mächte eine einstimmige sein würde.

Während dieser Zeit, wo allen Möglichkeiten Thür und Thor offen standen, begann jene Bewegung im Lande selbst" ꝛc. . . . . . . „und stei-

Nothwendigkeit sei, daß auch Frankreich, und besonders Louis Philipp sie lebhaft wünsche. Enfin. — Die Diplomatie im Haag glaubt, daß Alles vor Ablauf des Jahres abgethan sein werde; zum Ueberfluß füge ich bei: Videbimus infra.

---

gerte sich bald zu einer Höhe, die es der Regierung nicht erlaubte, sie ohne große Gefahr zu unterdrücken, wozu ihr ohnehin die gesetzlichen Mittel fehlten. Wenn sie auch bedauern mochte, daß man zu weit ging," . . . . . . „so mußte sie doch die Motive, die der Bewegung zu Grunde lagen, als gerecht anerkennen, und konnte sich in keiner Weise der Vertheidigung einer so durchaus nationalen Sache entziehen. Ihre Aufgabe war zur Mäßigung" ꝛc. . . . . „und zum Vertrauen . . . zu ermahnen, und alle ihre Sorgfalt auf die Führung der Unterhandlungen in London und bei den einzelnen Kabineten zu verwenden. Das that der König selbst mit allem Nachdruck." ꝛc. . . . . „Selbst nach ihrem Zusammentritt blieb die Conferenz noch eine geraume Zeit, ohne der Frage irgend eine entscheidende Wendung zu geben, vor der die Ansprüche Belgiens" (!!) „sich hätten beugen müssen." . . . . „So lange der entscheidende Schiedsrichterspruch der Conferenz nicht vorlag, war, das wird niemand läugnen können, die nationale Politik, mit äußerster Beharrlichkeit und unerschüttertem Muth, das was Belgien für sein Recht hielt, zu vertheidigen. Der König war dem Lande schuldig, bis an die äußerste Gränze des diplomatischen Widerstandes zu gehen, nichts unversucht zu lassen, jedes Mittel, um den Verlust der Territorien abzuwenden, zu erschöpfen. Und daß er diese Pflicht" ꝛc. . . . . „redlich, mit Hingabe und Aufopferung erfüllt hat, das bezeugen die Thatsachen. Der Endspruch der Conferenz erfolgte erst im December 1838, und erst am 22. Januar 1839 wurde das Protokoll, das ihn enthielt, durch die Unterzeichnung Frankreichs, vollgültiges Ultimatum. Alle Reclamationen Belgiens gegen die Abtretung der Territorien waren zurückgewiesen, aber die pecuniären Leistungen an Holland, die die 24 Artikel ihm auferlegten, von 8,400,000 Gulden, auf 5,000,000 Gulden jährlich herabgesetzt, und das Land von jeder Verpflichtung zu Rückstandszahlungen entbunden. Jetzt erst änderte sich die Lage der Regierung; wie früher der Widerstand, so wurde nun die Annahme des Schiedsrichterspruchs nationale Politik, Pflicht gegen das Land und Pflicht gegen Europa. Zur Erfüllung dieser Pflicht gehörte ein größerer Muth, als man im Auslande glauben mochte." ꝛc. . . . „Aber auch diese Schwierigkeiten wurden überwunden und Belgien, die Früchte der Weisheit seines Fürsten erntend, trat in die Reihe der definitiv constituirten Staaten Europa's." ꝛc. . . . . . .

Aus dieser Darstellung des diplomatischen Verlaufs, zusammengehalten mit den Berichten und Urtheilen meines Bruders, ergiebt sich Folgendes:

1) Die Ausführung in der angeführten Schrift, insofern sie darauf gerichtet ist nachzuweisen, daß das durch die Convention vom 21. Mai 1833

In Amsterdam habe ich den 13. Theil der Mémoires d'un homme d'état gekauft, weil ich wußte, daß von Ihnen darin die Rede ist. Sie können mit dem Tadel ganz zufrieden sein, und es ist gut, daß die Energie, mit welcher Sie damals aufgetreten sind, im Publikum ohne Ihr Zuthun bekannt wird.

---

geregelte Provisorium, bei seiner sechsjährigen Dauer, Belgien zum größeren Vortheil gereicht habe, ist unbestritten. Dieses Resultat aber, in seiner vielseitigen Ausdehnung, in der es erreicht wurde, war von keiner menschlichen Weisheit vorzusehen. Wie oft der Ausbruch eines Europäischen Krieges während der Dauer des Provisoriums die größere Wahrscheinlichkeit für sich hatte, — eine Wahrscheinlichkeit, auf deren Eintreten die Oranisch-Holländische Politik zählte und sich stützte, das wird in jener Schrift selbst zugestanden; und das von meinem Bruder angeführte Wort des „Temps" bleibt wahr: „Ce qui est impossible dans une pareille situation, c'est de prévoir et de prédire les évènements." Wäre der Europäische Krieg während des Provisoriums ausgebrochen, so blieben die Chancen Hollands, bis zur endlichen Entscheidung durch das Glück der Waffen, und bis zum Frieden, die günstigeren. Man wendet zwar ein, daß auch die Existenz des als selbstständig, völkerrechtlich anerkannten Belgiens, im Fall des Kriegs, und zwar leichter wie die Hollands, in Frage gestellt werden könnte; aber erworbenes Recht bleibt doch immer ein Recht und hat, bei tapferer und energischer Vertheidigung, selbst im Falle des größeren Glücks des Feindes, in den Waffen, eine bessere Hoffnung beim Friedensschluß geachtet zu werden.

2) Daß das Königthum in Belgien vor dem endlichen Friedensschluß die innere Agitation gegen die damals noch von einem Theil der Conferenzmitglieder ihm angemuthete Annahme der 24 Artikel gewähren ließ und diese zum Vortheil Belgiens ausnützte, das brauchte weder so, wie geschehen, entschuldigt noch beschönigt zu werden. Aehnliches hat das Königthum in Holland vor dem 10tägigen Feldzuge 1831 und während des ganzen Scheidungsprozesses gethan und zu thun versucht. Nachdem aber schon durch das Provisorium vom 21. Mai 1833 einer der Hauptpunkte, weßhalb der Widerstand gegen die 24 Artikel in Holland früher populär gewesen war — die dem Holländischen Interesse zuwider darin stipulirte freie Schelde-Schifffahrt, — Holländischer Seits wenigstens provisorisch seit 6 Jahren schon nachgegeben war, so hatte man damit der Energie des Widerstandes in Holland die Spitze abgebrochen und die starke Agitation in Belgien fand in Holland kein Gegengewicht mehr. Diese Stimmung der Abspannung und der allmählig gesteigerten Unzufriedenheit mit der Verzögerungspolitik des Königs Wilhelm, die in den Briefen meines Bruders berichtet wird und sich abspiegelt, verschaffte der wohlunterstützten Belgischen Agitation im entscheidenden Augenblick den Sieg.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 29. April 1838.

Sie nennen die in London abgegebene Niederländische Erklärung in Hinsicht auf Ihre früheren Vorschläge einen Fehler; doch gebe ich Ihnen zu bedenken, daß dieser Schritt nicht ganz willkührlich war, sondern daß der Entschluß gefaßt wurde wegen der Wendung, welche die Discussion des außerordentlichen Budgets in den Generalstaaten genommen hatte, und weil eine Verwerfung befürchtet wurde. Dieser Verlegenheit konnte man nur so entgehen. Hier wird die Beendigung der Belgischen Händel von der öffentlichen Meinung lebhaft gefordert; der finanzielle Zustand scheint sie nothwendig zu machen, und die Aussicht auf große politische Verwickelungen

---

3) Gerade während des Provisoriums machte sich das Uebergewicht geltend, welches König Leopolds persönliche Verbindungen, seine Kunst und Takt, mit den großen Kabinetten zu verkehren, ihm vor König Wilhelm verlieh, der, was mein Bruder (B. II. Seite 28) hervorhebt, „bei so vielen Gelegenheiten die Rücksichten aus den Augen gesetzt hatte, welche er gegen Mächte hätte beobachten sollen, denen er viel verdankte, und deren Schutz er in schwierigen Verwickelungen nicht entbehren konnte.“ Das am wenigsten Wahre, was der Verfasser der Schrift: „das Königthum in Belgien“ Seite 3, — bei der summarischen Zusammenfassung der Verdienste des Königthums um Belgien, gesagt hat, ist daher die Behauptung — — „Belgien . . . . hat, mit den Waffen in der Hand um seine Existenz gerungen, dann Jahre lang den schwierigeren Kampf mit der Diplomatie gekämpft.“ — — — Dieser Kampf war für Belgien, eben durch sein Königthum, der relativ leichtere gewesen, und wohl nur die Intervention der westmächtlichen Diplomatie, unterstützt durch ein Französisches Heer und eine Englische Flotte, zu Gunsten Belgiens und des eben durch sie zur Anerkennung gebrachten und eingesetzten Königs Leopold, hat die Oranische Restauration nach dem für Belgien so unglücklichen, für Holland so rühmlichen, zehntägigen Feldzuge von 1831 abgewendet. Frankreich hatte Belgiens Sache, vielmehr einstweilen die Sache der Trennung der vereinigt gewesenen Niederlande, zu der seinigen gemacht, und seine Heere gerüstet; England fand in der Unterstützung des Königs Leopold die Ermäßigung der Französischen Aggressiv-Politik, der es im Interesse der westlichen Allianz gegen den nordischen, grundsätzlichen Absolutismus, die Concession der Theilung der Niederlande zu machen für nützlich erachtete; Oesterreich und Preußen wollten bei der Stimmung der Völker Europa's den Frieden um jeden Preis erhalten, und der Czar von Rußland war — weit. In dieser Conjunctur lag die Garantie für den Erfolg der Belgischen Revolution.

in Europa, welche der Sache eine andere Wendung hätten geben können, ist so sehr geschwunden, daß sie selbst nicht mehr zum Vorwand der Zögerung dienen kann. Die großen Mächte wünschen eben so sehr die Beendigung, und werden Mittel finden, die übertriebenen Forderungen und den Widerstand der Belgier zu beseitigen*). Louis Philipp und Leopold sehnen sich nach Legtimität; wenigstens nach einer legitimatio per rescripum principium.

Die größte Schwierigkeit sehe ich in der Luxemburgischen Angelegenheit und den Ansprüchen des deutschen Bundes. Das jugement de Salomon, wodurch Luxemburg in zwei Hälften getheilt werden soll, ist mir immer als eine Schande und dazu noch als eine wahre Absurdität erschienen. Die Hälfte, welche dem König zufallen soll, eingeklammert zwischen Belgien, Frankreich und Preußen, von Zolllinien umringt, ohne innere Ressourcen, würde für den König eine drückende Last sein, und könnte höchstens als eine pierre d'attente betrachtet werden, die eine Wiederverbindung mit Belgien vorbereiten und in Aussicht stellen soll. Das Natürlichste scheint mir, Luxemburg abzutreten und eine volle Entschädigung mit Contiguität in Limburg und dem an Nordbrabant gränzenden Theil von Belgien zu erlangen. Ich glaube also allerdings, daß die 24 Artikel in dieser Beziehung Modificationen erleiden werden, obgleich die Niederländische Erklärung lautet, man wolle diese 24 Artikel, und sich auf keine weiteren Modificationen einlassen. Diese Erklärung war gewiß klug; weil man vorhersehen konnte, daß Vorschläge zu Modificationen nicht ausbleiben würden. Man kann nun die Nachgiebigkeit höher anschlagen und theurer bezahlen lassen. Es ist also so Viel noch nicht nachgegeben. Die drei Hauptrubriken der 24 Artikel sind: Grenzen, Finanzen, Schifffahrt und Communicationen. Dieser dritte Punkt ist in Holland Lebensfrage; in keinem ist die Nation empfindlicher. Man fürchtet sich vor der Erörterung derselben, da man wohl weiß, daß Belgien hierbei nicht der einzige Gegner ist. Es handelt sich dabei haupt-

*) Siehe vorstehende Note.

sächlich um die freie Communication zwischen Antwerpen und dem Rhein durch die Ooster-Schelde. Die Concurrenz Antwerpens ist für den Holländischen Handel gefährlich, und dieser Punkt allein könnte, so sehr übrigens der Abschluß des Belgischen Streits gewünscht wird, doch das Nichtannehmen in den Augen des Handelsstandes rechtfertigen und populär machen*). Bei der Luxemburgischen Frage ist das Volk hier ganz gleichgültig.

Da Sie wahrscheinlich schon geantwortet haben, so bin ich sehr begierig zu erfahren, welche Wendung Sie Ihrer Antwort gegeben haben, und wie dieselbe aufgenommen worden ist. Dabei erlaube ich mir eine Bemerkung: der Charakter, die Wünsche und Interessen der Holländer sind in so schwierigen Verhältnissen sehr zu berücksichtigen, wenn man eine Ausgleichung beabsichtigt. Der König hat im höchsten Grade das Talent diese Nation zu beurtheilen und zu behandeln; Ihnen ist sie in ihren Eigenthümlichkeiten weniger bekannt und Sie könnten dadurch verleitet werden, die Interessen der Kabinette vorzugsweise zu berücksichtigen. Hören Sie mich ein wenig und fragen Sie mich über einzelne Punkte, ehe Sie wieder nach dem Haag schreiben. Ich habe nicht die lächerliche Prätension, Sie über politische Fragen belehren zu wollen, aber das hiesige Terrain, und was darauf anwendbar ist, kenne ich natürlich besser als Sie.

Leben Sie wohl, bester Vater; meine herzlichen Grüße an alle lieben Hornauer. Möge Ihnen der Mai und sein frisches Grün zulächeln.

Fritz an Max.

Bortel, den 29. April 1838.

Ich will nicht zögern Deine beiden Briefe zu beantworten, lieber Max. .... Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich die Wichtigkeit der Kölnischen Händel verkenne. Die politische Wichtigkeit und alles was sich praktisch daran knüpft, sehe ich sehr wohl ein; nur kann ich der Frage kein theoretisches In-

*) Siehe die letzte Note.

teresse abgewinnen; — es ist der alte Streit zwischen Staat und Kirche, über den man nichts Neues sagen kann, und wo der Rationalismus des Staatsrechts dem Supernaturalismus der Dogmatik stets feindlich gegenübersteht.

Ich kann dabei nur wiederholen, was Du mir einmal in mein militärisches Notizbuch eingeschrieben hast: I cannot fight upon this argument, it is too starved for me. Bei solchem Widerstreit der Principien muß der Stärkste siegen oder der Klügste nachgeben, und Preußen wird wohl klug sein. Es ist mir lieb von Dir zu hören, daß Deine Stellung in dieser Beziehung leichter geworden ist, und ich bitte Dich inständig, Dich in diese Sache nicht tiefer einzulassen als geschehen muß, um nicht charakterlos dazustehen.

Ich danke für die Büchersendung. Die Cotta'sche Vierteljahrsschrift habe ich zum Theil schon gelesen; sie scheint das geben zu wollen, was jeder Gebildete von den Wissenschaften, die nicht sein Fach sind, zur Uebersicht etwa nöthig hat. Der Aufsatz von Warnkönig über die literarischen Zustände Belgiens scheint mir sehr unparteiisch und treffend. Auf dem Umschlag der Hallischen Jahrbücher habe ich Deinen Namen unter den Mitarbeitern verzeichnet gesehen. Ist das bloßer Luxus, oder hast Du die Absicht? In den ersten Blättern erscheint viel Hegel'sche Philosophie; wird das der durchgehende Charakter der Zeitschrift werden? Die Form der fliegenden Blätter und die Unterbrechung der Artikel gefällt mir nicht; bei wissenschaftlicher Lectüre stört das. —

In den hiesigen Verhältnissen glaube ich jetzt an ein Resultat der Verhandlungen: 1) weil ein solches von der öffentlichen Meinung hier zu lebhaft gewünscht wird, als daß man zurück könnte. 2) weil die großen Mächte die Beendigung des Streits im Interesse des Friedens und der Ruhe in Europa eben so sehr wünschen, und die übertriebenen Ansprüche der Belgier gewiß ab und zur Ruhe verweisen werden.

Lebe wohl und gieb mir bald gute Nachrichten, wie es Dir und den Deinigen geht, was Du im künftigen Semester vorzutragen gedenkst, und mit welcher Aussicht; und wenn Du

es für gerathen hält, schicke mir einmal wieder eine Statistik der Geister und ihrer Tendenzen in Deinen Umgebungen. Einer Deiner vorigen Briefe war in dieser Beziehung sehr interessant. —

Fritz an Max.

Bortel, den 14. Mai 1838.

Bester Max. In den ersten Jahren des männlichen Alters sind Dir schwere Prüfungen beschieden [der Tod des ältesten Söhnchens], ich hoffe die Zukunft wird dafür Ersatz leisten. Die Nähe eines theilnehmenden Freundes ist ein Trost, und auch das beruhigt mich, daß Franzina wieder ihre Standhaftigkeit bewiesen hat. Aus Hornau höre ich zu meiner Freude, daß Heinrich nun bei Dir ist. Sein Umgang und seine brüderliche Theilnahme ist in diesen Tagen des Kummers gewiß die größte Wohlthat für Dich gewesen; denn er hat auch den Schmerz des Verlustes getragen und versteht und spricht die Sprache des Herzens. Lasse mich nur nicht lange ohne Nachrichten. Sage Heinrich, wenn er noch bei Dir ist, daß ich mich freue, auch ihn bald wiederzusehen und mich zu überzeugen, wie Monsheim unter seiner Hand aufblühe.

In der Verwendung meines Urlaubs will ich mich gerne von Euch Brüdern leiten lassen. Ich hatte eine Reise nach der Schweiz im Sinne und rechnete auf des Moritz Begleitung, was nun durch seine Verheirathung wohl unterbleiben wird. Mich sprechen die Naturschönheiten, die historischen Erinnerungen und die politischen Zustände gleich sehr an. Ungern reise ich allein.

Vater an Fritz.

Hornau, den 6. Mai 1838.

... Wie magst Du meinen Nekrolog von Graf Reinhard in der Allgemeinen Zeitung aufgenommen haben? Du bist des Vaters geborner Kritikus und hast in Dir ein Ideal von Bescheidenheit, das noch zur Zeit auf Dich paßt; auf mich gar nicht. Schon wer Resultate denkt und ausspricht, hat a priori aller Bescheidenheit entsagt; er spricht überall verbis impera-

tivis: „so ist es.“ Von diesem aigre-doux komme ich zum ganz süßen, zu Deinem Constantia-Wein; 6 Flaschen sind noch da, die wohl die Hochzeit verschlucken wird. Indeß werde ich im Sommer mehr Ziegenmilch als süßen Wein trinken. Ich werde nicht jünger, aber vivat der Mai! und Lebe wohl!

Fritz an den Vater.

Bortel, den 20. Mai 1838.

Heute nur wenige Zeilen, bester Vater, da ich viel zu thun und wenig zu sagen habe. Ich soll morgen einem Examen präsidiren von jungen Generalstabsofficiren. Die armen Patienten fürchten sich ungeheuer, obgleich ich mein Möglichstes gethan habe, sie im Voraus zu beruhigen. Ein guter Arm und gute Beine sind in unserem Handwerk eben so viel werth als ein guter Kopf.

Ihr Lebewohl an Reinhard habe ich mit Vergnügen und Interesse gelesen, und zu Ehren der Göttinger will ich das übertriebene Lob zweier anderer Personen, wovon die eine ein bischen lächerlich und die andere ein bischen falsch ist, nicht bekritteln. Sie haben oft Nebenabsichten und mancherlei Zwecke, ich gehe aber auf meinen Zweck los, wie die Kanonenkugel auf ihr Ziel.

Von hier nicht viel Neues; es bestätigt sich von allen Seiten, daß man sich in den Unterhandlungen an die 24 Artikel hält, weil sonst des Negociirens kein Ende wäre. Wahrscheinlich wird also der politische Zustand geändert sein, wenn ich nach meinem Urlaub in 3 Monaten das Land wieder betrete. Ich möchte gern einen größeren Ausflug machen; die Schweiz lockt mich am meisten; aber da Moritz faux bond macht und andere Berge zu ersteigen hat als die Alpen, so fehlt der Reisegefährte. Gegen den Namen „zweiter Semilasso“, den Sie mir bei solchem Anlaß octroyiren wollen, protestire ich; ich mache Anspruch auf den Tutolasso, die Müdigkeit drückt auf die Schwungfedern wie auf die Schreibfedern.

Von Bortel nehme ich vielleicht für immer Abschied. In diesem Bortel und Eindhoven habe ich nun beinahe 8 Jahre

meines Lebens zugebracht; es ist keine Kleinigkeit und nicht zu verwundern, wenn man dabei ein wenig stumpf geworden ist.

Aber der gehoffte Abschied von Bortel sollte noch immer nicht in Erfüllung gehen und nach mehrmonatlichem Urlaub, den Fritz bei Aeltern und Brüdern verlebt hatte, kehrte er dahin zurück.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 5. October 1838.

Bester Vater, gleich bei meiner Ankunft fand ich Ihre gütigen Zeilen; dieser herzliche Nachruf that mir um so mehr wohl, da der Willkomm hier nicht sehr aufheiternd war. Alle Freunde und Bekannte sind ausgeflogen; die Batterie, mit der ich 8 Jahre gelebt, geplaudert und gespielt habe, ist in Harlem, so daß ich mit dem Adjudanten des Herzogs allein übrig geblieben bin. Die Erinnerung an die drei so heiter verlebten Monate wird mich noch lange angenehm beschäftigen. Meine Gedanken sind sehr, sehr oft in dem lieben Hornau, in dem Familienkreis, der vielleicht nie mehr so zahlreich dort vereinigt wird.

Ich grüße Alle und besonders die gute Mutter. Ich habe von Niemand Abschied genommen, weil ich das hasse; aber Dank will ich sagen für so viele Liebe und Güte, Jedermann, und vor Allen — den theueren Eltern.

Fritz an Max.

Bortel, den 16. October 1838.

Ich will keine Zeit verlieren, Dich wieder in Bonn zu begrüßen. Der Aufenthalt in Bortel macht sich erträglicher als ich gedacht hatte; beim 17. Regiment sind artige Officiere.

Die Eröffnungsrede der Generalstaaten hast Du gelesen; auch diesmal soll, scheint es, ein definitives Abkommen mit Belgien nicht erfolgen. Alle Nüancen von Meinungen fangen an, sich dessen zu getrösten, weil sie sich in der Ansicht vereinigen, daß man ihnen, als Nation, Unrecht thun will.

Mit den Büchersendungen bleibt es beim alten, d. h., die Fortsetzungen der Naturgeschichte, Vierteljahrsschrift und Hallischen Literaturzeitung; für erst nichts anderes, es müßte denn irgend ein Löwe in den literarischen Thiergarten eingedrungen sein. Doch verschaffe mir die „Instruction zum Reitunterricht für die königlich Preußische Cavallerie, 2 Theile;" sie ist aber nicht im Buchhandel. Erhalte Dich gesund und heiter.

Fritz an Max.

Bortel, den 28. October 1838.

Dein Päckchen habe ich gestern erhalten und danke Dir für den Grundriß Deiner Vorlesungen über Politik, der mir sehr gefällt. Nur einige Bemerkungen, nicht über die Sachen, sondern über den Ausdruck: rc. rc. rc. Doch glaube nicht, daß ich solchen Wortklaubereien Wichtigkeit beilege; Deine Eintheilung scheint mir erschöpfend und passend. Ich hatte dem Vater vorgeschlagen Dir seine „Kritik des Völkerrechts" zur Durchsicht zu übergeben; die Absicht könne nicht sein, Deine Gedanken und Ansichten den seinigen zu substituiren; er möge Dir nur ein wenig freie Hand lassen, Einiges im Ausdruck zu ändern, und Anderes wegzulassen. Was diesen letzteren Punkt betreffe, so urtheile darüber ein Dritter gewöhnlich richtiger, als der Autor, wenn auch die Superiorität des Letzteren noch so groß wäre. Ich glaube das auf eine Art gesagt zu haben, die den Vater nicht kränken kann. Ich sehe nun, daß er es nicht gerne thut, und will nicht in ihn dringen, um ihn nicht ungeduldig zu machen. Er hat seine Gegengründe numerirt, ich habe aber wenig Respect vor den numerirten Gründen, weil dabei gewöhnlich der Hauptgrund in petto bleibt und nicht erwähnt wird. Dieser mag hier die Besorgniß sein, daß Eigenheiten und Manieren, in denen er sich gefällt, nicht durchgehen möchten. Doch ist es auch möglich, daß der Vater Dich nicht compromittiren will. Schade bleibt es, denn mit der Ueberlassung des Völkerrechts hätte er Dir einen Dienst erzeigt; mit der Durchsicht der Nationalgeschichte, die er wünscht, erzeigest Du ihm einen Dienst, und auch ich bin Dir dafür dankbar.

Forstner hat ein zweites Töchterchen, das gerade auf meinen Geburtstag geboren ist, am 24. d. M.; er schreibt mir oft und immer sehr freundschaftlich.

Schwerlich geht das Jahr vorüber, ohne daß ich Neues zu melden habe.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 30. October 1838.

Zuerst also Ihre Frage, bester Vater, wegen Annahme von Fremdlingen im hiesigen Militärdienst ꝛc. ... Ein zweiter Punkt Ihrer Correspondenz betrifft das Völkerrecht und meinen Vorschlag in Beziehung auf Max. Ihre numerirten Gründe überzeugen mich nicht; denn:

1) „Ich bin nicht fertig.“ — Was hindert Sie, erst fertig zu machen?

2) „Die Umstände können sich ändern.“ — Wann und wo ist das nicht der Fall?

3) „Max braucht Zeit.“ — Er würde die Zeit benutzen, die Sie auch noch brauchen.

4) „Es kann in Bonn nicht gedruckt werden.“ — Auch nicht in Hornau. —

Doch der einzige Grund, den Sie nicht numerirt haben, daß es Ihnen unbequem und unangenehm ist, reicht hin um nicht darauf zurück zu kommen. —

Das gleichzeitige Eröffnen so vieler Parlamente und Stände, verbunden mit den wichtigen Fragen, welche dabei zur Sprache kommen werden, wird diesen Winter wohl mehr Leben in die Zeitungen und in die Welt bringen, als bisher darin war. In der Schweiz erwarte ich keinen Choc; es wäre zu lächerlich bei so geringfügiger Veranlassung und so ungleichen Kräften. Aber der Orient ist jetzt die Weltgegend, wohin die Politiker noch eifriger schauen, als die Freimaurer. Den letzten Nachrichten zufolge ist es kaum denkbar, daß die Verwicklung friedlich gelöst werde; das wird vielleicht unsre Lösung hier beschleunigen; denn unsere Lage würde sich durch einen großen Europäischen Krieg schwerlich verbessern. Doch weiß ich nicht, ob diese Ueberzeugung überall durchgedrungen ist; ich

höre nur, daß selbst Mitglieder der Generalstaaten eine Krisis provocirt zu sehen wünschen, um zu Ende zu gelangen, für den Fall, daß die Conferenz dies nicht überflüssig macht.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 2. December 1838.

Der Herzog ist endlich nun hier, und hat mir aus dem Haag die Versicherung gebracht, daß die Veränderung meiner Dienstverhältnisse beschlossen ist; eine mögliche Verzögerung von noch einigen Monaten kann in den politischen Verhältnissen liegen. Der Herzog hat es ganz gut aufgenommen, da er weiß, daß keine Art von Unzufriedenheit, sondern nur die Rücksicht auf meine spätere Carriere mich zu der Bitte bewogen hat, zur Cavallerie versetzt zu werden. Der Herzog, der gerne erzählt, läßt es an interessanten Mittheilungen über Alles, was er gesehen und erfahren hat, nicht fehlen; und da er sich mit allen Klassen von Menschen en rapport setzt, sieht und hört er mehr als andere Prinzen. In Zukunft werde ich meine Correspondenz mit seinen Federn schmücken.

Max hat mir ganz zufrieden aus Bonn geschrieben; sein Auditorium ist nicht sehr zahlreich, aber er ist sehr bescheiden in seinen Ansprüchen. Die Kölner Angelegenheiten scheinen die Gemüther dort noch sehr zu beschäftigen.

Ueber unsere Londoner Verhandlungen weiß ich nichts zu sagen; es könnte allenfalls noch zu kriegerischen Demonstrationen kommen, da den Franzosen ihr Drohen und die Marschfertigkeit ihrer Armée du Nord bisher so gut zu statten gekommen ist; schwerlich aber werden sie die Absicht haben, es auf einen Krieg mit den Deutschen Mächten ankommen zu lassen.

Leben Sie wohl, lieber Vater, schreiben Sie mir recht oft, da Ihnen Darmstadt ja mancherlei Stoff zu geben pflegt. Hier ist meine Lebensart einstweilen noch die alte einförmige. Neben den Cavallerie-Reglements beschäftige ich mich doch auch mit andern Dingen.

Wenn Sie an Heinrich schreiben, bitte ich ihn herzlich zu grüßen; obgleich wir uns nicht schreiben, denke ich doch sehr oft an ihn.

Fritz an Max.

Bortel, den 2. December 1838.

Der Herzog hat meine Demarche und ihren bevorstehenden Erfolg äußerlich gut aufgenommen; aber es ist aus mehr als einem Grunde Zeit, daß wir uns trennen. Während der militärischen Activität passen wir ganz gut zu einander; nachdem diese aufgehört hat, tritt die incompatibilité d'humeur immer mehr hervor. Ich wiederhole aber, daß ich mir alle Mühe gebe, um die letzten Monate, die wir zusammen zuzubringen haben, auf dem besten Fuße mit ihm zu sein; nur kann ich freilich die Liebenswürdigkeit nicht so aus dem Aermel schütteln als ich gerne möchte. Sein Sohn Eduard ist jetzt hier, ein sehr aufgeweckter Junge; schon ganz Engländer in Ansichten und Manieren.

Der Vater schreibt mir oft; er scheint in Darmstadt zufrieden; seine Rede wirst Du gelesen haben. Gegen die Tendenz läßt sich nichts Wesentliches einwenden. Jede Bemühung die Schwachheiten des Alters dem Publikum zu verbergen, wäre vergeblich. Wer dem Vater diese politische Thätigkeit verleiden wollte, würde ihm die Freude und Lust am Leben nehmen.

So lange er lebt, wird er schreiben und öffentlich reden wollen. Aber unbegreiflich und mehr als empfindlich ist es mir, wie der Mann, der in so vielen Beziehungen die volle Kraft des Geistes und ein so richtiges Urtheil hat, durch zu vieles Becomplimentiren nach Rechts und nach Links seinem so wohlverdienten Ansehen schaden mag. —

Es freut mich, daß Du Dich an die neuere Geschichte wagst und Heeren zum Leitfaden nimmst. Aber Du wirst die Hände voll zu thun haben, besonders wenn Du noch zwei oder drei Collegien dabei lesen willst. Das ist zu viel und wird Dich zu sehr angreifen. Für das Zeitalter Ludwigs XIV. empfehle ich Dir die Mémoires de St. Simon; lasse Dich durch die ungeheure Bändezahl nicht abschrecken; es liest sich schnell, da man die Hälfte überschlagen kann, und man sieht dabei dem Schauspiel des französischen Hofs hinter den Coulissen zu; alle Charaktere sind darin geschildert. Wenn Du

Dir die Memoiren von Marlborough, die in England erschienen sind, nicht verschaffen kannst, so empfehle ich Dir ein Leben Marlborough's, das unter Napoleon in Paris herausgegeben worden ist; zwei Theile in 8. Es ist zwar größtentheils, aber doch nicht blos Kriegsgeschichte, und sehr gut geschrieben. Auf die Details der Kriegsgeschichte wirst Du Dich freilich nicht einlassen können.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 11. December 1838.

Aus allen Ihren Briefen spricht eine heitere Stimmung, und auch mit Ihrer Gesundheit scheinen Sie zufrieden; wenigstens der Geist fühlt die Last der Jahre nicht. Ihre Rede habe ich in der Allgemeinen Zeitung gelesen; mit der Tendenz bin ich einverstanden, die vielen Complimente hätte ich weggewünscht.

Ich sitze hier wie auf einem glühenden Rost, in Erwartung der Veränderung, welche mir bevorsteht. Meine Geduld hat seit 8 Jahren ritterlich manche Probe bestanden, aber die höchste Stufe der Vollkommenheit hat sie nicht erreicht. In dieser Stimmung bin ich zu solider Arbeit nicht aufgelegt und kann den gewünschten Beitrag zu Ihrer „Kritik des Völkerrechts" nicht liefern, der mir zu einer andern Zeit eine Freude gewesen wäre. Der Titel der Generalstaaten ist: Edelmogende Heeren (Nobles et puissans Seigneurs); Sie werden mir aber einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie den Gedanken der Widmung Ihres Völkerrechts an die Generalstaaten fallen lassen, weil ich die Ueberzeugung habe, daß es Ihnen an gewissem Ort nicht gut aufgenommen wird. Solche Widmungen sind ja doch nur Visitenkarten, und wenn man einmal Visiten macht, muß man Niemanden vorbeigehen.

Man glaubt jetzt hier allgemein an ein nahes Ende der Belgischen Händel. Ich meinerseits glaube daran, nicht weil man will, sondern weil man muß. Trotz aller Rüstungen in Belgien, verhalten wir uns ruhig und lassen keinen Mann marschiren, da die Mächte den Frieden wollen und deßhalb dafür

sorgen werden, daß weder den Belgiern, noch uns Raum zu Seitensprüngen gelassen werde.

Es freut mich, daß Sie die du Thil'sche Antwort auf den Glaubrechtschen Antrag in der Hannoverschen Sache nicht so hingehen lassen wollen. Die Antwort ist auch durchaus im Widerspruch mit Ihren Ansichten über den Bund und die Wechselwirkung zwischen den Staaten-Verfassungen und dem Bundessystem.

Sie fragen mich, bester Vater, um meine Meinung über den Wunsch Toni's [des Schwiegersohns Breidbach] dereinst Hornau zu besitzen; dabei sagen Sie, es sei Ihnen leid, daß Sie nach der Regeldetri nicht freigebiger gegen mich sein könnten. Mir aber ist es leid, daß Sie nur daran denken. In meiner Lage und für meine Bedürfnisse habe ich mehr als genug, und ich würde mich schämen, wenn ich nicht auch für Andere etwas übrig hätte. Nun zur Beantwortung Ihrer Frage.

Seien Sie überzeugt, bester Vater, daß ich immer Alles billigen werde, was Sie in Beziehung auf Ihr Vermögen festzusetzen für gut finden. Ich werde besonders gern das Meinige beitragen, damit Heinrich dereinst im Besitz von Monsheim bleiben kann, wenn es nur irgend möglich ist. Ebenso wünschte ich, daß Hornau in der Familie bleibe. Für Toni scheint es mir unzureichend, wie Sie sich auch selbst darüber aussprechen. Hornau hätte ich eigentlich dem Max zugedacht, weil seine Verhältnisse ihm wohl am ersten erlauben es zu behalten. Auf mich müssen Sie am wenigsten Rücksicht nehmen; für mich ist gesorgt. Ich selbst denke aber am meisten an Heinrich, weil er mehr als einer von uns Charakter, Muth und hohe Gesinnung gezeigt hat. Mein sehnlichster Wunsch ist daher, ihm den Besitz von Monsheim zu erleichtern, und ich werde wenigstens das meinige beitragen, es möglich zu machen.

Leben Sie wohl, bester Vater, fast habe ich schon wieder das Heimweh nach Hornau.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 30. December 1838.

Ihren Brief vom 26. beeile ich mich noch in dem alten Jahr ad articulos zu beantworten, und zugleich zum neuen Jahr zu gratuliren. Sie haben in meinem vorigen Briefe etwas Düsteres, Trübes gefunden, und überhaupt glaube ich, daß Sie schon seit längerer Zeit bei mir eine Verstimmung voraussetzen, die gar nicht existirt, und wozu alle Veranlassung fehlt. Ich bin gesund, in meinen Dienstverhältnissen considerirt, und finanziell in ganz günstiger Lage; woher sollte also der Trübsinn kommen? Daß ich seit 8 Jahren unthätig und ohne geistige Anregung in einem langweiligen Dorfe leben muß, ist nicht angenehm und macht mich allerdings manchmal ungeduldig, weil es mich hindert in Beziehung auf manche Einrichtungen und Beschäftigungen einen Entschluß zu fassen; aber dem größten Theil meiner Kameraden geht es nicht besser, und das Ende dieses Zustandes ist gewiß sehr nahe. Meine Erwartungen sind noch ganz dieselben, und ich habe keinen Grund anzunehmen, daß die Absichten sich geändert haben. Die Zögerung, die Langsamkeit, muß ich zum Theil der politischen Lage, zum Theil dem Charakter der Personen zuschreiben.

Herzog Bernhard hat in Rußland viel gesehen und erzählt gern. Ich schließe nach Allem, daß man sich auf einen Krieg mit England allmählig vorbereitet, und daß man dazu gerüstet sein will; keineswegs aber, daß man ihn suche. Die Russische Marine hat noch nicht nachhaltige Ressourcen genug um diesen Kampf auf die Dauer bestehen zu können.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 6. Januar 1839.

Endlich, bester Vater, ist die so lange erwartete Entscheidung gekommen. Am 3. Januar hat bei der Armee eine große Beförderung stattgefunden, und bei dieser Gelegenheit bin ich in meinem Rang und meiner Anciennetät zur Cavallerie versetzt worden. Dem zu Folge bin ich der älteste Obristlieutenant bei dieser Waffe. Ich komme zum Dragoner-Regiment

Nr. 5, das ich gewählt haben würde, wenn mir die Wahl freigestanden hätte. Dieses Regiment hat einen sehr guten Ruf und einen vortrefflichen Chef, den Obersten Grafen Dumonceau, der aber, wie man sagt, bald eine Brigade erhalten wird. In diesem Falle würde ich wohl das Regiment bekommen; es kann aber wohl ein Jahr darüber hingehen, das ich benutzen werde, um mich wieder in den Dienst der Waffe einzuschießen. — Finanziell verliere ich sehr viel, da ich von 4500 fl. auf 3400 fl. zurückkomme (Bureaukosten ꝛc.). Doch das ist vorübergehend und wird durch angenehmere Aussichten für die Zukunft aufgewogen.

Der Herzog ist sehr artig und giebt auf alle Art zu erkennen, daß ihm die Trennung leid thut.

Fritz an Max.

Bortel, den 9. Januar 1839.

Gestern war ich zum Besuch in Eindhoven und bin sehr zufrieden mit meinem Empfang bei der Cavallerie. Noch mehr aber rühren mich die Beweise von Anhänglichkeit, welche mir die Officiere vom Generalstabe geben; mehrere haben geweint. Forstner ist mein Nachfolger.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 11. Januar 1839.

Nun also Glück auf! Wenigstens wird der bisherige Ennui oder die Einerleiheit aufhören ꝛc. In der Familie nichts Neues. Ich gehe hier so meinen Train fort. Spuren findest Du bisweilen in den Zeitungen. Demnächst etwas über die Universitäten. Ich habe murmeln hören, daß in der Hannover'schen Sache eine Inhibition ergehen werde. Wenn dem so wäre, so würde ich sehr wahrscheinlich protestiren und — als gehindert in Ausübung ständischer Rechte, — Darmstadt verlassen.

Lebe wohl und schreibe oft. Ich habe danach großes Bedürfniß und möchte täglich mit Dir billets doux wechseln.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 16. Januar 1839.

Ich benutze in Eile einen freien Augenblick, bester Vater, um Ihnen zu sagen, daß ich vorläufig und so lange der Her-

zog ein Observationscorps commandirt, das so eben gebildet wird, in meinem alten Dienstverhältnisse bleibe, auf sein ausdrückliches Verlangen und gemäß der bestimmten Befehle des Prinzen von Oranien. Es wird wohl ein paar Wochen, vielleicht ein paar Monate dauern. Ich glaube trotzdem nicht an den Krieg; es ist nur das letzte Flackern eines ausgehenden Lichts.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 25. Januar 1839.

Vor Allem, bester Vater, meinen herzlichen Glückwunsch zum Geburtstage, — zu diesem und zu noch vielen andern. Heute soll auch in Bortel Ihre Gesundheit in Champagner getrunken werden, denn wir sind trotz aller kriegerischen Anstalten und trotz allen Lärmens noch immer hier, und werden auch wohl hier bleiben.

Von diesen politischen Verhältnissen rede ich weiter nicht, denn die Zeitungen sagen Alles und geben den Aufschluß zu Allem. Ich sehe nur etwas darin: neue Verzögerungen und Spannungen, unabsehbare Verhandlungen, wobei die Franzosen natürlich das Uebergewicht behaupten, weil sie, gestützt auf Nationalwillen und Nationaleitelkeit, gleich Armeen marschiren lassen und sich, wo nicht kriegslustig, doch kriegsbereit zeigen, während wir in Deutschland schwerfällig, befangen, im Innern behindert, nicht Armeen, sondern nur Furcht blicken lassen.

Das Zurückhalten beim Stabe war für mich allerdings mit schmeichelhaften Ausdrücken begleitet, aber es ist mir doch hinderlich.

Wundern Sie sich nicht, bester Vater, wenn ich in der nächsten Zeit selten und kurz schreibe; über militärische Sachen darf und will ich nicht schreiben, und anderen Stoff habe ich kaum. Von der Mutter, von Toni Breidbach und von Max habe ich freundliche Briefe erhalten; nur Heinrich schweigt; aber es ist freilich meine Schuld, daß ich ihm noch nicht geschrieben habe. Lassen Sie mich doch hören, wie es ihm geht. Was machen Sie in Darmstadt? Ihren Absichten casu quo stimme ich ganz bei, ja ich freue mich darauf, wenn es so kommt; es wird Sie in der Meinung sehr hoch stellen, und

eben weil Ihre Mäßigung in Allem so bewährt ist, desto mehr Eindruck machen. In dem Deutschen Charakter sind wässerige Bestandtheile, die bei jeder Temperaturveränderung entweder in Nebeln aufsteigen und sich zertheilen, oder in matten Tropfen zur Erde niederfallen.

Leben Sie wohl, lieber Vater, hoffentlich ist ein Brief für mich unterwegs; sie haben mich in letzter Zeit durch häufige freundliche und interessante Briefe verwöhnt. Leider kann ich es nicht mit Gleichem vergelten.

Fritz an den Vater.

Bortel, den 3. Februar 1839.

Novus dierum nascitur ordo! Sie erhalten nun von mir die letzten Zeilen aus Bortel, denn ich verlasse heute den Generalstab und treffe morgen bei meinem Regiment ein. Es liegt in Geldorp bei Eindhoven. Das Kriegsministerium hat darauf gedrungen und mit Recht. Da ich sehr bald ein Regiment commandiren werde, so ist es nöthig, mich ohne fernere Verzögerung in Dienstverhältnisse einzuschießen, die mir seit so vielen Jahren fremd geworden sind. Der Prinz von Oranien hat nachgegeben; der Herzog Bernhard spricht auf sehr freundschaftliche Art aus, daß es ihm leid thut mich zu verlieren. Von allen meinen alten Kameraden erhalte ich Beweise der Anhänglichkeit; von den neuen werde ich gut aufgenommen, obgleich man bei keiner Waffe gern Einschub leidet.

Leben Sie wohl, bester Vater, sobald ich in Geldorp ein wenig einheimisch geworden bin, schreibe ich wieder. Trotz allem Kriegslärm glaube ich nicht an Feindseligkeiten.

Es ist oben erzählt, unter welchen Umständen im Sommer von 1837 im Lager von Reyen Idee und Anlage eines Gedichts: „dem Bruder,“ — entstanden sind. Kurz nachdem Fritz zur Cavallerie versetzt war, im Monat März 1839, besuchte ihn Max in seiner neuen Station Geldorp, wie aus dem Briefwechsel sich ergeben wird, und bei diesem Besuch erhielt Max nicht allein Kenntniß

von dem Gedichte, das Fritz noch für unvollendet erklärte, sondern bemächtigte sich auch desselben, da er sah, daß Fritz jetzt nicht mehr Zeit finden werde, eine weitere feilende Hand anzulegen. Ehe mir noch das Gedicht zu Gesicht gekommen war, oder um dieselbe Zeit, schrieb

Fritz an Max.

Geldorp, den 5. Mai 1839.

— — — —

Hast Du Heinrich die Blätter gegeben, welche Du von hier halb gegen meinen Wunsch mitgenommen hast? Ich frage danach, weil ich die Bitte erneuern will, diese Blätter Niemandem mitzutheilen, als Heinrich allein; sie waren Produkt des Mißmuths, welcher Luft und Zerstreuung suchte, und nichts wäre mir ärgerlicher, als dadurch die Reputation eines schlechten Reimschmieds zu erhalten, die ich nicht einmal in der Familie haben will.

An den Vater aber schrieb Fritz später:

Ich muß lachen über die Nachsicht, mit welcher Sie meine unglücklichen Reime beurtheilen. Ich mache nur Reime, wenn ich die üble Laune verscheuchen will und zu gar nichts aufgelegt bin. Wenn ich nicht von dem gänzlichen poetischen Unwerth dieser Produkte überzeugt wäre, hätte ich schon längst versucht, etwas an Sie und für Sie zu — hämmern.

Mein Dank war folgender:

Heinrich an Fritz.

Monsheim, den 13. Mai 1839.

Der Bote ist gekommen und hat des Bruders Gabe überreicht. Nach langem Harren ist sie endlich in meinen Händen, diese herrliche Gabe; und wie das Auge vordrang und das Herz nachklang, so erzitterten diese Hände immer mehr, unter den wechselnden, wallenden Empfindungen der Bewunderung, der Zerknirschung, der Rührung und der Liebe.

Bewunderung zolle ich zuerst dem ganzen Gedicht, seinem hochpoetischen Schwunge; der zugleich so weichen und that-

kräftigen Haltung, — der wahrste Ausdruck Deines ganzen Wesens. Dann fühle ich Zerknirschung; — und wenn ich auch ein gutes Theil Deiner Anerkennung auf Rechnung der poetischen Einkleidung, ein anderes Theil auf Rechnung Deiner brüderlichen Liebe setze, — so bleibt noch übrig, mich zwar stolz zu machen, aber auch mich zu veranlassen, prüfend mich selbst, an Dir emporzuschauen, wie ich schon oft gethan ꝛc. ...

Und wenn ich nun an Dir emporblicke, der Du alle die Eigenschaften, die mir Bedeutsamkeit gegeben haben, in so weit hervorragenderem Grade besitzest, und noch so vieles Andere dazu; — und wenn ich bedenke, welche Zufälligkeiten mich im Vaterlande bekannt gemacht und Dich unbekannt gelassen haben, — muß ich nicht beschämt und zerknirscht sein! Und Du besingst mich noch! Aber Deiner Mahnung will ich eingedenk sein; Deine gute Meinung, wenn ich wieder berufen werden sollte, verdienen. Möge dann die Schwungkraft mir nicht fehlen, die mir zuweilen das Gefühl gab, als ob mit den Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten mein Geist sich erweitere und meine Kräfte wüchsen.

Meine Hoffnungen sind unerschüttert; wir werden Beide noch in kräftigem Alter zu Widmung und That für's Vaterland berufen werden; und dann, — so sagt mir eine innere Stimme, — dann beginnt Deine Zeit, und wir gruppiren uns um Dich!

Darauf antwortete:

Fritz an Heinrich.

Geldorp, den 4. Juni 1839.

Dein freundlicher Brief ist schon ziemlich lange in meinen Händen, und ich hätte ihn gewiß früher beantwortet, wenn nicht eine kleine Reise nach dem Haag dazwischen gekommen wäre. Seitdem hat uns die Krankheit der guten Schwester Karoline schwere Besorgnisse gemacht. Deine Hochzeit kommt nun auch heran; ich bedaure sehr, Deine Braut nicht zu kennen, aber mit dem vollsten Vertrauen in Deine Wahl wünsche ich Dir Glück.

Wenn mein opus auch das Lob gewiß nicht verdient, das Du ihm ertheilst, so freut es mich doch, daß es Dir wohl gefallen hat. Nur zwei prosaische Worte über diese poetische Epistel. Ich habe sie in einem Momente von Unmuth begonnen, — als medicina mentis, — weil ich das Bedürfniß der Aufregung und Erheiterung fühlte. Das Ende war noch ganz unbeendigt und ungehobelt, als meine Versetzung zur Cavallerie dazwischen kam. Als Max mich besuchte, wollte er die Arbeit, die noch so sehr der Feile bedurfte, doch mitnehmen. Ich habe nicht einmal eine Copie behalten, so daß ich Deine Fragen nicht beantworten kann, da Du die Strophen nach Nummern anführst. In Monsheim will ich noch einmal Hand anlegen, wenn es Dir der Mühe werth scheint.

Von der Politik will ich schweigen; Dich sollen jetzt nur heitere Gedanken beschäftigen und alle andern sollen zurückgedrängt werden. Vor Allem grüße Deine Braut recht herzlich von mir. —

Ueber mein eignes Verhältniß zu dem Gedichte weiß ich, nachdem ich meinen schriftlichen Dank darauf mitgetheilt, weiter nichts mehr zu sagen. Dazu, daß der Bruder noch einmal Hand angelegt hätte, kam es nicht. Wenn ich aber auch aus Rücksicht auf dessen Abneigung, als Dichter zu gelten, zweifelhaft gewesen wäre, ob ich das Gedicht veröffentlichen solle, so würde schon der Umstand für die Veröffentlichung entscheidend gewesen sein, daß Bruchstücke des Gedichts bereits gleich nach seinem Tode zur Oeffentlichkeit gelangt sind; und gewiß verdient es nicht, — auch nicht in dieser einbekannten Unvollendung, — verläugnet zu werden. Es folgt daher:

Dem Bruder.

O Nacht, sei auf der Haide mir willkommen,
Wo sich des Lagers lange Linie dehnt!
Die Trommel schweigt, die Feuer sind verglommen,
Der Lärm verstummt, nur durch die Stille dröhnt
Der Wache abgemessnes Schreiten.
Ich lieg' im staubbedeckten Zelt,
Wo thatenlose Pflicht mich hält;
Doch die Gedanken sind im Weiten.
Bald steiget die Vergangenheit herauf,
Bald hebt die Zukunft ihren Schleier auf,
Und auf des Traumes vielverschlung'nen Wegen
Kommt stets Dein Bild, o Bruder! mir entgegen.

Die trüben Wolken, die vom Sturm getragen
So geisterhaft am Mond vorüberziehn,
Die trüben Wolken gleichen meinen Tagen, —
Sie kommen, werfen Schatten und entflieh'n.
Schon ferne ist die Jugendzeit
Und manche Hoffnung ist zerronnen;
Und manches Werk, so froh begonnen,
Ging unter in Vergessenheit;
Doch was der Brüder Eintracht sich versprach, —
Das klingt noch immer in der Seele nach,
Und wie die Inschrift, in den Stein gegraben,
Besteht das Wort, das wir zum Bund uns gaben.

Wenn Du am Abend, auf den Stab gebogen,
Dein Tagewerk zufrieden überschau'st,
Die goldnen Saaten Dir entgegen wogen
Die Du mit g'nügsam heiter'm Fleiße bau'st, —
Dann wird Dein Blick nach Osten schweifen,
Wo Worms mit seinen Thürmen glänzt,
Der Rhein, von Reben reich umkränzt,
Den Gau durchzieht in Silberstreifen,
Am Horizont der Melibokus düstert.
Wenn der Erinn'rung Hauch Dich dann umflüstert,
Soll ungeseh'n der Bote Dich beschleichen
Und Dir des Bruders Gabe überreichen.

„Was treibt Dich an," — wirst Du verwundert fragen,
Wenn die gereimten Zeilen Du erblickt, —
„Was treibt Dich an die Saiten anzuschlagen,
Was hat so spät zum Dichter Dich verzückt?
Willst Du das Flügelpferd besteigen,
Bethört in Deinem eitlen Wahn,
Und auf der schwindelvollen Bahn
Den Gipfel des Parnaß erreichen?"
Sei unbesorgt! Was mir Apoll versagt,
Wohl weiß ich es; ich habe nicht gewagt
Auf seinem Blitz, dem Riesen unterliegen,
Den Adler Jupiters in Schlaf zu wiegen.

Des Dichters Seele lebt in heißer Zone,
Ein spielend Kind, von der Natur geführt;
In seinen Locken glänzt die Sternenkrone,
Sein Zauberstab verklärt, was er berührt;
Schlank aus dem dürren Sand geboren
Steigt ihm der Palmen Schaft empor,
Ihm singt der Blüthen Farbenchor,
Ihm folgt der leichte Tanz der Horen;
Das Element gehorcht, wenn er gebeut,
Und wo sein Füllhorn milde Gaben streut,
Muß Größe, Schönheit, Wechsel der Gestalten
In unerschöpftem Reichthum sich entfalten.

Es ist mein Lied, des Südens Gluthen fliehend,
Ein Schwan der sich auf kühlem See bewegt
Und, der Betrachtung stille Kreise ziehend,
Im Zorne nur mit starkem Fittig schlägt;
Dem Nordschein gleich, deß' rothes Licht
Auf schneebedeckte Felder scheinet;
Dem Hauch, der jetzt im Schilfe weinet —
Und dann der Föhren Wipfel bricht;
Mein Reim, wie Laubwerk, von des Mönches Hand
Gezogen um der goth'schen Schriften Rand,
Wie Unzialen, die mit goldnen Spangen
Und hellen Farben in dem Psalter prangen.

Wo ist die Zeit, da wir mit jungem Muthe,
Des Kampfs für Vaterland und Freiheit froh,
Das Schwert umgürtet, und mit unserm Blute
Getränkt das durst'ge Feld von Waterloo!

Und dann mit kaum vernarbten Wunden
Nach Heidelberg uns aufgerafft,
Um wieder dort der Wissenschaft
Zu weih'n die früh geraubten Stunden.
Wie da des Lebens Pulse rascher schlugen!
Uns heiliger Begeist'rung Flügel trugen!
Da saß nicht bange Vorsicht mit zu Rath, —
Der Wunsch war Vorsatz, und das Wort war That.

Zornglühend hatten wir die Siegstrophäen,
Die Frankreich uns'rer Zwietracht abgewann,
In seinen Hallen aufgehängt gesehen;
Gehört, wie es auf neue Siege sann.
Verschwinden sollten diese Fahnen,
Durch die der Fürsten Zwist uns schied
Und an die Feinde uns verrieth, —
Die an getilgte Schande mahnen;
Nur eine Deutsche Fahne sollte wehen
Vom Ostseestrand bis zu der Alpen Höhen;
Und unsre Losung war: Ein Deutschland sei,
Ein Vaterland, — groß, mächtig, einig, frei! —

Am Fürstenhof war mancherlei Bedenken;
Es regte sich geschäftiger Verdacht:
„Das Deutsche Volk ist gar nicht mehr zu lenken,
Seitdem es so zum Selbstgefühl erwacht;
Wir wollen nicht die Hymne hören,
Die unsre Namen gar nicht nennt; —
Wo nicht für uns das Opfer brennt,
Laßt die Altäre uns zerstören,
Weg mit des vaterländ'schen Götzen Feier!" —
Ein acht und dreißigköpfig Ungeheuer
Ward aufgerichtet in dem Heiligthum, —
Und man empfahl uns des Gehorsams Ruhm!

Wie eitel sie sich in dem Purpur brüsten,
Die der Erob'rer Könige genannt, —
Weil er zu des Triumphes stolzen Lüsten
Nur Könige vor seinen Wagen spannt!
Als noch des Schicksals Schaalen schwankten, —
Wie da ihr Mund die Freiheit pries!
Und schöne Zukunft uns verhieß!
Wie gleißend sie dem Volke dankten!

Der Zeiten schwere Prüfung ist vergessen; —
Der Uebermuth erhebet sich vermessen, —
Und sie erkaufen mit der eignen Schmach
Zu theuer nicht den kurzen Lebenstag.

„Nimm Alles, Schicksal, was du mir gegeben;
Vom Aussatz angenagt, lahm, zahnlos, blind, —
Bin glücklich ich, läßt Du mir nur das Leben!“
So fleht der feige Weichling. — Diesem sind
Der Fürsten viele gleich; sie knieen,
Dem Ruf des Vaterlandes taub,
Vor fremden Herrschern in dem Staub,
Die ihrem Dasein Frist verliehen.
Getrost die Fürstenehre zu verlieren,
Sind sie zufrieden, wenn sie nur regieren.
Vergebens mahnt der Griffel der Geschichte; —
So schalle denn — Posaune der Gerichte!

Indem ihr Ketten schmiedet, Kerker bauet,
Und euer Wort bald deutelt und bald brecht,
Rüstet der Franke sich, und lüstern schauet
Er nach dem Rhein. — Als wär's sein gutes Recht, —.
Erbaut der Russe seine Festen
Dort an der Donaumündung Strand;
Hier in der Weichsel blut'gem Sand;
Es droht der Feind von Ost und Westen!
Blickt auf in eurem Saal! Seht ihr die Hand
Die sich bewegt? — sie schreibet an die Wand
Mit Feuerschrift: Gezählt sind eure Stunden,
Ihr seid gewogen und zu leicht befunden!

Die Muse neigt die wehmuthsvollen Blicke;
Sie hängt die goldne Leier auf und schweigt; —
Die Unbewaffnete tritt scheu zurücke,
Wo drohend sich des Kampfes Bote zeigt.
Es schallt bei Vaterlands Gefahren
Der Wächter freies, ernstes Wort;
Du, Bruder, stehst, ein fester Hort,
Um unser heilig Recht zu wahren.
O, wie ich freudig Deiner Rede lauschte!
Wenn sie aus tiefbewegtem Busen rauschte
Und mit der Ueberzeugung Silberklang
Vom Herzen kommend in die Herzen drang!

Um im Senat zu wirken und zu walten,
Verlieh Dir die Natur Beredtsamkeit;
Du hast, um die Gemüther festzuhalten,
Den hohen Sinn, die Deutsche Biederkeit.
Du, den der Flitter nicht besticht;
Du, den der Fürsten Zorn nicht schreckt;
Du, den das Schild der Ehre deckt;
Du, der so freudig Deiner Pflicht
Geopfert Deines Lebens früher Loos, —
Du stehst dem Haß, doch nicht dem Tadel bloß,
Und kannst im Kampf mit edlem Selbstvertrauen
Jedwedem Gegner kühn in's Auge schauen.

O, laß nicht ab zu ringen und zu wagen!
Du bist des edlen Strebens Dir bewußt;
Mag kluge Feigheit nach dem Kampfpreis fragen,
Wo Ehre ruft, ist Kampf des Tapfern Lust.
Wenn Alle auch schon muthlos zagen,
Den Besten selbst die Hoffnung schwand, —
Du sollst dann noch mit fester Hand
Des Rechtes fliegend Banner tragen.
Und will das Glück dann um die Stirn der Schlechten
Schmachvollen Sieges dürre Kränze flechten, —
Auch ohne Lorbeerkranz ist der ein Held,
Der für die gute Sache steht und fällt.

In unsrer Jugend hörten wir erzählen
Wie Herkules am Scheidewege stand
Und da, — unschlüssig, welchen Pfad zu wählen,
Zwei Frauen von verschied'nem Wesen fand;
Die eine, — reizend, sonder Hülle,
Geübt in der Verführung Kunst,
Versprach dem Jüngling ihre Gunst
Und bot des Glücks, der Freude Fülle;
Die andre sprach ihn ernst und strenge an:
„O, Sohn des Zeus! siehst Du die steile Bahn?
Nur mühsam kannst du diese Höh' ersteigen,
Doch will ich dir am Ziel den Lorbeer reichen."

Gar Manche würden wählen wie Alciden,
Wär' immer an dem mühevollen Ziel
Dem tapfern Ringer solcher Lohn beschieden.
Doch wenn des Schicksals Loos auch anders fiel, —

Wenn Neid und Mißgunst an ihm nagen,
Wenn schnöder Undank sich verblümt,
Und feige Klugheit sich berühmt, —
Dann ziemt es, still und groß zu tragen —
Wie Herkules, — mit dem Gewand beschenkt
Das ihn verzehrt, von Nessus Blut getränkt —
Des Schmerzes Sieger, — ohne Klagelaut
Auf Oeta's Höh'n den Scheiterhaufen baut.

Die Menge schleppt sich in dem tiefen Gleise
Geduldig fort, das sie zum Stalle führt;
Und Andre machen planlos eine Reise
Die in dem Sand der Wüste sich verliert.
Es muß das schwanke Ried sich beugen
Und neigen, wie der Wind sich dreht; —
Nach seinem Pol soll der Magnet
Unwandelbar die Richtung zeigen; —
Die Höhen noch der Sonne Strahlen trinken,
Wenn schon die Schatten auf die Eb'ne sinken;
Und wenn die Nacht noch auf den Thälern ruht,
Dann glänzt die Alpe schon in Morgengluth. —

Die Meisten sehnen sich nach stillem Frieden
Und tragen schwer an ihres Lebens Pein,
Weil ihnen nicht ein Schäferglück beschieden
Bei Tanz und Scherz, in ew'gem Sonnenschein.
Dies Leben, — so hört man sie klagen, —
Ein Räthsel, das die Sphinx uns bot, —
Was ist es werth mit seiner Noth?
Wo ist der Lohn? — hört man sie fragen. —
Es hat den Werth, den es sich selbst gegeben;
Was fordert ihr noch einen Lohn für's Leben?
Sein Werth ist auch sein Lohn, — der Obolus
Der Charons Nachen zahlt am Styg'schen Fluß. —

Am stillen Herd kann Schönheit sich entfalten; —
Des Lebens Glück blüht in des Friedens Schoos; —
Erhaben ist des Sturmes wildes Walten,
Der Krieg allein zieht Männertugend groß.
Die Fahne fliegt, Trompeten schmettern,
Von Waffen glänzt der weite Plan,
Die dichten Haufen zieh'n heran
Zu Fuß, zu Roß, gleich Donnerwettern;

Gewaltig tönt des Feldherrn Machtgebot —
Und hundert Feuerschlünde speien Tod.
Die Kämpfer hat nun Staub und Dampf verschlungen, —
Doch Siegsgeschrei ist durch die Luft gedrungen.

Erfreulich ist bei günst'gem Windeswehen
Die Fahrt, wenn sich die krause Welle schmiegt,
Wenn vor dem Mast sich alle Segel blähen
Und rasch das Schifflein nach dem Hafen fliegt.
Des Meeres grüne Furche schließet
Sich schäumend hinter schnellem Kiel;
Der Schiffer steuert grad aufs Ziel,
So wie der Schütz den Pfeil verschießet.
Doch — weht der Wind dem Steuermann entgegen, —
Er weiß noch Rath, und ohne beizulegen,
Die Hand am Ruder und das Aug' im Segel,
Lenkt er des Schiffes Lauf nach sichrer Regel.

Die Mannschaft horcht gehorsam seinen Worten;
Die Masten neigen sich, der eine Rand
Geht tief, die Wellen schlagen an die Pforten,
Der andre bietet seines Bauches Wand
Dem Wind; — auf vielgezackter Bahn
Weiß er bald rechts, bald links zu wenden.
So wird er seine Fahrt vollenden,
Und langt zuletzt im Hafen an. —
Doch, — schweigt der Wind und schläft die träge Welle?
Todt, eine Leiche, bleibt das Schiff zur Stelle;
Schlaff hängt das Segel nieder von der Raa,
Und lässig liegt das Schiffsvolk hier und da.

Auch in des Volkes Leben giebt es Zeiten,
Wo es den schwülen Tag mit Unlust trägt,
Wo trüber Schwermuth Nebel sich verbreiten,
Wo sich der Kummer auf die Herzen legt.
Es streicht dann mit gesenkten Schwingen
Der Wunsch tief an der Erde hin;
Umsonst strebt der befang'ne Sinn
Mit dieses Zaubers Macht zu ringen.
Doch nähret in des Menschen Brust geheim
Dann die Natur der künft'gen Thaten Keim,
Und sendet unerwartet aus den Tiefen
Die Kräfte, die dort ungeahnet schliefen.

Die Rebe, welche keine Stütze findet,
Kriecht an dem Boden ärmlich, krank und fahl;
Doch an der Ulme starkem Stamme windet
Sie freudig sich empor zum Sonnenstrahl.
  Das Volk bedarf des Führers Mahnung,
  Des Lenkers in des Sturmes Drang;
  Bedarf des Dichters Hochgesang,
  Der Sprache giebt der stummen Ahnung.
Der jetzt dem Vaterlande sich versagt,
Er hätt' sein Leben für und für gewagt;
Gieb Du ein würdig Ziel nur seinem Streben,
Der Mensch wird vom Gemeinen sich erheben!

Oft schweifen in der Zukunft die Gedanken; —
Sie schiffen auf des Zweifels dunklem Meer;
Unstäte Bilder in den Nebeln schwanken,
Und keine Taube bringt den Oelzweig her;
  Doch über uns die Sterne blinken
  Unwandelbar in ihrer Bahn;
  So fahre denn, du leichter Kahn,
  Und folge ihrem stillen Winken.
Kennst Du die Berge, nah des Rheines Gauen,
Von fern so schwarz, so finster anzuschauen?
Komm näher, wag' es dich hindurch zu winden,
Du wirst das Vaterhaus, das theure, finden.

Das Vaterhaus, — wo uns der sanfte Weise
Am Blumenbeet mit offnem Arm empfängt;
Er der, geprüft auf langer Lebensreise,
Mit warmem Herzen an den Seinen hängt.
  Sein Auge, zugewandt dem Lichte,
  Erkennt des ew'gen Lenkers Spur
  Im offnen Buche der Natur
  Und in den Büchern der Geschichte.
Am Abend perlt der Thau auf grünen Matten,
Still neigen auf die Fluren sich die Schatten;
Und sinkt der Tag, so zieht der Sterne Pracht
Am Himmel auf und leuchtet durch die Nacht!

Des Menschen Leben steht bei seinem Schlusse
Nur selten planvoll und im Ebenmaß
Vollendet da, ein Werk aus einem Gusse —
Wo nichts zu viel, der Künstler nichts vergaß

Oft gleicht's dem Strohdach, angelehnet
An die verfall'ne Marmorwand;
Zerstöret ist, was schön erstand.
Der Bau, den, wie der Jüngling wähnet,
Das kommende Geschlecht noch einst verdanket,
Ist schon Ruine, wo der Epheu ranket.
Die Säule, die so kühn emporstieg, sank, —
Sie liegt im Staub, des Müden Ruhebank.

Sieh, wie der Waldstrom durch die Schluchten dringet,
Bis hemmend ihm der Fels die Bahn verschließt;
Von Klippe dann zu Klipp', sich bäumend, springet
Und schäumend sich ins Felsengrab ergießt; —
Im Abgrund ist er nun verschwunden; —
Sein unterirdisch Brausen schreckt;
Wer mißt die Pfade, — Nachtbedeckt, —
Durch die er sich hindurchgewunden? —
Doch jenseits öffnet sich der Grotte Thor;
Ein glatter Wasserspiegel tritt hervor;
Der Fluß verfolgt den Lauf von dieser Stätte
Nun tief und still, im engbegrenzten Bette.

Achtes Kapitel.

Der Dienst bei der Niederländischen Cavallerie, die Versetzung in Nicht-Activität

bis zur

Sendung und Abreise nach Ostindien, und der Deutsche Briefverkehr während dieser Zeit.

Von 1839 bis Ende Juni 1844.

Achtes Kapitel.

Der Dienst bei der Niederländischen Cavallerie, die Versetzung in Nicht-Activität bis zur Sendung und Abreise nach Ostindien, und der Deutsche Briefverkehr während dieser Zeit.

Von 1839 bis Ende Juni 1844.

In keiner Armee und in keinem Officiersgrade wird der Rücktritt aus dem Generalstabe in die Linie, nach fünfundzwanzigjährigem Dienste, als ein leichter Schritt betrachtet werden; es gehört aber gewiß eine entschiedene und frische Soldatenseele dazu um, wie Fritz es that, nach so langer Abwesenheit von der Truppe und vom inneren Regimentsleben, den Sprung vom Unterlieutenant, als welcher er die Cavallerie verlassen hatte um in den Generalstab zu treten, zum Obersten oder Regimentschef, plötzlich zu wagen. Nicht auswendig gelernte Reglemente können da ausreichen; nicht die Theorie im Gedächtniß, wo augenblicklich Befehle erwartet werden, bald über das kleinste Detail der Ausrüstung und Verpflegung, bald vor der Front bei Manövern eines Regiments, in welchem, vom ersten Stabsofficier nach dem Chef bis zum Trompeter und letzten Reiter, Jeder von der Neuheit des eben eingeschobenen Vorgesetzten Kunde hat. Bringt man diese neugierige, natürlich nicht überall wohlwollende Controle in Anschlag; ferner die hundertfältigen Einzelnheiten, deren

stete Wahrnehmung nur allmälige, anhaltend alltägliche Uebung zur andern Natur werden läßt; dazu einen Geist, der einsames Nachdenken liebte, und gerade bei den gewöhnlichsten Lebensbeschäftigungen an der Schwäche der Zerstreutheit litt, oft bis zur Belustigung der Freunde; — so wird man nicht ohne Besorgniß nach dem Wagniß hinblicken. Zum Glück stand die Armee noch im Felde, der Stab des Dragonerregiments lag in Geldorp in Cantonnirung, einem Dorfe nahe dem oft genannten Eindhoven, an der Straße von Herzogenbusch nach Mastricht; der pedantischere Dienst der Garnison und Kaserne blieb also noch aufgeschoben.

Was aber die Zerstreutheit betrifft, den einzigen Punkt, den die folgenden eigenen Briefe natürlich nicht erwähnen, so möge zum Voraus das Urtheil eines ausgezeichneten Kameraden vom Generalstab beruhigen, daß es merkwürdig gewesen sei, wie der Oberstlieutenant von Gagern, ungeachtet seiner Sorglosigkeit und häufigen Vergessenheit kleiner Bedürfnisse und Rücksichten des Alltagslebens, doch, so wie er im Dienst und unter der Verantwortlichkeit des Dienstes zu handeln hatte, — kaum je eines der geringsten Details versäumt oder hintangesetzt habe, die dem Generalstabsofficier bei der Ausführung der ihm überlassenen Dispositionen gegenwärtig sein müssen.

Ehe wir eine Auswahl von Briefen aus dieser Zeit folgen lassen, fassen wir wieder die Denkwürdigkeiten mehrerer Jahre, das Tagebuch als Text unterlegend, zusammen.

1839. Ich gehe am 3. Febr. zum Dragonerregiment Nr. 5 ab. Oberst Graf Dumonceau. Am 8. Febr. übernehme ich das Regimentscommando. Novus dierum nascitur ordo. Max besucht mich den 18. März in Geldorp bei Eindhoven. Heinrich annoncirt mir seine bevorstehende Vermählung. Breidbachs schwere Krankheit. Die Discussion in den Belgischen Kammern über die Annahme der 24 Artikel.

Officiere des Dragonerregiments Nr. 5: Oberst Dumonceau, Major Thesingh; Rittmeister: Zehelein, Loeff, Lelyveld, Heemskerk, van der Netten, Fundter, Goedthart, Pesters. Adjudanten: Kicherer und Styrum. Lieutenants: Vos,

Meulenaere, Crombrugge, van Hemert, Quarles, Queysen, Rambohr, Löbensels, Swenker, van der Wyk, Kloppel, van der Spelt, Metzer, Favauge, Brandt.

Mein fünfmonatliches Regimentscommando in Geldorp. Die Revue vor dem Großfürsten Thronfolger bei Haren. Reise nach dem Haag 19. Mai.

Herzog Bernhard verliert seinen ältesten Sohn Wilhelm. Krankheit der Schwester Karoline, morbus niger. Des Vaters Rede in der Hannover'schen Angelegenheit in der Kammer zu Darmstadt. Marsch nach Tilburg, wo Prinz Alexander den Cavalleriedienst bei uns lernt (15. Juni). Den 15. Juli geht die „Armee zu Felde" auseinander; das Hauptquartier zu Tilburg aufgelöst. Heirath des Bruders Heinrich den 18. Juni. Den 10. Juli Geburt des Sohnes von Max, dessen Pathe ich bin. Karl wird Major. Moritz wird an einem Tage Vater und Regierungsrath. Der Prinz von Oranien designirt mich, den Prinzen Alexander nach Petersburg zu begleiten. Der Herzog Bernhard erhält seine Bestimmung nach Utrecht. Ich verlasse das Regiment am 17. Juli und reise ab nach dem Haag. Heimführung der Erbprinzessin von Oranien. Da ich ein eignes Journal der Reise nach Petersburg gehalten habe, ist es überflüssig hier in Details einzutreten. Tod des Herzogs von Nassau. Am 5. Novbr. kehre ich zum Regiment zurück, nach Deventer, wo es eben angekommen ist. Ich übernehme das Commando vom Oberstlieutenant Mascheck; Oberst Dumonceau mit Urlaub in Vilvorden. Ennui du séjour de Deventer. Ich logire gut „auf dem Bruik." Politische Bewegung in Holland, das Budget verworfen, Revision des Grundgesetzes. Rigot's Heirath mit Fräulein von Randwyk mir annoncirt. Der Vater in Würzburg. General Tripp verläßt das Kriegsministerium. Man fürchtet in politischer Beziehung sehr das Jahr 1840.

Im Jahre 1839 habe ich fast nichts gelesen als Cavallerie-Reglements und Einiges über Rußland, — Statistik und Geschichte — aus Anlaß meiner Reise dahin. [Von nun an für die folgenden Jahre wird die besondere Aufzeichnung der Studien und Lectüre vermißt.]

1840. Deventer. Im Februar übernehme ich das Regimentscommando des 5. Dragonerregiments definitiv vom Oberst Dumonceau; Reise nach dem Haag um mich zu bedanken; daselbst Nepveu. Herr Fabricius aus Paris vertrieben. Des Königs Heirathsabsicht; Aufsehen und übler Eindruck. Schimmelpenninck, Gouverneur von Utrecht; mein Rath befolgt. Langweiliger Winter in Deventer. Herzog Bernhard mit unbestimmtem Urlaub nach Mannheim, Ende April. Max besucht mich im Anfang April in Deventer. Inspection des Generals Boreel im August. Inspectionsreise nach Gröningen und Leeuwarden, wo ich zwei Schwadronen habe. Taubstumme in Gröningen. Die Generalstaaten in doppelter Zahl; Verfassungswerk. — Den 29. August mit Urlaub nach Hornau. Besuche in Mainsondheim, Monsheim und Mannheim beim Herzog Bernhard. Kriegsgerüchte und Aufregung. Orient. Abdication des Königs Wilhelm I. 7. Oct. — Toni Breidbach richtet Heddernheim zu seinem Wohnsitz ein. Rückkehr den 13. October zum Regiment. In Düsseldorf die Preußische Cavalleriekaserne gesehen. Rittmeister N. N. von den Husaren. Zu-

friedenheit des Kriegsministers über die gute Ordnung im Regiment. Reise nach dem Haag d. 4. — 11. November, um dem König aufzuwarten. Der alte König: „Was hat Ihr Vater dazu gesagt?“ Max in Wiesbaden angestellt im Nassauischen Dienst. Meine Krankheit in Deventer; Dr. van Leersum van Onsenoort. 28. November bei der Huldigung des Königs zum Obersten ernannt. Ich kaufe von Nepveu die Stute Freya für 70 Friedrichsd'or und die Transportkosten. Den Winter still in Deventer durchgebracht. Prediger Halbertsma, Mennonit, giebt meinen Freiwilligen im Regiment Unterricht in der Geschichte. Große Veränderungen in der Armee. Kriegserwartungen in Europa.

1841. Die Heirath des alten Königs mit Mlle. d'Outremont macht sehr bösen Eindruck. Reorganisation der Armee. Mit dem 1. April ward die neue Organisation der Cavallerie eingeführt; mein Regiment wird das 3. Regiment, leichte Dragoner; Mascheck, van der Sleyden, van Voorst und Zehelein gehen ab; Verheyen soll kommen. Dumonceau wird General; De Roye und Snoeckart pensionirt. Reise in den Haag im April, auf 4 Tage. 1. Juni. Schimmelpenninck van der Oye wird Minister des Innern. J. Nepveu Oberstlieutenant bei meinem Regiment. Die Darmstädter wollen durch Steinversenkungen den Hafen von Bieberich unbrauchbar machen. Des Max in der Allgemeinen Zeitung Aufsätze. Neue Uniformirung bei dem Regiment. 27. Juli Brigade-Vereinigung in Oosterhout. Zufriedenheit des Königs. Rückkehr nach Deventer. 10. Sept. Inspection des Generals Dumonceau, den 22. Sept. bis 28. — Lob. Mit dem General im Gestüt zu Borkulo gewesen. Ankunft des alten Königs mit der Gräfin von Nassau (d'Outremont) im Loo. Empfang in Deventer. Meine Aufträge und Vollmacht. Reise nach Hornau 17. Oct. — 29. Nov. Die Luxemburgischen Händel mit Preußen. Graf Clemens Westphalen in Erbach besucht. Ende des Jahres in Erwartungen. Der Vater in Darmstadt bei dem Landtag.

1842. Den Winter in Deventer zugebracht, ohne besondere Ereignisse. Ministerwechsel in Holland; van Maanen tritt ab; van Hall.

Am 2. Mai werde ich zum Brigade-Commandanten bei der 1. Brigade und zugleich zum Provinzial-Commandanten von Nord-Holland ernannt. — Haarlem. —

Fritz an den Vater.

Geldorp, den 16. Februar 1839.

Ich war kaum beim Regiment angekommen, als ich das Commando desselben übernehmen mußte, weil Oberst Dumonceau die Brigade commandirt. Das ist zwar nur provisorisch, wird jedoch wahrscheinlich so lange dauern, bis mir das Regiment definitiv übertragen wird. Es ist keine Kleinigkeit sich au fait zu setzen von so vielen Details. Ich

habe die Haut voll zu thun; doch ich habe meine Freude daran und es wird gehen. Ich finde überall Entgegenkommen; ich bin schon sehr gut empfangen worden und das Officierscorps gefällt mir sehr gut; auch nicht ein Individuum ist dabei, das mir unangenehm wäre. Allerdings muß ich noch ein Pferd haben und zwar ein brillantes; in diesen saueren Apfel muß ich beißen. Ueberhaupt sind die Ausgaben bei verminderten Einkünften bedeutender, als ich dachte. Meine neue Uniform ist dunkelblau mit Scharlachroth und Silber; wir bekommen Helme. Pferderationen habe ich 4, später als Oberst 6. Mein Gehalt ist 3400 fl., als Oberst wird er 4500 fl. sein; dann kann ich mich wieder erholen.

Unsere Nachrichten aus Belgien sind friedlich; der status quo wird also wohl im Laufe dieses Jahres ein Ende nehmen und damit auch das Leben in den Cantonnirungen.

Fritz an Heinrich.

Geldorp, den 9. März 1839.

Dein Brief, lieber Heinrich, und noch mehr seine Veranlassung haben mich überrascht. Zuerst über meine Angelegenheiten. Ueber die Geldsachen und meine außerordentlichen Ausgaben habe ich dem Vater geschrieben; seine gütige, ich sage fast ängstliche Fürsorge hat mich sehr gerührt; das vorgerückte Alter und mancher Kummer haben ihm von seiner Liebenswürdigkeit nichts geraubt. Uebrigens war ich, da ich die Versetzung voraussah, so ganz von Reserve nicht entblößt. Meine hiesige Lage ist sehr angenehm; ein braves Officiercorps und schöne Aussichten. Ich bin der älteste Oberstlieutenant in der Cavallerie, und von allen Obersten, die ich vor mir habe, 10 an der Zahl, sind einige physisch ruinirt, andere bei Hofe, andere auf dem Punkte schon jetzt zu Generalen zu avanciren. Ich werde nie bedauern, den Generalstab verlassen zu haben. Beim Generalstab, wie groß auch der Einfluß sein, wie gut man stehen mag, ist man immer nur ein potenzirter Adjudant; als Oberst eines Regiments ist man ein Herr.

Ich habe nun schon die Ueberzeugung (und andere auch), daß ich sehr bald der Sache gewachsen sein werde; aber ich

habe auch keine Minute für mich. Ich setze meine Ambition hinein, mich mit allen, auch den kleinsten Details, bekannt zu machen, par esprit de contradiction, weil man von vielen Seiten behauptet hat, ich würde nie lernen, in alle Details einzugehen, um welche sich ein Regimentschef bekümmern müsse. Ich werde daher auch mein Regiment nicht auf einen Tag verlassen, bis ich mir selbst das Zeugniß geben kann, daß ich meine Schule durchgemacht habe. Mit dem Commandiren und Manoeuvriren geht es gut. Da ich zugleich das Commando führen und lernen muß, so kann ich an Lectüre und literarische Beschäftigung in diesem Jahre so wenig als an Urlaub denken.

Der Vater schreibt mir oft und scheint zufrieden mit seiner Aufnahme in Darmstadt. Daß man ihn da mit Artigkeit behandelt, ist zu natürlich, als daß es der Erwähnung seiner Seits verdiente. Es ist mir aber lieb, daß er nicht ganz in Hornau eingeschlossen bleibt, wenn schon sein Auftreten und sein Einfluß seinen Ansprüchen nicht gemäß ist. Du hast Recht gehabt: die Deutschen sind in der Politik Philister, und was sie in ihren philiströsen Gewohnheiten stört, ist ihnen odios.

Daß Du in Deinen Briefen so ganz von Dir und Deiner Lage schweigst, hat mir sehr leid gethan. Dein Schweigen darüber wird nur von einer kurzen Klage über Deine Gesundheit unterbrochen! Wie geht die Landwirthschaft? im Winter kann sie doch schwerlich Deine ganze Zeit in Anspruch nehmen.

Grüße von mir Deine guten Bekannten in Darmstadt und schreibe mir recht bald und umständlich über Dich, nicht über mich. Mir gehen hier die Gedanken aus; diejenigen, die mir immer lebhaft gegenwärtig bleiben, habe ich nicht nöthig hier zu wiederholen. Wir werden noch mancherlei erleben. Vale faveque.

Fritz an den Vater.

Geldorp, den 22. März.

Wenn ich auch fast nichts zu erzählen habe, so will ich doch melden, daß Max mich hier überrascht und zwei Tage bei mir zugebracht hat. Er sah zwar übel aus, war aber

doch heiter und zufrieden und hat sich meine frugale Kost im Bauernhause gefallen lassen. Es freut mich, daß er mich in meinem hiesigen Treiben gesehen hat; er schien damit zufrieden und wird Ihnen mündlich über hiesige Verhältnisse interessanter berichten, als ich es jetzt schriftlich könnte; denn er geht noch auf 8 Tage nach dem Haag.

Einen Tag später als Ihren Brief erhielt ich den des Heinrich, worin er mir seine Verlobung anzeigt. Freilich ist das Vermögen gering für Heinrich's Lage; doch Zuneigung ist auch etwas werth, besonders bei dem einsamen Landleben. Heinrich durfte nicht länger zögern; seine Lage macht eine Hausfrau nothwendig, viele Gelegenheit zur Auswahl hatte er auch nicht; und so finde ich Alles natürlich. Schreiben Sie mir recht bald, wie Ihnen Heinrichs Braut gefällt?

Die Belgischen Kammern haben also die 24 Artikel angenommen, — aber was nun? Ich zweifle noch immer an rascher Beendigung der Sache; der Sommer wird wieder in den Cantonnirungen verlaufen.

Ihr letzter Kampf in Darmstadt war ganz Ihrer würdig und hat mich sehr gefreut.

Hier zu Lande glauben viele Leute an einen nahe bevorstehenden großen Krieg; ich glaube nicht, daß die Kabinette Lust haben, sich zu bekriegen; sie haben genug zu thun mit dem Krieg, den man ihnen macht. Was die Wendung unserer hiesigen Angelegenheiten betrifft, so kann ich einer jeden mit mehr Gelassenheit entgegen sehen, seit sich meine Dienstverhältnisse geändert haben. Das thätige, besonders physisch thätige, Leben verjüngt mich, und ich hoffe, Sie werden es meinem ganzen habitus ansehen.

Fritz an Max.

Geldorp, den 5. Mai 1839.

Dein Brief ist schon lange in meiner Hand und wäre schon lange beantwortet, lieber Max, wenn nicht eine große Revue auf der Kempen'schen Haide, vor dem Russischen Großfürsten-Thronfolger, dazwischen gekommen wäre. Diese ist nun glücklich abgelaufen, und es war mir angenehm, noch einmal an der Spitze meines Regiments einer so großen Truppen-

vereinigung beizuwohnen; es war vielleicht die Schlußscene des Schauspiels, dem wir nun seit 9 Jahren beiwohnen. Doch wer kann wissen, was die nahe Zukunft in ihrem Füllhorn oder in ihrem Bettelsack hat? Bei der Revue war der Prinz von Oranien mir sehr artig; er fragte: „wie geht es?" Ich antwortete: „Es geht noch nicht, aber es wird gehen;" darauf er: „Ich weiß aber, daß es schon recht gut geht." Mein Brigade-Commandant hatte so günstigen Rapport gemacht. Uebrigens hat auch von der ganzen Cavallerie mein Regiment am besten defilirt, und Du weißt, was das sagen will: Defiliren! Het is wat te zeggen, Mynheer!

Von Heinrich hättest Du mir mehr sagen sollen. Ich höre von Schwierigkeiten bei der Heirath und katholischen Capucinaden. Ich hoffe, Heinrich giebt kein Versprechen; es wäre mir zwar ziemlich gleichgültig, ob meine Kinder katholisch oder protestantisch erzogen würden, aber Pfaffen werden mir nimmermehr vorschreiben, was ich in meinem Hause zu thun und zu lassen habe.

Hast Du Heinrich die Blätter gegeben? (Siehe den Schluß des vorigen Kapitels.)

Seit langer Zeit hat mir nichts so gefallen und so viel Freude gemacht, als die Rede des Vaters in der Hannoverschen Sache. Er steht wirklich groß da in seiner Einsamkeit; und ich begreife die Wuth und das Nachtragen seiner Gegner, weil er sie durch seine Rede gezwungen hat, sich selbst offen an den Pranger zu stellen. Daß keine juristische Argumentation in der Rede des Vaters war, habe ich diesmal nicht vermißt, so sehr ich sonst darauf Werth lege. Aber hier ist ja alles sonnenklar, es bedarf keiner Deduction, sondern nur des Muthes die Indignation auszusprechen. Man könnte am Ende von dem, der sich an der Sonne wärmen will, den Beweis verlangen, daß sie da sei. Die kleinen Abschweifungen waren wohl Mißstände und Warzen, aber keine Höcker und Verkrümmungen.

Mein lieber Max, laß mich bald hören, wie es Dir und den Deinigen geht und welchen Fortgang Deine Collegien haben? Mühe Dich nicht ab, da es Deine Gesundheit nicht verträgt.

Eine Vorlesung würde mir genügen. Schreibe mir, ob die Stimmung am Rhein sich verbessert oder verschlimmert. Unsre hiesigen Zeitungen haben die Nachrichten von der Belgischen Ratification aus den Belgischen Blättern ohne allen Commentar aufgenommen, ohne Freude, ohne Wünsche, ohne Erwartung, ganz als wenn gar nichts geschehen wäre! Es herrscht darüber hier eine sonderbare, fast unerklärliche Stille.

Das Leben in Thätigkeit und Luft sagt mir fortwährend sehr zu; freilich Zeit zum Simuliren habe ich nicht mehr; des Details ist so viel und so unaufhörlich, daß man immer bei der Sache bleiben muß; und da mir die Morgenstunden genommen sind, habe ich nicht einmal zum Schreiben Zeit; nach dem Essen ist es mir eine Marter.

Fritz an den Vater.

Geldorp, den 12. Mai 1839.

Ich habe die letzten Tage in mancherlei Bewegung zugebracht. Auf die Revue vor dem Großfürsten Thronfolger von Rußland ist die jährliche Musterung gefolgt; gestern war großes Brigade-Manoeuver; heute gebe ich ein Diner von einigen und 20 Personen, — dem Inspecteur, dem Brigade-Commandanten, den Stabsofficieren der Brigade und den Rittmeistern meines Regiments; es ist das erste Mal, daß ich etwas dergleichen thue, seitdem ich bei dem Regimente bin. Uebrigens komme ich nach und nach in Ordnung; nur ein brillantes Pferd fehlt mir noch und ich weiß es hier nicht zu finden.

Es ist schicklich, daß ich nach dem Haag gehe, um mich für die Versetzung zu bedanken; es gehört zu den hiesigen Gewohnheiten; ich habe es gern ein wenig verschoben, um sagen zu können: ich bin nun au fait; ich weiß auch, daß die Rapporte so lauten. Wahrscheinlich also gehe ich in den aller ersten Tagen des Juni auf 2 oder 3 Tage dahin, und wenn Sie Aufträge für mich haben, lieber Vater, kann ich diese noch hier in Geldorp erhalten.

Ihre Rede in der Hannöverschen Angelegenheit habe ich in der Allgemeinen Zeitung gelesen; seit langer Zeit nichts, mit mehr Vergnügen; sie war ganz Ihrer würdig und Sie

stehen recht schön in Ihrer Einsamkeit da. Ich begreife sehr gut, daß man es Ihnen von gewissen Seiten nicht vergiebt, eben weil Sie die andern gezwungen haben, mit der Sprache heraus zu kommen, was die Herrn so gern vermieden hätten.

Fritz an den Vater.

Geldorp, den 24. Mai 1839.

Ich bin gestern aus dem Haag zurückgekommen, wohin ich früher gereist bin, als anfänglich meine Absicht war. Bei der Rückkehr fand ich viele Briefe, auch den Ihrigen vom 19., der die gefährliche Krankheit unserer Karoline meldet. Obgleich die Nachrichten so übel lauten, so habe ich doch Hoffnung und Vertrauen, daß sie uns erhalten wird. —

Von Heinrich habe ich endlich einen langen, herzlichen Brief erhalten, voll gutes Muthes. Auch das was Heinrich von Ihrer letzten Rede in Darmstadt sagt, und von dem Eindruck, den sie in Deutschland gemacht, hat mich sehr gefreut. Diese Rede war zeitgemäß, energisch und doch gemäßigt, — in Allem ganz Ihrer würdig; und ein schöner Schluß, wenn Sie bei kommender schöner Jahreszeit dem Darmstädter Wesen Lebewohl sagen wollen. Daß man Ihnen diese Rede in Darmstadt nicht verzeiht, das ist eben das Lob der Rede, — so wie es die Erbärmlichkeit der dortigen ersten Kammer beweist.

Fritz an Max.

Geldorp, den 6. Juni 1839.

Das war einmal ein Brief, lieber Max, groß und gut; er soll auch gleich beantwortet werden; dazu giebt mir ein Ausflug nach dem Haag noch weiteren Stoff. Vor allem Dank für Deine guten Nachrichten, besonders von der Genesung der guten Schwester Karoline; — ihr Schicksal hat sich, bei Anfangs ungünstigen Vorbedeutungen, so schön und glücklich gestaltet, daß die Eltern und Geschwister mit Freuden dahin blicken.

Heinrich hat mir einen sehr herzlichen und langen Brief geschrieben, nur zu wenig hat er mir von seinen neuen häus-

lichen Verhältnissen gesagt. Man hat in dieser Welt die Vorbereitungen und Anstalten zum Heirathen so lästig und widerwärtig gemacht, daß darin allein schon ein Grund liegt, Hagestolz zu bleiben. Deine Projecte mit mir will ich vorerst nicht discutiren; das Temperament meiner Geliebten, der kalten Vernunft, sagt dem meinigen besonders zu; ich würde gerne Deinem Rathe folgen, wenn er einigermaßen ausführbar wäre, ohne mich in Händel und Keifereien mit dieser alten Maitresse zu verwickeln, die förmlichen Einspruch thun wird.

Unendlich freut es mich, daß Deine Vorlesungen besser zu Stande gekommen sind, als es sich Anfangs erwarten ließ; 22 eingeschriebene Zuhörer für die Reichsgeschichte scheinen mir ganz anständig und aufmunternd; und auf diese Vorlesung legst Du ja am meisten Werth. Es ist mir lieb, daß Du Dein Völkerrechts-Privatissimum in Französischer Sprache liesest, und ich wollte, Du könntest es dahin bringen, diese Vorlesung anschlagen zu dürfen. Historische Studien, praktische Ansichten, Welterfahrungen und selbst der Name des Vaters begründen Deinen Beruf dazu; dagegen möchte ich Dich vor der politischen Oekonomie warnen; nicht als ob Du Dich in diese schwierigen und spitzfindigen Speculationen nicht hineinarbeiten könntest; aber ich glaube, daß sie Deiner Geistesrichtung nicht zusagen; — doch tentare licet.

Ich hoffe also, daß Du in Bonn noch einige Jahre die Zukunft abwarten kannst. Die Gesundheit ist freilich ein Hauptpunkt, aber darum solltest Du Dich weniger anstrengen. Im Haag hatte ich alle Ursache, zufrieden zu sein. Der König war mir in seinem Leben nicht so artig: „Gy hebt van de staf niets meer willen weten?“ ꝛc. [„Sie haben von dem Stab nichts mehr wissen wollen?"] Auf meine Antwort und Danksagung für die Versetzung zur Cavallerie, und wie ich auch dabei hoffe, die Zufriedenheit Sr. Majestät zu verdienen, sagte er etwas Verbindliches; dann sprach er vom Vater und trug mir Empfehlungen auf; ich war schon einige Schritte zurückgetreten, als er mir noch mit Nachdruck zurief: „Ik weet en vertrouw, dat gy in ieder betrekking waarin gy geplaatst wordt, uitmuntend wel Uwe pligt zult doen.“ [„Ich weiß

und vertraue, daß Sie in jeder Stellung, worin Sie versetzt werden, Ihre Pflicht mit Auszeichnung thun würden."]

Prinz Friedrich war auch sehr artig; er sagte: „Nicht wahr, ich habe es so gemacht wie wir mit einander abgeredet hatten?" Nun erwartet man große Veränderungen in der Armee. Gewiß ist, daß Prinz Alexander zur Cavallerie kommt und ein paar Monate bei unserer Brigade seine Lehrzeit durchmachen soll; dabei freut es mich wieder in die Nähe meines alten Freundes, des Majors Rigot, zu kommen, der nun Begleiter des Prinzen Alexander ist.

Herzog Bernhard habe ich in Bortel besucht; er trägt den harten Verlust seines ältesten, so hoffnungsvollen Sohnes mit Standhaftigkeit. Der Besuch des alten Ministers Falck bei Dir in Bonn war mir interessant. Hier erwartet man zwar die Ratification, doch mit einem slag om den arm [Vorbehalt]. Irgend ein Seitensprung könnte wohl noch gemacht werden.

Der Vater schreibt mir oft, nicht eben verstimmt, aber doch sehr ernst gestimmt, theils wegen seiner Gesundheit, theils wegen der vielen Sorgen, welche ihm die politischen Conjuncturen machen. Ich kann in der Politik nicht so schwarz sehen. Die ministeriellen Krisen in Frankreich und England sind Folgen persönlicher Rivalitäten, ein Assaut von Ministeriumskandidaten, auch in Frankreich ein Kampf zwischen Hof und Kammer; ich sehe nirgends Fragen und Interessen auf die Spitze gestellt, welche die Masse der Nation, d. h. die verständige und besitzende Masse, in Gährung und Bewegung setzen könnten. Oder siehst Du es anders an?

Vale et fave. Mehr als drei Seiten schreibt ein Dragoner-Oberst an einem Morgen nicht voll.

Fritz an den Vater.

Tilburg, den 6. Juli 1839.

Das Pferd habe ich abgeredeter Maaßen in Ruremonde abholen lassen; es wird morgen oder übermorgen hier eintreffen, und dann wollen wir sehen. ... Was das Geld betrifft rc. ... Ich komme nun auf bedeutendere und auch erfreulichere Ge-

genstände: Karolinens fortschreitende Besserung, Karl's Avancement, Ihre Zufriedenheit mit Heinrich's Frau.

Karl's Avancement freut mich ungemein, denn er bedurfte einer Aufheiterung, und ich gestehe, daß ich nicht ohne Besorgniß war, er würde pensionirt werden wegen seiner Kränklichkeit. Nun aber ist es anders gekommen, und der Majorsdienst bei der Cavallerie ist wenig anstrengend.

Bei uns hier ist jetzt Prinz Alexander der Niederlande, um den Dienst zu erlernen und läßt sich recht gut an. Gegen den 13. wird er uns verlassen, um den Festen im Haag beizuwohnen (aus Anlaß der Vermählung des ältesten Sohns des Prinzen von Oranien) und dann eine Reise nach Rußland zu machen und die Revüen auf dem Schlachtfeld an der Moskwa mit anzusehen.

Max hat mir recht freundlich geschrieben am Tage, an dem ihn Heinrich auf seiner Tournée in Bonn verlassen hat. Auch sein Urtheil über die junge Frau ist günstig. — Max ist sehr entschlossen in Bonn auszuhalten.

Ich bedaure gar sehr, daß ich jetzt, wo Sie wahrscheinlich viel allein sind, nicht in Hornau sein kann.

Fritz an den Vater.

Tilburg, den 10. Juli 1839.

Ich will keine Zeit verlieren, Ihnen zu melden, was ich so eben erfahre, nämlich: daß ich den Prinzen Alexander, unsern künftigen Befehlshaber der Cavallerie, auf der Reise nach Rußland begleiten soll; auch habe ich den Auftrag über einige Einrichtungen in der Russischen Armee Rapport zu machen. Diese Reise wird zu Ende dieses Monats angetreten, erst nach Petersburg, dann nach Moskau zur großen Revue. Die Abwesenheit wird etwa drei Monate dauern, wenn sie nicht durch Umstände verlängert wird. Mein alter Freund Rigot ist der zweite Begleiter des Prinzen, — eine Annehmlichkeit mehr. — Daß ich mich auf diese Reise freue, ist natürlich; sie wird auf jeden Fall interessant und instructiv sein. Nur wegen der Folgen bin ich nicht außer Sorge und Verlegenheit. Ein Regiment zu commandiren, sagt mir viel mehr zu als jede Stellung in der Nähe des Hofs, — wohin ich auf

die Dauer nicht passe. Wenn dies Letztere die Absicht sein sollte, wovon ich jedoch nichts weiß, so würde ich das Mögliche thun, um es abzuwenden; es giebt ja für solche Plätze Liebhaber genug.

Meine herzlichen Grüße an Alles was Sie umgiebt, bester Vater; Ihre Zufriedenheit mit Frau Heinrich steht oben an bei den Dingen, die mich freuen.

Fritz an Max.

Tilburg, den 16. Juli 1839.

Bester Max, die frohe Botschaft, daß Franzina Dir ein Söhnchen geschenkt, erhalte ich in diesem Augenblick. Die Pathenstelle nehme ich mit Dank an und mit allen christlichen Vorsätzen, obgleich der anliegende kleine Wechsel etwas jüdisch ist. Ihr seid glückliche Menschen, mit Kindtaufen und Hochzeiten! Meine Rauchopfer steigen nicht so freudig in die Höhe, wie die meiner Geschwister, und ich will nächstens eine Keule nehmen, wie Kain! Doch nun höre:

Nachdem Prinz Alexander eine Weile bei uns den Cavalleriedienst gelernt, kam am 11. der Prinz von Oranien hier an und sagte mir, ich sei vom König und von ihm dazu ausersehen, den Prinzen, seinen Sohn, nach Petersburg zu begleiten. Eine ebenso unerwartete, als erfreuliche Nachricht; aber ich habe nun alle Hände voll mit meiner Ausrüstung zu thun, da ich den 20. schon von hier abreise, und wenn man aus Geldorp kommt, ist man nicht eingerichtet Prinzen zu begleiten und Kaiserliche Höfe zu besuchen.

Hier mein Itinerarium. [Ueber diese ganze Reise wird das besondere Tagebuch im 3. Bande Auskunft geben.] Gar leid ist es mir, daß wir an den Küsten von Rügen, an diesen Gestaden der Vorfahren, vorübersegeln, ohne sie zu betreten. Du wirst Dich erinnern, daß der alte Arndt einige Notizen über unsre Familie besitzen wollte, die wir nicht kannten; erkundige Dich doch näher danach. Er sprach von einem Bruderduell, demzufolge das Lehen, das den Namen trägt, verwirkt worden sein soll. Bei der jetzigen Eintracht der Brüder können wir die alte Geschichte gelassen anhören.

Gerne würde ich Dir zu Deinen literarischen Arbeiten Vorschläge machen; aber die Ruhe fehlt mir, und eigentlich kann man sich in der Wahl eines Gegenstandes nur selbst rathen; es gehört eine Inspiration dazu. Da Deine Gesundheit und Deine regelmäßigen Vorlesungen sonstige gelehrte und langwierige Quellenforschungen nicht gestatten werden, so suche Dir etwas aus, wobei man Geist und Darstellungsgabe an den Mann bringen kann.

Lebe wohl, lieber Bruder, auf ein frohes Wiedersehen.

Ueber die Reise und den Aufenthalt in Rußland, und zwar in beständiger Nähe des Kaiserlichen Hofes, sprechen sich begreiflicher Weise die Briefe in die Heimat nur mit kurzen und vorsichtigen Worten aus.

Das Tagebuch über diese Reise werde ich, nachdem es abgeschlossen aus den Händen des Bruders in die des Vaters übergegangen sein wird, unten einführen, und ich greife nur dessen Schluß voraus, mit welchem es uns, nach drei Monaten des Herbstes 1839, an den Niederländischen Hof in den Haag zurückführt, von wo der gewohnte briefliche Verkehr wieder fortfährt.

Fritz an den Vater.

Haag, den 2. November 1839.

Ich bin nun schon seit sechs Tagen hier und nicht dazu gekommen Ihnen zu schreiben. Sie besuchen, bester Vater, kann ich leider so bald noch nicht, denn ich muß das Commando des Regiments in Deventer übernehmen; den 7. werde ich dort sein. Hier bin ich äußerst gnädig empfangen worden, und die höchsten Personen haben mir ihre Zufriedenheit ausgedrückt. Der König hat mir Empfehlungen an Sie aufgetragen. Die Erbprinzessin (Sophie von Würtemberg) ist sehr artig und gescheut; sie hat sich lange mit mir unterhalten, und war wohl auch froh deutsch reden zu können.

Sobald ich nur ein wenig schnaufen kann und in Deventer wieder warm geworden bin, will ich mein Reisetagebuch in Ordnung bringen und es mit guter Gelegenheit an Sie ge-

langen lassen, vielleicht theilweise und nach und nach, wie es fertig wird. Sie werden darin zwar keine wichtigen Aufschlüsse und Indiscretionen, aber doch interessante Schilderungen finden. In Weimar war man mir überaus artig; von den vielen politischen Conversationen mit der Großherzogin wird Sie vielleicht folgende Aeußerung am meisten interessiren; sie sagte: Ich habe die Rede Ihres Herrn Vaters in der Hannöverschen Angelegenheit sehr gebilligt und mit Entrüstung gehört, daß man ihn dabei in der Darmstädtischen Kammer unterbrochen hat und ihn verhindern wollte sie auszusprechen. Gouvernements können Fehler begehen, und dann sollen sie es bekennen und einen besseren Weg einschlagen.

Der Prinz Alexander, der mich auf der ganzen Reise mit großem Vertrauen beehrt hat, war noch besonders artig, als ich von ihm Abschied nahm; er hat mir das Bedauern zu erkennen gegeben, sich von mir zu trennen; er hoffe, es sei nicht auf lange Zeit.

In der hiesigen Politik ist jetzt ein kritischer Moment; an heftigen Debatten wird es nicht fehlen; es handelt sich um Regelung der Finanzen und Veränderungen in der Verfassung. Die Ernennung des Ministers Falck zum Gesandten in Brüssel, die uns schon in Petersburg bekannt wurde, ist als Uebergang zu einem anderen System, Belgien gegenüber, sehr bezeichnend.

Daß die beabsichtigte Vermählung des Königs mit der Gräfin d'Oultremont die Gemüther hier und da irritirt, ist leider wahr. Eine in abstracto unbedeutende und in concreto wahrscheinlich unfruchtbare Sache wird wichtig, wenn man den Geist der Holländischen Perrücken, den Haß gegen alles Belgische und Katholische mit in Anschlag bringt. Dazu kommt noch, daß man hier zu Lande von Deutschem Fürstenrechte und morganatischer Ehe nichts wissen will. Die Sache ist übrigens noch unentschieden.

Ich hoffe die Gesundheit ist gut, da ich von keiner Seite Klage höre; auch meiner Gesundheit war diese etwas ermüdende Reise sehr zuträglich; ich muß etwas geschüttelt werden. — Sie schreiben mir wohl bald nach Deventer.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 19. November 1839.

Ich kann mir denken, daß Sie ungeduldig sind, noch nichts weiter von meiner Reise und dem versprochenen Tagebuch zu hören. Es war unmöglich; aber es wird nichts darin sein, was nicht auch in einigen Monaten dasselbe Interesse haben sollte. Indem ich Ihren Brief durchlese, muß ich doch über einige Fragen lachen, weil ich nicht begreife, wie Sie darauf kommen und wie Ihre Einbildungskraft sich damit beschäftigen kann. Also Rigot war Cassirer, Reisemarschall. Die Reisepläne waren im Großen vom Prinzen von Oranien vorgeschrieben und hingen in den Einzelheiten ganz von dem Willen des Prinzen Alexander ab, der kein Kind mehr ist. Mit Rigot bin ich seit 20 Jahren liirt, und auf der ganzen Reise sind wir nicht allein die besten Freunde geblieben, sondern haben uns auch unsere geheimsten Gedanken mitgetheilt und in Allem übereingestimmt. Und weil das bei so alter, bewährter Freundschaft ganz natürlich war, war es noch natürlicher, daß ich *nicht mehr als einmal* die Freude ausgedrückt habe ihn zum Begleiter zu haben. — Ueber manche politische Dinge haben meine Ansichten eine festere Grundlage erhalten, ohne sich im Wesentlichen geändert zu haben.

In der Hauptsache, der *orientalischen Frage*, steht fest: daß die Russen sich nicht eilen, und den jetzigen Zustand der Türkei mit ansehen, aber nicht dulden werden, daß dort irgend etwas Consistenz gewinne, wodurch ihr Einfluß, ihre Ansprüche ihre Projecte beeinträchtigt würden. Jedes Ereigniß in Constantinopel kann also den Frieden stören, und Rußland hält eine Macht bereit, um gleich kräftig dort aufzutreten. — Die meisten Ihrer anderen Fragen lassen sich später besser mündlich beantworten. Warum ich den Tod des Herzogs von Nassau nicht mit einer Sylbe erwähnt habe? Er war todt für mich, ehe er starb, und ich habe schon lange vorher nicht mehr an ihn gedacht, wenn ich nicht mit Gewalt an ihn erinnert wurde. Wenn ich an Ihr Verhältniß zum Nassauischen Hof denke, dann verläßt mich der Gleichmuth, den ich mir zur Lebensregel gemacht habe, ganz und gar. Daß auch der jetzige Hof

sich so benimmt und einen Mann von Ihren Verdiensten um das Land und die Fürstliche Familie, von Ihrer Stellung und Ihrem Alter nicht sehen will, nicht sehen wollen darf, — ist ein Maßstab für unseren politischen Zustand. An Ihrer Stelle würde ich gar keine Notiz davon nehmen und in Wiesbaden sein, wie und wenn es mir beliebte, ohne den Hof sehen zu wollen.

Noch ein Wort von Deventer: Es ist ein Ort ohne alle gesellige Resourcen; es leben hier meist Rentiers und Kaufleute; der Geldersche Adel wohnt im Sommer auf dem Lande, im Winter meist in Arnheim. Leben Sie wohl, bester Vater, dieser eilige Brief trägt das Gepräge meiner Dragoner-Allüren; wenn ich etwas mehr Zeit habe, werde ich den Musen und Grazien opfern; den Penaten aber opfere ich immer!

Fritz an den Vater.

Deventer, den 5. Januar 1840.

Zwei freundliche Briefe von dem Philosophen von Hornau habe ich kurz hintereinander erhalten; den ersten gerade am Neujahrsmorgen. Der Inhalt dieser Briefe flößt mir den größten Respekt ein für Ihre Philosophie; denn es liegt in der Soldatennatur, Alles nach dem Erfolg zu beurtheilen. Ein langweiligeres Nest als Deventer gibt es nicht, obgleich die Leute gutmüthig und zuvorkommend sind. Nur weil ich sehr viel zu thun habe, finde ich den Aufenthalt erträglich. Soviel weiß ich nun, daß man, um ein Regiment gut zu commandiren, von Morgen bis Abend an nichts Anderes denken muß; der literärischen und wissenschaftlichen Beschäftigung werde ich also entsagen müssen, wenigstens kann ich ihr nicht viele Stunden widmen.

Ueber Deutsche Zustände habe ich jetzt keine wohlbegründete Meinung. Bald kommt es mir vor, als nehme die Spannung zu, bald wieder glaube ich Verstimmung und Mangel an festen Vorsätzen wahrzunehmen. Es liegt ein wenig in der Deutschen Natur zu schwärmen, — und dann die Flügel hängen zu lassen.

Für die hiesige Politik ist ein kritischer Augenblick; aber es dreht sich um constitutionelle Fragen, die sich zwischen der Re-

gierung und den Generalstaaten bei öffentlicher Debatte erledigen lassen. Nur dann würde ich Gefahr sehen, wenn durch Fehler oder unvorhergesehene Umstände der Streit auf einem andern Terrain ausgefochten werden müßte. Die erste Folge dieser Verhältnisse ist: Ersparungen und Reductionen in der Armee. Es würde von mir abhängen mit 1800 fl. jährlich abzuziehen; aber da ich erst kürzlich wieder in die Cavallerie eingetreten bin, auch schon in einem Alter stehe, in welchem man nicht außer Activität treten muß, es sei denn für immer, würde ich Unrecht haben es zu thun.

Von Max erhalte ich oft Briefe, auch er hat Recht sich über mich zu beschweren; seine Briefe sind aber herzlich und sprechen mehr Zufriedenheit mit seiner Lage aus als die früheren. Gern wäre ich zum Geburtstag bei Ihnen, aber in dem Darmstadt, wo Sie so allein stehen, sollte er nicht gefeiert werden.

Es steht also fest, daß ich in den ersten Tagen des März abreise, zuerst Bonn und Monsheim besuche, und dann bis gegen Ostern in Hornau bleibe. Ich werde keine Uniform mitbringen, um nicht so viel Geschlepp zu haben. Ich bin in dem letzten halben Jahre so viel an Höfen gewesen, daß meine Education in dieser Beziehung als geendigt kann angesehen werden*). Auch meine Civilkleidung ist nicht mehr sehr brillant, da ich in meinen jetzigen Verhältnissen keine mehr trage; darum convenirt mir vieles Rutschen nicht, und ich hoffe

*) Diese Abneigung des Fritz, an den kleinen Deutschen Höfen zu erscheinen, war dem Vater bekannt und wurde zuweilen vorbauend von ihm bekämpft; in dieser Absicht, nachdem das Verhältniß des Vaters zu dem Herzog von Nassau sich gebessert hatte, schrieb bei einem späteren Anlaß der

Vater an Fritz.

Hornau, den 15. Mai 1843.

Vernünftig muß ich doch wohl darauf bestehen, daß Du Uniform mitbringest. A vue d'oeil ist doch kein Grund in Bieberich nicht zu erscheinen und den Malcontenten zu spielen. Denn so würde es der Herzog aufnehmen müssen. Und Du mußt Dich doch mit der Idee vertraut machen, an der Spitze der Familie zu sein. Mein Dasein ist doch nur precär, und — Alter, Würden und Ansehen qualificiren oder berufen Dich in jeder Hinsicht. —

die meiste Zeit in Hornau zubringen zu können, — in Hornau, wo es so heimlich ist.

Mein Reisejournal ist schon halb fertig, es wird Sie interessiren; ich habe viele merkwürdige Menschen gesehen und gehört.

Fritz an Max.

Deventer, den 3. Februar 1840.

Kurz und schnell, lieber Max, melde ich Dir, daß ich wirklicher Regimentscommandant geworden bin, — der zweitälteste in der Cavallerie, wenn auch noch nicht Oberst. Mein Besuch am Rhein wird dadurch vom Februar in den Mai verschoben. Oberst Dumonceau, mein bisheriger Regimentschef, ist mein Brigadier geworden, auch eine Annehmlichkeit, da wir sehr gute Freunde sind.

Gar sehr erfreut mich der gute Fortgang Deiner Reichsgeschichte; das ist etwas Solides. Wenn Du etwas schreiben willst oder mußt, so bitte ich Dich, schreibe ja kein Compendium! Diese Compendia sind die Schande unserer Literatur, weil sie die ganze Wissenschaft auftrocknen; ein solches Compendium ist wie ein trocknes Herbarium in Löschpapier.

Fritz an den Vater.

Utrecht, den 22. Februar 1840.

Ich habe ein paar Tage im Haag zugebracht und bin sehr gnädig aufgenommen worden, denn ich kam um zu danken, nicht um zu sollicitiren oder zu klagen, wie jetzt so Viele thun müssen. Der König hat sich nach Ihnen erkundigt und mir Empfehlungen an Sie aufgetragen. Ein Aufenthalt von vier Tagen im Haag, wenn man viele Leute kennt und von Morgens bis Abends Visiten machen muß, ist eine Frohnde.

Die kleine Prinzessin Sophie, Tochter des Prinzen von Oranien, hat nach Tafel sehr lange Deutsch mit mir gesprochen. Sie spricht es recht gut und ist in soweit vorbereitet auf eine Deutsche Heirath, die aber noch nicht entschieden zu sein scheint. Hier habe ich den Herzog Bernhard und Forstner aufgesucht und bringe darum den heutigen Tag hier

zu. Herzog Bernhard geht auf zwei Jahre mit Urlaub, und will sein Hauptquartier in Mannheim aufschlagen.

Fabrizius wollte wissen, es sei ernstlich die Rede davon gewesen, den Max nach Wiesbaden in's Cabinet zu berufen? Fiat. Mein Journal ist fertig, ich warte nur auf eine Gelegenheit; aber die Post oder der Postwagen ist für mich keine Gelegenheit; sonst hätte ich es anders einrichten und von dem Interesse ihm nehmen müssen. Uebrigens habe ich über Ihre Ungeduld, mit welcher Sie nach meinem Tagebuch geseufzt haben, wirklich lachen müssen; ich fürchte sehr, die so hoch gespannte Erwartung wird nicht befriedigt werden. Dafür werde ich dann bald die Kritik des Völkerrechts erhalten! Ich habe zwar das Manuscript in Hornau gelesen, aber es war damals noch nicht beendigt.

Fritz an Max.

Deventer, den 23. März 1840.

Ich schreibe Dir ein paar Zeilen, weil mir eben ein Gedanke kommt. Du willst eine Ferienreise nach Hornau machen; ich meine aber, Hornau steht jetzt leer und das Frühjahr hat noch nicht Fortschritte genug gemacht, um dahin zu locken. Wenn Du Lust hast, so komme auf 14 Tage zu mir, Du kannst ganz bequem bei mir wohnen; es fehlt uns nicht an Stoff zur Unterhaltung.

Heute schreibt mir Vorluut, daß der brave alte General de Lens den 17. März in Gent gestorben ist. Vorluut sagt: „Il me chargea spécialement de le recommander à votre amitié, en vous annonçant sa fin, lorsque le moment fatal serait arrivé.“ (In dem 6. Kapitel ist die hohe Achtung ausgesprochen, welche mein Bruder vor diesem Braven, Belgier von Geburt, hatte.)

Wenn Du kommst, so prävenire mich, damit ich nicht abwesend bin.

Max kam auf diese Einladung und berichtete dann über dortige Zustände.

Max an den Vater.

Deventer, den 1. April 1840.

Während Fritz auf dem Exercierplatz ist, schreibe ich Ihnen, theuerster Vater, hinter seinem Rücken meinen Bericht über ihn und mich. Seiner freundlichen Einladung hierher bin ich also gefolgt und vorgestern vor Tisch mit dem Dampfboot fast an seiner Hausthüre gelandet. Von Köln nach Arnheim war ich auf dem Schiff erster Liebhaber des berühmten englischen Blaustrumpfs, Miss Pardoe, die so eben Ungarn und Wien verlassen, in den höchsten Cirkeln figurirt, mit dem verhaßten literarischen Nebenbuhler Fürst Pückler Lanzen gebrochen, und Schätze gesammelt hat von Materialien zu einem Werk über Oesterreich. Sie ist für 27 Jahr nicht allzuschön und jugendlich, scheint aber unternehmend, geistreich und gutmüthig. Der kritische Moment für mich war der, als ich von ihren berühmten Werken — gestehen mußte, keins je gesehen zu haben. Sie rieth mir, das über die Türkei zu lesen: the city of the Sultan. Bei einer Schwester dieses Sultans will sie längere Zeit im Harem logirt haben, und von einigen Paschas spricht sie so coulant, als wenn sie täglich mit ihnen Kirschen gegessen und Roßschweifchens gespielt hätte. Eine Einladung nach London konnte nicht ausbleiben. Einstweilen bin ich aber in Deventer, — das ich mir so kleinstädtisch nicht gedacht hätte. Fritz wohnt am Markt, freundlich und geräumig. Ich fand ihn wohl aussehend, zufrieden und thätig. Im Gesichte ist er seit Borodino magerer, auch von Taille schlanker, was ihm gut steht und als Zeichen von Wohlbefinden ihm angenehm ist. Wir gingen sogleich zur Officierstafel in den Gasthof; hier präsidirt Fritz und ist umgeben von zehn bis vierzehn unverheiratheten Officieren, meist recht artigen Leuten. Wenn der Corpsgeist unter ihnen im Holländischen Styl nicht sehr warm ist, so ist doch gegen Fritz die Achtung und Zuneigung in der Landesweise vollkommen erkennbar. Der Dienst ist noch beschwerlich und jetzt in der Friedensgarnison viel Papierwerk an der Tagesordnung. Viele Officiere machen von einem 2jährigen Urlaub mit halbem Solde Gebrauch; etwa zwei von jeder Schwadron. Die Hälfte des Regiments liegt in Zütphen,

4 Stunden von hier. Die Dragoner sehen ganz gut aus und sind auch leidlich beritten. Fritz ist bei den Leuten als gerechter Chef sehr beliebt; man sieht das schon auf den Gesichtern, wenn er durch die Reihen geht oder die Ställe besucht.

Der Reitknecht vertraute mir an, daß seine Dragoner ihn den Eisbär nennen, weil er oft lang und schnell im Stalle hin und hergehe, und dann auch einen so großen blonden Knebelbart habe. Nach Tisch plaudern wir zu Hause und den Abend findet man auf der Societät eine Whistpartie. Es wird da so furchtbar geraucht, daß ich am ersten Abend schwindlig wurde und es mir vorkam, als ob mein vis à vis, ein Rathsherr von Deventer, vor mir aufsteige und sich im Purzelbaum um mich herumdrehe; ich mußte mich flüchten und nach Luft schnappen. Dann ging es mir in der ersten Nacht fast noch schlimmer mit dem Bett. Kaum war ich eingeschlummert, als ich in fieberhafter Agitation zwischen Traum und Wirklichkeit nicht mehr unterscheiden konnte, was sich auf der ganzen Oberfläche meiner Haut ereignete. Böse Geister, die mich als Mitarbeiter am Arnheimer Oppositionsjournal zwingen wollten, ihnen Artikel in dies Blatt zu liefern, setzten mir von allen Seiten zu; ich sprang in der Dunkelheit aus dem viereckten Wandkasten, warf mich im Mantel auf die Erde und harrte frierend des Morgens, — wo es sich dann zeigte, daß die wollene Decke, die der Bediente in einem Nachbarhaus geliehen hatte, mit kleinen hungrigen Flöhen wie getränkt war. Fritz wollte sich todt lachen; es ging mir aber doch den ganzen Tag nach.

Ich lese nun und verschlinge sein Russisches Journal, um es Ihnen mitzubringen, lieber Vater; — das allein war die Reise werth.

Die Osterwoche muß ich treulich bei den Meinigen in Bonn zubringen, aber zu Ende meiner Ferien halte ich mein Versprechen in Hornau zu erscheinen.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 8. April 1840.

Max hat mich wieder verlassen, nachdem er acht Tage bei mir zugebracht hat. Sein Besuch hat mich sehr erfreut, und auch für ihn war er eine wohlthätige Zerstreuung.

Max kam etwas unwohl an; er sah übel aus und ich war anfänglich etwas besorgt; er hat sich aber sehr schnell erholt, und war dann ganz wieder der Alte, — oft heiter, geistreich, witzig, lebendig, gutmüthig wie immer. Nur glaube ich allerdings, daß sein Körper große geistige Anstrengung nicht erträgt. — Offenbar ist er mit seinen Successen als Docent viel zufriedener als früher, er hat mehr Selbstvertrauen gewonnen und von Andern Anerkennung.

Er bringt Ihnen mein Reisejournal mit, das ihn während seines hiesigen Aufenthalts sehr occupirt hat; auch hat es an mündlichen Nachträgen und Commentaren nicht gefehlt.

Max wird Ihnen sagen, daß meine Lage sehr angenehm ist und es täglich mehr wird. Mit meinem Regimente bin ich sehr zufrieden, — und was ich etwa entbehre, würde ich in Holland überall entbehren.

Heinrichs Absichten, sich wieder wählbar zu machen, billige ich ganz, und es freut mich sehr, daß Sie ihm auf alle Weise behülflich sein wollen, sie zu erreichen. Abgesehen von aller Ambition liegt doch darin das einzige Mittel nicht ganz zum Bauer, und den Geschäften und dem Umgang mit gebildeten Menschen nicht fremd zu werden.

Die ersten Tage nach des Max Abreise fühlte ich die Leere sehr; jetzt hat sich das Herz wieder geschlossen; doch zähle ich die Wochen, die noch ablaufen müssen, ehe ich die Meinigen wieder sehe.

Das Tagebuch der Russischen Reise wurde also durch Max dem Vater überliefert; es war nur für den engen Leserkreis der Familie und weniger Freunde bestimmt; und diese Absicht des Bruders, diese Bedingung der Mittheilung, sprach er in mehreren Briefen aus, z. B. an Max:

Nochmals empfehle ich die größte und absoluteste Discretion, — nicht Dir, aber dem Vater, der gar zu gern nach dem diplomatischen Contractus innominatus: do ut des, — et plaudero ut plauderes, — mittheilt.

An den Vater.

Deventer, den 9. Mai 1840.

Ich ersehe, daß Sie etwas vergessen haben, bester Vater; es war nicht blos Bitte, es war ausdrückliche Bedingung der Mittheilung, daß das Tagebuch Niemandem gezeigt werde. Noch mehr, man soll gar nicht wissen, daß ein solches existirt. Wenn man es weiß, — wie vorenthalten? Also nochmals, — bester Vater, — schließen Sie es weg, damit die Rede nicht mehr davon sei; — bis ich es wieder mitnehme.

Jetzt nach einem Zeitverlauf von 16 Jahren, nachdem so viele Hauptpersonen und auch die imposante Gestalt des Kaisers Nikolaus I. nicht mehr zu den Lebenden gehören, macht die Geschichte ihr Recht an solche Beiträge geltend, und das Tagebuch wird mit ziemlicher Vollständigkeit der Oeffentlichkeit übergeben.

Der dritte Band enthält es unter der Nummer XVII.

Die Russische Welt im Ganzen hat nicht über die Urtheile dieses Tagebuchs zu klagen, und Manches, was darin angedeutet und aufgedeckt wird, ist jetzt von allen Seiten zugestanden. In sofern hat sich das Interesse des Tagebuchs allerdings vermindert; aber es wird ihm immer noch ein solches verbleiben. Ein eigner Zufall ist es, daß es gerade dieselben Zeiten, dieselben hervorragenden Persönlichkeiten, dieselben Feste sind, die das bekannte Werk von Cüstine beschreibt; und nachdem mein Bruder dieses Werk später gelesen hatte, schrieb er darüber

dem Vater.

Haarlem, den 13. Juli 1843

— — — — „Ich habe mit Interesse: La Russie en 1839 par le Marquis de Custine gelesen; Neues habe ich nicht darin gefunden, aber die Bestätigung meiner eignen Ansichten. Nur ist zu viel Declamation und katholische Präoccupation darin.“

Wenn also auch die Ansichten beider Zeugen vielfach übereinstimmen, wird man doch dem Urtheile meines Bruders das Lob der größeren Unbefangenheit nicht versagen, und nachträglich wird

man ihm den Vorwurf nicht machen können, daß er nicht an Ort und Stelle, soweit es seine gegebene Rolle erlaubte, die persönliche politische Farbe sogleich und überall bekannt habe. —

Wegen einiger Ideenverwandtschaft, — Macht und Einfluß Rußlands, — habe ich unter XVI. dem Tagebuch den „Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an — seines Gleichen" — vorausgeschickt, der in seiner bittern Ironie wohl bald nach dieser Reise geschrieben worden ist.

Ich fasse den Faden in den Briefen wieder auf.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 9. Mai 1840.

Ihre Kritik des Völkerrechts habe ich erhalten und gelesen, bester Vater, mit dem größten Interesse. Die Abschnitte über die Auswanderung und über die Orientalische Frage haben mich besonders angesprochen. —

Es ist mir lieb, daß Max Ihnen Deventer, aus eigner Anschauung, etwas günstiger geschildert hat, als Sie erwarteten; ich habe ihm jetzt aufgetragen, mir Ovids Tristien und Briefe aus dem Pontus zu schicken, als Briefsteller für Deventer, in Ermangelung allen Stoffs.

Daß Sie mit dem Russischen Tagebuch, nach so langer Ungeduld, noch zufrieden waren, — omne tuli punctum. —

Von hier und von hiesigen Dingen, weiß ich nichts mitzutheilen, als was Sie in den Zeitungen finden; ich bin auch ohne Berührung mit Leuten, die sich in diese politischen Debatten tief einlassen. Ueber das letzte Resultat ist wohl Niemand im Reinen; aber wahrscheinlich wird es größer, bedeutender, vielleicht gefährlicher werden, wenn es lange verzögert und hinausgeschoben wird. Im Ganzen ist man mehr in den Finanzverlegenheiten als in der constitutionellen Controverse befangen; wenn die ersteren überwunden und beseitigt sind, werden die letzteren wohl weniger Schwierigkeit machen. Man hat hier

zu Lande praktische Ansichten und ist durch Erfahrungen gewitzigt. Aber freilich, wenn der Streit sich in die Länge zieht, wer kann dafür stehen, daß sich nicht Leidenschaften einmischen. Und wie alle Phlegmatiker, sind die Holländer in der Leidenschaft schwer zu besänftigen.

Nach und nach wird mir mein Dienst doch so zur Routine, daß ich wieder Zeit finde, mich mit andern Ideen zu beschäftigen; doch weiß ich nicht, ob das Brachliegen eben so sehr die Fruchtbarkeit des Geistes befördert, als die der Aecker.

Wie sehr ich mich im Spätsommer auf den Urlaub freue, nach zweijähriger Trennung von den Meinigen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen; ich habe wirklich das Heimweh!

Fritz an Max.

Deventer, den 24. Mai 1840.

Theuerbarer Max!

Ich hoffe, dieser holländische Anklang entzückt Dich. Doch ich will lieber ernsthaft schreiben, weil mein Brief nur kurz sein kann.

Oberst Nepveu ist beauftragt: de faire de nouveaux projets de lois sur la milice et la schuttery, basées sur les changemens à apporter dans la loi fondamentale. Er bittet mich, ihm zu schicken, was in den verschiedenen deutschen Staaten und besonders in Preußen über diesen Gegenstand, und besonders über die gegenseitigen Verhältnisse der Militär- und Civilgewalt, gesetzlich besteht. Du verstehst den Bedarf, ohne daß ich nöthig habe, das, was verlangt wird, weitläufig auseinander zu setzen. Die baldige Sendung ist wichtiger, als die Vollständigkeit der Renseignements. Schicke mir auch bald, wenn es ohne große Mühe geschehen kann, einen Ungarischen Sattelbock, von dem Modell, wie die Preußischen Dragoner und Uhlanen sie haben, versteht sich, blos den hölzernen Bock ohne Zubehör; ich möchte das Preußische Modell mit dem unsrigen vergleichen.

Endlich schicke mir nebst Naumanns „Rußland und die Tscherkessen" gelegentlich auch Ovids tristia und epistolae ex Ponto, die mir seit meinen Schuljahren nicht mehr zu Gesicht

gekommen sind; sie könnten vielleicht als Briefsteller aus Deventer dienen. Doch Scherz bei Seite, es geht mir hier leidlich gut; ich bin nun auch Platzcommandant in dieser wichtigen Festung geworden; der alte Major, welcher diesen Dienst bisher versah, ist aus politischer Oekonomie abgeschafft worden.

Es freut mich, daß die Kritik des Völkerrechts gut, wenigstens mit Wohlwollen aufgenommen worden ist. Der praktische Theil, d. h. die Anwendung auf die Zeitverhältnisse, ist gewiß interessant; aber für systematische wissenschaftliche Untersuchung ist der Geist des Vaters nicht geschaffen; am wenigsten für die Formen, welche auf Deutschen Kathedern beliebt werden. Auch Französische und hiesige Blätter erwähnen die Kritik des Völkerrechts mit Lob; ich habe die Ausschnitte nach Hornau geschickt. Besonders die Auswanderung und der Orient sind gut behandelt. Auch des Vaters Rede in den Bundesmilitärsachen war der Sache angemessen und seiner würdig.

Was Du neulich in einem Deiner Briefe hingeworfen hast, habe ich aufgehoben. Ich bin wirklich auch so verstimmt oder herabgestimmt, daß ich das Bedürfniß fühle, Verse zu machen, etwa wie Andere sich bei Sorgen und übler Laune einen Haarbeutel trinken. Lebe wohl, lieb Märchen, herzliche Grüße der Franzina und den Kinderchen.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 12. Juli 1840.

Vor einigen Tagen erhielt ich von alten Bekannten aus Belgien anliegenden Brief. Meine Antwort war: Vater und Brüder kämen selten nach Frankfurt, aber wenn Herr Nothomb Sie einmal in Hornau besuchen wolle, würde er freundlich aufgenommen werden. Ich hoffe, diese Antwort contrariirt Sie nicht allzusehr. Nothomb ist bekanntlich ein Luxemburger, war in Belgien Minister, und hat die Geschichte der Belgischen Revolution geschrieben, mit ziemlich viel Wahrheitsliebe und Mäßigung, obgleich seine Grundstellung, nämlich die Behauptung: die Vereinigung so heterogener Bestandtheile sei unnatürlich und auf die Dauer unhaltbar gewesen, — offenbar falsch ist. Auch bitte ich den Heinrich zu benachrichtigen, damit er ihn gut empfängt, wenn sie sich etwa begegnen sollten.

Was ist denn die Pentarchie, über welche die Allgemeine Zeitung soweit ausholt? Die Deutschen Vertheidigungsschriften und Reden pro domo sind immer erbärmlich, parcequ'ils ne savent pas dédaigner, und weil sie jeden schmutzigen Handschuh in jeder Pfütze aufheben. Und es gilt auch hier: qui s'éxcuse, s'accuse.

An Toni (Schwager Breidbach) habe ich noch eine Bitte. Mehrere meiner Trompeter gehen ab und ich suche sie zu ersetzen. 2c.

Was hört die Tante Wamboldt aus Mannheim vom Herzog Bernhard? Ich stelle mir vor, daß er die Unthätigkeit in Mannheim nicht lange ertragen wird.

Das Jahr 1840 hat in seinem Verlaufe, vom 1. März an, als dem Eintrittstage des kriegerischen Ministeriums Thiers, Epoche gemacht. Es ist sonderbar, daß gerade von diesem Jahre der edle Genuese, Graf von Flisco, vor zwei Jahrhunderten, in seinem Foliobande von Prophezeiungen, die Wahrsagung niedergelegt hat: hoc anno incipiet principum imperitia regnandi. Gewiß ist, daß in Deutschland der öffentliche Geist an dem Widerhaken Französischer Kriegsgelüste sich einigermaßen emporrichtete, daß die Ufer des Rheins von dem Echo wiederhallten: „Sie sollen ihn nicht haben!" und daß sich an den Preußischen Thronwechsel von verschiedenen auch sehr entgegengesetzten Seiten große vage Hoffnungen knüpften. Auch in den Niederlanden trat durch die Abdication des Königs Wilhelm I. ein Thronwechsel ein, und die Generalstaaten wurden, zum Zweck von Abänderungen an der Verfassung, in doppelter Zahl, wie das Grundgesetz es vorschreibt, berufen.

Während eines Urlaubs im Vaterhause zu Hornau, vom Anfang des Septembers bis zum halben October, beobachtete Fritz diese politischen Umgestaltungen und war auch fast noch Zeuge der veränderten Lebensbestimmung des jüngsten Bruders, Max, der

um diese Zeit von Bonn als Legationsrath in das Nassauische Staatsministerium berufen wurde. Hierauf bezieht sich eine Stelle in dem nächstfolgenden Briefe, die beweist, wie nahe ihm das Schicksal dieses Bruders zu Herzen ging.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 14. October 1840.

Die ersten Zeilen, welche ich wieder von hier aus schreibe, bester Vater, sind an Sie gerichtet, um nochmals meinen Dank auszudrücken für die freundliche Aufnahme. Dieser kurze Aufenthalt in Hornau hat mich mehr erfreut, als ich es auszudrücken vermag, denn seit vielen Jahren habe ich Sie nicht heiterer und frischer gesehen. Die jugendliche Kraft Ihres Geistes überwindet alle Widerwärtigkeiten, deren in den letzten Jahren so viele auf Sie einstürmten. Wenn nur die gute Mutter nicht so leidend wäre, so würde nichts den Blick und die Erinnerung an das elterliche Haus trüben.

Gestern also bin ich wohlbehalten hier angekommen und habe Alles in guter Ordnung gefunden, doch für einige Wochen vollauf zu thun. Nächsten Montag werden die Generalstaaten eröffnet, ich habe aber noch keinen besser Eingeweihten gesprochen; die Finanzen sind der Hauptpunkt.

Ich bin sehr gespannt zu hören, welche Wendung das Schicksal des Max nimmt. Schon seine Antwort auf die erste Anfrage durch F. war vortrefflich und ganz seiner, ich darf wohl sagen unserer, würdig. Moritz, den ich einen Augenblick in Wiesbaden sah, zweifelt nicht an dem günstigen Erfolg. Nichts kann mich mehr freuen als wenn Max in dieser veränderten Stellung Zufriedenheit finden und bei verminderter Anstrengung seine Gesundheit stärken könnte. Er hat brav und standhaft mit dem Schicksal gerungen. Leben Sie wohl, bester Vater, meine herzlichsten Grüße an Alles, was Sie umgiebt und unter Ihrem patriarchalischen Hirtenstab steht.

Fritz an Max.

Deventer, den 29. November 1840.

Ich hätte Dir schon längst antworten sollen, es fehlte mir an Stoff und animo. Deine Zustände in Wiesbaden sind noch in der Entwicklung, ich zweifle aber nicht, Du wirst Dich in die Menschen finden.

Hier hat sich für mich nichts geändert, man glaubt aber bei der Huldigung eingreifendere Entschließungen auch für die Armee erwarten zu können.

Der alte König hat wohl nur deshalb abdicirt, weil das Princip der Verantwortlichkeit der Minister ihn choquirt hat: es ging ihm wider den Mann; und doch will das Princip hier nicht viel sagen, da das Ministerium keine Einheit bildet und keinen Präsidenten hat. Die offene Darlegung der Finanzen hat einen sehr günstigen Eindruck gemacht; so lange die Lage ein Geheimniß war, hat die Furcht das Uebel vergrößert und man war auf Schlimmeres gefaßt. Nun erscheint diese Lage zwar nicht günstig, aber doch auch nicht hülflos.

Ich lese jetzt die Fortsetzung von Tocqueville's „De la démocratie en Amérique." Er spricht mehr von demokratischen Tendenzen und ihren Einflüssen auf den Staat, die Wissenschaft, die Sitten und das Leben überhaupt, als von Amerika. Er gehört zu den Wenigen, die über den alten Gegenstand neue Ansichten geben, aber er ist, wie fast alle Franzosen, im Generalisiren befangen. Was er über demokratische Geschichtschreibung sagt, hat mich besonders angesprochen. Es ist das 20ste Kapitel: De quelques tendances particulières aux historiens dans les siècles démocratiques.

Wenn Du mir eine solide historische Lectüre für den Winter verschaffen könntest, wäre ich Dir sehr dankbar. Besonders fühle ich das Bedürfniß, die Römische Geschichte in meinem Gedächtniß aufzufrischen. Du weißt, daß ich zu Anfang dieses Monats mit den Stabsofficieren meines Regiments zur Aufwartung im Haag war; ich hatte zuletzt auch noch eine Audienz beim alten König; er war in einfachem Frack ohne alle Decoration. Ich sagte einige Worte des Dankes für mannigfache Beweise der Gnade für unsere Familie; — hierauf er-

widerte der König nichts, sondern ging rasch zu einem andern Gegenstand über; der zweifelhafte Ausdruck seines Gesichts war aber merkwürdig dabei. Die Audienz beim jetzigen König war dagegen sehr lebhaft; er hat ein außerordentliches Talent bei solchen Gelegenheiten Jedermann etwas Verbindliches zu sagen. Die Domine's-praatjes (Pfarrersreden) eines andern Königs gefallen mir dagegen gar nicht; dieses Auskramen von Gesinnungen und Schwelgen in Gefühlen bezeichnet nicht den Mann der That; Könige soll man aus ihren Werken kennen lernen.

Heute schreibe ich der Mutter zum Geburtstage; ich danke Dir aber auch für Deine Glückwünsche zu dem meinigen. Mit der Dame Fortuna wollen wir es halten wie es eine Dame von diesem Caliber verdient. Vale faveque.

Den 30. Eben erhielt ich officielle Mittheilung, daß ich zum wirklichen Oberst ernannt bin, zwar „ohne Beschwerde für die Reichsschatzkiste," aber das ist natürlich in den gegenwärtigen Zeiten, und dann habe ich damit die Gewißheit mein Regiment zu behalten; das ist mir lieber als eine Brigade.

Fritz an Heinrich.

Deventer, den 30. December 1840.

Glück zum Töchterchen und Glück zum neuen Jahre, lieber Heinrich! Auch das Töchterchen ist willkommen und auf die mir für einen Sohn zugedachte Pathenstelle freue ich mich dennoch; Deine Frau grüße herzlich von mir.

Wir schreiben uns selten, lieber Bruder, die Schuld liegt an keinem von uns beiden; unsere beiderseitige Lage und Beschäftigung, bei der die Tage sich einförmig abwinden, giebt wenig Stoff zur Mittheilung. Wir beide, Du und ich, jeder in seinem Verhältniß, sind auf das Praktische angewiesen und haben kaum ein Spielplätzchen für die Phantasie; Gesinnungen haben wir nicht nöthig gegen einander auszusprechen. Max scheint zufrieden, so wollen wir es auch sein; er schreibt mir zwar auch selten, aber immer sehr herzliche und auch geistreiche Briefe. Seine Ansichten sind nicht schroff, er wird nicht allzuleicht anstoßen.

Wenn die Verhältnisse so ernsthaft werden, wie Viele vermuthen (ich zweifle noch immer), dann muß das Bedürfniß der Einigkeit und des Vertrauens ein Entgegenkommen und einen Versuch der Versöhnung herbeiführen. Es ist mir sehr lieb, daß Du Dich wieder wahlfähig gemacht hast. Ich bin durch lange Abwesenheit und Mangel an Mittheilungen zu schlecht unterrichtet von der Lage und Stimmung in Deutschland, als daß ich Dir in Beziehung auf Deine Wahl einen Rath geben könnte. Dein Vorhaben, es an Dich kommen zu lassen ohne Dich zu bewerben, scheint mir sehr verständig. Schon darin liegt ein Maßstab für Dich. Mein Wunsch ist allerdings, daß Du wieder in der Landesvertretung erscheinen mögest, wenn auch die Umstände Dir nicht günstig und Dein Auftreten weder glänzend noch erfolgreich sein sollte. Es bringt Dich doch wieder in Berührung mit Staatsgeschäften und mit Menschen, die etwas mehr geistige Resourcen haben als Deine Gutsnachbarn. Diese Reibung und Mittheilung wirkt immer Gutes.

Wir erwarten große Veränderungen in der Armee; dazu ist dreifache Veranlassung: Erstens der Regierungswechsel; — der neue König will nach seinen Ansichten neue Einrichtungen treffen; dahin gehören auch neue Uniformen. Dann soll die Armee den Bedürfnissen des Landes und seiner jetzigen Begränzung gemäß organisirt werden; und endlich fordern die Generalstaaten dringend Einschränkung und Ersparniß. Verbesserung also und Ersparniß, — zwei Dinge die meistens schwer zu vereinigen sind.

So sehr ich Ursache habe mit meinen Dienstverhältnissen zufrieden zu sein, so entbehre ich gebildeten Umgang und wissenschaftliche Unterhaltung doch auch sehr. Ich fühle, daß man rückwärts geht, wenn man nicht mehr voranschreitet. Lebe wohl, lieber Bruder, ich weiß, daß der Vater bei Dir war, das ist schon eine Veranlassung mir bald zu schreiben; was habt Ihr zusammen verhandelt und verabredet?

Die väterlichen Briefe aus dem letzten Viertel dieses Jahres, auf welche Fritz am letzten Tag des Jahres antwortet, lasse ich hier folgen, und wollte sie nicht durch andere unterbrechen:

Vater an Fritz.

Hornau, den 21. October 1840.

Es sieht noch bunt in der Welt aus. Und ich sehe kein Einlenken! Ja, wenn Klugheit und Berechnung — selbst die des Herrn Thiers — allein vorhanden wären, oder selbst Leidenschaften, die wieder andere Leidenschaften gegen sich hätten, wohl dann! Aber der Zufall! oder die Zufälligkeiten; irgend ein böser choc; die Kunst, die man in die Irritation legt; das Wogen der Kammern in Frankreich; und am Ende, ob nicht Palmerston und die Engländer gern anbinden, eifersüchtig über die wachsende Seemacht, der man noch zur Zeit überlegen zu sein glaubt? Soit! Wie das Schicksal fügt; indessen sind wir auch da, Vater und fünf Söhne; alle oder jeder in seiner Art. —

Ich war zu Mainz — zwei Tage — bei der Versammlung der Süddeutschen Pomologen. Mein eingesendeter Beitrag war nicht der schlechtesten einer, so wenig wie der des Heinrich, der mit seinem Gärtner anwesend war. Am Tisch, im Holländischen Hof, wo wir auch wohnten, waren wir wohl 140 Personen. Solche Vereine oder Zusammenkünfte vermehren sich in Deutschland; auch das ist der Beachtung werth. Und selbst da; spricht sich der Geist aus, in Toasts oder anders. Heinrich ist doch sehr exaltirt, und auf gewöhnlichen Wegen wird er nicht wieder anbinden; also wie? Denn was er desiderirt, beweist zu viel für solche Zwecke!

Zu Berlin hat man viele Worte gemacht, zum Theil gute, die aber die Sache nicht schließen. Unter die guten zähle ich die königlichen an die katholische Priesterschaft. Nur befreit das nicht den Erzbischof, sondern hält ihn fest.

Vater an Fritz.

Hornau, den 1. November 1840.

Du schreibst mir also nicht, weil nichts zu melden oder zu erörtern ist! — — Du wirst aus den Zeitungen Verhaftungen zu Frankfurt aus der Klasse der Handwerker entnehmen.

Man wird daraus noch nicht klug. Verkehr mit Paris und dortigen Associationen scheint wohl der Schlüssel. Die Eröffnung soll aber von Louis Philipp selbst herkommen. —

Wir erwarten heute Gäste; denn 20 mögen wir zu Tische sein, darunter Fabrizius. Was mag er aber bringen als dubia, — welche dubia in der Politik ich wohl besser sehe wie er. Der Oesterreichisch-Russische Donauschifffahrtsvertrag ist eine Metternich'sche Ungeschicklichkeit; denn es unterstellt oder räumt den Russen ein dominium auf dem schwarzen Meere ein, das zwar faktisch besteht, aber völkerrechtlich grade die Quästion ist.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 20. December 1840.

.... Die Preußen, Otterstedt und Radowitz, waren denn hier; nun sind sie in Wiesbaden. Ich glaube wohl, daß sie nachdrücklich anmuthen. In Frankreich will eine starke Partei Krieg; es ist gleichsam jetzt Genius der Nation, und gleichgültig, ob bon ou mauvais génie. Seit lange glaube ich, daß dem Kaiser Nikolaus ein solider Krieg ganz willkommen wäre. In England wollen — die Whigs wenigstens — offenbar Seekrieg, die Französische Marine — telle qu'elle est — und ihre Vermehrung stören. Nun versichert man mich hier — sehr hochgestellte Personen, also wohl größtentheils Abstraction der Radowitz'schen Erscheinung, — daß der Preußische König — innerlich, persönlich, noch jetzt — Krieg wolle und das für wahre Borussomanie halte. Ergo? Diese Betrachtung ist wohl der Hauptstoff meines Briefes. — Ich habe die Procedur der vier Mächte, den Vertrag vom 15. Juli, nach allen Prämissen, Offerten und Einladungen, nicht für eine Beleidigung Frankreichs in der Wirklichkeit halten können, die Irritation schien mir willkürlich uud erkünstelt. Nun aber, le fait accompli in Syrien und Egypten, mit so vieler Ehre der Engländer, und Alles ohne Franzosen und gegen sie; dazu der wahrhaft insolente Ton der Englischen Journalistik, vielleicht der Noten selbst, gegen Frankreich und gegen fast die ganze Welt! In Wahrheit, da ist Stoff zum Bösewerden! Metternich hat in ein Wespennest gestochen!

Darauf

Fritz an den Vater.

Deventer, den 31. December 1840.

Ihren letzten Brief habe ich mit herzlicher Freude gelesen; er kam aus der Brust, in welcher das jugendliche Feuer und die Theilnahme an dem schönen All nie erlöschen wird. Wir schließen also heute das famose Jahr 1840, von welchem so viel prophezeit worden ist. Merkwürdig war es allerdings; es hat viele Veränderungen in der Politik gebracht und die Keime größerer Begebenheiten liegen verborgen, gleichsam die Wintersaat, die im künftigen Jahre reifen soll. Also Glück zu diesem künftigen Jahre, bester Vater! An Krieg, an großen Landkrieg kann ich noch immer nicht glauben. Niemand besitzt solche Präponderanz, daß er mit vollem Vertrauen auf den Succeß den Kampf beginnen kann, außer etwa England zur See. Jedermann hat Ursache sich zweimal zu besinnen, und höchstens mag einer einmal nach dem Holländischen Sprichwort rufen: „Halt mich fest, ich will fechten.“ Es ist ein zu großes Spiel, und — wo ist die Nothwendigkeit jetzt, da man sich über weit schwierigere Fragen verständigt hat? Große Gefahr liegt nur in einer Allianz Rußlands mit Frankreich, und wieviel Verlockung liegt dazu vor für den Ehrgeiz beider!

Hier ist noch Alles beim Alten; aber das Budget ist angenommen und man erwartet von neuen Organisationen den bekannten Stein der Weisen: Verbesserungen nämlich mit Ersparnissen.

Ueber die Befestigung von Paris ist mein Urtheil, welches Sie verlangen, kurz folgendes: Die detachirten Forts allein können nur den Zweck haben, nach einem unglücklichen Feldzug der Französischen Armee noch eine sehr starke Stellung zu geben, in welcher sie eine Schlacht annehmen kann, ehe sie Paris preisgibt. Eine geschlossene Umwallung macht Paris zur eigentlichen Festung, und die Frage ist, ob man nach einem unglücklichen Feldzug voraussetzen darf, daß die Bevölkerung von Paris zur Vertheidigung dieser ungeheuren Festung wird mitwirken wollen? Ohne diesen guten Willen ist wenig von der Vertheidigung zu erwarten. Diese Frage ist aber offenbar mehr politischer als militärischer Natur. Detachirte Forts und

geschlossene Umwallung erlauben erst die Schlacht zu liefern, und sich nach dem Verlust derselben in die Stadt zurückzuziehen, deren Blokade wegen der detachirten Forts sehr schwierig und von ungeheurer Ausdehnung wird sein müssen. Also, wie Marschall Soult sagt: Cela double la dot. Militärisch ist es freilich das Wünschenswertheste, aber die Kosten, — und dann die Unbequemlichkeit, eine so ungeheure Stadt in Wälle einzuschließen! — Leben Sie wohl, bester Vater rc.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 21. Februar 1841.

Was Du mir von dortigen Vermuthungen und Deinem späteren Kommen sagst, wundert mich keineswegs, wenn ich es mit dem Allgemeinen in Verbindung denke; an allen Ecken und Enden.

Mit Verstand zu politisiren, das heißt mit einigem Gehalt oder nach soliden Regeln der Wahrscheinlichkeit, ist ganz unthunlich. Die Sachen sind nicht nur complicirt, sondern so mannigfaltig. Und zu dem, was offen im Zusammenhang vorliegt, noch die Incidentpunkte, die Niemand vorsehen kann, wie eben die Geschichte von Mac Leod! Nun will ich zwar glauben, daß man Amerikanischer Seits ein Auskunftsmittel finden werde; aber wie viele solche Möglichkeiten bei so viel Reizbarkeit überall! Mein Ideengang ist noch der: daß ein weit verbreitetes Gefühl obwaltet, man sei des Friedens müde; er habe wenig gute Früchte getragen, die menschliche Gattung verschlechtert; man sei einmal gerüstet oder auf dem Weg, und nicht leicht wieder so viel Eintracht und Entschlossenheit gegen Frankreich, wie eben nun, zu erwarten. Und eben das muß die Franzosen nur mehr irritiren. Nur Oesterreich ist wahrhaft friedfertig, und hat doch diese Wirren en chef herbeigeführt. Ich glaubte hier Entwickelung zu erleben und sehe nur Verwickelung. Einstweilen hat der Bund einstimmig die starke Befestigung von Rastadt und Ulm beschlossen.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 28. Februar 1841.

Also wieder in Hornau; da suchen Sie meine Gedanken am liebsten auf; denn wenn ich schon recht gut fühle, daß Sie manchmal Zerstreuung und Austausch der Gedanken anderswo suchen müssen, so liebe ich doch vor Allem ihr Treiben in Hornau, und die dortige Umgebung ist die natürlichste und heimlichste.

Ich sehe aus Ihren Briefen, daß man in den höheren Cirkeln, in denen Sie sich bewegten, den Krieg für wahrscheinlich oder doch möglich hält. Ich begreife davon gar nichts, und am wenigsten was die Deutschen Mächte dabei zu gewinnen hoffen; das Resultat würde ja doch immer sein, daß entweder Rußland oder Frankreich, oder beide zugleich mächtiger würden als sie jetzt sind. Von den kleinen Tapferkeits-Velleitäten bis zum Entschluß den Krieg zu beginnen, ist noch ein weiter Weg. Bei unserer politischen Zersplitterung müssen wir nothwendig die Zeche bezahlen, die Kleinsten wahrscheinlich mit ihrer Existenz. Uebrigens mea pace, und den Krieg lieber jetzt, wo ich noch frisch mitmachen kann, als zehn Jahre später. Was Holland betrifft, d. h. die Nation, so würde man sie bei den Haaren herbeiziehen müssen; für Deutsche Interessen hat man gar keine Sympathien; man will neutral bleiben und die Finanzen verbessern. Der König freilich sieht die Sache wahrscheinlich anders an, und wir würden gewiß Truppen in Nord-Brabant aufstellen, bei jedem Anschein von Krieg. Was des Königs Regierungsweise im Allgemeinen betrifft, so geht jetzt Alles viel rascher als bei dem vorigen König; in wichtigen Fragen aber die von ihm abhängen, besonders in der Wahl der Personen bei Ernennungen, ist er sehr zurückhaltend und gibt seinen Entschluß erst im letzten Augenblick kund, so daß die Minister selbst nicht wissen, welche Absichten er hat. Was aber die auswärtige Politik betrifft, so kann man ziemlich gewiß sein, daß die Absicht nicht ist zu germanisiren. —

Die Heirath des alten Königs hat nachhaltig einen so übeln Eindruck gemacht, daß man sie für ein Unglück halten muß; alle seine politischen Mißgriffe hätte man ihm eher verziehen. Er soll die Absicht haben wieder hierher zu kommen, würde

aber sehr unklug daran thun, denn er müßte gewiß auf empfindliche Art die Erfahrung machen, daß die öffentliche Meinung ihm gar nicht mehr günstig ist. Die Animosität spricht sich selbst bei sonst sehr gemäßigten Leuten ganz laut aus.

Der jetzige König hat den Katholiken einige Concessionen gemacht, um ihnen allen Grund zur Beschwerde zu nehmen. Nun aber sind die Dominé's [protestantische Geistlichkeit] im Harnisch, glauben ihre Confession gefährdet, und wollen eine tuenda im Gegensatz der propaganda errichten.

Sie sind mit meinen hiesigen Verhältnissen und Beschäftigungen nicht so zufrieden als ich wünschte. Das Glück besteht doch größtentheils in der Abwesenheit von Widerwärtigkeiten, und in dieser Beziehung habe ich mich nicht zu beklagen; denn wirklich hier belästigt mich nichts. Freilich nehmen die Dienstgeschäfte meine Zeit sehr in Anspruch, und interessanter und intimer Umgang fehlt mir ganz; das ist fürerst nicht zu ändern; doch sehe ich jetzt häufig einen Herrn Halbertsma, Mennonitenprediger, einen gelehrten und gescheuten Friesen, der meinen jungen Leuten vom Regiment auch Unterricht in der Geschichte giebt. Er hat als Sprachforscher im Gothischen, Scandinavischen, Altdeutschen u. s. w. Ruf, auch in Deutschland; er ist hier in wissenschaftlicher Beziehung mein einziger Umgang.

Mit Neujahr hatte ich die Allgemeine Zeitung eingehen lassen, weil sie mich mit dem neuen Stempel über 100 Fl. kostete; ich halte es aber nicht aus und freue mich kindisch darauf am 1. April die erste Nummer wiederzusehen; ich bin auch begierig darauf zu erfahren, wie sie über hiesige Verhältnisse unterrichtet ist; es sind da Symptome, welche alle Aufmerksamkeit verdienen.

Fritz an Max.

Deventer, den 1. Mai 1841.

Deine Frage: Begünstigt die Industrie den Absolutismus oder die Freiheit? glaube ich so beantworten zu müssen:

1) Die Industrie schafft neue Bedürfnisse, sie dient der Bequemlichkeit und dem Genuß. Je mehr ein Volk verweichlicht ist und die Ruhe liebt, desto weniger wird es geneigt sein

der Freiheit ein Opfer zu bringen. Einige Opfer fordert diese immer, wäre es auch nur das der behaglichen Ruhe.

2) Die durch Industrie Reichgewordenen werfen sich gern der Gewalt in die Arme. Die Staatspapiere, die öffentlichen Anleihen bieten solchen Rentnern die vortheilhafteste Art dar großes Kapital anzulegen; auch die Eitelkeit trägt das Ihrige dazu bei.

3) Der schnell wechselnde (mobile) Geldreichthum vermindert den Einfluß der alten Aristokratie und des Landbesitzes; auch in dieser Beziehung schadet er der wahren Freiheit.

4) Eine durch Fabriken schnell wachsende Bevölkerung ist gewöhnlich sehr demoralisirt und verdumpft. Eine solche Bevölkerung kann durch neue Erfindungen, veränderten Geschmack oder unerwartet schnellen Verlust des Marktes brodlos werden, und daraus Aufruhr entstehen, der nur durch Gewalt der Waffen und etwas despotische Maßregeln zu dämpfen ist oder gedämpft werden wird; der wahren Freiheit kann eine solche Bevölkerung nie förderlich sein.

5) Eisenbahnen, welche die Communication so sehr erleichtern und beschleunigen, begünstigen den Austausch der Ideen; sie bringen die Menschen einander näher; diese werden dadurch g l e i c h e r. Das Eigenthümliche, Nationelle wird dadurch immer mehr verwischt. Militärisch erleichtern die Eisenbahnen die Vertheidigung, wenn sie mit solchen Rücksichten angelegt werden.

6) Die bewaffneten Dampfschiffe haben die Chancen des Zufalls, Alles was von Wind und Wetter abhängt, vermindert; die schnelle Communication mit den Colonien rc. befördert. Eine Verminderung der Chancen des Zufalls ist aber immer zu Gunsten dessen, der schon im Besitze der Macht ist.

Da hast Du einige Bemerkungen, die sich freilich noch sehr vervielfältigen ließen. Es ist möglich, daß ich dabei etwas einseitig nur das contra hervorgehoben habe.

Ueber Eueren See- oder Rhein- oder Steinkrieg (Hessen und Nassau wegen des Biebricher Hafens) habe ich gelacht, obgleich die Holländischen Zeitungen nur kurzen Bericht ab-

statten. Von ferne gesehen ist wohl ein bischen Recht und ein bischen Unrecht auf beiden Seiten.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 15. Mai 1841.

In der Armee gehen große Veränderungen vor. Ich habe mich nicht zu beklagen, denn ich bin der erste zur Brigade. Der König selbst sagte mir neulich vor Tafel: „Nun, Ihr Uebergang zur Cavallerie hat Ihnen Glück gebracht. Ich sehe das als ein gutes Omen an; denn die Könige bieten dem Glück gern die Hand.“ Mein Freund Schimmelpenninck van der Oye ist Minister des Innern geworden; auch noch andere Minister werden abtreten, so wahrscheinlich Verstolk.

Neuerlich läuft das Gerücht, der Prinz Joinville könnte wohl als Brautbewerber hier erscheinen; sehr ferne läge das nicht, denn der König selbst soll die Neigung haben sich mehr an Frankreich anzuschließen, und diese Politik würde bei der Holländischen Nation nicht unpopulär sein. Die Begebenheiten von 1830 und 31 haben hier Abneigung und selbst Geringschätzung für Deutsche Allianz zurückgelassen. In eine weitere Beurtheilung dieser Tendenz und ihrer Folgen will ich mich nicht einlassen.

Es hat mich doch verwundert, daß bei den Wahlen in Hessen Heinrich's Name gar nicht zur Sprache gekommen ist. Doch in Deutschland muß man sich über nichts der Art wundern; da sprüht und glüht man, — oder versinkt in Apathie. Ich wollte den Leuten ein bischen festen, kalten, stolzen Willen wünschen, der nie einen Schritt zurück thut. Heinrich ist übrigens immer schweigsam, und es will mir nicht gelingen eine suivirte Correspondenz mit ihm anzuknüpfen.

Max scheint mir ziemlich zufrieden mit seiner Gesundheit und mit seinen Dienstverhältnissen. Sein Glück und seine Zufriedenheit liegen mir so nahe, daß ich mit empfinde, als wäre ich mit ihm in magnetischem Rapport. Was Sie mir klagend über ihn schreiben, bester Vater, beunruhigt mich nicht sehr, selbst wenn diese Neigung zum Katholicismus weit ginge. Diese Tendenz liegt im Geiste der Zeit, weil der Pro-

testantismus allen Halt verloren hat. Die gebildete Welt ergeht sich jetzt in den Parks der Philosophie oder in den Blumengärten des Katholicismus; der protestantische Küchengarten ist für die Philister.

Ich habe hier Hauskreuz; es herrscht eine Epidemie unter den Pferden meines Regiments; sie ist mit der Grippe zu vergleichen; über 150 Pferde sind davon ergriffen, doch nicht gefährlich. Daß mir, ehe ein Jahr vergeht, die Brigade zu Theil wird, ist nicht zu bezweifeln; dann werde ich von der größten Thätigkeit zur größten Ruhe übergehen, und für diese Ruhe noch eine Zulage erhalten. Aber es ist mir zu frühe; ein Regiment ist mir lieber; man hat da keine Zeit zum Denken und muß immer exerciren.

Sie haben mir lange nicht mehr von Ihren literarischen Beschäftigungen gesprochen; ich bekenne, daß ich in den letzten Jahren der Literatur und Wissenschaft so fremd geworden bin, daß ich gar nicht mehr verdiene etwas davon zu hören. Ich fühle selbst, daß ich täglich an Gedanken ärmer werde, und das einzige gute Zeichen dabei ist, daß ich es selbst fühle. Der Mensch ist, mehr als die Eitelkeit es zugeben möchte, das Product seiner täglichen Umgebungen und Beschäftigungen! Dazu kommt noch bei mir, daß ich mich wirklich nur mit einer Sache zur selben Zeit beschäftigen kann.

Vater an Fritz.

Hornau, den 3. Juni 1841.

Abermals andere Erscheinungen. — — — — — — —

Alexander von Humboldt war eben — auch via Paris — in Weimar etliche Tage am Hof. Seiner Aeußerungen Resultat ist nun, wie mir Kanzler Müller sagt, daß er Träger der freundlichsten eigenhändigen Briefe des Königs Louis Philipp ist. Und nicht nur das, sondern des Preußischen Königs bestimmte und ihm nicht verborgen gehaltene Ueberzeugung sei die, daß für Europa und die Erde dermalen nichts heilsamer sei als gutes Einverständniß und engere Allianz von Oesterreich, Preußen und Frankreich. — Der Kanzler sagt das mit großer Zuversicht, und danach nicht zu zweifeln, daß

es wirklich so gelautet habe. — Zwei Betrachtungen will ich dabei machen:

1) Bei dem Gedankengang in Deutschland ist es durchaus nicht anzunehmen, daß Preußen irgend Aehnliches beschließe ohne Oesterreich. Die Eintracht und Einigung von diesen — in essentialibus — wird voranstehen und noch lange.

2) Es ist eine erkennbar steigende Spannung zwischen Preußen und Rußland, sachliche sowohl als persönliche. Und des Prinzen von Preußen Erscheinen in Petersburg, sein Ablehnen nach Moskau zu gehen, hat es nicht besser gemacht.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 14. Juni 1841.

Ihre Güte beschämt mich wirklich, bester Vater; ich habe in den letzten 14 Tagen mehrere freundliche Briefe von Ihnen erhalten, die alle noch zu verdanken sind.

Ihre Mittheilung in Beziehung auf Aenderung in der auswärtigen Politik der Deutschen Mächte hat mich sehr interessirt. Es ist Zeit aufzuthauen und das nordische Klima zu verlassen. Doch wir scheinen noch in einer Uebergangsperiode begriffen. England fehlt noch in der Allianz und Frankreich wird wohl schwerlich lange darin verharren.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 18. Juli 1841.

Gestern habe ich den Befehl erhalten mit dem Regiment nach Nord-Brabant zu marschiren, wo eine Brigade Cavallerie vereinigt wird. Ich werde in Oosterhout bei Breda cantonniren; im September gehen wir wieder nach Hause.

Max wird mancherlei Reflectionen machen, wenn er hört, daß ich wieder im Lager von Reyen am Manoeuvriren bin; er kennt ja diesen classischen Boden.

Aus dem Haag schreibt man mir: Le Général Fagel est ici, il emballe tout ce qu'il possède pour l'envoyer à Paris, où il paraît qu'il a grande hâte de retourner. — Alles deutet an, daß das Französische Cabinet es sich angelegen sein läßt dem unsrigen freundlich und bereitwillig entgegenzukom-

men; und ich glaube, daß bei uns eine ähnliche Neigung besteht. — Wer weiß was man noch Alles erlebt!

Von Heinrich höre ich direct gar nichts mehr; es ist mir sehr lieb, daß er den Verlauf der Wahlen mit Gleichmuth angesehen hat.

Leben Sie wohl, bester Vater, meine herzlichen Grüße der Mutter und allen Lieben in und um Hornau. Ich denke die vier Wochen vom 15. October zum 15. November da zuzubringen. Halten Sie sich bis dahin gut; Sie sind ja ohnehin von Gemüth viel jünger als ich, und das hält den Körper aufrecht.

Fritz an den Vater.

Oosterhout, den 2. September 1841.

Die Uebungszeit auf den Haiden von Nord-Brabant geht zu Ende; morgen habe ich das letzte Brigade-Manoeuvre, den 6. marschieren wir nach Deventer zurück. Der König war sehr zufrieden und es ist Alles gut abgelaufen. Meine Gedanken waren bei diesem Soldatenspiel doch häufig in Hornau, wo um eben diese Zeit auch viel Bewegung war. Also der neuvermählte Karl (der Bruder im Bayrischen Dienst) ist bei Ihnen. Ich bitte ihm und seiner Frau meinen freundlichen Willkomm zuzurufen; ich bedaure sehr Beide dieses Jahr nicht zu sehen.

In Deventer finde ich mancherlei Geschäfte. Wir erhalten neue Reglemente; eine detaillirte Beurtheilung derselben ist, ehe sie eingeführt werden, den Regiments-Commandanten aufgetragen. Es ist keine amüsante, aber eine nützliche Arbeit, und ich werde kaum zu etwas Anderem Zeit haben.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 11. October 1841.

Ich glaubte im Stande zu sein den Tag meiner Abreise bestimmt zu melden; nun ist aber die Ankunft des Grafen von Nassau (König Wilhelm I.) im Loo wieder dazwischen gekommen; und da ich in Beziehung auf diese Ankunft besondere Aufträge *) habe, so kann meine Abreise dadurch leider wie-

*) Bei der Stimmung des Volks gegen den alten König hatte man im Haag Besorgnisse, dessen Ankunft mit der Gattin im Lustschloß Loo könne

der verzögert werden. Er ist gestern mit der Gräfin hier durchgekommen und ich habe ihn als Commandant der Stadt mit allen Honneurs empfangen. Der Zulauf der Menge war groß; es waren eben — Neugierige, die sich übrigens durchaus anständig und stille verhielten. Der alte König sprach lange und sehr artig mit mir; ich werde ihm übermorgen im Loo aufwarten.

Tausend Dank der Mutter schon im Voraus für die liebevolle Ausstattung meines Stübchens in Hornau.

Den Monat November brachte Fritz mit Urlaub in Hornau zu und hatte auch mich in Monsheim besucht. Am 2. December meldete er dem Vater seine Rückkunft nach Deventer und schrieb später:

Fritz an den Vater.

Deventer, den 29. December 1841.

Das Jahr ist zu Ende und diese Zeilen werden wohl zur rechten Zeit in Darmstadt eintreffen, um meine herzlichen Glückwünsche zum neuen Jahre darzubringen......

...In der Politik giebt es hier keine Begebenheit, welche die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nähme: es scheint, daß die heftige Opposition, die sich in einigen Zeitungen, besonders in der von Arnhem hören ließ, beschwichtigt worden ist. Das Budget ist für zwei Jahre votirt, und man hat Zeit um Athem zu holen.

Anlaß zu Tumulten geben, und man sah diese Ankunft sehr ungern. Mein Bruder, als Commandant des benachbarten Deventer, erhielt Auftrag für die Sicherheit des Grafen von Nassau und für die Erhaltung der Ruhe Vorkehrung zu treffen; man hatte ihn selbst angewiesen zu diesem Zwecke sein Regiment Munition fassen zu lassen. Mein Bruder stellte dagegen vor, das würde, da es kein Geheimniß bleiben könne, üblen Eindruck machen, die Spannung und Unruhe vermehren; er wolle für die Ruhe und die ungetrübte Sicherheit des Grafen, auch ohne diese Vorsicht, einstehen, und so geschah es. Das Ausrücken des Regiments in Parade genügte; nur der Loo selbst erhielt, ungeachtet der Abwehr des alten Königs, eine Ehrenwache.

Die Leiden des Max gehen mir sehr nahe, und es sind auch noch andere Punkte, die Stoff zum ernsten Nachdenken geben; fast möchte ich sagen: die Noth lehrt beten, obgleich die Dankbarkeit mich besser als die Noth dazu stimmt. Ueber unsere Ansichten in der Luxemburgischen Sache wollen wir nicht streiten. Die Hauptdifferenz zwischen uns besteht darin, daß Sie einen gewissen Werth legen auf das: dixi et salvavi animam meam, während ich eine große Abneigung habe gegen Schritte, von denen ich mir kein Resultat verspreche. Sie würden mir aber sehr Unrecht thun, wenn Sie glaubten, ich nähme an Ihren Bestrebungen nicht Antheil, oder ich sähe nicht ein, wie verdrießlich es ist, unter ungünstigen Umständen, wo das Beste nicht zu erreichen ist, das Mögliche zu thun. Ich gebe es überhaupt jetzt wohlfeil und mache mir keine Illusionen über politische Dinge. Alles was man in Luxemburg thun will, so auch die Aufstellung des Contingents, stößt auf ein großes Hinderniß: man hat dort kein Geld und die Holländer wollen keins vorschießen.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 6. März 1842.

Was ich aus dem Haag höre, bestätigt mir die großen Schwierigkeiten, die in der hiesigen Politik noch zu überwinden sind; Geduld und Vertrauen sind nicht mehr so groß als früher. Zu den Fehlern des alten Königs gehört, daß er wenig Gelegenheit gab sich für die höchsten Staatsämter zu bilden; wenige Personen stehen in der Meinung so hoch, daß sie gleichsam angedeutet sind.

In Berlin scheint doch nicht alles richtig; der Pietismus, das Liberalisiren in allgemeinen Phrasen, während doch Alles beim Alten bleibt; man kann sagen: de quo loqueris, nihil est. Doch dasselbe möchte ich vom Deutschen Patriotismus sagen, der sich mit seinen Gefühlen und Hoffnungen breit macht und die Segel aufspannt, ohne aber den Anker zu lichten.

Mit Vergnügen habe ich Ihre Rede über Auswanderung gelesen, und neugierig bin ich zu sehen, welche Gedanken Sie

in der Eisenbahnfrage an die Locomotive anhängen; denn Bau und Betrieb gehören ja nicht zu Ihren Specialitäten. Auch Ihre unermüdliche literarische Thätigkeit und Ihre Jugendfrische, bester Vater, erfreuen mich immer. Das Werk von Condorcet, wonach Sie fragen, habe ich selbst. Ich habe es seiner Zeit mit Aufmerksamkeit gelesen und will Ihnen mündlich weitere Aufschlüsse geben, schriftlich würde es schwer sein. Das Lob der Mathematik für die Förderung der philosophischen Speculation soll doch wohl etwas anderes sein als eine Primanerdeclamation; soll ich aber den jetzigen Zustand der Wissenschaft und die neuesten Leistungen schildern, so bin ich nicht à la hauteur. Zu Hornau will ich es versuchen Ihren Wunsch zu befriedigen. Die zwei Seiten nach welchen die Mathematik neuerlich Bewunderungswürdiges geleistet hat, sind: Astronomie, Wahrscheinlichkeitsrechnung. Was erstere betrifft, so sind die Ergebnisse durch populäre Vorträge schon so ziemlich Gemeingut geworden; aber der Einfluß der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Politik und Gesetzgebung ist größtentheils noch der Zukunft vorbehalten. Hierüber wäre Neues zu sagen, aber es fordert Zeit und Studium; vielleicht wird das einmal eine Arbeit, welche ich bei mehr Muße unternehme. —

Ein Odiosum zu berühren kann ich nicht vermeiden, da es doch auf jeden Fall besser ist, daß Sie darauf vorbereitet sind. Vor Kurzem ist eine Commission aus beiden Kammern zusammengesetzt worden um die Pensionen und Wartegelder zu revidiren und zu begutachten. Ihr Wartegeld könnte dabei eine Reduction erleiden, oder vielleicht an die Luxemburgische Kasse überwiesen werden. Gehässige Gesinnung wird bei dieser Revision nicht obwalten, sondern nur das Bedürfniß der Ersparung. Auf jeden Fall thun Sie wohl sich nicht zu rühren, sondern abzuwarten. —

Mein Urlaub wird sich noch etwas verzögern, vielleicht bis zum halben Juni, — zum Kirscheneſſen; das thue ich lieber mit Ihnen, bester Vater, als mit anderen großen Herren.

Fritz an den Vater.

Deventer, den 16. April 1842.

Tausend Dank für die guten Nachrichten und für den Bericht der silbernen Hochzeit der Breidbach'schen. Bei der goldnen Hochzeit, die im künftigen Jahre gefeiert werden soll, will ich gewiß nicht fehlen; ja ich will als poeta laureatus das Epithalamium verfertigen.

Fritz an die Mutter.

Deventer, den 28. Mai 1842.

Beste Mutter, ich benutze eine der letzten Stunden meines Aufenthalts in Deventer, um mich mit Ihnen zu unterhalten, da ich Sie sicher in Hornau weiß, in dem gewohnten und geliebten Kreise. Wie gerne möchte ich Sie jetzt dort aufsuchen; aber ich sehe wohl vor, daß es in den ersten Monaten nicht möglich ist. Ich bin als Brigade-Commandant nach Haarlem versetzt und habe wohl einen Monat zur Einrichtung, und um in meinen neuen Dienstverhältnissen mich einzugewöhnen, nöthig; dann kommen Inspectionen u. s. w. Gestern schon habe ich das Regiment an meinen Nachfolger übergeben; der Abschied war herzlich. Ich habe auch noch einen Abschiedsschmaus gegeben und reise nun ab, so arm wie eine Kirchenmaus. So ist diese Episode des Lebens vorübergegangen! Ich hatte alle Ursache mit meinem Regimente zufrieden zu sein, und es wurde auch allgemein anerkannt, daß ich es in gutem Stande erhalten habe. Meine Dienstverhältnisse ändern sich nun ganz; es ist in der Regel mehr Schreibwerk. Lassen Sie, beste Mutter, recht bald ein paar freundliche Zeilen nach Haarlem an mich gelangen.

Es wird nicht ungeeignet erscheinen, daß beim Abschied meines Bruders aus Deventer ein lebender Zeuge von der Persönlichkeit, der Erscheinung, dem ganzen Wesen desselben, selbsterzählend eingeführt werde; ein Zeuge, dem wir auch öfter in den Briefen begegnet sind. Es ist der damalige Baptistenprediger und Sprachforscher Halbertsma, der aber seitdem die Predigerstelle niedergelegt hat, um sich ganz einer größern litterarischen Arbeit:

Lexicon Frisicum, widmen, und die letzte Hand daran anlegen zu können. Aus dessen freundlich mitgetheilten Erinnerungen sind die folgenden Bruchstücke in Uebersetzung entnommen:

„Oberst von Gagern hatte bei einer zufälligen Begegnung entdeckt, daß ich seit einer Reihe von Jahren mit Jacob Grimm und andern Deutschen Gelehrten persönlich bekannt war; und sogleich begann er über Gegenstände der höhern Sprachkunde mich auszufragen. Ich hatte nicht lange mit ihm gesprochen, so bemerkte ich, daß eine innere Harmonie zwischen uns beiden Platz nahm.

Es war in äußeren Verhältnissen kein größerer Unterschied denkbar, als zwischen ihm und mir. Er ein Hochdeutscher von Adel, unter einer ziemlich unbeschränkten Alleinherrschaft geboren und erzogen, und ich ein geborner Republikaner, ein Sohn des Friesenlandes, das schon Tacitus kannte, und das meine Vorväter 18 Jahrhunderte gegen Ocean und Tyrannen vertheidigt haben. Er, — Dragoner-Oberst, und ich, — der Prediger einer kleinen ketzerischen Baptistengemeinde; Er, — beschäftigt mit den dienstlichen Anordnungen eines Regiments in Garnison, ich, — vertieft in Forschungen über Sprache und Alterthümer von Niederdeutschland. Dennoch kamen wir beide uns gegenseitig beständig in den Weg. Wir saßen bald ganze Abende bei einander, nachdem wir Nachmittags schon ein paar Stunden um die Stadt spazieren gegangen waren. Ich erinnere mich sehr lebhaft, wie er mich beim ersten Spaziergang in Schrecken setzte. Mitten im Gespräch, ja mitten in einem Satze, hielt er inne, blieb plötzlich wie eine Salzsäule stille stehen, schlug sich mit der rechten Hand an die Stirne und blickte mit weit geöffneten Augen stier gegen den Boden. Ich blieb auch stille stehen und meinte, daß es Anfall von Schlagfluß wäre. Nach einigen Sekunden schlug er die Hand nochmals an die Stirne und sagte, „ja," gerade als ob er die Lösung eines Problems gefunden hätte, worauf er weiter ging, als ob nichts geschehen wäre. Mitten im Gespräch schoben sich quer durch seine Hauptvorstellung zuweilen Nebenvorstellungen mit solchem Ungestüm hindurch, daß sie ihn einen Augenblick aus dem Wege entrückten,

und diese Abstractionen überfielen ihn gewöhnlich, wenn ich ihn durch Neuheit oder Ungereimtheit einer Bemerkung angeregt hatte. Ich wurde bald an diese kurzen Sinn-Entrückungen so gewöhnt, daß ich, wenn mein Freund stille stand, meinerseits weiterging, als ob ich es nicht bemerkte. Einmal hatte ich mit dem Obersten ein langes Abendgespräch über die Liebhabereien der Deutschen, sich in ihre Systeme wie in Zauberkreise einzuschließen; wir gingen die Ursachen dieser Sucht im bürgerlichen und militärischen Gebiete durch, und fragten uns, ob dieselbe die starke oder die schwache Seite der Deutschen in der Wissenschaft ausmache? Da, nach einigen scharfsinnigen Bemerkungen von seiner Seite, überfiel ich ihn mit dem Ausruf: „Sie sind mir auch ein schöner Mann, um sich in die Details des Stalldienstes zu vertiefen! Wie sind Sie doch dazu gekommen?" — „Gerade durch die Frage die Sie mir stellen," antwortete der Oberst. „Durch meine Erziehung darauf hingewiesen, übte ich Kriegskunst und Politik aus wissenschaftlichem Standpunkt, und da meinte man beim Stab, daß ich für die Details eines Regimentskommando's nicht gemacht sei." „So," erwiederte ich, „wenn man etwas Wissenschaft im Kopfe hat, bekommt man als Reiter das Uebergewicht und taumelt vom Pferd?" „Richtig verstanden!" antwortete der Oberst, „und um den Herren zu beweisen, daß ihr Schluß nicht richtig sei, daß man auch mit etwas Wissenschaft im Kopfe im Sattel fest sitzen könne, habe ich um ein Regiment nachgesucht und habe es erhalten."

Während der Belgischen Händel hatte man jungen Leuten von gutem Hause bei ihrem Eintritt in die Regimenter die Hoffnung auf Officierstellen ohne streng wissenschaftliche Prüfung eröffnet. Der Oberst konnte nun den Gedanken nicht ertragen, daß seine künftigen Officiere keine andere wissenschaftliche Vorbereitung sollten gehabt haben, als die einer französischen Schule, welche jeder Krämer oder Ellencavalier besucht. Er ging daher mit mir zu Rath, ob ich Niemanden für ihn wüßte, der seinen Kadetten im Stil und in der Geschichte Unterricht geben könnte. Niemand von denen, die ich ihm nannte, gefiel ihm, bis ich begriff, daß er mich selbst haben

wollte, ohne es mir direct zu sagen. Ich kam sogleich seinen Wünschen nach, und übernahm bereitwillig die Aufgabe. Ich hatte keinen anderen Hörsaal als den Speicher des Kloster-Gebäudes der Brüder des gemeinsamen Lebens — einst von Gerardus magnus hier gestiftet, welches nun den Dragonern zur Kaserne diente.

Da saßen meine Kadetten auf hölzernen Bänken vor einem langen rohen Tisch, bestrahlt vom Dachlukenlichte, während ich selbst am äußersten Ende auf einem Küchenstuhl meinen Platz hatte, und von da aus sprach und Fragen stellte. Der Oberst wohnte mit einigen Officieren den Vorlesungen bei, um denselben mehr Gewicht und Glanz zu geben. Doch da ich keine andern Dinge sagen oder abfragen konnte, als welche er selbst besser wußte, ärgerte mich seine Anwesenheit dergestalt, daß ich ihn bitten mußte, sich zu entfernen, was er sogleich that. Die Adjudanten hieß er bleiben, um Ordnung zu halten. — Da aber auch dieser Zweck einem freien Sprecher unerträglich war und ich dem Obersten sagte: „wir sind mündig und können uns selbst regieren," ließ er auch jene wegbleiben. Die Aufmerksamkeit und Ordnung ist denn auch während eines ganzen Jahres niemals gestört worden, und mein Geheimniß dabei war sehr einfach: ich sprach niemals mit Büchern oder Papier vor mir, sondern immer „von der Faust" und fragte unvorgesehen außer der Reihe, indem ich übrigens meine Zuhörer mit einer Achtung und wohlwollenden Höflichkeit behandelte, wovon sie Beweise mir zurückzugeben sehr geneigt waren.

Als der Oberst ohne mein Vorwissen um eine Anerkennung für meine Mühe beim Kriegsministerium anhielt, wurde sie ihm zu meinem großen Vergnügen verweigert. Der Freundesdienst würde durch eine Regierungsbelohnung ganz seinen Charakter verloren haben.

Bei der Beurtheilung der Tugenden und Fähigkeiten eines Kriegsmannes hatte der Oberst stets die großen Vorbilder des griechischen und römischen Alterthums vor Augen*), und

*) Ich kann mir bei diesem Anlaß nicht versagen hierzu eine Parallelstelle aus einem Briefe mitzutheilen, den ein anderer unter des Bruders Hollän-

durch Cäsar, welcher der größte Feldherr zugleich und Grammatiker seines Jahrhunderts war, bestritt er die herrschende Vorstellung, daß man kein Mann der Feder und des Degens zugleich sein könne. Den Officieren, die unter ihm dienten, trachtete er Liebe zum Wissen einzuflößen, und dies that er, ohne einen Schatten von Pedanterie, vielmehr mit der Treuherzigkeit eines Soldaten, mit der Humanität eines wahrhaften Edelmanns, so daß sie ihm folgten aus Anhänglichkeit an den Freund und Gönner mehr, als aus Gehorsam gegen den Obersten.

---

dischen Freunden, W. A. Schimmelpenninck van der Oye, an meinen ihm bekannten Bruder Max geschrieben hat, nachdem ich ihm den ersten Theil dieser Lebensbeschreibung Friedrichs von Gagern zugesendet hatte. Beide diese Männer sind und waren keine Schmeichler:

„Mais je ne puis me refuser le consolant plaisir de vous dire ce que je pensais personnellement de l'Individu.

Et d'abord j'atteste, que dans une longue carrière, qui me mit en contact avec tant d'hommes, je n'ai pas rencontré le pareil de votre frère. En dépit des plus singulières distractions et une originalité que feu Madame Henri de Gagern décrit de main de maître (I. S. 348—351), il y avait là une supériorité qui en aurait fait un homme de Plutarque, si les circonstances l'avaient voulu. Dix ans plus tôt il serait passé Maréchal, si son fougueux courage et son abnégation stoïque ne lui avaient alors fait trouver la mort. etc.

Vous parlerai-je de la confiance, dont il jouissait à juste titre dans l'armée? Vous avez pu voir ce qui en était. Bien qu'étranger ou du moins limitrophe, je ne lui connaissais ni envieux, ni ennemis, mais beaucoup qui l'aimaient ou rendaient justice à sa supériorité. Seulement comme Colonel-Commandant d'un Régiment de dragons dans mon voisinage, on désapprouva, qu'avec un corps de fer, il jugeoit trop les autres d'après lui-même etc. J'ajouterai que s'il n'avait pas d'idée de fatigue, de pluie, de froid ou de chaud, il était presque ébahi en voyant un manque de courage, et il ne se faisait pas idée de dilapidations dans un officier, et moins encore de fraude, de ladrerie ou de mensonge.

Franc et ouvert pour qui savait le comprendre, — bien qu'il ne se livrât pas à tout le monde; bienveillant envers chacun, — aimé de ses inférieurs, et forçant des supérieurs à compter avec son indomptable énergie; — ami affectueux et dévoué, — inspirant une sainte estime, si ce n'est plus, à mainte femme, — savant sagace par le cerveau, héros dans son ame, mais toujours enfant par une curieuse ingénuité de sentiment, — enfin ce fut un homme dont l'historiographe devait bien dire pour le moins: Er war der Besten einer. Honneur à sa mémoire." —

Was er in dieser Beziehung wagen durfte, davon ein Beispiel: Ich hatte ihm eines Abends das Verhältniß der griechischen und lateinischen Vocale und Consonanten zu den altdeutschen ausgelegt; die feste Gesetzlichkeit, welche der Genius der Sprachen dabei beobachtet hatte, traf ihn so tief, daß er in mich drang die Sache auch seinen Officieren deutlich zu machen. „Soll ich die Rolle des heiligen Antonius auf mich nehmen, Oberst?“ — erwiederte ich, „bedenken Sie doch, vergleichende Grammatik vor Cavalleristen!“ Doch all mein Abwehren half nichts, er schickte mir einen Schreiber vom Regimente, der sehr sauber mir die Reihen von Wörtern, die ich nöthig hatte, auf Täfelchen abschrieb, und damit hielt ich denn meinen Vortrag. So sehr mir nun die Vergleichung der romanischen Sprache, die alle meine Zuhörer verstanden, zu statten kam, so glaube ich doch, daß mein speech größtentheils in's Wasser gefallen und nichts davon übrig geblieben ist, als ein allgemeines Staunen, daß es in der Wissenschaft Gegenstände dieser Art gebe! Um die schwere Geduldsprobe gut zu machen, gab der Oberst den Officieren und mir ein herrliches Diner, wobei der Champagner floß wie Wasser, und von welchem sich die Gäste unendlich befriedigter und glückseliger erhoben, als von der Lection über vergleichende Sprachforschung.

. . . . Mein Freund hatte einen großen vielumfassenden Geist, zu welchem sein Körper im Ebenmaß stand. Seine Gestalt war höher und breiter als die irgend eines Mannes in seinem Regimente. Eminet inter omnes, konnte man von ihm sagen, und das größte Vorrecht eines Sterblichen, mens sana in sano corpore, war ihm zu Theil geworden. Sein Geist arbeitete jedoch nicht wie ein beständiges Feuer, sondern in aufflackernden Flammen, die ihm auf einmal so viele Vorstellungen zuführten, daß die Sprachorgane im Ausdrucke nicht gleichen Schritt halten konnten. Dieß machte, daß er aus dem Stegreif nicht sehr geläufig deducirte, sondern mehr in Sprüngen und Stößen sprach. Zwischeneinkommende Nebenbilder warfen ihn in Parenthesen und brachen den Faden der Deduction noch mehr ab. Die Feder dagegen gab ihm

Zeit seine Vorstellung richtig auszuspinnen, und in seinem Styl wären daher alle Spuren dieser bröckeligen abkürzenden Manier verschwunden.

Für alles, woran er Interesse nahm, war er begeistert; doch diesen Aufschwung des Gedankens hatte er vollkommen in seiner Gewalt. Wenn er sich in politische Betrachtungen vertiefte, dann pflegte er nichts als die Interessen zu wägen. In dieser Beziehung gab es jedoch einen Punkt, wo der alte Enthusiast beständig an den Tag kam, und dies war die Einheit von Deutschland. „Bei dieser Einheit wird doch," sagte ich, „als erste Bedingung die Selbstregierung nöthig sein, und diese wird wohl unmöglich sein für Völker, die durch ihre Fürsten stets als Unmündige sich haben behandeln lassen." Doch diese Lieblingsvorstellung hat er mir gegenüber niemals aufgeben wollen, und das Einzige was er mir zugestand war, daß der Verwirklichung jenes Hirngespinstes wohl ein halbes Jahrhundert Revolutionen würden vorangehen.

Mein Freund hatte einen festen und durchdringenden Blick bei dem Urtheil über Völker und Länder. Es giebt gewiß in Europa kein Land, welches durch die Natur seines Bodens und die Art seiner Bewohner so sehr Sonderling ist, als das Reich der nördlichen Niederlande. Selten glückt es dem Ausländer, sich ein richtiges Urtheil davon zu bilden, und was die gewöhnlichen Reisebeschreiber davon sagen, ist meist nur lächerlich durch Dummheit. Mein Freund hatte sich wirklich eine ziemlich richtige Vorstellung von unserm Charakter und Land gebildet. Noch viel mehr habe ich ihn wegen der Reinheit seiner niederländischen Phraseologie beim Schreiben bewundert. Das Hochdeutsche und das Niederländische sind so nahe verwandt, daß, wer das Hochdeutsche nur viel liest, sogleich in Versuchung geräth Hochdeutsch zu schreiben mit niederländischen Worten, z. B. Holländisch, kloekheid (hochd. Klugheit) statt schranderheid, die Constructionen nicht einmal gerechnet. Hierin sündigen nicht allein gewöhnliche Niederländer, sondern auch solche, welche den niederländischen Styl lehren, machen oft auf einer einzigen Seite fünf sogenannte Germanismen. Dagegen meinen Freund den Obristen, der

Deutsch dachte, habe ich niemals auf einem einzigen Germanismus ertappen können. Auf seine Bitte habe ich denn auch eine kleine Abhandlung über den Styl für seine Kadetten herausgegeben, nachdem ich ihm meine Ideen darüber mündlich auseinander gesetzt hatte. Nur im Sprechen hörte man den Deutschen bei ihm.

Der Charakter meines Freundes war gediegen und gewann, je näher man ihn kennen lernte. ... Als Befehlshaber hatte er die Achtung von Hohen und Niedrigen gewonnen; niemals habe ich weder seine Gerechtigkeit, noch seine Billigkeit, noch sein Mitleid von einem seiner Untergebenen in Zweifel ziehen hören; und weniger aus Zwang als aus Ehrerbietung gegen seinen Charakter und seine allgemein anerkannten Tugenden, wurden seine Befehle ausgeführt. In der freundlichen Art, mit der er selbst seinen Bedienten, einen ehrlichen Deutschen Jungen, behandelte, fand ich ganz den Friesischen Edelmann wieder. Im Umgang mit höheren Ständen war er höflich, doch natürlich und freimüthig; sein Wohlwollen, das er nicht in einer Französischen Pensionsanstalt erlernt hatte, war ihm angeboren; man konnte sehen, daß er sich von Kindheit an in diesem Element bewegt hatte. Eigennutz war ihm unbekannt. Es war ihm kein Buch zu theuer, wenn er etwas daraus lernen konnte, und wenn er es ausgelesen hatte, gab er es weg, wie einen abgelegten Rock. ... Wenn Freundschaft sonst oft auf Interesse oder Unterhaltung gegründet ist, so war die seinige auf Hochachtung gebaut und keine Entfernung von Zeit und Raum konnte dieselbe zum Wanken bringen. Er gehört zu den Wenigen, die, nachdem sie sich mit mir ergötzt, mich nicht vergessen haben.

Kein Kenner von Gesichtszügen, den seine blauen Germanischen Augen jemals mit durchdringendem Blick betrachtet haben, konnte an der Tiefe und Dauer des Gefühls einer Seele zweifeln, aus welcher ein solcher Strahl hervorschoß. —

Und diesen edlen Deutschen, der seinen letzten Tropfen Herzblut für Deutschland hingegeben hätte, haben Deutsche wie ein Stück Wild todt geschossen.

Deventer d. 12. Mai 1855. Dr. J. H. Halbertsma.

Also schreibt der wackere Friese, dessen originelle Worte in der Uebersetzung nach Kräften treu wiedergegeben sind, und der Werth dieser Mittheilung wird noch erhöht durch ein späteres Schreiben desselben, folgenden Inhalts:

„Ich habe mir die Pflicht auferlegt, niemals ein Wort über Gestorbene zu sagen, die mir Freunde waren, wenn sie nicht in den Cardinalpunkten ihres Charakters vorwurfsfrei gewesen sind. Mir ist das ausnahmsweise Glück geworden, zwei Freunden dieses Gepräges im Leben zu begegnen; der eine, ein junger aber sehr berühmter Naturforscher; der andere, der General von Gagern. Ich habe den General nicht gelobt mit der Absicht, ihn zu loben; ich habe mich in den Schranken der gewissenhaftesten Wahrheit gehalten. Ihn zu beschreiben ganz so wie er war, das ist das Schönste und Sittlichste, was von einer menschlichen Seele gesagt werden kann."

Selbst von brüderlicher Hand kann ein schöneres Gedenkblatt dem Hingeschiedenen nicht gewidmet werden. — Halbertsma war in der wissenschaftlichen Einöde von Deventer, während meines Bruders dreijährigen Aufenthalts daselbst, dessen einzige Ansprache und Erholung gewesen.

Der neue Wohnsitz zu Haarlem sollte eine reichere Auswahl im Umgang der geselligen Kreise bieten; eine solche wissenschaftliche Specialität aber, wie Halbertsma, fand Fritz nicht wieder.

Das Gedenkbuch giebt folgende weitere Anhaltspunkte.

1842. Ich verlasse das Regiment den 27. Mai. — Haarlem, im goldnen Löwen. Wilbrenninck, Rittmeister, mein Adjudant. Utenhoven, mein Chef vom Generalstab. Thooft, Major, Adjudant im Provincial-Commando. Brackers, Platzmajor; Menningh, Oberstlieutenant, Commandant des Reserve-Bataillons 6. Regiments in Garnison zu Haarlem, Civilgouverneur van Ewyk. De Bruynkop, Bürgermeister. Graf Westerholt und seine Frau. Meine Brigade-Inspection vom 25. Juli bis 20. August. Utrecht, und der Landsitz des Ex-Gouverneurs von Ostindien van der Capellen in Vollenhoven. Haag: van Doorn; Prisse, Belgischer Gesandter. Leyden: Storm de Grave. Das Museum. 1. Septbr. im Haag. Noël und Frau wiedergesehen, Noël en mission als Präsident de la commission des Flandres. Marbot und Thiers im Haag gesehen. 2. Septbr. Abreise nach Hornau. Auf dem

Dampfboot: Berghauptmann Graf Beust; der Irische Lord Walscot. Das Preußische Lager bei Euskirchen. Der Dombau. In Hornau: Herr von Spath. Die Naturforscherversammlung in Mainz. 3. October in Haarlem zurück; die Reise zum Theil mit Herzog Bernhard auf dem Dampfschiffe. Den 8. October nach dem Haag zur Vermählung der Prinzessin Sophie mit dem Erb-Großherzog von Weimar. Feste. Erzherzog Friedrich von Oesterreich im Helder erwartet; falsches Gerücht, er sei gestrandet. Der Oesterreichische General-Consul Ramozzi. Ende des Jahres in Harlem. Forstners Besuch im October.

Ich fange an, alle meine Ausgaben in Rubriken zu notiren. Aufsätze wieder vorgenommen, politischen und militärischen Inhalts.

1843. Nil novi. 22. April, auf 8 Tage nach Amsterdam zum Empfang des Königs. Viele neue Bekanntschaften. Der Bürgermeister Huydekooper. Die Consuln (de Cazes, Französischer Consul). Professor den Tex, Mitglied der 2. Kammer. Schimmelpenninck, die Schwierigkeiten wegen des Middelpolder. Den 22. Mai nach dem Haag. Discussionen der Generalstaaten; die Renten-Conversion. Krankheit meiner Schwägerin Auguste. In Holland mehr Stimmen für den Beitritt zum Deutschen Bund. Mein Aufsatz. 8. Juni, Reise nach Hoorn, um die militärischen Gebäude zu sehen. 14. Juli starb meine Schwägerin Auguste in Wiesbaden. Sechs Wochen Urlaub nach Hornau, 15. August bis 25. September. Monsheim, die Haardt-Reise, Freinsheim, Dürckheim, Deidesheim, Hambach. Die Familien Buhl und Jordan. Kanzler Müller in Hornau und Monsheim. Max in Baden. Verlobung des Herzogs von Nassau mit einer Großfürstin von Rußland, Tochter des Großfürsten Michael. Auf der Platte.

Ungewißheit meiner zukünftigen Bestimmung. Reformplane des Kriegsministeriums. Max will katholisch werden; Conversation in Mainz. Meine Nonactivität am 18. October ausgesprochen, am 30sten Jahrestag der Schlacht bei Leipzig. Mancherlei Aussichten; im Nassauischen Dienst als General. Ich werde Adjudant des Königs im außerordentlichen Dienst. Aufenthalt im Haag. Wilhelm Breidbach [Neffe] 14 Tage bei mir, von Paris kommend. Neppeu in Amsterdam gesehen. Projecte nach Japan und Ostindien. Mad. van Stralen, geb. Lantsheer. Den 2. December von Haarlem abgereist. Tod des alten Königs in Berlin. Aufenthalt von einigen Tagen in Brüssel vom 4. bis 8. December. Herr und Madame Noël daselbst. In Wiesbaden den Herzog gesprochen. Briefe von Neppeu. Der König will mich nicht entlassen. Max reist nach Petersburg, um den Nassauischen Ehevertrag abzuschließen. Hornau. Die goldne Hochzeit der Eltern, den 30. December gefeiert. Ungewißheit. Das Project der Sendung nach Japan und Java aufgegeben. Uebertritt des Max zur katholischen Religion. Verschiedene Urtheile und Befürchtungen. Den Winter vom 12. December 1843 bis 23. Februar 1844 in Hornau zugebracht.

1844. Hier in Hornau die Aufsätze wieder aufgenommen: Ueber Hollands innere und äußere Politik; — die Aufgabe des Staatsmannes bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit; — der Krieg Deutschlands gegen Ruß-

land und Frankreich zugleich. — Im Januar auf 8 Tage mit dem Vater zu Heinrich nach Monsheim. Abreise von Hornau den 22. Februar. Den 4. März zum General-Major ernannt und bestimmt nach Java in außerordentlicher Mission. Aufenthalt im Haag. Correspondenz-Tagebuch angelegt für die Reise. — Hier vorläufig geschlossen; 18. März 1844. Videbimus infra. —

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 5. Juni 1842.

Die ersten Zeilen aus Haarlem werden in Hornau willkommen sein, bester Vater, um so mehr wenn ich sogleich damit anfange, meine Zufriedenheit mit allen meinen hiesigen Verhältnissen auszusprechen. Die Stadt ist sehr lebhaft, die Gegend — für Holland — merkwürdig schön. Die Umgebungen sind ein wahrer Garten, überall Landhäuser der reichen Amsterdamer. Es ist das Centrum des Holländischen Reichthums. Dazu kommt die Nähe von Amsterdam und dem Haag, wohin Eisenbahnen führen. Noch wohne ich im Hotel, weil es schwer ist eine für meinen Rang passende möblirte Wohnung zu finden. Außer den Autoritäten habe ich noch wenige Bekanntschaften gemacht, doch einige; und es hängt ganz von mir ab den Kreis zu erweitern, denn man ist sehr freundlich und zuvorkommend. Mit meiner Stellung und mit den Personen, mit welchen ich täglich in Berührung komme, bin ich vollkommen zufrieden. Ich bin hier nämlich Brigade-Commandant der Cavallerie; meine Brigade aber liegt in Amsterdam, Haarlem, Leiden, dem Haag und Utrecht vertheilt; in allen diesen Städten muß ich also jährlich bei den Inspectionen kurzen Aufenthalt machen. Dann bin ich auch Provinzial-Commandant von Nordholland und Platz-Commandant von Haarlem. In jeder dieser drei Eigenschaften ist mir ein eignes Personal beigegeben, das meinen Stab ausmacht. Um 6 Uhr stehe ich auf; frühstücke und beschäftige mich bis nach 7 Uhr. Die Post kommt, die gewöhnlich ein Dutzend Dienstbriefe bringt. Um 8 Uhr kommen die Adjudanten zum Rapport und zur Expedition der laufenden Sachen; das hält mich eine Stunde an der Arbeit. Dann bin ich ganz frei, steige zu Pferde, reite wohl auch manchmal zum Exerciren des hier liegenden Dragonerregiments

oder nach Zandvoort, einem kleinen Seebad eine Stunde von hier. Um 3 Uhr lese ich die Zeitungen auf dem Casino und spiele eine Partie Schach; die Essensstunde ist allgemein halb fünf. Von 7 bis 9 macht man Visiten und so vergehen bis jetzt die Tage. Meine Stellung ist also sehr angenehm und läßt mir viel mehr Freiheit als die vorige. Ich habe jetzt 4500 fl. als Oberst und 500 fl. Zulage als Brigade-Commandant; freilich aber auch meinen Marschallsstab; denn wenn ich auch bald General werden sollte, so wird das in meiner Stellung nichts mehr ändern. — An einen Urlaub kann ich vor dem Herbst nicht denken; aber freuen darf ich mich schon jetzt darauf.

Fritz an Heinrich.

Haarlem, den 13. Juni 1842.

Ich wollte eben in größter Gala die Parade abhalten, als ich im Ausgehen Deinen Brief mit der frohen Botschaft erhielt. Er hat mir diese militärische Comödie versüßt, und die honneurs gelten dem Neugebornen, meinem Pathen.

Wahrscheinlich kann ich den September am Rhein zubringen und freue mich dann auch in Monsheim Deine kleine Jugend, die Verschönerungen an Haus und Hof und die Fortschritte Deiner Landwirthschaft kennen zu lernen. Was Du mir über Max schreibst, war mir zum Theil bekannt, und daß er sich in den Verhältnissen eines so kleinen Dienstes nicht wohl fühlt, begreife ich. Max ist ganz Gemüthsmensch: Wahrnehmung von Neid, Mißgunst gegen ihn und Gemeinheit machen ihn unglücklich, und was er über die Achsel ansehen sollte, zieht er sich zu Herzen. Zu seiner allzu idealen Geistesrichtung kommt in letzterer Zeit die Kränklichkeit, die ihn reizbar macht. Max hat viel Geist und den liebenswürdigsten Charakter, aber er bedarf ein wenig Glück oder wenigstens eine Stütze im Gedränge. Mechanische Geschäfte, die seinen Geist nicht befriedigen, sind ihm zum Ekel, und die Subordination im Dienst wird ihm nur bei Vorgesetzten leicht, denen er geistige Ueberlegenheit zuerkennt.

Für Deine guten Wünsche, lieber Bruder, danke ich Dir

herzlich; aber ich mache mir keine Illusionen darüber, daß ein Rückzug in unabhängigere Lage mir so leicht nicht beschieden sein wird. Es freut mich, daß Du so günstig über den politischen Sinn in Deutschland und sein Wiedererwachen urtheilst; es freut mich, weil ich es aus der Ferne nicht ganz so ansah. Wir stehen noch immer am ersten Vers des Evangeliums Johannis: Im Anfang war das Wort; ich wollte aber es hieße bei uns: Im Anfang war die That. Ich meine immer zu hören: Wir lassen Euch spielen, Ihr lieben Kinder, seid aber auch ja recht artig, sonst wird Euch das Spielzeug wieder genommen. La liberté se prend, elle ne se donne pas. Wache und sorge, lieber Heinrich, daß bei der Taufe die Amme oder Kindsfrau mich nicht für einen Geizhals hält. —

Fritz an Max.

Haarlem, den 9. Juli 1842.

Deinen Brief und die Bücher habe ich erhalten, lieber Max, und ich danke Dir für beides. Ich schreibe Dir jetzt seltener, weil Du ja oft in Hornau von mir hörst. Da geht es wohl zu wie in einem Taubenschlage; es ist mir gar lieb, daß Du oft dort erscheinst, da Du der einzige bist der dem guten Vater politischen Honig in seine Zelle tragen kann; er sehnt sich so sehr danach. Die hiesigen inneren Angelegenheiten interessiren ihn wenig; er kennt auch die Verhältnisse nicht. Seit 8 Tagen sind die Provincialstände von Nordholland hier versammelt; ich esse täglich mit einem Dutzend dieser Herren in meinem Hotel, ganz verständige Leute, die nur warm werden, wenn vom Budget die Rede ist. Auch die Wahlen für die Generalstaaten hatten kürzlich statt, wodurch wieder viele neue Mitglieder in die Kammer gekommen sind; das alte Centrum wird immer mehr daraus verdrängt. Wohin die Tendenzen gehen, weiß ich nicht, und ich glaube Niemand weiß es; es fehlt offenbar an eminenten Köpfen und gemachten Reputationen; dafür hat der Alte gesorgt; Niemand kann die Wünsche formuliren.

Der alte König ist im Haag mit Jubel empfangen worden, — varium et mutabile vulgus; — es liegt großentheils

auch daran, daß er im Haag viel mehr Geld in Umlauf brachte, als die Mittel des Regierenden jetzt erlauben. Der Vater fragt, was der alte König im Loo und im Haag suche? Er sucht hauptsächlich sich wieder Holland zu nähern, für welches er eine große Vorliebe hat; ja man sprach von Heimweh. In jedem Fall ist es gut, daß die kindische Aufregung wegen der Heirath sich gelegt hat. Die Königin hat der Gräfin von Nassau den Besuch im Loo wiedergegeben.

Vor einigen Tagen habe ich mich daguerreotypiren lassen: ich sehe aus wie einer der Veteranen, die auf Vernet's Bild um den Sarg Napoleons stehen. Ich werde Dir das Bild verehren. — Grüße Franzina herzlich von mir; ich freue mich darauf Euch wiederzusehen, denn nach einer Trennung von einem Jahre befällt auch mich immer das Heimweh.

Dieses Wiedersehen fand im Monat September statt, welchen Fritz im Urlaub in Deutschland und bei den Seinigen zubrachte; seine Rückkehr nach Haarlem zeigte er dem Vater am 7. October an, und schrieb dann:

Fritz an Max.

Haarlem, den 13. October 1842.

Ich bin aus dem Haag von den Vermählungsfesten zurückgekehrt — aber die Beschreibung wirst Du mir erlassen. Der Zusammenlauf von Menschen war groß und viele alte Freunde haben sich nach Dir erkundigt. Es war diesmal auch eine große Ordensvertheilung, fast zu groß, und Viele, die leer ausgegangen sind, wenn sie auch keine besonderen Verdienste haben, meinen doch, wenn so Viele ausgezeichnet wurden, hätte man Alle auszeichnen sollen. Bit Beförderungen war man zurückhaltender. Nach dieser Vermählung [der Prinzessin Sophie der Niederlande mit dem Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar] spricht man von einer Heirath des Prinzen Alexander mit der Prinzessin Clementine von Orleans. Was man am Hofe denkt, weiß ich nicht; die Holländer aber, obgleich sie auf Deutschland, Deutschen Handel und Zollverein

nicht gut zu sprechen sind, würden es doch gefährlich halten, sich Frankreich ganz in die Arme zu werfen. Man wünscht unabhängig zu bleiben und für den Handel günstige Bedingungen von beiden Seiten zu erlangen.

Man erwartet hier einen Besuch des Erzherzogs Friedrich von Oesterreich, und als Provincial-Commandant von Nord-Holland werde ich ihm die honneurs bei seinem Empfang im Helder zu machen haben. Der Auftrag ist mir sehr angenehm, da ich mich des Erzherzogs Albrecht, seines Bruders, in Petersburg und Moskau sehr zu beloben hatte. Neulich habe ich hier als Militärautorität auch der Grundsteinlegung einer neuen katholischen Kirche beigewohnt; der Bischof von Curium, Herr van Wykersloot, officiirte dabei, ein sehr frommer, sehr braver, sehr reicher und sehr beschränkter Mann. — Vale faveque.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 22. December 1842.

Wenn ich noch länger anstehe, Ihnen für Ihre freundlichen Briefe zu danken, dann wird aus meiner Antwort ein Neujahrswunsch. Mit Mangel an Zeit kann ich mich nicht mehr entschuldigen und noch bin ich hier nicht zum Entschluß gekommen, wie ich die vielen müßigen Stunden ausfüllen will. Die heftige Sprache der Deutschen Zeitungen gegen Rußland ist in doppelter Beziehung ein Symptom; sie beweist die Stimmung der Nation; sie beweist aber auch, daß die großen Deutschen Höfe dieser Stimmung nicht entgegen wirken wollen. — Das ist wohl der nächste große Europäische Krieg, werden wir ihn noch erleben? Welche Rolle wird Frankreich dabei spielen? Wenn ich noch bei Leibeskräften bin, will ich diesen Krieg gern mitmachen — pour la clôture définitive et sans remise. Leben Sie wohl, bester Vater; ich nehme mir vor einen ganzen Cyclus von Familienbriefen — vor und nach Neujahr — zu schreiben. Ich will wenigstens in der Familie nicht fremd werden; im Vaterland bin ich es ohnehin schon geworden. Ich hatte Max um eine Sendung solider Lectüre gebeten, und er hat mir einen Fascikel politischer Gedichte geschickt, in dem ich höchstens blättern kann.

Fritz an Heinrich.

Haarlem, den 30. December 1842.

Unsere einförmige Lebensart liefert gar wenig Stoff zu einer sehr lebhaften Correspondenz, aber wir sollten uns doch manchmal schreiben, lieber Heinrich. Das Stillschweigen kann uns zwar nicht entfremden, aber ein Lebenszeichen brüderlichen Andenkens erfreut und thut dem Herzen wohl. Dies ist kein Vorwurf, den ich Dir, sondern ein solcher, den ich mir selber mache, da die Anregung ebensogut von mir ausgehen kann. Der Vater giebt mir freilich manchmal Nachricht von Dir, aber doch nur mit wenigen Worten; so war er sehr zufrieden mit seinem letzten Aufenthalt in Monsheim; ich schließe daraus auch, daß Du selbst keine Klagen hast. Schreibe mir doch, was Du von Deutschen Zuständen denkst und erwartest. Daß darin eine Veränderung vorgegangen ist, kann man wohl nicht läugnen, aber zu den Hallelujah's, die hier und da angestimmt werden, sehe ich doch noch keinen Grund; ich sehe überhaupt nichts anderes, als daß Hoffnungen und Wünsche etwas mehr laut werden dürfen als früher.

In Erwägung künftiger Dinge, die vielleicht lange nicht, aber gewiß einmal kommen, habe ich diesen Winter hier Armeen aufgestellt und Operationsplane gemacht für den Fall eines Kriegs zwischen Oesterreich, Preußen und dem Deutschen Bund einerseits, und andererseits Rußland und Frankreich. Da der erste große Europäische Krieg wahrscheinlich in dieser Gestalt erscheinen wird, wenn wir es auch nicht erleben, so hat mich die Aufgabe interessirt. Ich werde das Opus mitbringen.

Daß Max die Verhältnisse des Vaters mit dem Herzog von Nassau auf einen erträglichen Fuß gebracht hat, ist mir lieb. Die Sache an und für sich sollte zwar dem Vater gleichgültig sein; sie konnte, bei dem was Nassau dem Vater schuldig ist, in den Augen der Welt nur dem Herzog zum Nachtheil gereichen; aber der Aufenthalt in Wiesbaden wird doch nun für den Vater angenehmer.

Max hat mir eine Sendung politischer Dichter zukommen lassen. Dem politischen Nachtwächter muß ich darunter den

ersten Rang zuerkennen; es ist darin am meisten Geist und Empfindung. In Herwegh ist mehr Monotonie des Gedankens, der Ausdruck ist oft gesucht und er gemahnt mich an Sand, der auch seinen poetischen Dolch gegen gar zu unbedeutende Sünder zückte. Auch aus der Allgemeinen Zeitung sehe ich, daß die politische Poesie jetzt eine große Rolle in Deutschland spielt; da wir nicht recht vorangehen können, so wollen wir fliegen. Die Vorgänge mit Herwegh sind mir unbekannt; daß auf dem Throne mit schönen Reden nicht lange durchzukommen ist, ließ sich vorhersehen: eben so, daß man entweder zurückhufen muß, oder weiter gehen, als man beabsichtigte. Namentlich wird man volle Preßfreiheit ohne wahre Reichsstände und durch diese herbeigeführte öffentliche Debatte nicht ertragen können.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 21. Januar 1843.

Ich habe angefangen mich wieder mehr zu beschäftigen und an solide Lectüre zu halten. Ich lese in diesem Augenblick den Feldzug von Paskewitsch gegen die Türken in Kleinasien. Er hatte mir das Buch selbst in Warschau geschenkt, und ich konnte noch nicht dazu kommen es zu studiren.

Unsere politischen Dichter beurtheile ich wie Sie, bester Vater, es ist viel über einen Leisten und wenige Ideen tauchen darin auf. Wo sollten sie auch den Stoff hernehmen? Großes ist seit 1815 nicht geschehen; für ausgezeichnete Persönlichkeiten ist in Deutschen Zuständen kein Platz; — große Schlechtigkeit, worüber die Indignation die Verse machte, ist auch nicht da; — also Mittelmäßigkeit — woran die Satire sich bald erschöpft hat. Lächerlich sind die Vorfälle in Berlin, das Schwanken zwischen Geben und Nehmen; die Lust an Popularität und die Furcht vor dem über den Kopf wachsen: ad vocem Freiheit ist nur die eine Wahrheit, die man sich nimmt; die geschenkte ist immer ein Schaugericht zum Veriren.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 7. April 1843.

... Daß Hornau jetzt schon recht schön ist, kann ich mir denken; auch Haarlem ist in seiner vollen Pracht. Denken Sie sich große Felder voll Hyacinthen und Tulpen. Die Eisenbahn bringt Besucher in Menge aus Amsterdam und dem Haag. Ein dicker Strauß von doppelten Veilchen erfüllt mein Zimmer mit Wohlgeruch. Die Blumencultur ist hier ein bedeutender Erwerbszweig; man bezahlt seltene Exemplare zwar nicht mehr mit Tausenden, aber doch noch mit Hunderten von Gulden.

In diesen Tagen ist mir eine unerwartete Ehre zu Theil geworden: Herr Halbertsma in Deventer, mit dem ich dort befreundet war, gelehrter Sprachforscher, der auch in Deutschland Ruf hat, kam auf den Gedanken, mir eine kleine Schrift zu dediciren: Ueber die Lehre des Buddha und ihren Stifter. Er findet nicht nur Uebereinstimmung, sondern Zusammenhang des Christenthums mit dem Buddhismus. Mich hat er von diesem Zusammenhang nicht überzeugt; aber er ist ein tüchtiger und interessanter Mann. In Preußen scheint man zurückzuhufen. Das Unstäte, Schwankende in der Preußischen Politik muß der Achtung schaden. Die Posener Landtagssachen, und was mit der Allgemeinen Zeitung vorgeht, Alles das scheint mir merkwürdig. Die Oppositionen begreifen ihre Rolle gar nicht; sie begreifen nicht, was man von der ihnen gestatteten Freimüthigkeit zu erwarten berechtigt ist. Messalla Valerius (Tacitus annal. I. 8.) verstand es besser.

Alles Gute, was Sie von Monsheim berichten, freut mich über Alles; ich nehme den herzlichsten Antheil an dem Wohlsein aller Geschwister; aber die Lage Heinrichs ist gewiß die schwierigste. Der guten Mutter tausend Schönes; sie wird sich freuen wieder in Hornau einheimisch zu sein.

Ich freue mich auf mein Hornau, und auf Alles was Sie für mich zu rechte legen. Ich will auch allerlei mitbringen, unter andern den Buddhismus von Halbertsma. Wie gesagt er will beweisen, das Christenthum sei ein Zweig des Buddhismus; — horresco referens! und so etwas *mir* zu dediciren, einem so guten Christen!

Fritz an den Vater.

Amsterdam, den 30. April 1843.

Ich habe mich nun acht Tage hier herum getrieben und hatte alle Ursache mit meinem Aufenthalt zufrieden zu sein. Es ist die Gewohnheit des Hofes alle Jahre nach Ostern eine Woche hier zuzubringen. Der alte König hielt es so, und der jetzige bleibt dabei. Der König hört und sieht die Matadore der Börse; das ist besonders wichtig, wenn große finanzielle Fragen schwebend sind. Obgleich auch diesmal manche Schwierigkeiten zu überwinden sind, so hat der König doch durch seine Offenheit und Liebenswürdigkeit Alles gewonnen; er ist sehr gut empfangen worden. Audienzen, große Tafel, Gallatheater, Besichtigung der öffentlichen Anstalten, füllten die Tage und Stunden. Als Commandant der Provinz bin ich bei dieser Repräsentation meistens gegenwärtig, alle Tage zur Tafel eingeladen, und werde vom König und der Königin sehr gnädig behandelt.

Gestern war der König im Werft und im Hafen; bei günstigem Wetter war der Anblick der bewimpelten zahllosen Schiffe ganz herrlich; aber freilich wurde die Bemerkung laut, diese Schiffe sollten nicht abgetakelt im Hafen, sondern in hoher See unter Segel sein. Der Stillstand im Handel und das Deficit im Budget haben ihren Grund in dem gesunkenen Preis der Colonialwaaren.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich selbst auch in der Amsterdamer Gesellschaft besser bekannt. — Mirabile dictu, ich habe das Glück bei diesen Herrn sehr in Gunst zu stehen. Für die Gunst der Damen ist die Zeit vorbei. Merkwürdig ist hier noch die aristokratische Abscheidung der alten Patrizier-Familien; der Geldreichthum allein kann diese Scheidewand nicht überspringen.

Von alten Bekannten habe ich am meisten den Minister Schimmelpenninck gesehen, der mir mit alter Freundschaft zugethan bleibt. Den Finanzminister Rochussen habe ich auch kennen gelernt. — Zu den neuen Bekannten gehört auch Professor den Tex, Mitglied der Generalstaaten und des Instituts. Er ist Ihr großer Verehrer und kennt sowohl Ihre Schriften als Ihre politische Thätigkeit sehr gut.

Sie glauben, daß ich Ihnen aus diesem Holländischen Centrum Näheres über die Geschichte der Boers auf dem Cap, und ihre Mittel, mittheilen könne. Welche Unterstützung Sie etwa aus dem alten Vaterlande haben? Welche Sympathien Sie hier erwecken? Allerdings kann ich mich hier wie in Haarlem, wo mehrere alte Capleute wohnen, die dort Verbindungen unterhalten, über die Boeren sehr gut unterrichten. Die Sympathie ist groß, aber man muß sehr vorsichtig sein, um den Engländern nicht Anlaß zu Klagen zu geben. Die Hauptveranlassung zur Unzufriedenheit ist, daß man die von der Hauptstadt entfernten Boeren Abgaben zahlen läßt, sie aber weder gegen die Einfälle der Kaffern schützt, noch duldet, daß sie sich selbst Recht verschaffen und auf eigne Hand Krieg führen. Englische Philanthropie und Englische Missionäre sollen viel Schaden gestiftet haben, sagen die Holländer und Franzosen.

Ich lese jetzt Gervinus Literaturgeschichte. Obgleich, wie mir vorkommt, der Mann von Grund aus unpoetisch ist, beruht doch das Werk gewiß auf gründlichen Studien; das Urtheil ist streng und giebt viel Stoff zum Denken; man ist gezwungen langsam zu lesen. Aber es macht mir durch Einseitigkeit und Befangenheit einen peinlichen Eindruck; es drückt — anstatt zu heben. Ich bin sehr begierig wie es in Deutschland beurtheilt werden wird. —

Die Allgemeine Zeitung ist doch seit einem Jahre so schlecht und unbedeutend geworden, daß sie nicht mehr zu erkennen ist. An den Zeitverhältnissen allein kann die Ursache nicht liegen.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 11. Juni 1843.

Es ist heute unser Sonntag und ich schreibe, so daß Sie, bester Vater, bei Ihrer Rückkehr aus Mainsondheim am 15. diesen Brief in Hornau finden.

Auch ich habe in diesen Tagen einen kleinen Ausflug nach Hoorn in Nordholland gemacht, im Auftrag, um die dortigen Militärgebäude zu besichtigen. Das Land ist sehr reich, aber einförmig; unabsehbare Wiesen, worauf Vieh weidet; kein

Stück Ackerland. Es ist das Holländische Käseland; in Hoorn war Markttag und der Markt mit Käsepyramiden bedeckt.

— — — Allerdings liegt man hier nicht auf Rosen, und das Regieren wird täglich schwerer. Man verlangt Oekonomie, also Reductionen, und diese vermehren wieder die Zahl der Unzufriednen. Die Wahl einer Carriere ist für junge Leute sehr schwer; sehr taugliche, brave Söhne hochgestellter und angesehener Eltern sind seit 7 und 8 Jahren Unterofficiere, und haben noch keine Hoffnung ein Officierpatent zu erhalten. Im Laufe dieses Jahres werden Hunderte von Officieren pensionirt werden, nicht weil sie gebrechlich oder unfähig sind, sondern blos weil das Budget des Kriegsministeriums herabgesetzt werden muß.

Der Finanzminister soll seine Entlassung eingereicht haben; vielleicht werden noch Andere folgen, und doch ist Niemand da, den eine gemachte Reputation oder die Gunst der öffentlichen Meinung zu ihren Nachfolgern designirt. Man wirft den Generalstaaten vor, es sei mit ihnen nicht auszukommen, und doch kann man sie nicht beschuldigen eine factiose Opposition zu bilden. Man will Vereinfachung des Staatshaushalts, — kein Deficit; — dagegen sträubt man sich gegen Rentenreduction und Einkommensteuer; und doch würde mir gerade die Einkommensteuer in der Form von Klassensteuer der passendste Ausweg scheinen.

Welchen Einfluß die bevorstehenden Reductionen auf meine Lage und Dienstverhältnisse äußern werden, kann ich durchaus nicht errathen, aber gewiß ist, daß diese sich ändern müssen. Die zwei Brigaden Cavallerie werden auf eine reducirt und diese eine wird General Dumonceau behalten.

Von allen Eventualitäten ist keine die ich sehr fürchte, keine die ich lebhaft wünsche; am liebsten wäre ich in meinen jetzigen Verhältnissen geblieben, die angenehm und bequem sind. Selbst eine zeitliche Nonactivität oder Halfpay wäre mir ganz recht, wenn ich sie im Ausland verzehren kann. Die Holländer haben ein gutes Sprichwort: Keine Sorge vor der Noth! Daran

halte ich mich. Mehr als meine Angelegenheiten beschäftigt mich Ihre Pension und Wartegeld; ich habe darüber noch nichts erfahren können, aber ungerupft bleiben Sie gewiß nicht. —

Noch ehe die so ausgedrückten Befürchtungen in Erfüllung gegangen waren, kam Fritz im halben August 1843 in Urlaub nach Hause und blieb bis gegen Ende September. Er theilte seine diesmalige Urlaubszeit zwischen Hornau und Monsheim und besuchte auch die Brüder in Wiesbaden. Von Monsheim aus machte ich mit ihm einen Ausflug in das schöne Haardtgebirge; und aus dem weiteren Kreis von Verwandten meiner zweiten Frau lernte er die mir besonders befreundeten Familien Buhl und Jordan in Deidesheim kennen, deren Andenken in späteren Briefen wiederkehrt. Auf solchen weiteren und näheren Ausflügen wurde zwischen Fritz und mir Gegenwart und Zukunft besprochen.

In Deutschen Zuständen und Stimmungen sah er Manches günstiger sich gestaltend an, als er es noch kurz vorher beurtheilt hatte; doch legte er auch jetzt seine Zurückhaltung nicht ab, in der er selbst das Anknüpfen von Bekanntschaften mit patriotischen Männern lieber vermied. Auch jetzt zählte er mit ungeduldigen Worten die Vorbedingungen auf, bei deren Eintritt erst seine Hoffnungen gesteigert werden würden. Unter diesen Vorbedingungen stand oben an der Sieg der Agitation für Reichsstände in Preußen, welche Agitation ihm zur Zeit noch eine sehr schwächliche schien; — dann die Verständigung, unter den auf nationalem und einheitlichem Boden fußenden Oppositionen in den Deutschen Kammern, über ein Ziel des patriotischen Strebens und über einen Operationsplan. Bevor Reichsstände in Preußen, ihres Berufes sich bewußt, sei ein entscheidender Fortschritt in der nationalen Entwickelung nicht zu erwarten. —

Zu sorgenvoller Erwägung unter den Brüdern gaben auch damals die bedrohten Familieninteressen Anlaß. Die Befürchtungen, die deßfalls der Vater gleich Anfangs bei dem Erfolg der Belgischen Revolution geäußert hatte, und die seitdem 13 Jahre lang schwebende geblieben waren, sollten jetzt rascher ihrer Erfüllung entgegen gehen.

Des Bruders Max, zuerst durch seinen freiwilligen Kriegsdienst unterbrochene, dann aufgegebene Laufbahn in den Niederlanden hatte den Anfang zu solcher Erfüllung gemacht. Dieser erste Schlag war kaum verwunden, als des Max religiöse Richtung seine politische Stellung abermals zu erschüttern drohte. Seit den Kölner Ereignissen von 1837 hatte er in Bonn für die katholischen Interessen nach und nach entschiedener Partei genommen; um die jetzige Zeit trat er zur katholischen Kirche über. Das Urtheil über den Schritt sprach Fritz sofort in dem Briefe an mich vom 8. October aus, den ich folgen lasse; und gründlicher in der Denkschrift: „Die Aufgabe des Staatsmanns gegenüber den religiösen Bewegungen unserer Zeit" —, welche in diesem Briefe angekündigt ist. Bezüglich der Folgen dieses Schrittes auf die äußere Stellung des Max sahen wir vor, daß derselbe seine Anfangs sich so günstig gestaltenden Aussichten in dem Dienste eines Landes, dessen Regierung, wie die Nassauische, einen vorwiegend protestantischen Charakter trägt, trüben und ihn selbst isoliren mußte.

Dazu kam das bedrohte Einkommen des Vaters. Eine bedeutende Reduction seiner Niederländischen Pension würde ihn in seinem hohen Alter genöthigt haben, seine gewohnte Lebensweise umzugestalten, der Gastfreiheit und einem häuslichen Comfort zu entsagen, der doch für einen Mann, welcher in so hoher, einflußreicher Stellung sich befunden hatte, ein so sehr bescheidner und genügsamer war. Bei seinen beschränkten Vermögensverhältnissen, bei den Lasten, die eine zahlreiche Familie ihm auch

jetzt noch, oder er sich selbst für diese, auferlegte, würde ihm eine bedeutende Verminderung seines Einkommens sehr drückend geworden sein.

Endlich des Bruders Fritz eigne, wenigstens vorübergehend, jetzt bedrohte, dienstliche Stellung. Es wurde ihm wahrscheinlicher, daß er mit halbem Solde werde zurückzutreten haben. Die Verhältnisse in dem, Deutschland mehr und mehr sich entfremdenden, Holland schienen auch für ihn ungünstiger werden zu wollen, der dort immer noch als Fremder betrachtet wurde, und der seine Deutsche Nationalität weder ablegen noch verläugnen wollte. Unter solchen Erwägungen glaubte er, Anfragen, die gestellt waren, und bestimmtere Anerbietungen, die ihm zum Eintritt in Deutsche Dienste gemacht wurden, nicht ganz zurückweisen, sondern solche Chancen sich offen erhalten zu sollen. Er hatte schon früher als seine Meinung ausgesprochen, daß eine längere Nonactivität, bei seinem damaligen schon vorgerückteren Alter, dem Schluß seiner militärischen Laufbahn gleich zu achten sei; und dazu schien es ihm noch zu früh.

Gleich nachdem Fritz aus Urlaub zurückgekommen war — (er zeigte am 26. September dem Vater seine Rückkunft in Haarlem an, und seine Absicht sich in Erwartung der Dinge tüchtig zu beschäftigen) — suchte er sich über die Absichten, die man mit ihm in den Niederlanden habe, Gewißheit zu verschaffen, und eine Reihe von Briefen solcher Freunde, die der Quelle der Entschließungen näher standen, bestätigten ihm, was einer dieser Briefe, der eines hochstehenden Holländers, so ausdrückt:

Le Ministre de la Guerre approuvait que Vous n'étiez pas venu lui parler en personne sur votre sort; mais il m'a autorisé à vous marquer en son nom: que lui personnellement, et qui plus est, que le Roi faisaient un cas tout particulier de vous; que bien décidément vous ne seriez pas éliminé; que votre ancien, le Général Dumonceau, aurait nécéssairement le commandement de la brigade

de cavallerie; que si l'on se croyait obligé de vous placer momentanément en non-activité, cela ne serait pourtant qu'à court délai, avec l'intention bien décidée de Vous remettre d'une manière quelconque à la besogne etc. L'affaire de l'Etat-major couve encore, sans qu'on sache dans ce moment ce qui en adviendra. Fin finale, on vous apprécie trop pour vous lâcher; et je suis d'avis que c'est donner preuve de jugement. Jouissez paisiblement de votre liberté etc.

Sa Majesté a éprouvé une vive peine de la mesure qui a du être prise provisoirement à votre égard etc. ....

Um diese Zeit schrieb mir Fritz.

Fritz an Heinrich.

Haarlem, den 8. October 1843.

Du wirst wohl vor Allem wissen wollen, wie sich meine hiesigen Aussichten gestalten; nur so viel steht fest, daß sich meine bisherige Stellung ändern wird. In wenigen Wochen wird sich Alles entscheiden und auf jeden Fall ist mir ein Urlaub mit halbem Solde lieber, als eine nicht angemessene neue Stellung. Für heute genug und ausgedient!

Die Trauben, die mir von Deidesheim nachgeschickt wurden, haben mir als Beweis des Andenkens dieser liebenswürdigen Familie viele Freude gemacht und mich gelabt.

Nun aber ein Wort von Max. Mit ihm habe ich in Mainz noch eine lange Unterredung gehabt in dem Sinne, wie wir mit dem Vater übereingekommen waren. Dieselbe lief sehr ruhig und milde ab, denn Max hat mich durch seine Sanftmuth entwaffnet. Gegen Alles was aus Gemüthsstimmungen hervorgeht, ist ein Raisonnement kaum anwendbar. Was hilft es, wenn man einem Verliebten sagt, daß es noch andere schöne Mädchen giebt? Daß Max diesen Schritt thut, muß ich beklagen; ob Franzina ihm folgt, ist vor dem Publicum gleichgültig; der Eindruck wird derselbe sein.

Das bestellte opus: „Die Aufgabe des Staatsmanns gegenüber den religiösen Fragen der Gegenwart" wird nächstens fertig sein; es ist wohl das letzte, was ich in Haarlem aus-

führe. — Human life is full of disappointment; das wissen wir alle beide zur Genüge.

Aber die Widerwärtigkeiten, die mich Dir näher bringen, lieber Bruder, haben eine gute Seite, und an diese will ich mich halten. Viele Grüße an Carl und seine Frau im alten Schloß. Und nun lebe wohl!

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 22. October 1843.

Mein Brigadecommando habe ich am 18. October, 30 Jahre nach der Schlacht von Leipzig, niedergelegt; als Provincialcommandant werde ich nun noch ein paar Wochen zu bleiben haben, bis Alles ausgekocht ist. Glauben Sie mir, daß ich Alles mit großer Ruhe abwarte. Ein kleiner Choc auf der Chaussee des Lebens ist gut, um aus dem Schlafe aufzurütteln. Ihre Gedanken fliegen immer schneller als die Holländer ihre Geschäfte abthun; darum kann ich Ihnen auch, was die Reduction Ihrer eignen Pension betrifft, nur mittheilen, was mir geschrieben wird; daß diese Reduction noch nicht festgestellt ist; „mais que toutes les considérations se réunissent pour rendre ce sacrifice le moins sensible que possible pour Mr. votre père.“ —

Sie fragen mich, wahrscheinlich aus Anlaß Ihrer Memoiren, nach Nagell und Falk: der erstere lebt noch immer und genießt sogar ein gewisses Ansehen. Die einseitigen Ansichten, die Sie seiner Zeit an ihm tadelten, sind eben guten Theils die der Nation. Falks Name steht hier sehr hoch; sein Andenken ist in letzter Zeit vielfach, auch im Institut, gefeiert worden. Dazu trägt bei, außer den wirklichen Verdiensten des Mannes, vor Allem, more consueto, daß er todt ist; dann, daß er in Opposition war mit der Politik des alten Königs; endlich, daß er in Ansichten und Charakter durchaus Holländer war, und daß es jetzt an so eminenten Köpfen und Reputationen überall fehlt.

Der Antagonismus zwischen uns beiden, wovon Sie in Ihrem Briefe reden, bester Vater, thut sich mehr in den Charakteren, als in den Ansichten kund. Ich wüßte keine Fragen,

worüber unsre Antworten in schroffem Widerspruch wären. Sie glauben, daß es überall an gutem Rath fehlt, und geben ihn darum; während ich an dem guten Willen zweifle, und den guten Rath für verschwendet erachte. Daher sind unsre Antriebe zur Wirksamkeit sehr verschieden. Doch ich plaudere heute zu viel.

Fritz an Max.

Haarlem, den 28. October 1843.

Vor Allem, lieber Max, meinen Dank für die vorsichtige Art der Behandlung (das dem Fritz angetragen gewesene Commando der Nassauischen Truppen). Da der Herzog mir ein so großes Vertrauen schenkt, halte ich mich doppelt verpflichtet ihm Zeit zu geben, seine Entschlüsse reifen zu lassen, und mich erst kennen zu lernen. Ich will Dir die Rücksichten mittheilen, welche es rathsam machen, nichts zu übereilen. Vorausgesetzt, daß ich dem Herzog convenire, und, daß er mir die oberste Militärcharge im Herzogthum zugedacht hat, so möchte ich doch Niemanden kränken, der durch meine Ernennung in seinen billigen Erwartungen getäuscht würde. Dann bitte ich an die bestehenden Nassauischen Pensionsgesetze zu denken, die vielleicht dem Herzog selbst die Hände binden könnten. Hier habe ich durch meine 37jährige Dienstzeit (Feldzüge eingerechnet) Anspruch auf 37/40. des Activgehalts. Kann das im Nassauischen Dienst dermaleinst berücksichtigt werden? Es wird keine Schwierigkeit haben, meine Entlassung aus dem hiesigen Dienst mit dem Rang als General-Major zu erhalten, aber natürlich ohne Anspruch auf Pension hier, wenn ich andern Dienst nehme.

Vorgestern habe ich meine Nonactivität erhalten („bis zu anderer Bestimmung"); und darauf um Erlaubniß gebeten mit Urlaub in's Ausland gehen zu dürfen, auf welches Gesuch die Antwort noch zurücksteht; in jedem Falle muß ich meinen Nachfolger hier abwarten.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 3. November 1843.

Was meine hiesigen Verhältnisse betrifft, so habe ich die nachgesuchte Erlaubniß erhalten, für die Dauer meiner Non-

activität im Nassauischen zu wohnen; im besondern Auftrag des Königs fügt aber der Kriegsminister bei: es sei die Absicht des Königs mich sogleich (dadelyk) wieder anzustellen, sobald eine für mich passende Stelle offen sein wird. Ueberhaupt habe ich alle Ursache mit der Behandlung zufrieden zu sein; man konnte unter den gegebenen Umständen nicht anders.

Man muß die hiesigen Zustände nicht zu schwarz ansehen; die finanzielle Verlegenheit ist groß; Reductionen sind unvermeidlich; diejenigen die es trifft, sind darüber unzufrieden; außerdem schränkt sich Jedermann ein, das wirkt zurück auf die arbeitenden Classen; also allgemeines Malaise. Böse Absichten sehe ich aber nirgends; wenigstens sprechen sie sich nicht aus.

In den letzten Wochen war mein äußeres und inneres Leben sehr bewegt; ich freue mich herzlich auf ein paar Monate Ruhe und Ueberlegung im vertraulichen Familienkreise. Ihr Rath und Ihre Wünsche werden auf meinen Entschluß den größten Einfluß haben. Meine Aussichten in die Zukunft sind in den letzten Tagen noch mannigfaltiger geworden.

Leben Sie wohl, bester Vater; vor meiner Abreise schreibe ich noch.

Fritz an Max.

Haarlem, den 13. November 1843.

Deinen Brief vom 2. erhielt ich den Tag vor der Abreise nach dem Haag, wo ich mit Wilhelm Breidbach acht Tage zugebracht habe. Tausend Dank für alle Deine Schritte und besonders für die Klugheit mit der Du Alles eingeleitet hast. Nun zur Sache.

Im Haag wurde ich äußerst gnädig aufgenommen. Der König drückte sein Bedauern aus, daß die Umstände ihn genöthigt hätten, mich auf kurze Zeit auf Nonactivität zu setzen; er denke, ein Aufenthalt von einigen Monaten bei meiner Familie werde mir nicht unangenehm sein. Er lud mich nach der Audienz zur Tafel ein und nach der Tafel überbrachte mir ein Ordonnanzofficier die Achselbänder als Adjudant des Königs im außerordentlichen Dienst. Die Königin sagte mir, es freue sie sehr, daß ich nun zum Hause des Königs gehöre.

Der Kriegsminister war auch sehr artig und vertraulich. Du begreifst, daß mich dieses in Verlegenheit setzt.

Es wäre eine große Indelicatesse und selbst Undankbarkeit, wenn ich nun sofort den beabsichtigten Schritt thäte. Wenn ich aber innerhalb der ersten 4 bis 5 Monate nicht zurückberufen würde, könnte ich mich für frei ansehen. Ueberlege nun von deiner Seite, was zu thun ist; immer davon ausgehend, wie sehr mir das Vaterland und der Wunsch dahin zurückzukehren, mit Euch dort zusammen zu wohnen und da thätig zu sein, am Herzen liegt; wie sehr ich die Möglichkeit offen zu erhalten wünsche. — Am liebsten würde ich jetzt alles Weitere persönlich und mündlich verhandeln.

Fritz an Max.

Haarlem, den 21. November 1843.

Dein Brief vom 16. beruhigt mich sehr, besonders da ich danach sicher darauf rechnen kann, Dich vor Deiner Petersburger Reise noch in Wiesbaden zu finden, wo ich nicht später als den 10. December eintreffen werde.

Es steht ziemlich fest, daß meine neue Bestimmung hier in den ersten Tagen des März zur Entscheidung kommen werde; gegen diese Epoche muß ich also wohl einen Entschluß fassen; also wissen, woran ich dort bin.

Zu den novissimis secretis gehört, daß auch im Vorschlag ist, mich mit dem General Nepveu (oder wenn dieser ausschlagen sollte, an seiner Stelle) nach Japan und Ostindien in diplomatischer und militärischer Mission zu senden; Nepveu selbst wünscht es. Es ist nicht von einem bleibenden Aufenthalt, sondern von einem Auftrag die Rede, der etwa zwei Jahre dauern könnte; das Nähere ist mir bis jetzt nur in Beziehung auf Java bekannt. Behalte das ganz für Dich; — was mich betrifft, so glaube ich nicht daran, aus verschiedenen Gründen; wohl aber daran, daß man mir nach Nepveu's Abreise seine Stelle als Chef des Generalstabs hier zudenkt.

Ich sehne mich für einige Zeit nach der Hornauer Ruhe. Nach 3 Monaten werde ich mich wieder vom Schicksal führen oder schleifen lassen.

Ich hoffe Deine Reise nach Petersburg*) soll zu Deiner Satisfaction ausfallen; wenn Du nur gesund bleibst! denn die Reise sowohl als der Aufenthalt dort sind, in dieser Jahreszeit besonders, äußerst ermüdend. Meine herzlichen Grüße der Franzina, dem Pathen — und allen lieben Kleinen.

Fritz an den Vater.

Haarlem, den 1. December 1843.

C'est le chant du départ. Morgen reise ich ab; ich gehe über Brüssel und werde gegen den 10. in Wiesbaden sein.

Nach diesem Briefe kam Fritz bald in Hornau an, und brachte dort die drei Wintermonate im stillen Familienkreise zu. Während derselben verfertigte oder vollendete er einige Denkschriften, deren Themata er zum Theil früher schon als solche, mit denen er sich beschäftige, angekündigt hatte. Die Wahl dieser Themata deutet zugleich diejenigen praktischen Interessen an, welche damals für Fritz in erster Linie standen. Es sind folgende Denkschriften, die der dritte Band unter nachstehenden Nummern enthält. —

XVIII. „Der Zustand der Niederlande" in den Jahren 1842/43; also in den ersten Jahren nach dem Regierungsantritt Wilhelms II.

XIX. „Ueber die auswärtige Politik des Königreichs der Niederlande und über seine Verhältnisse zum Deutschen Bunde;" — in enger Verbindung mit der vorhergehenden Denkschrift, und durch die Lage der Niederlande in den Jahren 1842/43 motivirt:

XX. „Der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich." Es wird diese Denkschrift auch in der gegenwärtigen Zeit und nach eben abgeschlossenem Frieden, durch die politischen Voraussetzungen, die Aufmerksamkeit in Anspruch

---

*) Max ging dem Herzog von Nassau, der sich mit der Großfürstin Elisabeth Michailowna vermählte, nach Petersburg voraus und schloß dort, in dessen Auftrag, den Ehevertrag des Herzogs. —

nehmen, unter denen ein solcher Krieg als möglich, und in Deutschlands Interesse als unvermeidlich dargestellt ist; und wenn die darin entwickelten strategischen Ansichten controvers sind, so ist vielleicht kein Zeitpunkt günstiger, als der gegenwärtige, solche Controversen wissenschaftlich auszutragen, und die berufenen Männer von den kleinlichen Eifersüchteleien abzuziehen, und auf die so nöthwendige Uebereinstimmung der politischen und militärischen Action Oesterreichs und Preußens, von der die Denkschrift ausgeht, hinzuweisen. —

XXI. „Die Aufgabe des Staatsmanns bei den religiösen Bewegungen unserer Zeit.“ Diese Denkschrift, durch den Religionswechsel des Bruders Max zunächst veranlaßt, giebt in Verbindung mit Nr. XIV. des 3. Bandes: „Die Philosophie und ihr Werth für das Leben“ — namentlich in §. 5 dieser Abhandlung: Psychologie — Theologie, — §. 6. Ethik (Seite 291 bis 299); — wichtige Beiträge zur Charakteristik des Bruders Fritz selbst. Von seiner eignen Philosophie gilt sicher, was er zur Bekämpfung der Vorurtheile gegen die Philosophie Seite 300 sagt:

„Philosophie aber, die nicht blos speculirt, sondern auch den Charakter bildet, macht besser.“ —

Die Frage von der eigenen Zukunft des Bruders blieb während dieses seines längeren Aufenthalts im Familienkreise fortgesetzt unter uns Brüdern ebenso an der Tagesordnung, wie das während des letzten kürzeren Urlaubs desselben im August und September dieses Jahres der Fall gewesen war.

Fritz sah ein, daß er unter den gegebenen Umständen alle Ursache habe mit der rücksichtsvollen und auszeichnenden Behandlung zufrieden zu sein, die ihm sowohl von Seiten des Königs als der höchsten Behörden in den Niederlanden zu Theil geworden war; auch hatte er brieflich gegen uns ausgesprochen, daß er keine Eventualität

von denen, die ihm bevorstehen könnten, fürchte; daß ihm selbst eine zeitliche Nonactivität ganz recht sei. Aber dieses, seiner durch und durch activen Natur abgerungene, Raisonnement stand zu sehr im Gegensatz mit eben dieser Natur, und die philosophische Resignation hielt nicht vor. Auch die Verzuckerung, unter welcher ihm die Pille der Nonactivität eingegeben worden war, hatte ihr den bitteren Nachgeschmack nicht nehmen können. Mehr als das in einer Reihe von Briefen ihm ausgedrückte theilnehmende und schmerzliche Erstaunen sehr hochgestellter militärischer Freunde in den Niederlanden, daß dieses Loos der Nonactivität ihn habe treffen müssen, schien auf seine Stimmung die Erwägung Eindruck zu machen, daß das Maaß solcher vom Könige zu bringender, durch die politische und finanzielle Lage des Landes gebotener, Opfer wahrscheinlich noch nicht erschöpft sein werde. Und so blieben die Gesichtspunkte im Vordergrunde, die Fritz unter dem 13. November 1843 an Max gleichsam zur Instruction gegeben hatte: davon auszugehen, wie sehr ihm, dem Fritz, das Vaterland und der Wunsch, dahin zurückzukehren, mit uns dort zusammen zu wohnen und da thätig zu sein, am Herzen liege. —

Nachdem ich von den Anerbietungen Kenntniß erhalten hatte, welche dem Fritz von dem Herzog von Nassau gemacht waren, das Commando der Nassauischen Brigade zu übernehmen, rieth ich von der Annahme ebenso entschieden ab, als Max von Anfang an gethan hatte.

Heinrich an Fritz.

Monsheim, den 10. December 1843.

Wäre für Deutschland irgend eine Aussicht, Niemand kann eifriger wünschen als ich, Dich wieder ganz in Deutschland zu wissen; — so aber würdest Du nichts davon gehabt haben als den Zwang der Zurückhaltung, — und bald den Ueberdruß an der Sache. — — — Es ist zu wenig Chance eines erklecklichen Erfolgs, und zu viel Verantwortung vor der öffentlichen Meinung Deutschlands, als daß auch Du noch in den nicht

wenig schwierigen Nassauischen Verhältnissen in hoher Stellung Dich compromittiren solltest. Diese öffentliche Meinung wird nicht danach fragen, wer wirklich verantwortlich sei; — sondern wer in solchem Staate seiner Persönlichkeit und seiner Stellung nach verantwortlich sein könnte.

Fritz bestritt meine Einwendungen.

Fritz an Heinrich.

Hornau, den 28. December.

Was den Charakter betrifft, so habe ich mehr Gewalt über mich, als Du mir zutrauest. Ich habe 30 Jahre in Holland unter theilweise für mich schwierigen Verhältnissen ausgehalten. Militärische Verhältnisse sind einfacher und bestimmter als politische.

Ich fürchte mich nicht vor Schwierigkeiten und bin nicht so alt, daß ich mich nicht in neue Verhältnisse hineinarbeiten könnte. Ich habe das Vertrauen, daß ich mich zurechtfinden und in die Personen schicken werde. Du meinst, ich könne in solcher Stellung, in so kleinem Staate, auch den politischen Dingen nicht fern bleiben und würde sie mit zu vertreten haben; — nun, — ich kann sie an mich kommen lassen.

Nach drei Monaten seiner Nonactivität, während welcher die Frage des Dienstwechsels vertagt geblieben war, ging Fritz näher auf die Nassauischen Propositionen ein, und that in Holland die ersten Schritte, um seine Entlassung aus dem dortigen Dienste zu erhalten. Mir aber war ein Stein vom Herzen gewälzt, als, statt der Entlassung, fast umgehend — in den letzten Tagen des Februar 1844 auf unmittelbaren Befehl des Königs Wilhelm II. seine Zurückberufung nach dem Haag erfolgte. In den Deutschen Verhältnissen lag nach meinem Urtheil damals nichts, was seine Anwesenheit oder Annäherung, in solcher Weise, wie sie in Aussicht stand, als wünschenswerth für uns oder für ihn hätte erscheinen lassen können. Auf der Rückreise nach dem Haag schrieb Fritz von Köln aus:

Fritz an den Vater.

Köln, den 21. Februar 1844.

Das Dampfschiff ist heute den ganzen Tag hier liegen geblieben; doch war meine Reise angenehm. In Wiesbaden hatte ich mit dem Minister Dungern eine Unterredung, die in meinem Vorhaben nichts geändert hat; ich habe ihn gebeten dem Herzog zu sagen, wie meine Sache steht.

Den Abend brachte ich so, wie Sie schon erfahren haben, in Mainz zu; Herzog Bernhard war sehr artig und freundschaftlich.

Auf dem Boot habe ich die Bekanntschaft des Oesterreichischen Hofraths von Hummelauer gemacht, der mit seiner hübschen, jungen Frau, einer Mailänderin, heute auch hier geblieben ist. Da er gar nicht boutonnirt war, habe ich mancherlei von ihm gehört, und diese Gesellschaft war mir sehr angenehm.

Ich höre viel von dem Kölner Carneval reden. Das Ganze war eine politische Satire; — Satire auf die Preußische Regierung, auf die Censur, die Gesetzbücher. Eine solche Anarchie der Meinungen und Tendenzen kann nicht lange dauern. Vom Haag werde ich in drei Tagen weiter berichten.

Nochmals meinen herzlichen Dank für die guten Monate, die ich in Hornau verlebt habe. Der Winter wird mir immer eine angenehme Erinnerung bleiben, und wenn die 11 Uhr des Morgens und die 5 Uhr des Abends da sind, denke ich an Hornau. Ich hoffe, der März macht es nicht zu arg und der Frühling läßt nicht zu lange auf sich warten!

Fritz an den Vater.

Haag, den 29. Februar 1844.

Heute schreibe ich blos, weil ich Ihre Ungeduld kenne; denn zu sagen habe ich nichts, weil ich den König noch nicht gesehen habe. Der König ist nämlich sehr beschäftigt und soll sehr präoccupirt sein von den politischen Verhältnissen. Vorgestern und gestern sah ich meine guten Bekannten; auch dem Prinzen Alexander habe ich aufgewartet. Beim Kriegsminister bin ich noch nicht gewesen; da der Befehl lautet: mich beim Könige anzumelden, halte ich es für schicklich abzuwarten, was der

König mir sagen wird, ehe ich mit einer andern Autorität über meine Dienstverhältnisse rede. Der Prinz Alexander, der die Lage der Sache kennt, empfing mich sehr gnädig und äußerte sein Bedauern, wenn ich den Dienst verlassen sollte. Als ich ihm aber vorstellte, daß es bei der jetzigen Organisation der Armee sehr schwer sein würde, eine passende Stelle für mich zu finden, mußte er darin einstimmen. Kurz, aus Allem, was ich bis jetzt gehört habe, kann ich auch nicht die entfernteste Vermuthung schöpfen über das, was der König mir sagen wird.

Die Discussion über die Finanzgesetze naht ihrem Ende; sie hat die Gemüther sehr beschäftigt; man weiß aber schon im Voraus mit ziemlicher Gewißheit, daß der Vorschlag des provisorischen Finanzministers mit einer Mehrheit von circa 33 Stimmen gegen 24 angenommen werden wird. Auch hofft man von dem Patriotismus der Capitalisten, daß die freiwillige Anleihe zu Stande kommt, und daß dadurch die Vermögenssteuer nicht braucht erhoben zu werden.

Den Brief des Max an den Nassauischen protestantischen Bischof habe ich nicht gelesen; ich begreife aber, daß es schwer war, diese Aufgabe befriedigend zu lösen.

Hier sind wir im tiefsten Winter, das Wetter ist abscheulich; ich bedaure Sie sehr in Hornau.

Fritz an den Vater.

Haag, den 2. März 1844.

Mit etwas schwerem Herzen ergreife ich heute die Feder, theuerster Vater, weil die Hoffnung, recht bald in Ihrer Nähe zu wohnen, mehr hinausgeschoben ist. Ich bleibe im Dienste des Königs und gehe nach Java. Hören Sie ruhig an, wie alles so gekommen ist. Ich bin überzeugt, daß Sie meine Handlungsweise billigen und daß Sie sich über meine Aussichten freuen werden.

Vorgestern ließ mich der Kriegsminister zu sich rufen und theilte mir mit, der König wünsche sehr mich in seinem Dienste zu behalten; er werde mich zum Generalmajor ernennen und mir eine Mission nach Java geben, die etwa $1^1/_2$ Jahre dauern

könne. Ich habe mir 24 Stunden Bedenkzeit erbeten und gestern angenommen. Die Abreise ist auf den 1. Mai festgesetzt, also zum 24. Januar 1846 kann ich zurück sein. Es ist eine Mission des höchsten Vertrauens, eine der schönsten, welche ein Officier im Frieden erhalten kann. Ich konnte nicht ausschlagen ohne Indelicatesse, ja ohne meinen Charakter zu verläugnen, da auch die Bedingungen, die ich nach der Bedenkzeit gestellt hatte, mir zugesagt sind. Auch die Prinzen haben mir auf die schmeichelhafteste Weise zu erkennen gegeben, daß sie mich gern behalten. Anfangs sollte die Commission zahlreicher und brillanter sein; ich habe aber selbst darum gebeten sie einfacher einzurichten, und nur drei Subalternofficiere werden mich begleiten. Ich werde die große Reise freudig und mit leichtem Herzen antreten, wenn ich höre, daß die theuern Aeltern sich beruhigen und keine unnöthigen Besorgnisse hegen. Die Abwesenheit dauert ja nur sechs Monate länger als die Zeit, die gewöhnlich von einer Urlaubsreise zur andern verstreicht; und ich vertraue zu Gott auf ein frohes Wiedersehen in dem lieben Hornau. Forstner und Nepveu haben mir bei allen Ueberlegungen mit gutem Rath beigestanden. In den nächsten zwei Monaten habe ich zwar alle Hände voll zu thun, aber ich werde doch fleißig schreiben. Ich habe gutes Vertrauen, daß die ruhigen frohen Tage, die ich diesen Winter in Hornau verlebt habe, noch einmal wiederkehren; aus meinem Gedächtniß werden sie nie entschwinden. Ich umarme die theuersten Aeltern.

So eben erhalte ich eine Einladung zum Könige; ich habe ihn noch nicht gesehen, denn er wollte zuvor die Hauptpunkte geregelt wissen.

Mir schrieb Fritz:

Fritz an Heinrich.

Haag, den 2. März 1844.

Lieber alter Heinrich! Ich gehe nach Java; die Mission nach Japan, in der Weise, wie sie zuerst beabsichtigt war, wird nicht statt finden. Ich gehe an General Nepveu's Stelle, mit dem man sich über die Bedingungen nicht einigen konnte.

Ich erhalte den Rang als Generalmajor; auch die übrigen Bedingungen, sowohl für die Zeit der Mission als für die Zukunft, sind befriedigend. Die Hauptsache ist nun, die Aeltern zu beruhigen; trage das Deinige dazu bei; Du hattest ja doch keine Freude an der andern Stellung, die mir angetragen war.

Des Königs letztes Wort ist gewesen: Sie sind ja dort Herr und Meister; sobald Sie überzeugt sind Ihre Sendung erfüllt zu haben, können Sie zurückkehren.

Den ersten Bericht über den Eindruck, den die Nachricht von seiner neuen Bestimmung auf die Aeltern hervorgebracht hatte, erhielt Fritz durch einen Brief der Tante Wamboldt:

Frau von Wamboldt an Fritz.

Hornau, den 6. März 1844.

Dein zweiter Brief war ein Blitz aus blauem Himmel, bester Fritz! Der erste Augenblick war Erstarrung, der zweite tiefe Wehmuth! Dann aber nahmen wir uns zusammen und jeder von uns suchte Trostgründe zur Beschwichtigung des Andern. Der Vater fühlt, daß Du nicht anders handeln konntest; er wollte Dir gestern Abend gleich schreiben nach Empfang des Briefes, aber er konnte sich doch nicht sogleich fassen und war froh, als ich sagte, ich würde schreiben. Er entschloß sich, heute früh nach Heddernheim (zu der Tochter Breidbach) zu fahren, und wir beredeten ihn dazu; morgen aber wird er Dir selbst schreiben. Die gute Mutter, die immer nur für Andere lebt, und besonders dem Vater die Hände unter die Füße legen möchte, sucht sich tapfer zu machen, und Gott wird geben, daß sie wirklich wird, was sie jetzt scheinen will. Wenn ich nicht die Ueberzeugung hätte, daß Dich diese Mission anspricht, daß Du sie gern und mit Freuden übernimmst, wenn Du die Aeltern beruhigt weißt, so würde ich trostlos sein; so aber müssen wir uns für Dich vergessen, auf die Zukunft hoffen und an das Wiedersehen glauben! Beruhige Dich nun auch selbst, bester Fritz! Der Vater ist noch kräftig, die Mutter eigentlich gesünder als sie vor Jahren war; Du

findest Alles wieder, auch die treue Liebe Aller. Die Freude und das Glück bringst Du mit Dir selbst zurück! Gott sei bei Dir! — Im Winter 1846/47 bist Du wieder in Deinem Quartier in Hornau und erzählest uns des Abends in der Theestunde!

Ich zittere etwas stark heute und muß schließen. Behalte lieb Deine alte Tante Dina.

Bei dem hohen Alter der Aeltern, und bei der nicht voraus-zusehenden Dauer der bevorstehenden Reise des Fritz, konnte allerdings des Letzteren Abschied von ihnen als ein Abschied für das Leben angesehen werden. Dabei war für den Vater der beständige persönliche oder briefliche Verkehr, vorzugsweise mit diesem Sohne, und das periodische Wiedersehen desselben eine erfrischende Gewohnheit geworden; das Freundschaftsverhältniß mit dem Aeltesten, durch welches die väterliche Liebe noch erhöhet wurde, gereichte, indem es ihn mit gerechtem Stolz erfüllte, zur Freude seines Alters. Dieser Gewöhnung für lange Zeit entsagen zu sollen, war für den greisen Vater, war für beide Eltern das schmerzlichste Opfer. Fritz fühlte das ganz, und bemühte sich, den Gedanken an lange Trennung so sehr als möglich zu entfernen und den Aeltern auszureden. Wie seine kindliche Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gleichsam sich verdoppelte, das geben die nachstehenden Briefe zu erkennen.

Fritz an die Mutter.

Haag, den 10. März 1844.

Wohl mußte ich erwarten, daß die Nachricht von meiner veränderten Bestimmung für die theuern Aeltern sehr empfindlich sein würde, aber ich bin doch auch überzeugt, daß sie meinen Entschluß bei ruhiger Ueberlegung billigen werden. Die Abwesenheit ist von kurzer Dauer, die Sendung höchst ehrenvoll und interessant, die Bedingungen vortheilhaft, und nach anderthalb Jahren kann ich hoffen in die Heimath zurückzu-

kehren, und dort nach eigner freier Wahl entweder in angenehmer Unabhängigkeit, oder vielleicht in ehrenvoller Thätigkeit den Rest des Lebens zuzubringen. Das ist das Opfer von anderthalb Jahren wohl werth; wir stehen ja immer in Gottes Hand, in Europa wie in Asien.

Auf das Wiedersehen will ich mich denn auch herzlich freuen und an den Abschied weniger denken. Als Herr van der Capellen mit seiner Frau Europa verließ um Gouverneur in Indien zu werden, waren die Eltern der Letzteren hochbejahrt; er blieb über 10 Jahre abwesend, und sie haben sie beide wiedergefunden; ja sie haben noch lange nach seiner Zurückkunft gelebt.

— Wenn Sie es sehr — sehr wünschen, könnte ich im April freilich noch auf acht oder vierzehn Tage nach Hornau kommen; aber es würden doch keine heiteren Tage sein und der nahe Abschied würde immer vorschweben. Warum ihn erschweren?

Was die Reise selbst betrifft, so muß man über alle Besorgnisse fast lachen, wenn man täglich hier zu Lande junge Leute sieht, die diese Reise schon vier- und fünfmal gemacht haben; — besonders jetzt wo Schifffahrt und Schiffbau so sehr vervollkommnet sind.

Während meiner Abwesenheit soll das heimliche Hornau noch heimlicher und wohnlicher gemacht werden, besonders die Wohnung des Vaters bequemer; — über das Wie? will ich mit dem Vater Absprache nehmen. Bravo, den ich Allen empfehle, soll mich bei der Rückkehr in der Hausthüre anbellen. Die heiteren Stunden, welche ich diesen Winter über in Hornau verlebt habe, werden wiederkehren.

Ich negociire schon jetzt, um die Rückreise über Suez und das Mittelländische Meer machen zu dürfen; dann habe ich ein bischen die Welt gesehen und weiß was zu erzählen. Mein Tagebuch soll recht fleißig gehalten werden.

Ich werde meine Reise auf der ganz neu gebauten Kriegs-Dampffregatte Merapi, nach einem Vulkan auf der Insel Java so benannt, machen. Es ist dieses Schiff bestimmt in Indien

zu bleiben und mit zwei andern später den Dienst der Correspondenz zwischen Batavia und Singapoore zu versehen.

Ich vergaß zu erzählen, daß ich seit dem 4. März General-Major bin; gestern habe ich bei Hofe zum letzten Male meine Dragoneruniform getragen.

Der König ist mir außerordentlich gnädig und überhaupt kann ich mich meiner hiesigen Verhältnisse nur rühmen; selbst da, wo ich Neid und Mißgunst erwartet hätte, finde ich freundliches Entgegenkommen, z. B. bei den hochgestellten Officieren, die früher in Indien gedient haben. Auch mit General Nepveu stehe ich auf sehr gutem Fuße; er hat die Mission nicht angenommen, weil man sich über die Bedingungen, bei seinem höheren Rang und folglich größeren Ansprüchen, mit ihm nicht einigen konnte.

Der guten Tante (Wamboldt) sage ich für ihren lieben Brief einstweilen herzlichen Dank; es war mir gar lieb so schnell als möglich zu hören, welchen ersten Eindruck meine Entschließung in Hornau machte; und ich hoffe, man faßt sich immer mehr, denn ich erwarte von dieser Reise wesentliche Vortheile für die Zukunft. Im Haag und in Holland möchte ich jetzt nicht auf die Dauer bleiben; in Wiesbaden war es zweifelhaft, ob meine Verhältnisse ganz angenehm geworden wären und ob mein Charakter für dort paßt. In einigen Jahren können Umstände eintreten, die Allem eine andere Gestalt geben. Einstweilen hoffe ich, daß die Einigkeit in der Familie nicht gestört wird, und daß Max durch seine überspannten religiösen Tendenzen die anderen Brüder nicht von sich entfernt.

Dem Herzog von Nassau werde ich schreiben, sobald ich weiß, daß er wieder da ist; an den Minister von Dungern habe ich geschrieben.

In den ersten Tagen hatte ich so viel zu laufen, zu hören, zu besuchen, anzuordnen, daß ich müde war; jetzt ist Alles in geregeltem Gleise; ich wohne in einem Privathause, gut und geräumig; bei Forstner bringe ich die meisten Abende zu.

Genug für heute, beste Mutter; gerne hätte ich Ihnen diese Sorgen erspart; aber Sie wissen, wie ich Alles ruhig und

ohne Leidenschaft überlege. Ich konnte nicht anders, und nach zwei Jahren werden Sie sich selbst freuen, daß ich so handelte.

Fritz an Frau von Wamboldt.

Amsterdam, den 16. März 1844.

Beste Tante! Seit gestern bin ich hier in Amsterdam, um Bestellungen und Einkäufe für meine Reise zu machen; in einigen Tagen werde ich wieder im Haag sein. Von hier aus danke ich Ihnen für die herzlichen Zeilen und besonders für Alles, was Sie gethan haben, um die Aeltern zu beruhigen. Daß die erste Nachricht diese erschüttern würde, mußte ich befürchten; desto mehr freue ich mich, daß sie jetzt so gefaßt sind und die Verhältnisse so richtig beurtheilen. Es lag freilich in meinem Charakter, vor einem so interessanten und ehrenvollen Auftrag nicht zurückzutreten; aber auch die wesentlichen Vortheile in Folge dieses Auftrags haben meinen Entschluß bestimmt; vor Allem die Rücksicht, daß für die Zukunft nichts verloren ist, — im Gegentheil.

Die Reise selbst mache ich mit leichtem Herzen, um mich selbst ganz unbesorgt.

Drei Briefe des guten Vaters liegen vor mir, die ich in den nächsten Tagen beantworten werde. Wenn einige Fragen unbeantwortet bleiben, so bitte ich um Geduld. Nur einen Punkt will ich sogleich abthun. Der Vater spricht in Beziehung auf seine Person von einer molestirenden arrière-pensée. Ich begreife, was er darunter versteht; aber er hat ganz Unrecht. Er glaubt, ich habe seine Wiedereinsetzung in seine ganze frühere Pension zur Bedingung der Annahme gemacht; das ist aber gar nicht der Fall; so wenig, daß meine ganze Angelegenheit schon geordnet war, ehe nur auf die Pension des Vaters die Rede kam. Meine Uebereinkunft war mit dem Kriegsminister abgeschlossen, ehe ich den König sah. Als ich beim König Audienz hatte, sagte ich beim Schlusse derselben: Ich werde heute meinem Vater meine neue Bestimmung melden; darf ich zugleich melden, daß Ew. Majestät in Beziehung auf seine Pension einen günstigen Beschluß nehmen werden? — Der König antwortete: Ich wünsche das sehr, —

aber die Schwierigkeit ist, aus welchen Fonds? Reden Sie mit dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Das habe ich gethan, — dieser hatte zwar guten Willen, aber, wie er sagte, keine Mittel. Doch der Minister van Hall, der jetzige Finanzminister, hat die Sache erleichtert. Gestern reiste ich per Eisenbahn mit dem Minister van Hall hierher. Dieser fing selbst auf sehr zuvorkommende Weise davon an und gab mir die Versicherung, die Angelegenheit sei noch nicht geordnet, aber er werde dafür sorgen*). Zu bedanken hat sich der Vater allein beim Könige, sobald er die officielle Nachricht von diesem Redreß erhält; aber nur schriftlich, denn es ist daran gelegen, daß von der Sache kein Aufhebens gemacht werde.

Meine Anschaffungen nehmen mich und meinen Beutel sehr in Anspruch; indessen das wird reichlich ersetzt. Ueber meine Geldangelegenheiten werde ich dem Vater umständlich schreiben, sobald sie definitiv geregelt sind. Bis jetzt weiß ich nur das Ohngefähre. Es scheint enorm viel, ist aber doch nur der dortigen Lebensweise angemessen. Ich bin dem dort commandirenden General gleichgestellt.

Mathes (des Bruders Diener, aus Hornau gebürtig) ist guter Dinge und freut sich auf die Reise. Er wird dort den Haushofmeister machen, denn die weiße Raçe bedient nie in Indien; das ist dort unter der Würde des Europäers. Man sagt mir, und auch das interessirt Sie vielleicht, liebe Tante,

---

*) Und so geschah es; mein Bruder konnte am 24. März schon dem Vater über diesen Punkt schreiben:

„Gestern habe ich bei Hofe gespeist; der König kam sogleich auf mich zu und sagte mir: „„Die Angelegenheit Ihres Herrn Vaters ist jetzt in Ordnung, ganz so wie er es selbst vorgeschlagen hat; die Umstände sind jetzt so ungünstig, daß ich nicht genereuser sein konnte."" Sie werden also 1000 fl. verlieren, weil Sie selbst dazu consentirt haben; ich konnte keine Einwendungen mehr machen; in meiner Redaction war von dieser freiwilligen Entsagung nichts gesagt."

Auf diese Art ist eine große Sorge und eine schwere Kränkung meines alten Vaters abgewendet worden. Wem wir das zu verdanken hatten, das ist hiernach nicht zweifelhaft.

daß ich dort eine Chinesische Haushälterin halten muß; eine Malayin oder Javanin wäre unter meiner Würde.

Ich lese jetzt ausschließlich Bücher, welche von Java und Ostindien handeln. Auf ein von mir zu führendes Tagebuch können Sie natürlich zum Voraus in Hornau rechnen.

Leben Sie wohl, beste Tante; sorgen Sie für Ihre Gesundheit, daß ich Sie wohlbehalten in Hornau wiederfinde. Vor der Abreise werden Sie noch oft von mir hören; aber auch unter den Palmbäumen und bei den Ananas werde ich der Trauben und Ahornbäume in Hornau gedenken.

Fritz an den Vater.

Haag, den 24. März 1844.

Jedermann — hier und in Paris — freut sich und lobt und bewundert die feste Ruhe, mit der Sie unerwartete Wendungen des Schicksals hinnehmen. Fabrizius mit den Worten: „Ein bewundernswürdiger Greis!“ Darin habe ich immer eingestimmt; Sie sind jünger wie ich, — und doch fehlt es mir auch nicht an Energie des Charakters.

Lange Weile habe ich hier nicht; wohl aber so mancherlei Beschäftigung, daß ich nicht zu ernstlicher, anhaltender Arbeit komme. Meine Beschäftigung ist von folgender Art:

1) Mich in die Colonialverhältnisse einzustudiren, Memoiren zu lesen und die dahin einschlagenden Bücher. Auf der Reise, die zwischen 3 und 4 Monaten dauert, habe ich freilich Muße zu vervollständigen und nachzuholen.

2) Mich mit Personen, die Java kennen und dort Relationen haben, in Verbindung zu setzen und ihre Ansichten zu hören. So werde ich namentlich van der Capellen aufsuchen, sobald er aus Paris zurück ist.

3) Eine ziemlich ausgebreitete Correspondenz.

4) Endlich Bestellungen, Anschaffungen und Vorbereitungen auf die Reise.

Daraus können Sie schon abnehmen, daß für meine Handbibliothek so ziemlich durch meinen Auftrag und die Verhältnisse gesorgt ist. Außer den vielen schriftlichen Documenten, welche man mir mitgiebt, nehme ich eine sehr ausgebreitete

Literatur und Polemik in Holländischer Sprache über Java und Holländisch-Ostindien überhaupt mit. Dann militärisch-wissenschaftliche Werke, worin in neuerer Zeit Bedeutendes, z. B. von Clausewitz, geleistet worden ist. Wenn Sie keinen großen Werth darauf legen, den „Ritter über Asien" zu behalten, so möchte ich ihn gern mitnehmen; er kann zu statten kommen. Das Werk, wie Sie es jetzt in 10 Bänden besitzen, ist, so weit es herausgekommen ist, vollständig; es handelt blos vom Continent; Japan und der ganze Asiatische Archipelagus sind noch nicht erschienen. Das Buch und Anderes könnte mir mit dem Offenbacher neuen Wagen zugeschickt werden. Heeren's Ideen — vielleicht; Byron als Dichter des Orients. In Amsterdam habe ich mir Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts bestellt; außerdem das Handelsblad, die Augsburger Allgemeine Zeitung und das Ausland, welche in Packeten, von 8 Tagen zu 8 Tagen abgeschickt werden; der Transport kostet wenig oder nichts. Den Thuanus zu lesen, finde ich schwerlich Zeit.

Ich werde Ihnen ein Werk über Java schicken: Coup d'oeil sur l'Ile de Java et les autres possessions néerlandaises dans l'Archipel des Indes; par le Comte C. S. W. de Hogendorp. Bruxelles 1830. Eine Karte ist dabei; Sie werden mir also folgen können.

Also das Kapitel von den Palmen und dem Reisbau werde ich zu Ihrer „Civilisation"*) zu liefern haben; ich freue mich sehr auf diese tropische Natur, doch ebenso sehr — oder noch mehr — die Orientalische Menschheit kennen zu lernen: the proper study of mankind is man.

Dem Toni (Schwager Breidbach) habe ich mit guten Gründen geantwortet und ihm gesagt, daß es unthunlich ist, seinen Sohn Louis mitzunehmen. Daß der Vater, so wie er die Sache aus der Ferne ansah, diesen Wunsch hatte, fand ich ganz natürlich; er soll es aber nicht weiter treiben und etwa an den König schreiben. Ich habe so viele hiesige Officiere,

*) Die Resultate der Sittengeschichte. Wohnung, Arbeit und Eigenthum oder die Familie — auch Civilisation, von H. C. E. Freiherrn von Gagern. Leipzig 1847.

zum Theil von den angesehensten Familien, zum Theil von wahren Verdiensten und die mir hätten nützlich sein können, mit ähnlichen Gesuchen abweisen müssen! Bis jetzt ist keine Eifersucht gegen mich rege, obgleich ich kein Holländer bin; ich dürfte nur Einen der Meinigen protegiren wollen, und Alles würde gegen mich laut werden.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gemeldet habe, daß der Prinz von Oranien mir einen sehr schönen Säbel, den er selbst getragen, verehrt hat; es ist ein seltner Fall, daß man so bei Vater und Sohn zu gleicher Zeit in der Gunst steht; daran hat Forstner seinen Antheil; er ist Chef vom Stab des Prinzen.

Ueber Abwesenheit der Sonne werde ich bald, wenn sie mir über dem Scheitel steht, nicht mehr zu klagen haben.

Wenn die Tante noch in der history of America liest, so sagen Sie ihr, daß dieses Buch eine ungeheure Reiselust in mir angefacht hat.

In Europa wird man wohl ein paar Jahre Ruhe halten, bis ich wiederkomme. Recht viele Grüße an Heinrich, dem ich noch nicht geantwortet habe. Also auf Fritzens Ruhe und am Ahornbaum gedenken Sie meiner; Sie haben aber in Hornau 6 bis 7 Stunden später Morgen und Abend, als ich auf Java.

Doch der Abschied stand noch nicht so nahe bevor; schon zwei Tage später schrieb Fritz an Max, der eben von Petersburg zurückgekommen war.

Haag, den 26. März 1844.

Also vor Allem meinen Glückwunsch zum heutigen Geburtstag, dann zur vollbrachten Reise und beendigtem Geschäft. Ihr seid jetzt im Taumel der Festlichkeiten; möge nur auch Alles, was auf diese Feste folgen wird, recht lange Zufriedenheit begründen. Sobald Du zum Schnaufen kommst, wirst Du mich wohl mit einem Briefe erfreuen, den ich auch zwischen den Zeilen zu lesen und zu verstehen hoffe.

Von meinen Verhältnissen bist Du unterrichtet; die große Frage ist, ob ich noch bei Euch erscheine, und darüber bitte

ich Dich um Rath. Vor Ende Mai werde ich schwerlich, vor dem 15. Mai gewiß nicht abreisen; ich könnte vom 10. April bis 10. Mai Urlaub nehmen und davon 3 Wochen in Hornau zubringen. Aber wird dieser aufregende Besuch und der unvermeidliche Abschied für die Aeltern zuträglich sein? Prüfe des Vaters innerste Gedanken darüber und antworte mir so schnell als möglich.

Meine Ernennung und Bestimmung wird hier gut, viel besser aufgenommen, als ich erwartete; denn Du kennst die Verhältnisse und die Stimmung.

Forstner grüßt Dich, — er ist der alte bewährte Freund; und ich hoffe, daß Du heiteren Gemüths genug bist, um mein *χαῖρε!**) wohl aufzunehmen. Ich bin guter Dinge, wie immer wenn meine Thätigkeit ein wenig in Anspruch genommen ist.

Die Antwort des Max enthielt in die Seele der Aeltern eine dringende Aufforderung zum Kommen; — diese wünschten den geliebten Sohn vor der Abreise zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen.

Fritz kam und blieb in Hornau vom 10. bis 29. April; er hatte auch mich dahin beschieden mit dem Zusatze: „Richte Deine Reise so ein, daß ich unter dem Schein, Dich zu begleiten, zugleich mit Dir Hornau verlasse; dem Vater habe ich den Tag der Abreise nicht gesagt.“

Es war dieser Aufenthalt des Fritz in Hornau zwar allerdings ein bewegter; aber bei der, wenn auch weichen, doch heiteren und zuversichtlichen Stimmung desselben für die Aeltern wie für uns Alle ein überaus wohlthuender. Dann schrieb er, und es ist dies der erste numerirte Brief, deren er während der bevorstehenden Reise 56, den letzten d. d. Corfu den 3. Juni 1847, mit Nachschrift d. d. Triest den 6. Juni, — an den Vater richtete:

---

*) *Χαῖρε*: Freue Dich!

Fritz an den Vater.

Haag, den 4. Mai 1844.

Ich habe Sie verlassen ohne Abschied zu nehmen; aber Sie ahnten wohl mein Vorhaben, als ich Ihnen „gute Nacht" sagte. Als ich den Weg von Hornau nach Münster zu Fuß zurücklegte, war ich bewegt; die Sonne ging sehr schön auf und bestärkte mich in dem Vertrauen auf ein frohes Wiedersehen.

In Mainz hatte Heinrich Alles so vorbereitet, daß ich direct von dem Bahnhofe auf das Dampfschiff gehen konnte; er begleitete mich bis dahin und verließ mich dann plötzlich. Es war zwar der Abrede gemäß, aber es war mir doch sehr leid, daß ich ihm die Hand nicht mehr drücken konnte.

Man ist eben hier beschäftigt, meine Instruction aufzusetzen; ich höre von vierundsechzig Seiten; aber das erschreckt mich nicht, denn man faßt sich überhaupt nicht kurz bei uns.

Die Mutter hat sich sehr standhaft gehalten; wenn sie in den Abendstunden Musik macht und meine Lieblingsmelodien spielt, wird sie meiner gedenken. Hornau wird jetzt still geworden sein, aber doch schön in seiner Blüthenpracht; meine Gedanken sind sehr, sehr oft dort, und begleiten Sie auf allen Ihren Pfaden.

Die Abreise sollte sich weiter verzögern, und noch Nr. 6 der neuen Folge von Briefen an den Vater ist aus dem Haag datirt. Max war nach der Rückkunft aus Petersburg zum Nassauischen Gesandten im Haag und in Brüssel ernannt worden; es traf sich, daß er seine Creditive zu übergeben hatte, während Fritz noch auf die vollständige Ausrüstung des Merapi und auf Reisebefehl wartete, und diesem war die Anwesenheit des jüngsten Bruders im Haag während dieser letzten gedehnten Wochen vor der Abreise eine so willkommene Beschwichtigung der Ungeduld, daß er sich fast mit der ihn noch fesselnden Verzögerung aussöhnte.

Fritz an den Vater.

Haag, den 21. Mai 1844.

Den Max habe ich gestern in Rotterdam vom Dampfschiff abgeholt und zugleich die Gelegenheit benutzt, um ihm mein Dampfschiff, den Merapi, noch zu zeigen, das in den nächsten Tagen nach Helvoetsluis abgeht, um Kohlen und Provisionen einzunehmen. Max hat also mein Quartier gesehen und kann davon erzählen. Er wird morgen schreiben; heute ist er durch seine officiellen Visiten in Anspruch genommen.

Ich bin heiter und guten Muths und habe alle Ursache mit Jedermann zufrieden zu sein, nur nicht mit den verdammten Rechnungen, die übertrieben hoch sind; man sieht mich schon für einen Nabob an. Ich lese jetzt mit großem Interesse: „l'Inde Anglaise par E. de Warren, ancien officier de S. M. Britannique, 1843, 3 Theile; lassen Sie sich doch dieses Buch kommen.

In dem Reiseplan ist eine Veränderung eingetreten; die Reise geht nicht über das Cap der guten Hoffnung, sondern über Rio Janeiro, was mir interessanter ist. Auch in Beziehung auf den Aufenthalt an den Landungsplätzen läßt man uns viele Freiheit; ich habe alle Ursache mit diesen Anordnungen zufrieden zu sein. Ich und meine Officiere sind reisefertig, und ich habe nichts mehr zu thun als meine Instructionen abzuwarten.

Fritz an den Vater.

Haag, den 1. Juni 1844.

Ihr Brief vom 26. Mai hat mich noch ganz ruhig im Haag getroffen, und Sie sind vielleicht wenig erfreut heute zu vernehmen, daß der Tag meiner Abreise noch nicht einmal festgesetzt ist. Die Ankunft des Kaisers von Rußland ist dazwischen gekommen, der von hier aus nach England geht. Er hat zu dem Ende hier ein Dampfschiff verlangt, wird auf dem Cyclopen übersetzen, und der Merapi, weil ganz segelfertig, wird im Gefolge sein.

Wie viel die Gesellschaft des Max beiträgt, mir die letzten Tage des Aufenthalts angenehm zu machen, brauche ich nicht

zu versichern; er ist für mich ein großer Trost; wir sind fast den ganzen Tag beisammen; unsere Wohnungen sind nicht hundert Schritte von einander entfernt. Der König und die Königin waren ihm bei der ersten Audienz und später sehr gnädig, und er hat alle Ursache mit dem Empfange hier zufrieden zu sein. Auch Minister La Sarraz war sehr artig, an Einladungen fehlt es nicht. Er selbst findet noch viele alte Bekannte und auch meine Bekanntschaften kommen ihm zu statten.

Wir freuten uns zusammen darüber, daß Sie Ihre Wohnung ausgedehnt und einen Theil der Bibliothek au rez-de-chaussée schon etablirt haben; und es bot Stoff zum Scherz zwischen uns, daß Sie gerade die Philosophie dahin verwiesen, und daß Sie das Ihre „unterirdische“ Bibliothek nennen; — doch nicht die höllische!

Auch zu komischen Begegnungen gab die diesmalige Anwesenheit des Bruders Max im Haag Anlaß.

Zwölf Jahre früher hatte Max als Freiwilliger im Niederländischen Heere gedient, war als Gallopin dem Generalstab des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar zugetheilt und, wie im sechsten Kapitel erzählt ist, dem Chef dieses Stabs, dem Bruder Fritz, untergeordnet gewesen. Jetzt trat Max dort in der Eigenschaft eines Nassauischen Gesandten auf, geschmückt mit dem Grand-Cordon des Russischen Stanislaus-Ordens, den er nach den von ihm unterhandelten Ehepakten des Herzogs von Nassau erhalten hatte; es kam ihm also, in jeder Beziehung der Hofetiquette, — der Rang vor dem ältesten Bruder zu. Beide waren zusammen eingeladen worden und der König sagte vor Tafel zu Fritz: Ich habe die beiden Brüder heute vereinigt; ich sehe einen Niederländischen General und einen Nassauischen Gesandten gern beisammen; sie passen zu einander. Dann aber scherzte der König bei Tafel mit Fritz: „Es sei doch gewiß kränkend für

ihn, von dem jüngeren Bruder so überflügelt zu werden; er habe doch nur das Comthurkreuz des Stanislaus-Ordens, während jener den höheren Grad trage": „Ja, Uw Majesteit, Het is een ysselykheid" (es ist eine Schauderhaftigkeit) — antwortete Fritz, auf die heitere Laune mit Betrübniß eingehend.

Aber auch ernste Dinge wurden zwischen den Brüdern in jenen Tagen besprochen. Ueber eine solche Unterredung mit Fritz schrieb Max mir später:

„Es war auf der Rückfahrt von einem Besuch, den wir dem Japanischen Siebold zu Leyden gemacht hatten; wir sprachen von den Möglichkeiten, wie es in Deutschland besser werden könne. Fritz erkannte mit Lob an, wie verdienstlich es sei, daß es noch Charaktere gebe, die unverdrossen den Faden patriotischer Hoffnungen fortspönnen, die gegenüber dem ewigen Kreislauf zwischen Deutschen Gemüthsträumen, Riesenplänen, Begeisterungen, — dann wieder Haarspalten, Schwierigkeitaufweisen, Verdunsten und Entmuthigtwerden, — dennoch nicht ermüdeten, und die mit so ungenügenden äußeren Mitteln, oft in so mittelmäßiger Gesellschaft, zu der sie verurtheilt seien, — dennoch nicht verschmähten die Pflicht zu thun und die Langeweile dabei zu ertragen, wie sie jeder Tag bringe. Er hob hervor, wie bedauerlich es sei, daß die patriotischen Kräfte neuerlich wieder in dem confessionellen Hader sich zersetzten, und er gab zu, daß im heutigen Protestantismus politisch nichts mehr enthalten sei, was nicht auch ohne ihn zu haben wäre; aber er fand es noch bedauerlicher, daß dieser Punkt auch nur in Rede stehe. Und als ich (Max) ihm endlich sagte: die Hoffnungen des Tages möchten stehen wie sie wollten, wir zählten darauf, daß er ein Herz dafür behielte und nicht unerreichbar sei, wenn sie auf irgend einem Wege der Erfüllung näher kämen, — da sprang er heftig einen Fuß hoch vom Sitz im Wagen auf und ballte seine Gedanken etwa in folgenden Knäuel zusammen:

„Schafft ein Programm für alle Ständekammern gemeinsam; ein gemeinschaftliches, leitendes Preßorgan; schafft einen

Mittelpunkt zur Hauptstadt; — dann laßt einen Krieg ausbrechen, und ich komme; nnd ich komme dann noch früh genug."

Nachdem Max den Haag verlassen, wurde die Abreise des Fritz nur noch um einige Tage verzögert.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 17. Juni 1844.

Seit gestern Abend bin ich wieder allein; Max hat mich verlassen, um seine Funktionen in Brüssel anzutreten. Ich fühle diese Leere sehr, denn wir waren während der verflossenen drei Wochen fast immer beisammen. Er ist gar gut und lieb, nur gar sehr präoccupirt mit religiösen Fragen und Controversen. Auf meine sanfte Mahnung, diesem Hang nicht zu viel nachzugeben, entschuldigte er sich damit, daß er jeden Augenblick im Stande sein müsse, seinen Schritt gegen Diejenigen zu rechtfertigen, welche ihn darüber zur Rede stellen. Und so mahne ich auch Dich, lieber Heinrich, laß ihm die Mißbilligung seines letzten Schrittes nicht zu sehr fühlen, daß das alte Vertrauen und die brüderliche Eintracht nicht gestört werde. Durchsprich die Sache noch einmal mit ihm, wie ich es gethan habe; Du wirst Dich überzeugen, daß er bei aller Schwärmerei doch zuviel Verstand hat, um sich weit zu verirren. — Ich glaube, er war mit seinem hiesigen Aufenthalt zufrieden, und ich war Zeuge, daß er sowohl von hiesigen alten Bekannten, als von den Diplomaten sehr freundlich und mit Auszeichnung empfangen wurde.

Ueber meine Verhältnisse wird Max umständlich, aber — mündlich referiren; er ist von Allem unterrichtet. Sobald der Kaiser von Rußland fort ist, werde ich abgefertigt. Meine Instructionen habe ich schon; sie sind ausgedehnt, aber bestimmt, und ich habe alle Ursache zufrieden zu sein. — Der Minister der Colonien, Baud, ist der Mann, mit welchem ich zu thun, und ich habe allen Respekt vor seinen Fähigkeiten wie vor seinem Charakter.

Fritz an den Vater.

Haag, den 23. Juni 1844.

Endlich ist die Entscheidung da, und wenn diese Zeilen in Ihre Hände kommen, schwimme ich wohl schon auf dem Meere.

Heute habe ich meine Abschiedsaudienz, morgen gehe ich nach Helvoetsluis, und übermorgen, den 28sten, ist der Segeltag, d. h. an diesem Tage müssen wir eingeschifft sein, um mit dem ersten günstigen Wind unter Segel zu gehen.

Die öffentlichen Verhältnisse haben sich hier sehr gebessert und das Vertrauen kehrt zurück. Das Renten-Conversionsgesetz ist mit großer Mehrheit angenommen, und Minister van Hall triumphirt bei seinen wirklich großen Successen. Wenn nicht unerwartete Begebenheiten oder große Fehler geschehen, kann man der Zukunft mit größerer Beruhigung entgegensehen. Es ist natürlich, daß sich die Freude über diesen glücklichen Umschwung (das Vertrauen in die Finanzen des Landes) auch am Hofe kund giebt. Noch gestern sprach mit mir die Königin darüber, die mich immer sehr gnädig behandelt.

Auf meinem Schiffe ist für Unterhaltung und ernstliche Beschäftigung hinreichend gesorgt, und wenn nur erst die paar Tage Seekrankheit überstanden sind, wird Alles gut gehen. Die Beschäftigung wird sein: Vorarbeiten für meinen Auftrag und Lesen der voluminösen Acten, die ich bei mir habe; Erlernung der Malai'schen Sprache; Schriften über Java und Indien überhaupt; Schlosser's Geschichte des 18ten Jahrhunderts; praktisches Studium der Marine und ihrer Manoeuvres; Tagebuch, dessen Einleitung schon geschrieben ist; — damit lassen sich drei bis vier Monate wohl herumbringen.

Die Masse von Aufträgen, Empfehlungen rc. füllt zwölf Seiten in meinem Notizbuch. Wenn ich für ein Dutzend der Empfohlenen etwas thun kann, will ich es loben.

Nun leben Sie wohl; bester Vater; meine Gedanken werden täglich bei Ihnen und den vielen Lieben sein. Am Schreiben will ich es nicht fehlen lassen, so oft Gelegenheit sich bietet. Die gute Mutter und Alle grüße ich herzlich; sie sollen sich

gut halten. Ich trete die Reise mit Freude und gutem Muthe an und hoffe Sie Alle in zwei Jahren zu umarmen. —

Fritz an den Vater.

In der Nordsee, ein paar Stunden von Helvoetsluis.
Donnerstag den 27. Juni 1844.

Bester Vater! Wir haben ein paar Tage vor Helvoetsluis liegen müssen, weil das Wetter nicht günstig war, um in See zu gehen. Diese Zeit ist benutzt worden, um uns auf dem Schiff einzurichten, und ich befinde mich so wohl darauf wie ein Fisch im Wasser. Die Reisegefährten gefallen mir sehr, und ich hoffe, wir werden eine fröhliche Reise haben. Ich vergnüge mich mit dem Seewesen und will ein ganzer Seemann werden. Morgen oder übermorgen sind wir in Falmouth, wo wir einige Tage bleiben und die Kupferbergwerke beschauen wollen.

Leben Sie wohl, der Lootse nimmt diese Zeilen mit, er verläßt uns in einigen Minuten.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Zweiter Band. II. Abtheilung.

Bogen 27 bis Ende, nebst Haupttitelblatt, Vorrede und Inhaltsverzeichniß.

Leipzig und **Heidelberg**,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1857.

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Zweiter Band.

II. Abtheilung.

Mit einem Stahlstich.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1857.

Das Leben

des

Generals Friedrich von Gagern.

Von

Heinrich von Gagern.

Zweiter Band.

Leipzig und Heidelberg,
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

1857.

Inhalt.

Neuntes Kapitel.

Die Sendung nach Ostindien.

Von 1844 bis 1847.

Neuntes Kapitel.

Die Sendung nach Ostindien.

Von 1844 bis Ende Juni 1847.

Indem ich von der Reise des Bruders weiteren Bericht zu erstatten beginne, drängt sich natürlich die Frage nach dem Inhalt des Auftrags, der ihn nach Ostindien führt, in den Vordergrund. Dieser Auftrag hat des Fritz ganze Thätigkeit während drei Jahren, bis zum letzten Jahre vor seinem Tode, in Anspruch genommen; er ist also bedeutsam für sein Leben; und doch kann ich die Frage nach dem Inhalt desselben nur sehr allgemein beantworten.

Daß es sich von einer wichtigen Vertrauens-Mission handelte, war schon aus seinen im vorigen Kapitel mitgetheilten Briefen zu entnehmen; seine mündlichen vertraulichen Mittheilungen über den Inhalt derselben waren vor und nach der Reise nur spärliche; in seinem an die Familie gekommenen Nachlaß fanden sich keinerlei Papiere vor, die über seinen Indischen Auftrag und die Vollziehung desselben Aufschluß gegeben hätten; das von ihm während der Reise und während des Aufenthalts in Indien mit häufigen Unterbrechungen geführte Tagebuch, welches unten folgt, beginnt gleich mit der Erklärung, daß er sich darin über den Zweck seiner Sendung und über Alles, was sich speciell darauf bezieht, nicht verbreiten werde.

Doch schon ehe Fritz mit solchem Auftrag betraut war, hatten die Niederländischen öffentlichen Blätter die Absicht der Regierung besprochen, eine außerordentliche Commission nach den Colonien abzusenden; und seit dem Tode meines Bruders haben mehrere

seiner Niederländischen Freunde, die in der Lage waren, davon unterrichtet sein zu können, über den Inhalt des Auftrags, der dem General von Gagern nach Ostindien geworden ist, freundliche Mittheilungen gemacht, wenigstens die Natur des Auftrags erkennen lassen.

Aus der Notorietät und diesen Quellen ist Folgendes zu entnehmen: Die Regierung des Königs der Niederlande hat noch zu Ende des Jahres 1843 die Absicht gehabt, eine außerordentliche Commission über Meer zu senden, zu zweien ganz verschiedenen und auseinanderliegenden Zwecken, die kaum zusammen in Verbindung standen. Während der eine dieser Zwecke, der auf eine Prüfung der Defensivkräfte der Niederländisch-Ostindischen Colonien und deren militärischer Organisation gerichtet sein sollte, seiner Veranlassung nach dem Niederländischen Publikum weniger bekannt war, besprachen die öffentlichen Blätter um so eifriger den andern, eine beabsichtigte Mission nämlich nach Japan im Interesse des Handels.

Bis zu den neuesten Verträgen der Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Japan sind die Holländer die einzige Nation gewesen, welche in sehr beschränkter Weise und unter demüthigenden Bedingungen zu directem Handel in Japan'schen Häfen zugelassen waren. Nach den Erfolgen der Engländer in China konnte vorausgesehen werden, daß auch die grundsätzliche Isolirung Japans nicht mehr lange von den großen seefahrenden Nationen geachtet werden würde, und daß damit auch das Holländische Monopol des Japan'schen auswärtigen Handels fallen müsse. Eine weise Politik bestimmte die Holländer zu öffentlichen Schritten, die beweisen sollten, daß es nicht ihre Absicht sei jenes Monopol zu behaupten, daß sie dem freien Handel aller Nationen mit Japan nicht entgegen, vielmehr denselben zu fördern geneigt seien.

Die Holländer hatten die Erfahrung gemacht, daß die demüthigenden Bedingungen, unter denen sie für den Japan'schen Handel

begünstigt sind, und die sie lange Zeit wohl nur als einen Ausgangs- und Anknüpfungspunkt betrachtet und angenommen haben mochten, seit nun Jahrhunderten nichts von ihrer Strenge nachgelassen hatten; und daß ihr Handel mit Japan, wenn dieses nicht aus seiner Isolirung heraus gezwungen würde, zu einem unbefriedigenden Beharrungszustande verurtheilt sei. Dagegen schien der für alle Nationen freigegebene Handel mit Japan auch den Holländern größeren Vortheil als das bisherige so beschränkte Monopol zu bieten, und ihre hergebrachten Handelsbeziehungen und die von ihnen zu ergreifende Initiative zur Eröffnung des Japan'schen Handels für alle Nationen, konnten ihnen in diesem Handel, auch bei freier Concurrenz, noch immer Vortheile sichern.

Man weiß nun durch verschiedene Veröffentlichungen, daß der König der Niederlande, Wilhelm II., im Jahre 1843 an den Kaiser von Japan einen Brief geschrieben hat, worin er für die Gastfreundschaft dankte, welche seine Unterthanen in Japan genossen haben, und worin er vor Unglücksfällen warnte, wie sie China in dem Kriege mit den Engländern betroffen; endlich andeutete, daß denselben nur durch liberale Gesetze in Bezug auf handeltreibende Nationen vorgebeugt werden könne.

Diesen brieflichen Vorstellungen durch eine kriegerisch ausgerüstete außerordentliche Gesandtschaft an den Hof von Jeddo Nachdruck zu verleihen, wie das seitdem die Regierung der vereinigten Staaten von Nordamerika zu ähnlichen Zwecken mit Erfolg gethan hat, lag schon im Jahre 1843 in den Absichten der Niederländischen Regierung.

Der General Nepveu, damals Chef des Generalstabs der Niederländischen Armee, wurde zu dieser Mission ausersehen, welche mit der andern zur Prüfung und Begutachtung der militärischen Organisation von Niederländisch-Ostindien verbunden

werden sollte. Dieser General hatte sich vom Könige erbeten, daß mein Bruder ihm bei dieser Mission zugesellt werden möge; und er schrieb an Fritz nach Hornau, den 8. December 1843, daß er autorisirt sei ihm mitzutheilen:

„Que vous êtes adjoint à la mission politique au Japon.“

Nachdem Fritz hierauf dem General Nepveu geantwortet hatte, unter welchen Bedingungen, Angesichts der ihm von dem Herzog von Nassau gemachten Propositionen zum Eintritt in dessen Dienste, er dennoch bereit sein werde einer solchen Mission sich mit ihm zu unterziehen, erhielt er am 18. Januar 1844 die weitere Mittheilung von Seiten des Generals:

Mon cher de Gagern!

„Je m'empresse de vous faire connaître pour votre gouverne, que moi je ne vais pas au Japon ni à Java; cela c'est décidé hier. A présent on va nommer un autre, mais je ne sais absolument qui. Or comme le Roi tient beaucoup à vous conserver à son service et l'a encore dit il y a quelques jours, lorsque je l'ai prié de prendre une décision à votre égard, il est fort possible qu'on vous offre la mission. Ainsi, dans ce cas, avisez à ce que vous avez à faire.“ etc.

Als später mein Bruder durch Schreiben des Kriegsministers vom 14. Februar 1844 nach dem Haag zurückberufen und ihm Eröffnung wegen der ihm zu übertragenden Indischen Mission gemacht wurde, war von einer Sendung nach Japan keine Rede mehr, und es ist die Frage, warum diese unterblieb, meinem Gegenstande eben so fremd, als die andere, warum General Nepveu *) von der ganzen Mission zurückgetreten war. Nur das

---

*) Es wurde von müßigen Diplomaten im Haag damals das Namenswortspiel erfunden, auf die Frage wegen Annahme der Mission habe Nepveu mit {ne — veux / Nep — veu} Gagern mit {Ja — gern / Ga — gern} geantwortet.

mußte im Zusammenhang hervorgehoben werden, daß mein Bruder der Lösung dieser beiden Fragen fremd geblieben ist, daß er in keiner Weise Veranlassung zum Rücktritt des Generals Nepveu, der ihm auch später befreundet blieb, gegeben oder zu der Mission sich zugedrängt hatte. Der Schluß des Briefs vom 18. Januar 1844, in welchem General Nepveu meinem Bruder seinen Rücktritt anzeigte, ist in dieser Beziehung bezeichnend, er lautet:

„Je ne veux en rien vous influencer, mon cher ami, pour le cas où l'offre vous serait faite; vous connaissez à peu près la position en question et la vôtre; ainsi vous pouvez prendre une résolution à bonne enseigne, mais soyez prudent, un tiens vaut mieux que deux tu l'auras. Sur ce, adieu de toute amitié. Nepveu."

Während das Bisherige bezüglich der überseeischen Mission meines Bruders des geschichtlichen Zusammenhangs wegen gesagt werden mußte, komme ich nun auf den beschränkteren Gegenstand dieser Mission.

Die von den Engländern einst so leicht errungene Besitznahme der vormals Holländischen Colonien, in Folge der Annexation Hollands an das Französische Kaiserreich (1810), hatte der Regierung des durch die Verträge von 1814 und 1815 neu geschaffenen Königreichs der Niederlande frühzeitig die Fürsorge auferlegt, die für den Bestand des Niederländischen Reichs so wichtige Colonie Java in einen achtbaren Vertheidigungsstand zu versetzen. Dies schien zu einem um so dringenderen Bedürfniß zu werden, nachdem (1830) in Folge der Belgischen Revolution und bei der Trennung der vereinigt gewesenen Niederlande, die freundschaftlichen Verhältnisse Englands zu Holland und zu den Oraniern, welcher Freundschaft das Königreich der Niederlande gleichsam seine Entstehung zu verdanken gehabt hatte, sehr gelockert worden waren, und die Europäischen Allianzsysteme, seit der Französischen Julirevolution und seit dem so sehr gestiegenen Einfluß Rußlands, eine gänzliche Wandlung erfahren hatten. —

Bald nachdem Java unter Holländische Herrschaft zurückgekehrt war (1815), hatte man mit der Ausführung eines umfassenderen Befestigunsssystems für diese Insel begonnen, dessen Zweckmäßigkeit jedoch, je mehr die Summen anwuchsen, die es allmählig verschlang, und je größer, während der Kriegsrüstung nd nach dem Verlust Belgiens, das eigene Geldbedürfniß des Mutterlandes wurde, — um so mehr von vielen Seiten in Zweifel gezogen worden war. Neben dem Befestigungssystem der Insel war es noch der Bestand und die Organisation des dortigen Heers, welche neue Maaßnahmen zu erfordern schienen. Dieses Heer war zur Zeit des Aufenthalts meines Bruders in Indien, und zwar am 1. Januar 1845, 19,144 Mann, auf Java und Madura 11,358 Mann stark. Unter der Totalsumme befanden sich sammt den 649 Officieren zusammen 6839 Europäer.

Solange, bei der Abneigung der Holländer gegen den Kriegsdienst, das Mutterland selbst sich theilweise mit geworbenen und in Sold genommenen fremden Truppen für seine militärischen Zwecke behelfen mußte, lag es in der Natur der Sache, daß dies Niederländisch-Ostindische Heer nur durch sehr mittelmäßige militärische Elemente aus Europa recrutirt werden konnte. Aber sobald als möglich war man in dieser Beziehung zu einem andern System übergegangen. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß der Auswurf der Europäischen Bevölkerung, womit früher das Indische Heer beglückt worden war, in kurzer Zeit dem tropischen Klima unterlag, und daher die Transportkosten nicht lohnte; man war in Berücksichtigung des frühern Lebenswandels der sich meldenden Freiwilligen, und der dadurch bedingten Fähigkeit Strapazen zu ertragen, strenger und wählerischer geworden. Dagegen war fortwährend dieses Colonial-Heer nur in sehr geringem Zusammenhang mit dem Niederländischen Heer in Europa, ganz abgesondert für sich geblieben, und während militärische Organisation, Ausrüstung und Schule in Europa

große Fortschritte machten, hatte diese Vervollkommnung des Kriegswesens nur einen geringen Einfluß auf das Niederländisch-Ostindische Heer geäußert.

Die Lösung solcher Zweifel vorzubereiten, die Begutachtung der Möglichkeit der Abstellung solcher Mißstände — und vielleicht auch mancher Mißbräuche, machte den Inhalt des Auftrags aus, der meinem Bruder geworden ist.

Holländische Freunde desselben bezeichneten denselben näher dahin:

„Die Mission, die dem General von Gagern nach Ostindien anvertraut wurde, war von der wichtigsten Natur und giebt den Maaßstab zu dem unbegränzten Vertrauen, welches der König und die Regierung in ihn setzten. Von dem friedlichen und gesicherten Besitz dieser Colonien hängt die staatliche Existenz des Mutterlandes und seiner Bevölkerung wesentlich ab. Die Mission hatte, (außer den geheimen Instructionen) officiell eine directe Inspection zum Gegenstande, vor Allem was auf den sowohl personellen als materiellen militärischen Dienst in den Colonien Bezug hat; einbegriffen alle Vertheidigungsmittel und das Vertheidigungssystem für den etwaigen Fall eines Krieges. Der Minister der Colonien weihete den General in Alles ein, was ihm eine genaue Kenntniß des Zustandes der Niederländisch-Indischen Armee und der dortigen Vertheidigungsmittel gegen einen, sei es äußeren oder inneren, Feind geben konnte, und übergab ihm alle dazu erforderlichen Documente.

Der General hatte Befehl Alles zu sehen, Alles zu erforschen, überall hin sich an Ort und Stelle zu begeben, wo Augenschein nützlich sein konnte, und danach einen genauen Bericht zu erstatten und einen Plan vorzulegen, welcher im Zusammenhang eine neue Organisation der Armee und ein neues Befestigungssystem besonders der Insel Java umfaßte, wenn der Zustand der Dinge, wie er ihn antreffen würde, ihm solche wesentliche Veränderungen nöthig erscheinen lassen sollte."

Dies, was den Inhalt der Sendung des Bruders betrifft.

Wie dessen Tagebuch über die militärischen Ausrichtungen in Indien sich nicht verbreitet, so enthält es auch keine fortlaufende Beschreibung des Gesehenen, Erlebten und Empfundenen, sondern dieses nur ausnahmsweise und aphoristisch. Vor seiner Abreise wurde das Versprechen, sein Tagebuch recht fleißig führen zu wollen, gleichsam als Trost für die Aeltern gespendet; auch war sein Vorsatz gewiß der aufrichtigste und beste, und vielleicht könnte man in der wirklichen Führung des Tagebuchs, bis zur Zeit nach der Ankunft in Batavia, nur die zu breite Anlage tadeln. Er selbst kam bald zu solcher Erkenntniß und schrieb:

an Max.

Rhede von Batavia, den 12. November 1844.

Ich habe daran gedacht, mein Versprechen zu lösen, der Anfang ist gemacht. Aber der Plan ist vielleicht zu groß angelegt und die tropische Sonne könnte die Keime versengen; Aber:

Tenacem propositi virum — nec solis ardor — mente quatit solida. —

Doch sowie Fritz das Geschäft begonnen hatte, für welches er nach Indien geschickt worden war, blieb ihm keine Muße zur Fortführung des Tagebuchs, weder in der angefangenen Ausführlichkeit, noch nur überhaupt, und so ist ein eigentliches Tagebuch nur in folgenden Bruchstücken vorhanden:

Bis zum Ende des ersten Aufenthalts in Samarang, — vom 1. Juni 1844 bis 25. April 1845. Schon für die letzten Monate dieser Periode enthält dasselbe leere Blätter, deren Ausfüllung späterer geschäftsloser Zeit vorbehalten war, die sich nicht mehr gefunden hat.

Dann ruhte das Tagebuch „mehr als ein Jahr" bis zur Vorbereitung zur Abreise nach Sumatra, 15. Mai 1846, und der Reise nach Sumatra sind nur wenige Blätter desselben gewidmet.

Zur Rückreise über Englisch-Indien in die Heimath nimmt das Tagebuch am 1. November 1846 einen neuen Anlauf, um aber schon mit der Abreise von Calcutta, 2. Januar 1847, ganz zu schließen, von wo an die Reise eine sehr anstrengende, fast im Sturm zurückgelegte wurde.

Die Lücken des Tagebuchs sind dann aus den Briefen in die Heimath, die als Bestandtheile des Tagebuchs anzusehen sind, und aus kleinen Notizbüchelchen, die kaum mehr als das Itinerarium enthalten, ausgefüllt worden. —

Das Talent oder vielleicht nur die Zeit und die Lust des Reisebeschreibens fehlte meinem Bruder; er wiederholt öfter, daß er sich auf Beschreibungen nicht einlassen könne; und schon vor der Abreise schrieb er:

„Ich freue mich sehr auf diese tropische Natur, doch mehr noch darauf die Orientalische Menschheit kennen zu lernen: the proper study of mankind is man."

In der Abneigung gegen das Beschreiben wird er bestärkt durch die vermeintliche Erfahrung, daß bezüglich der Länder, die er durchreiste, wenig Neues mehr zu sagen, was nicht schon beschrieben sei und sehr bald nimmt er seine Zuflucht dazu, seine Enthaltsamkeit von eigenem ausführlicherem Reisebericht durch Bezugnahme auf bereits vorliegende Reisebeschreibungen zu entschuldigen; so d. d. Samarang den 7. April 1845. an den Vater:

„Wenn es Sie interessirt mit den Sitten von Java gut bekannt zu werden, kann ich Ihnen kein besseres Werk empfehlen als:

History of the Indian Archipelago by John Crawford, in three volumes.

Es ist das beste was man hat; das Werk begleitet mich auf meiner Reise; Alles was er sagt, finde ich bestätigt. Dieses Werk ist schuld, daß ich mein Tagebuch vernachlässige; oder vielmehr, es erlaubt mir mich kurz zu fassen und darauf zu

verweisen. Auch in Indien ist viel Monotonie, besonders was Natur und Landschaft betrifft; die Berge und Vegetation gleichen sich überall; die kühnen Felspartien fehlen, welche dem Gebirge in Europa den romantischen Anstrich geben."

Auch schreibt er aus Soerabaja den 16. October 1845.

„Es wimmelt auf Java und den Inseln von Deutschen Naturforschern, so daß ich nicht viel neues Interessantes liefern könnte, wenn ich auch die nöthigen Kenntnisse und die Zeit hätte mich damit zu befassen." —

Um für seine unterbrochene Reisebeschreibung durch Englisch-Indien zu entschuldigen, empfahl er zuletzt noch:

L'Inde anglaise en 1843 par Ed. de Warren, ancien officier de S. M. B. dans l'Inde;

und schrieb:

Fritz an den Vater.

Indore, den 17. März 1847.

Mein Tagebuch enthält nur sehr kurze Notizen und ist keine Lectüre; ich habe es drei bis vier Mal von Neuem begonnen mit der Absicht es lesbar zu machen, aber die Geduld ist mir immmer dabei ausgegangen. Um ein Touristen-Journal zu führen, muß man nichts Anderes zu denken und zu thun haben.

Seit dem Tode meines Bruders ist des Grafen Carl von Görtz Reise um die Welt erschienen, wovon der dritte Band, vom siebenten Abschnitt an, auch als Beschreibung der Reise des Ersteren gelten kann; beide waren auf demselben Schiffe in Calcutta angekommen, hatten Calcutta fast zur selben Zeit verlassen, und den letzten Theil der Rückreise, von Agra aus nach Bombay, Aden, Suez, Cairo, Alexandrien, Triest, — zusammen zurückgelegt. —

Wenn hiernach mein Bruder seine Aufzeichnungen auch sehr beschränkte und selbst ihnen das Interesse abgesprochen hat, so ist

es gewiß nicht der Kreis der Familie allein, dem sie dennoch Interesse gewähren. —

Tagebuch einer Reise nach Indien.

Ueber die bevorstehende Reise enthält das „Gedenkbuch" die Notiz:

„Die ministeriellen Missiven über die von mir gemachten Bedingungen. Diejenige, worin mir 4000 fl. Pension zugesichert wird, ist:

d. d. s'Hage, 5. Maart 1844.

Diejenige, wodurch mir zugesagt wird, die Pension facultativ im Auslande verzehren zu dürfen, ist:

d. d. s'Hage, 25. Maart 1844.

Ich werde auf diese Missiven zurückkommen.

Veranlassung und Vorbereitung zur Reise.

1. Juni 1844. Haag.

Ich hatte den Winter ruhig in Hornau zugebracht, und nichts störte das Glück im traulichen Kreise der Familie, als die Ungewißheit, welche über meiner künftigen Bestimmung schwebte.

Ein Brief des Kriegsministers vom 14. Februar berief mich nach dem Haag; hier wurde mir der Antrag gemacht, als Generalmajor eine wichtige militärische Mission nach Java zu übernehmen. Ich bat um 24 Stunden Bedenkzeit, machte einige bescheidene Bedingungen, welche zugestanden wurden, und nahm den Antrag an.

Ueber den Zweck meiner Sendung und über Alles, was sich speciell darauf bezieht, werde ich mich in diesem Tagebuche nicht verbreiten. Die Sendung wird für schwierig gehalten, und Viele verwundern sich über den leichten Muth, mit welchem ich sie antrete. Vorläufig ward die Abreise auf den 15. Mai festgesetzt; ich hatte also noch ein paar Monate vor mir.

Am 4. März ward ich zum Generalmajor ernannt; ebenso ward vom Könige bestimmt, daß die ersten Lieutenants Leclercq, George und List mir als Begleiter zugetheilt werden sollten. Ich habe alle Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu sein, — es sind kräftige junge Leute, für die wissenschaftlichen Waffen gebildet, dabei sehr angenehm im Umgange.

Leclercq, der älteste, hat früher in der Artillerie gedient und steht jetzt beim Generalstabe. Er ist gründlich und vielseitig unterrichtet, fein, überlegt, und arbeitet mit Leichtigkeit; seine Redaction ist fließend.

George, früher Ingenieur, jetzt auch beim Generalstabe, ist still, bescheiden, etwas zurückhaltend, soll aber ein sehr guter Ingenieur sein. Er hat sich eben von seiner jungen Frau geschieden.

List, von der Artillerie, ein Sohn des Kriegsministers; ein junger, hübscher, fröhlicher Bursche. Er ist verheirathet, hat ein wenig en mari garçon gelebt und viel Geld durchgebracht. Diesen Fehler abgerechnet, ist er ein offener, gefälliger, unternehmender Mensch, für den Umgang und das gesellige Leben von viel Ressource.

So beurtheile ich meine Begleiter heute.

Den ganzen Monat März blieb ich im Haag; ich benutzte diese Zeit um mich mit allen Leuten in Relation zu setzen, die mir über Indien und die dortigen Zustände gründliche Auskunft geben konnten. Diese Personen sind: General de Kock, General van Geen, die Obersten de Stuers, Roest, van der Smissen, General Rieß; alles Officiere, die lange in Indien gedient und dort noch Verbindungen haben; alle bezeigten sich sehr gefällig und versahen mich später mit Briefen an Bekannte und Verwandte in Indien. Der ehemalige Generalgouverneur Baron van der Capellen war damals noch in Paris, ich sah ihn aber im Monat Mai auf seinem Landsitze Vollenhoven bei Utrecht, und eine lange

Unterredung mit ihm über Personen und Verhältnisse in Indien war mir sehr lehrreich. Besonders habe ich mich verwundert von ihm zu hören, welchen großen Einfluß die Frauen dort ausüben; es scheint, daß das dortige Klima ihnen eben so viel Energie giebt, als es den Männern gewöhnlich nimmt. Ich spreche nicht sowohl von Liebeshändeln, als von Intriguen in Geschäften.

Ich machte auch im März einige Excursionen nach Amsterdam und Rotterdam, um alles Nöthige für die Reise anzuschaffen oder zu bestellen.

Zu Rotterdam sah ich das ganz neue Kriegsdampfschiff Merapi, welches bestimmt ist, uns nach Java zu bringen, und machte Bekanntschaft mit den Officieren an Bord.

Nachdem die nothwendigsten Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, nahm ich Urlaub, um meine Aeltern noch zu sehen. Am 4. April reiste ich über Rotterdam nach Brüssel, besuchte da alte Bekannte, die ich in tiefer Trauer fand, und hatte am 6. bis tief in die Nacht eine interessante Unterredung mit dem Minister Rochussen, damals Gesandten in Brüssel, über Java und die früher beabsichtigte Sendung nach Japan. Bei dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß im Publicum allgemein die Meinung verbreitet ist, diese Gesandtschaft nach Japan sei mir später auch noch zugedacht; ich aber weiß nichts davon und wünsche es gar nicht, schon aus dem Grunde, weil ich mir keine Resultate davon verspreche.

Von Brüssel ging ich mit der Eisenbahn nach Köln, von Köln mit dem Dampfschiff nach Bieberich und Wiesbaden. Am 10. traf ich in Hornau ein, wo ich im Kreis der Familie heitere Tage verlebte. Auch Herzog Bernhard von Weimar machte da einen freundlichen Besuch mit seinem Sohne Prinz Hermann.

Am 29. April verließ ich Hornau vor Sonnenaufgang ganz in der Stille und ohne Abschied zu nehmen; manche Empfin-

dungen wogten da in der Brust! Die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen stand wie ein Leuchtthurm in den brandenden Wogen.

5. Juni. Als ich in Rotterdam ankam, erfuhr ich vom Capitän-Lieutenant Baars, dem Commandanten des Merapi, daß sein Schiff noch nicht ganz segelfertig sei, und daß gewiß noch ein paar Wochen vergehen würden vor der Abreise. Dies wurde mir im Haag bestätigt; die Abreise, erst auf den 15., dann auf den 25. Mai festgesetzt, wurde immer verschoben und der Juni kam herbei ohne Gewißheit. Schon am 16. Mai hatte ich meine ganze Bagage an Bord bringen lassen, so daß ich nur noch die allernothwendigsten Kleider bei mir hatte. Die Zeit wurde mir übrigens nicht lang; dazu trug besonders die Ankunft meines Bruders Max bei, den ich am 20. Mai in Rotterdam abholte, und der so eben zum Nassauischen Gesandten beim Niederländischen Hofe ernannt worden war.

Ehe ich in meiner Erzählung weiter gehe, will ich doch erwähnen, worin die nothwendigsten Anschaffungen bei einer Reise nach Java bestehen und wie hoch die Kosten sich belaufen. Dieser letzte Punkt hängt freilich von der Stellung und den Einkünften ab; meine Einkünfte waren für die Dauer meiner Commission festgesetzt wie folgt:

Mein Gehalt als Generalmajor in Europa jährlich 5500, monatliche Zulage in Indien 2000 fl. jährlich 24,000; dabei 12 Rationen Fourage, 100 Gulden monatlich für Hausmiethe, wenn mir nicht ein Gouvernementsgebäude angewiesen werden kann; auf Reisen täglich 15 Gulden Diäten, wobei die Transportmittel unentgeltlich geliefert werden. Außerdem erhielt ich 4000 Gulden Ausrüstungsgelder und 2000 Gulden als Entschädigung statt freier Ueberfahrt nach Java.

Die Anschaffungen bestehen in folgenden Artikeln: Leibwäsche in großer Quantität, und zwar Alles von Baumwolle. Baumwolle wird wegen der beständigen Transspiration für gesünder

gehalten, auch wird die Leinwand, durch die Art zu waschen in Indien, sehr verdorben. Da auf der ganzen Reise, die gewöhnlich 100 Tage dauert, nicht gewaschen werden kann, so ist schon deshalb ein großer Vorrath von Leibwäsche erforderlich, z. B. acht Dutzend Hemden, und das Uebrige in demselben Verhältniß. Auch bezüglich aller andern Kleidungsstücke thut man wohl sich im Voraus auf ein paar Jahre vorzusehen, weil Alles in Java viel theurer ist als in Europa, und manche Artikel schwer zu haben sind. Stiefel müssen von sehr leichtem, z. B. von Bocksleder sein, weil man in dem heißen Klima schweres Leder an den Füßen nicht ertragen kann. Am besten ist ein guter Vorrath Sommerschuhe.

Meine Ausrüstung kam mich auf 8000 Gulden zu stehen; ich will die Hauptrubriken hier anführen, ohne sehr in Details einzugehen.

1.	An Leibwäsche, Tischtüchern, Servietten 2c. . . .	800 fl.
2.	Schneider, Uniform und Civilkleider	900 „
3.	Stiefel und Schuhe	90 „
4.	Posamentier, — Epauletten, Dragonnes, Stickerei der Uniform 2c.	650 „
5.	Hutmacher	80 „
6.	Silberzeug — (24 Bestecke und Zugehör) . .	600 „
7.	Geschenke, — Waffen (armes de luxe), Toiletten, Pendulen 2c.	900 „
8.	Ein Reisewagen, in Offenbach gekauft . . .	1600 „
9.	Bücher und Schreibmaterialien	200 „
10.	Meubles, Bettzeug 2c., Koffer und Kisten . .	350 „
11.	Sattler (Sattel für Java-Pferde)	60 „
12.	Cols, Handschuhe, Toilettebedürfnisse, Eau de Cologne	150 „
13.	Weinvorrath, Bordeaux, Rheinwein, Champagner, Selterser Wasser	850 „
		7230 fl.

	Transp.	7230 fl.
14. Tabak, Cigarren		70 =
15. Ausrüstung des Bedienten		300 =
16. Dem Oberst la Baars abschläglich für Kost auf der Reise		600 =
		8200 fl.

Nicht viel geringer sollen die Ausgaben sein, welche bei der Ankunft in Batavia bevorstehen, wo man ein Haus meubliren und einrichten, Pferde kaufen muß. Doch versichert man mir, daß man bei öffentlichen Versteigerungen oft Gelegenheit findet, das Nöthige um sehr billige Preise anzuschaffen. Die große Bewegung in der dortigen Gesellschaft, das Kommen und Gehen, erklärt dies.

18. Juni. Ein neuer Aufenthalt entstand durch die unerwartete Ankunft des Kaisers von Rußland im Haag am 30. Mai, welcher sich alsbald nach England begab auf Niederländischem Dampfschiffe; auch mein Merapi mußte die Reise mitmachen, gleichsam als Cortège, denn der Kaiser fuhr mit dem Cyclopen; aber auch Capitän-Lieutenant Baars vom Merapi wurde mit Russischem Orden decorirt. Der Kaiser kam am 10. Juni aus England zurück; am 11. hatten wir eine große Parade vor ihm; bei dieser Gelegenheit wurde ich ihm mit sammt dem Hause des Königs vorgestellt. Auf dieser Parade und nachher bei Hofe machte ich die Bekanntschaft eines Sohnes und der Tochter des Sir Robert Peel. Der Erstere, Officier der Englischen Marine, der, obgleich erst 20 Jahre alt, bei St. Jean d'Acre und in China gefochten, hat eine äußerst interessante Physiognomie und ist sehr bescheiden. Auch seine Schwester, Lady Villers (Lord Villers ist der älteste Sohn des Lord Yarmouth), hat ein geistreiches Gesicht.

Nach der Abreise des Kaisers bat Max um eine Abschieds-Audienz und reiste am 16. Juni ab; meine Ungeduld nahm zu;

ich war im Besitz meiner Instructionen, und die Abreise wurde nur durch die Marine verzögert. Der Vorwand war, daß noch einige Veränderungen an der Maschine des Merapi nöthig seien; der wahre Grund soll aber sein, daß man abwarten möchte, bis neue Kartoffeln und Gemüse zu haben sind, womit man sich gern approvisionirt. Das würde uns aber bis in den halben Juli aufhalten.

Endlich hat die Ungewißheit aufgehört. Am 20. hat der König Befehl gegeben, daß wir uns am 25. einschiffen sollen. Am 23. soll ich meine Abschieds-Audienz mit meinen Officieren beim Könige haben; er empfängt uns zwar, aber bescheidet mich wieder auf den andern Tag, um mich noch einmal allein zu sprechen.

Nachdem das Renten-Conversionsgesetz angenommen war, gehen die Generalstaaten auseinander. Es herrscht große Zufriedenheit, weil der Credit wieder befestigt ist.

Die Abreise.

Gedenkbuch: „1844 den 25. Juni eingeschifft zu Helvoetsluis; — die Reise nach Java über Falmouth, Madera und Rio Janeiro. — 112 Tage in See.“

Den 28. Juni. Höhe der Insel Wight im Kanal.

Ich habe meine letzte Abschieds-Audienz beim Könige um halb 10 Uhr am 24. gehabt, und bin mit Herrn Arriens, Schout by Nacht (Contre-Admiral), und Herrn Mazel, Secrétaire général au ministère des affaires étrangères, deren Söhne Officiere auf dem Merapi sind, von denen sie Abschied nehmen wollen, über Maassluis nach Helvoetsluis gefahren, wo wir um 3 Uhr ankamen.

Ich wurde da sehr freundlich von den Obersten Bronovo, Commandanten des Werfts, und van der Plaat, Commandanten des Wachtschiffs, empfangen, und besah mit diesen Herren die Hafeneinrichtung.

Dann hatten wir ein fröhliches Diner im Hotel der Marine, wozu ich dreizehn Gäste eingeladen hatte: Arriens, Mazel und deren Söhne, Bronovo, van der Plaat, meinen Freund Forstner und meine Officiere mit ihren Brüdern oder Schwägern, die ihnen bis dahin das Geleite gegeben hatten.

Abends 9 Uhr begab ich mich an Bord, wo ich mit Honneurs empfangen wurde.

Am 25. sollten wir abfahren, aber das Wetter war zu ungünstig und die See ging so hoch, daß der Lootse es nicht wagte, das Schiff hinauszuführen, aus Furcht auf eine Sandbank aufzustoßen. Ebenso war es am 26.; wir benutzten diese zwei Tage, um uns auf dem Schiffe recht bequem einzurichten.

Am 27. um 9 Uhr Morgens fuhren wir bei gutem Wetter und günstigem Winde von Helvoetsluis ab und kamen glücklich in See. Der Lootse verließ uns vor Goeree und nahm noch Briefe mit.

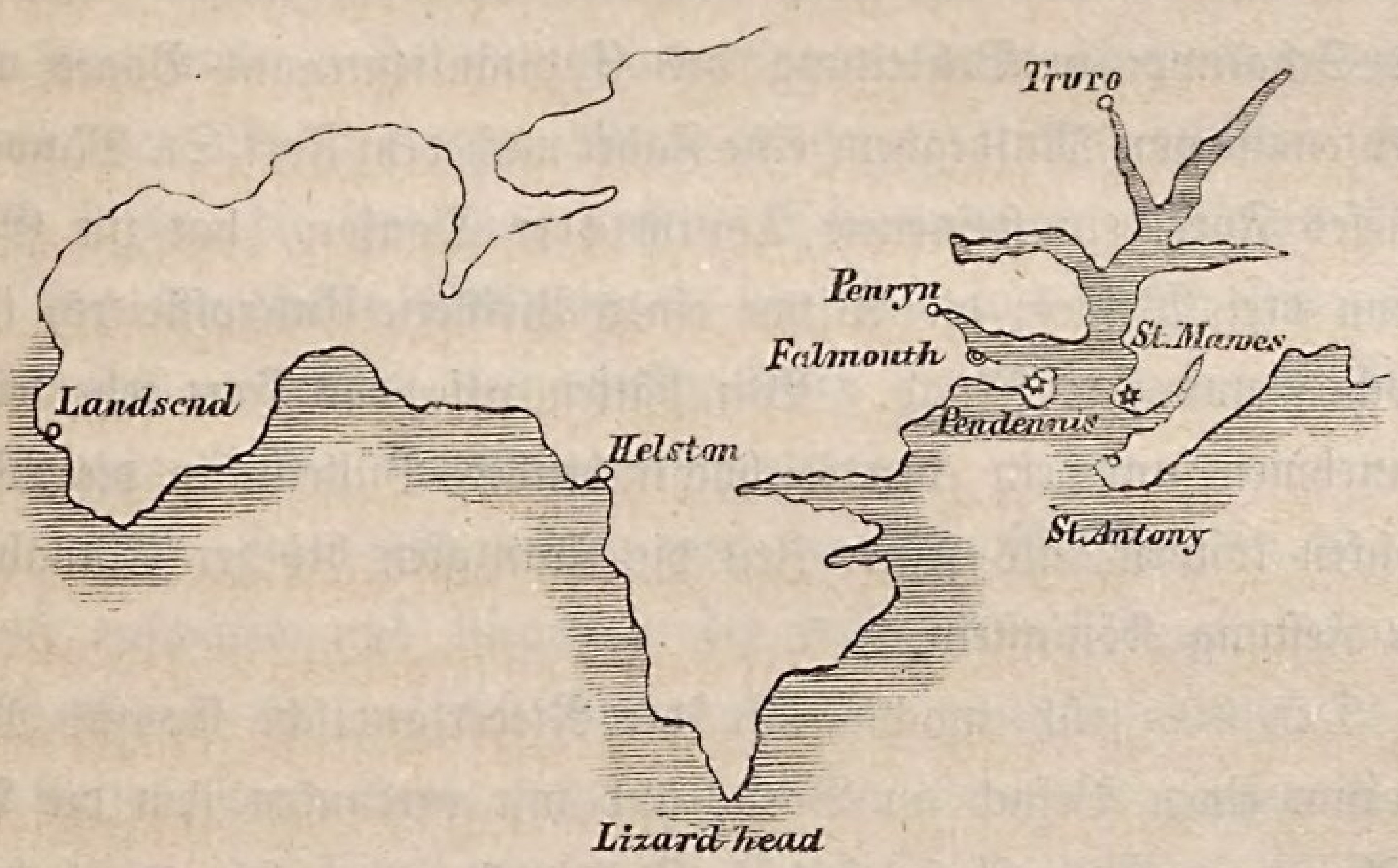
Nach bestehendem Gebrauche vereinigten sich die Officiere mit dem 1. Officier an der Spitze, um dem Oberstlieutenant Baars und mir „Welkom in zee“ und glückliche Reise zu wünschen. Ich wurde bald darauf seekrank, aber es dauerte nicht lang.

Am 28. früh war ich wieder ganz wohl, das Wetter schön; die Dampfmaschine leistet Alles; Segel werden nicht gebraucht, weil es ganz windstill ist; kein Lüftchen regt sich. Die Englische Küste in Sicht. Sehr viele Schiffe sahen wir im Kanal; ein Holländisches Koff, der Westindier Capt. Nieuwereus wurde gepraayd, d. h. angerufen. Er fuhr von Amsterdam nach Surinam. Den 28. nach 2 Uhr hatten wir die Insel Wight dicht vor uns. Wir machten im Ganzen 9 bis 9½ Deutsche Meilen in 4 Stunden.

Falmouth.

Vom 29. Juni bis 6. Juli 1844.

Den 29. früh sind wir der Englischen Küste nahe; das herrlichste Wetter dauert fort und die See ist spiegelglatt. Wir fahren dicht an dem Eddystone-Leuchtthurm vorbei, der auf einem Felsen im Meere erbaut ist, einige Stunden von der Küste, dem Hafen von Plymouth gegenüber. Kurz vor Mittag nahmen wir einen Lootsen ein und legten uns im Hafen von Falmouth vor Anker. Wir verweilen hier, theils um Steinkohlen und frisches Wasser zu laden (beides geschieht hier besser und wohlfeiler als in Holland), — theils um noch einige Veränderungen und Reparaturen an der Dampfmaschine zu bewerkstelligen. Wir haben nämlich die Fahrt hierher mit der ganzen Kraft der Maschine gemacht, um deren Güte zu erproben; in der Folge werden wir sie nicht mehr so sehr in Anspruch nehmen. Wir hatten den Weg von mehr als 100 Deutschen Meilen von Helvoetsluis nach Falmouth in 52 Stunden zurückgelegt.



Falmouth ist ein freundliches Städtchen von etwa 20,000 Einwohnern, die vom Handel leben; es ist an dem Abhange eines Berges erbaut.

Der Hafen ist eine Bucht, groß genug um die ganze Englische Flotte darin in Sicherheit zu bringen. Der Eingang wird durch zwei Forts vertheidigt: Pendennis und St. Mawes; sie wurden in den Zeiten Heinrichs VIII. erbaut, unter Cromwell belagert. Sie sind jetzt vernachlässigt, doch befinden sich an beiden noch niedrige Batterien von eisernen 24pfündigen Kanonen, die ihr Feuer am Eingange des Hafens kreuzen.

Vor dem Eingange des Hafens liegt ein aus dem Meere hervorragender Felsen, the black rock genannt, von dem man erzählt, er sei schon den Phöniziern bekannt gewesen, die hier Handel getrieben und Zinn eingekauft hätten.

Die nächsten Landhöhen, welche den Hafen umgeben, betragen 150, höchstens 200 Fuß. Es ist wenig Baumwuchs zu sehen, aber alle Felder sind durch Wälle geschieden, die von Erde — 5 Fuß hoch — mit trocknen Mauern revetirt und oben mit einer Stachel-Ginster (Englisch Furze) bewachsen sind. Sie heißen hedges und sind über ganz Cornwallis so verbreitet.

Den 29. blieb ich noch auf dem Merapi, machte aber in der Schaluppe in Begleitung des Capitänlieutenant Baars und Lieutenant von Maldeghem eine Fahrt nach dem Fort St. Mawes. Dieses Fort, ein steinerner Thurm oder Donjon, hat zur Garnison drei Weiber; die Witwe eines Artillerie-Unterofficiers, ihre Tochter und ihre Magd. Wir hätten also das Fort sehr leicht einnehmen und ein eben so hochtrabendes Bülletin in die Welt schicken können, als seiner Zeit die Franzosen bei der Einnahme der Festung Königstein.

Den 30. früh machte mir der Niederländische Consul Mr. Brown einen Besuch an Bord, und wir verdanken ihm die Bemühung, uns den Aufenthalt in Falmouth angenehm zu machen. Ich fuhr mit Capt. Baars in die Stadt, wo ich mich in dem Royal-hotel bei Pearce einquartierte. Es war Sonntag, wir wohnten dem Gottesdienste in der Episcopal-Kirche bei; er dauerte

zwei volle Stunden, und ich fand ihn sehr langweilig mit allen Litaneien und Gesängen. Nach der Kirche machten wir einen Besuch bei dem Consul und nahmen einen Lounch ein, gingen dann nach dem Fort Pendennis, worin ein Detachement vom 44. Regiment, das in Afghanistan so sehr gelitten hat, in Besatzung liegt. Das Detachement ist 30 Mann stark und wird von einem Lieutenant commandirt.

Ich hatte Baars und List eingeladen, und wir nahmen im Royal-hotel ein sehr gutes Diner ein.

In Falmouth fällt mir nichts so sehr auf, als daß die Menschen sich überall so ähnlich sehen, und doch soll die Bevölkerung in Cornwallis ganz alt Brittisch sein, unvermischt mit sächsischem Blute, und vor hundert Jahren soll man noch die alte cornische, d. h. gaelische Sprache in den Dörfern gesprochen haben.

In der Kleidung aller, auch der niedrigsten Volksklassen, finde ich gar nichts Eigenthümliches mehr; diesen Leuten könnte ich ebensogut in einem kleinen Deutschen Städtchen begegnen, ohne sie als Fremde zu erkennen. In dieser Beziehung war mir der Fischmarkt in Falmouth interessanter; denn ich habe da ganz sonderbare Monstra und Meerwunder ausgestellt gesehen; sehr viele Fische, die im Haag und in Scheveningen unbekannt sind.

Ein Englischer Sonntag ist sehr still und langweilig; alle Läden sind geschlossen, keine Lustbarkeiten gestattet, doch geht Alles bei gutem Wetter Nachmittags spazieren.

Den 1. Juli früh fuhren wir in einem Nachen den Truro-Fluß aufwärts und stiegen in der Nähe von Tregothnan aus. Tregothnan ist ein Schloß des Grafen von Falmouth; es ist im Elizabethean-Style gebaut und liegt in einem großen Park. Der Graf von Falmouth ist ein Nachkomme des Admirals Boscawen, dessen Bild hier oft zu sehen ist. Im drawing room ist auch das Bild der Arabella Churchill und des Herzogs von Marlborough. Der Graf von Falmouth wohnt selten hier.

Von Tregothnan gingen wir nach Truro, ein blühendes, sehr industrielles Städtchen von 30,000 Einwohnern; besahen die Kirche und das Museum. Das Museum ist noch nicht lange errichtet, und Alles ist dort durcheinander: Alterthümer, naturwissenschaftliche Gegenstände, ethnographische Merkwürdigkeiten. Das Bedeutendste ist das mineralogische Kabinet, weil die Grafschaft Cornwallis in dieser Beziehung sehr reich ist. Sie hat sehr bedeutende Bergwerke, Zinn, Kupfer und Blei; aber auch noch sehr merkwürdige Alterhümer aus der vorrömischen Zeit werden hier gefunden: Cromlechs, d. h. gaelische Grabmäler, Opferstätten der Druiden u. s. w.

Wir kehrten dann nach Falmouth zurück.

Hier befindet sich eben eine Truppe Comödianten, die wenig Zuspruch findet, so daß ich vom Waiter des Hotels gebeten wurde, to patronize the theatre, d. h. hinzugehen und die Officiere des Merapi mitzubringen. Das that ich, und wir sahen Asmodeus und einige andere Stücke. Die Leute spielten nicht ganz schlecht, und ich konnte jedes Wort verstehen; die Zuschauer waren aber sehr sparsam gesäet. Ich wartete das Ende nicht ab und legte mich schlafen in ein vortreffliches Bett, so breit als lang, man könnte bequem zu Dritt darin liegen, während die Betten der Deutschen Wirthshäuser der Todtenlade gleichen.

2. Juli. Der Consul Mr. Brown hatte uns eine Fahrt nach den Bergwerken vorgeschlagen und wir machten uns frühe auf den Weg, der über Penryn und Helston führt. Von den Höhen, über welche wir fuhren, hat man eine weite Aussicht, die aber doch sehr einförmig ist. Die Berge sind abgeglattete Halbkugeln, häufig mit Granitblöcken bedeckt; die Ackerfelder sind alle mit den früher beschriebenen Wällen oder Hedges eingefaßt. In der Ferne sah ich einen Granitblock, welcher eine bedeutende Anhöhe krönt; er hat die Form eines kolossalen Eies und die Alterthumsforscher wollen darin ein Tolmin (Hohlstein) d. h.

ein druidisches Monument erkennen. Es ist unbestritten, daß die ganze Gegend reich ist an druidical remains, aber tout comme chez nous — die leidenschaftlichen Alterthümler finden überall, was sie suchen. Viele der sogenannten Monumente sollen nichts sein als Granitblöcke, auf den Berggipfeln übrig geblieben, nachdem das umgebende weniger harte Gestein im Laufe der Jahrhunderte verwittert und vom Wasser weggeschwemmt worden ist. — In der ganzen Gegend fehlt Wald und überhaupt Baumwuchs.

Wir kamen auch dicht bei Helston durch den Landsitz eines Herrn Canonicus Penrose — a rich clergyman.

Wir besuchten zwei Bergwerke, ein Blei- und ein Kupferwerk, die sich ganz in der Nähe von Portliven befinden. Diese Bergwerke sind nahe am felsigen Ufer des Meeres und erstrecken sich sehr weit und tief unter das Meer. Wir sind selbst bis 170 Fathoms (Klafter) unter dem Meere gewesen und haben mancherlei Mühseligkeiten überstanden. Wir mußten uns ganz auskleiden und das Bergkostüm anziehen, das aus Flanell besteht und ganz durchnäßt war, als wir wieder aus dem Schacht hervorkrochen. Für den Geologen sollen diese Gruben viel Merkwürdiges enthalten. Die Erzadern durchsetzen sowohl den Granit als den Thonschiefer. Auch sahen wir geschichteten weißen Porphyr — eine Anomalie, über die viel gestritten wird.

Die Bergleute werden nicht alt; das mittlere Lebensalter, welches sie erreichen, ist nicht mehr als 31 Jahre; die Zeit, während welcher sie ihre Arbeit in den Bergwerken verrichten können, übersteigt selten 15 Jahre. Die Krankheiten sind Auszehrung und Lungensucht. Der tägliche Verdienst ist $1^1/_2$, höchstens $1^3/_4$ Schilling.

Die Bergleute haben wenig Bildung, aber sehr viel natürliche Intelligenz, viel mehr als die Bauern. Wir aßen zu Mit-

tag mit den beiden Capitäns (Directoren) der Bergwerke, gutmüthige, offene Leute; der eine, der mich in die Tiefe begleitet hatte, war verwundert, daß ich ihm überall hin folgen konnte, selbst wo man sich an Stricken hinab lassen mußte.

Auch in der Nähe dieser Bergwerke sah ich ein Druiden-Monument, dicht am Ufer des Meeres auf einem hervorstehenden platten Felsen. Es besteht aus einem Ring von aufgestellten Steinen, von etwa 10 Schritt Durchmesser; in der Mitte dieses Ringes liegt ein etwas ausgehöhlter platter Stein.

Es war Mitternacht, als wir wieder nach Falmouth zurückkamen.

Den 3. Juli brachte ich bei schlechtem Wetter mit Lesen und Schreiben zu.

In einer Beschreibung von Cornwallis finde ich folgende Stelle, die mir merkwürdig ist: The miner is generally possessed of personal courage in a very eminent degree. At least one third of the crew of Captain Pellew's (Lord Exmouth's) ship, that fought the gallant action with the Cleopatra, french frigate, the first naval action last war, were Cornish miners who had never been at sea in a ship before, and almost all on board were fellow-country-men of Pellew.

Ich hatte heute Leclercq und George zum Essen gebeten und ging Abends ins Theater.

Den 4. Juli machte ich eine sehr interessante Bekanntschaft. Ein Englischer Officier ließ sich bei mir anmelden, — es war Capitän Russell vom 18. Regiment der von der Chinesischen Expedition eben zurückkehrte. Er hat in Nanking gefochten, war in Neu-Südwales gewesen um seine Gesundheit herzustellen; er hatte Java besucht und war durch die Südsee um's Kap Horn zurückgekehrt. Er ist ein Irländer, der jetzt den Dienst verlassen hat; ein freundliches, offenes Gesicht. Er spricht von den Chinesen als von einem sehr intelligenten Volke. — Die Tartaren seien sehr tapfer, die Chinesen nicht. Die

Chinesische Regierung suche aus Politik das Volk in der größten Unwissenheit zu erhalten. Die Communication mit England könne unberechenbare Folgen haben. Singapoore steige durch den Handel mit China unglaublich.

Bei einem Spaziergange am Strande begegnete ich zwei Mädchen, welche Sand holten. Sie waren ganz gleich gekleidet, und auf meine Frage erfuhr ich, daß sie aus dem ganz nahe liegenden Arbeitshause (parish working house) kämen. Ich ließ mich dahin führen und sah die Anstalt. Es werden in diesem Hause auf Kosten der umliegenden Gemeinden 30 bis 40 Mädchen von 7 bis 15 Jahren, meist Waisen oder Kinder ganz armer Aeltern, erzogen; in Penryn ist eine gleiche Anstalt für Knaben; überall herrschte Ordnung und Reinlichkeit; die Kinder sahen gesund und vergnügt aus; schöne Mädchen waren nicht darunter, und nirgends erkannte ich das Eigenthümliche des Englischen Bluts; sie hatten meist braune oder dunkle Haare, niedrige Stirne, breite Gesichter.

Mein Capitän Russell aß heute (4.) bei mir. Er war im Jahr 1841 verlobt und auf dem Punkte gewesen, den Dienst zu verlassen, als sein Regiment die Bestimmung nach China erhielt. Sein ritterlicher Sinn erlaubte ihm nicht unter diesen Umständen zurückzubleiben; aber sobald der Friede mit China geschlossen war, suchte er nach Hause zu kommen. Er eilt nun nach Dublin zu seiner Braut.

Er erzählt, daß auch die Seapoys und Bengal Volunteers sich in China recht gut gehalten haben; — ferner daß die Chinesen der Insel Tschusan sehr gewünscht hätten unter Englischer Hoheit zu bleiben, nachdem sie die Vorzüge eines „liberal government“ hätten kennen lernen. Der Druck und die Erpressungen der Mandarinen seien unerträglich.

Am 5. Juli besah ich im Hafen ein kleines Dampfboot, das statt Räder mit einer sogenannten archimedischen Schraube ver-

sehen ist; es fährt sehr schnell. Capitän Baars meldet mir, seine Anstalten seien beendigt, ich begab mich also wieder an Bord des Merapi.

Es ist mir lieb ein paar Tage in einer kleinen Englischen Stadt verlebt zu haben und auch in ein paar Bauerhütten eingekehrt zu sein.

Unter den Merkwürdigkeiten, d. h. was mir neu war, die ich in Falmouth gesehen habe, vergaß ich einen Straßenprediger zu erwähnen. Er ist, glaube ich, ein fahrender Schuster, der auf offner Straße predigt und zur Buße ermahnt. Diese Leute leben von freiwilligen Geschenken und sind gleichsam die Bettelmönche des Protestantismus. Ich hatte das Schauspiel vor dem Fenster meines Hotels; der Mann versammelte etwa eine Gemeinde von 20 bis 30 Personen um sich, von denen freilich manche nur einen Augenblick zuhören und dann weiter gehen.

Von Falmouth nach Madera.

Vom 6. bis zum 13. Juli.

Am 6. Juli früh sollten wir den Hafen von Falmouth verlassen, wir erhielten aber am Morgen noch einen Besuch unseres Consuls Brown, der mit einem halben Dutzend Damen angerudert kam; zwei, worunter eine seine Tochter, waren wirklich sehr schön. Sie hatten sich während unseres Aufenthalts verborgen gehalten und kamen nun, nicht um uns, sondern um unser Schiff zu sehen. Die Tochter des Consuls ist eins von den schönen, feinen, frischen Englischen Gesichtchen, eben aus der Pension von Plymouth zurückgekehrt; bei aller Freundlichkeit und Munterkeit erröthet sie bei jedem Worte, das sie spricht oder das an sie gerichtet wird. Sie trank frischweg ein Paar Gläser Rheinwein.

Als wir den Hafen verließen bedienten wir uns Anfangs der Dampfmaschine, aber am zweiten Tage schon war der Wind so

günstig, daß wir das Feuer ausgehen ließen und daß die Segel hinreichten, um uns täglich über 40 Deutsche Meilen zurücklegen zu lassen.

Der Merapi ist ein sehr gut gebautes Schiff, mit dem unsere Seeofficiere ausnehmend zufrieden sind. Es liegt in der Natur der Dampfschiffe, daß sie niedrige Masten und weniger Segel führen, als andere Schiffe; sie segeln daher weniger schnell und schlingern mehr (roulis, Schaukeln). Dagegen gewähren sie den Vortheil, bei Windstille oder ganz ungünstigem Winde den Dampf zu Hülfe nehmen zu können. Doch es steht mir noch zu schlecht an, den Professor der Nautik zu machen, da ich die ersten vier Tage der Reise sehr seekrank war; denn in der hohen See, und da wir vor dem Winde segelten, wurden die Schwankungen des Schiffes viel fühlbarer als im Kanal. Die Seekrankheit gab mir einen Widerwillen gegen den Tabak; ich werde das benutzen, um mir das Rauchen abzugewöhnen; seit Falmouth habe ich nicht mehr geraucht!

Den Weg von Falmouth nach Madera haben wir in sieben vollen Tagen zurückgelegt; der Wind blieb immer günstig, d. h. nordnordost; der Himmel immer grau und bedeckt, so daß wir bei frischem Wind erst in der Nähe von Madera eine Veränderung des Klima's wahrnehmen konnten. Hier aber fing die Sonne schon an, sich dem Scheitel zu nähern, und die Tage sind merklich kürzer als um diese Jahreszeit in Europa.

Was mir hier am meisten auffiel, ist, daß die Farbe des Meeres sich ganz verändert. In der Nordsee ist diese Farbe schwarz, ins Grüne schillernd, unter der Breite von Madera wird der Atlantische Ocean schön dunkelblau, und er behält diese Farbe, wenn der Himmel auch grau und mit Wolken bedeckt ist.

Merkwürdiges ist uns auf dieser Fahrt nicht aufgestoßen. Ein armer Schiffsjunge fiel bei einem Manoeuvre am 7. von der Raa und brach sich den Hals auf dem Verdeck. Er wurde des andern Tags nach Seemannsbrauch begraben, d. h. man nähte

ihn in seine Hangematte ein und die Leiche ward dreimal auf dem Verdeck herumgetragen, von einem Officier und der Kameradschaft begleitet. Eine Wache der Mariners trat ins Gewehr und präsentirte beim Vorbeitragen. Endlich ward die Leiche von dem Bootsman mit den Worten: „Eins, zwei, drei! in Gottes Namen!“ — in die See geworfen.

Wir haben wenig Schiffe begegnet, denn der Winde wegen nehmen die Schiffe, welche aus Ost- oder Westindien nach Europa zurückkehren, einen andern Cours und berühren Madera nie. Wir haben nur eine Amerikanische Brigg gesehen, welche, aus dem Mittelmeere kommend und nach Nordamerika zurückkehrend, unsere Bahn durchschnitt und dicht an uns vorbeifuhr. Nächstdem folgten ein Paar große Fische aus dem Wallfischgeschlecht (von den Holländern Nord-Coper genannt) eine Zeit lang unserem Schiffe.

Den 13ten früh hatten wir die Insel Porto Santo im Gesicht; mit einbrechender Nacht waren wir dicht bei Madera und in der Nähe von Funchal; aber da es hier weder Hafen, noch Leuchtthurm, noch Lootsen giebt, mußten wir den andern Morgen erwarten, um vor Anker zu kommen. Der Ankergrund hat hier dicht unter der Batterie, wo wir den Anker fallen ließen, 30 Faden Tiefe. —

Funchal auf Madera.

Vom 14. bis zum 18. Juli 1844.

Schon am 13. waren wir der Insel Madera auf zwei Stunden Wegs nahe gekommen, ohne trotz ihrer hohen Berge auch nur das Mindeste von ihr zu sehen. Sie ist fast immer in Nebel gehüllt; man schreibt es diesem Umstande zu, daß sie so spät entdeckt wurde; denn Porto Santo war mehrere Jahre bekannt, ohne daß das so nahe liegende Madera (10 Meilen) gefunden ward. Bei der Entdeckung, vor etwa 400 Jahren, war die Insel

ganz unbewohnt und mit dichten Waldungen bedeckt. Diese wurden niedergebrannt; der Brand soll mehrere Jahre gedauert haben.

Sobald die Insel mit ihren hohen zackigen Berggipfeln aus den Wolken tritt, ist der Anblick herrlich. Der höchste Pik, der Pico Recivo, ist über 6200 Fuß hoch, die Abfälle bis ins Meer sind sehr steil. Funchal, die Hauptstadt, ist an einen solchen Abhang angehängt; es nimmt sich mit seinen weißen hohen Häusern und den Batterien auf steilen Felsen recht gut aus. Funchal hat 30,000, die ganze Insel etwa 120,000 Einwohner.

Wenn ich schreib- und beschreibselig wäre, so könnte ich nach einigen Tagen Aufenthalt schon viele Bogen mit impressions de voyage vollschreiben; ich begnüge mich mit dem Wesentlichsten. (Brief Nr. 9. Funchal auf Madera den 15. Juli 1844.)

Das Merkwürdigste bleibt immer, daß Madera, an der Grenze zwischen dem gemäßigten und tropischen Klima, Vieles von der Natur Beider in sich vereinigt.

Der Boden vom Strande bis zu den höchsten Gipfeln läßt sich in vier Gebiete eintheilen.

Die unterste Region erzeugt den Wein. Hier gedeihen neben den Europäischen Fruchtbäumen die Feigen, der Mais, der Pisang (Banane), die Fackeldistel (Cactus) in Baumgestalt; Hortensien, alle himmelblau, Heliotropen und viele unserer Zierpflanzen und Gartengewächse wachsen hier wild und bilden die Umzäunungen. Die Vegetation ist sehr üppig. Man hat auch die Cultur des Kaffeebaums, des Thees, des Zimmtbaums begonnen, mit welchem Erfolge? muß die Zeit lehren; aber man ist sehr industriös und probirt.

Die folgende Region ist die der Kastanien- und Platanenwälder; etwas höher sieht man Tannen, aber doch nicht in ausgedehnten Waldungen.

Die dritte Region, über 3000 Fuß hoch, hat magere Viehtriften; von Bäumen hat hier Alles aufgehört, was dem Luxus

dient. Nur der Lorbeer kommt noch als Staude fort, er liefert den Einwohnern das Brennholz.

Auf den höchsten Gipfeln der vierten Region sind steinige Felsenkuppen. Hier kommt nur noch das Farrnkraut fort, das überhaupt wohl eins der Erstlinge der schaffenden Natur war, als sie ihre jungen Kräfte versuchte. Alles verräth hier vulkanische Bildungen; Lavaströme 2c. aus sehr alter Zeit; Krater sind nicht zu entdecken. Leider haben wir keinen tüchtigen Naturforscher bei uns; ich bitte also, mir die Schnitzer zu vergeben, die ich im Laufe der Reise in dieser Beziehung noch oft machen werde.

Der Madera-Wein ist das Hauptprodukt der Insel, die nur ein Viertheil ihres Bedarfs an Brod erzeugen kann. Es werden vier verschiedene Arten Wein gezogen, von verschiedenen Traubensorten und auf verschiedenem Boden. Der Madera sec soll von Rheinweintrauben, der vino Serciale von Italienischen, der süße Madera (Malvoisir) von Trauben aus Cypern, endlich der rothe Madera (vino tinto) von Französischen Trauben gezogen sein. Die Weine erster Qualität werden von 60 bis zu 100 Pfund Sterling die Pfeife (pipe von 550 Flaschen) verkauft. Dieser Wein, wenn er die Linie passirt hat und aus Ostindien nach Europa zurückgebracht wird, gewinnt außerordentlich an Güte; es soll seinen Werth um 20 Procent, Andere sagen noch mehr, steigern. Der Geschmack am Maderawein soll in Europa abgenommen haben; auch wird gar zu viel falscher fabrizirt. Die Hauptausfuhr nach Nordamerika hat sich nach den dortigen Schwindeleien und Bankerotten auch sehr vermindert. Alles dieses zusammengenommen soll die Ursache sein, daß man so viele neue Culturen probirt. Man ist darin sehr thätig, um überhaupt die Cultur des Bodens auf Madera auf höhere Stufe zu heben. Man spart weder Kosten noch Mühe, und Versuche aller Art werden gemacht, z. B. mit Kaffee- und Theepflanzungen 2c.

Mineralien (Metalle) hat die Insel nicht, wenigstens bestehen keine Bergwerke. An Wild giebt es Feldhühner und Kaninchen, keine Hasen.

Ich verlasse die Natur, um zu den Menschen zu kommen. Das läßt sich am besten behandeln, indem ich erzähle, wie wir die Zeit hier zugebracht haben.

Unser Consul, der Herr Pedro Jorge Monteiro, besuchte uns sogleich an Bord mit seinem Bruder, der Französischer Consul ist; Beide sind artig und gebildet. Der Consul sagte, wir möchten uns eilen, wenn wir noch eine Procession sehen wollten, welche heute zu Ehren des aus Lissabon eben angekommenen neuen Bischofs statt habe. Wir sahen diese Procession aus den Fenstern bei einem Freunde des Consuls, wo ein großer Theil der hiesigen eleganten Welt versammelt war; unter den Frauen war nicht Eine schön. Die Procession zog durch die engen Straßen; die Klerisei war zahlreich; der Bischof hatte nicht das Aussehen eines Heiligen.

Die Häuser sind hier sehr hoch, d. h. jedes Stockwerk ist hoch, und die Straßen sind sehr enge, beides der Kühlung wegen. Breite Straßen wären auch ganz überflüssig, weil Wagen auf der ganzen Insel nicht existiren. Damen und Kranke werden in der Stadt in Palankins, über die Gebirge in Hangematten getragen. Herren gehen oder reiten und tragen einen Sonnenschirm.

Nach der Procession besuchten wir ein Nonnenkloster, es sind Clarissinnen (St. Clara); sie sind arm, fünfzig an der Zahl, fast alle auf der Insel geboren. Ihre Industrie ist, Blumen und Bouquets von Federn zu machen, welche sie verkaufen; ebenso Confitüren. Ich habe ein solches Bouquet, das recht leicht und in gutem Geschmack gearbeitet war, als Muster ihrer Industrie für 1½ Piaster gekauft, und habe es mit einem Schiffe der Mutter gesendet, welches einige Tage später abging und auch

Briefe mitnahm. Ich plauderte mit einer Nonne, — der Schwester Clementine, welche früher in dem Rufe großer Schönheit gestanden hat; sie hat noch schöne Reste, einen angenehmen Ausdruck, und spricht ein wenig Französisch. In ihr Kloster schien sie nicht verliebt; sie meinte, 50 Frauen unter einem Dache beisammen, sei doch gar zu viel. — Es giebt auf Madera noch zwei andere Frauenklöster.

Dann habe ich mich in dem Wirthshause: hôtel de Londres installirt. Es ist ganz auf Englischen Fuß eingerichtet, wird auch von einem Engländer gehalten; man lebt hier eben so gut, aber theurer als in Falmouth.

Den 15. machten wir uns in aller Frühe auf, um zu Pferde eine Excursion nach der Kirche Nostra Sennora de monte und weiter hinauf nach den höchsten Berggipfeln zu machen. Die Aussicht ist herrlich, ebenso die Fülle und Verschiedenheit der Vegetation, — die Wohlgerüche, die die Luft erfüllen. Der Weg ist sehr steil, gepflastert, und nur für daran gewöhnte Pferde brauchbar; auf beiden Seiten mit Mauern eingeschlossen, welche die Weinberge beschützen. Zwischen diesen Mauern ist freilich die Fernsicht genommen, aber man wird entschädigt durch das, was man in der Nähe hat: Aloe und Cactus zwischen Rosen, Heliotropen, Fuchsien, Pelargonien, an den Mauern und auf den Mauern, die mit Epheu tapezirt sind; Bäume und Stauden: Feigen, Cypressen, Oelbäume, Pisang, Orangen, — bis zur Kirche de Nostra Sennora de monte, wo die Aussicht auf die Stadt und die Rhede am schönsten ist. In der Nähe hat der Englische Consul seinen Garten; höher fangen die Kastanienwälder und Platanen an, dann der Lorbeer; auf den Gipfeln kahle Felsen mit Farrnkraut. Ich suchte mir selbst einen Weg bis zu einer Stelle, wo ich blos durch eine Felsenschlucht von ein paar Tausend Fuß Tiefe von dem Pico Recivo getrennt war. Die Färbung und Schattirung der Felsenpartien war sehr

schön, alle Nüancen von schwarz, braun, roth und grau. Mein Führer versicherte mich, noch nie sei ein Fremder hierher gekommen; meine Officiere, an das Klettern weniger gewöhnt, waren auf eine Stunde Wegs zurückgeblieben; ich hatte eine Höhe von 4500 Fuß über dem Meere erreicht. Wir kehrten auf einem andern Wege zurück; hier waren Lavaströmungen unverkennbar. Mit außerordentlicher Mühe und großen Kosten wurden Wasserleitungen von der Höhe in die tiefer liegenden Gärten und Felder geführt; theils über, theils unter der Erde. — Ich vergaß zu erwähnen, daß die Gipfel von halbwilden Ziegen beweidet werden; tiefer hat das Rindvieh seine Weiden; dieses sieht gut aus und liefert vortreffliches Fleisch; wir hatten Gelegenheit uns bei einem Diner davon zu überzeugen, welches der Consul uns am 15. gab. Es waren 18 Personen, theils Officiere des Merapi, theils Einwohner. Meine Nachbarn waren der Consul und ein Marquis der Insel, Don Louis d'Ornellas Vasconcellos. Die Tafel war reichlich besetzt, aber die Speisen schlecht zubereitet und in sonderbarer Ordnung oder Unordnung servirt. Alle Sorten des vortrefflichsten Maderaweines wurden versucht; die Einfuhr fremder Weine ist streng verboten.

Mein Nachbar, der Marquis, war ein freundlicher, gesprächiger und sehr unterrichteter Mann; er sprach gut und geläufig Französisch. Der Gegenstand der Unterhaltung war die Cultur der Insel und Politik überhaupt. Hier etwa das Interessanteste:

Die Insel bringt dem Portugiesischen Gouvernement etwa 120,000 Piaster ein, nach Abzug der Verwaltungskosten. Sonst wurden die Gouverneurs (Civil-) aus Portugal gesandt; es waren vornehme Herren, die sechs bis acht Jahre blieben; jetzt ist es ein Einheimischer, der schlecht bezahlt wird, und wenn er kein eignes Vermögen hat, nicht anständig von seinem Gehalte leben kann. Der Militärcommandant ist ein Oberstlieutenant; die Garnison ist nicht stark, aber sie sieht gut aus, ganz so gekleidet wie Hol-

ländische oder Belgische Regimenter; alles Eigenthümliche, Nationelle verschwindet eben allmälig aus Europa. Die Truppe, die sich jetzt hier befindet, hatte an der Équipée oder dem Aufstande des Marquis Bomfin Theil genommen und ist hier im Exil; andere dieser Kategorie sind nach den Azoren geschickt worden.

Die Insel sendet zwei Deputirte in das Parlament, oder wie die Versammlung in Portugal heißen mag. Mein Marquis sieht das repräsentative System wie eine Duperie an: „c'est une tromperie des livres; — alle Deputirten werden doch erkauft oder gewonnen; es ist nur ein Jagen nach Anstellung.“ Mit Leidwesen sehe ich diese Ansicht in Europa immer mehr Feld gewinnen, und doch weiß die Kritik nichts Besseres an die Stelle zu setzen.

Auf Madera, wie überhaupt in Portugal, ist der große Grundbesitz an Majorate gebunden. Die Gesetzgebung ist ganz der Portugiesischen gleich, nur durch einzelne Vorschriften, welche sich auf ganz locale Verhältnisse beziehen, modificirt.

Man liebt das Portugiesische Gouvernement nicht, haßt aber noch mehr die Engländer. Dieser Haß der Portugiesen muß sehr groß und allgemein sein; doch weiß man den Engländern keinen andern Vorwurf zu machen als ihre Uebermacht und ihren überwiegenden Einfluß, — ihre egoistische Politik (tout comme chez nous). Aber wer darf sich ihnen gleichstellen? welche andere große Nation würde von solcher Uebermacht so mäßigen Gebrauch machen? — Mein Marquis sagte: Die Engländer, wenn sie sich in unsere inneren Angelegenheiten mischen, haben kein System, keine Vorliebe für diese oder jene Form des Gouvernements, sondern sie unterstützen eben jedesmal die Partei, von der sie für sich selbst die meisten Vortheile erwarten.

Von dem Clerus sagte der Marquis: Unser Clerus hat jetzt keinen Einfluß, er ist sehr gesunken. Früher wurden die höchsten Stellen der Kirche an Leute aus vornehmen Familien gegeben,

welche sich dem geistlichen Stande widmeten; das hat jetzt aufgehört, die Geistlichen sind alle aus den untern Classen des Volks und ohne höhere Bildung. Hier auf der Insel leben die Meisten mit Frauen, mit denen sie eine Menge Kinder haben, wovon gewöhnlich eins bei der Messe dient; die kirchliche Disciplin ist in dieser Beziehung sehr lar. — Bei dem Volke herrscht viel Aberglaube; die Religion, wie sie dem Volke gelehrt wird, trägt wenig dazu bei es zu bilden und zu bessern; aber diese Religion giebt ihm Trost in seinen Leiden, und welcher Wohlwollende möchte ihm diesen rauben?

Bei unserm Diner waren keine Damen gegenwärtig.

Das Ameublement in den Häusern ist sehr einfach; Alles darauf berechnet sich Kühlung zu verschaffen.

Am 16. in aller Frühe machten wir zu Pferde eine Excursion nach dem Corral, ein interessantes Felsenthal, 2½ bis 3 Stunden von Funchal entfernt. Man hat hier gute Miethpferde, Schottische und Amerikanische Ponies, die sicher und an's Klettern gewöhnt sind. Wir frühstückten in den „Jardins," bei einem Landhause des vorigen Englischen Consuls, eines Herrn Henry Vietch.

Der Weg geht in westlicher Richtung in geringer Entfernung von der Küste durch den Theil der Insel, welcher den besten Wein liefert. Wieder überall die üppigste Vegetation und sehr schöne Partien bei herrlicher Beleuchtung. Das Corral selbst ist eine wilde Felsenschlucht in der Nähe des Pico grande; auf Landschafts- und Naturbeschreibung kann ich mich nicht weiter einlassen.

Bei dieser Excursion wurden wir in der Nähe des Corral von einer Masse von Bettlern angehalten, was mir Anlaß giebt, die Tracht des Landvolks überhaupt zu beschreiben. Die Männer gehen in weißem Hemd und weißen leinenen Beinkleidern, diese theils lang, theils unter den Knien gebunden; weißlederne Schuhe

oder Stiefeln; auf der einen Schulter hängt manchmal eine blaue Jacke. Auf dem Kopfe tragen sie eine eigenthümliche spitze Mütze, Carapuça genannt, von blauem Tuch mit rothem Futter; die Mütze hat die Form einer Calotte, nur daß sie in eine Spitze endigt; sie wird auch von den Frauen getragen. Die Männer haben einen 6 bis 7 Fuß langen, unten mit Eisen beschlagenen Stock in der Hand.

Die Frauen der untersten Classen tragen meist Jacken und Röcke von krapprothem Zeuge. Diese schmutzigrothe Kleidung, bei dem braunen Teint und den schwarzen Augen und Haaren, giebt ihnen ein zigeunerhaftes Ansehen. Schön sind wenige, sie haben aber einen leichten Gang, lebhafte Augen und ein munteres Wesen.

Ueberhaupt sehen die Männer intelligent und munter aus, wie gewöhnlich Bergbewohner. Verwundert war ich, unter den Leuten noch so viele blaue oder graue Augen und lichtbraune Haare mit fast blonden Spitzen zu finden; selbst einige nordische Physiognomien. Fast muß hier eine Encheiresis der nordischen Natur vermuthet werden. Sehr viele Engländer bewohnen die Insel ihrer Gesundheit wegen.

Bei Herrn Henry Vietch haben wir Thee von seiner eigenen Zucht getrunken; auch die Manipulation mit den Blättern gesehen; gut habe ich den Maderathee nicht gefunden. Die Portugiesen wie die Russen, nennen den Thee chaay.

Im Nachhausereiten sah ich noch den Kirchhof von Funchal, ein schöner, freundlicher Garten; nichts Lugubres; man bekommt Lust da auszuruhen.

Ein sehr schöner auf Madera wachsender Baum wird vignatos genannt, es ist eine Art Mahagonyholz.

Ein Piaster = 5 piacettas = 100 reis.

Ein englischer Schilling = 240 reis.

Für einen holländischen Willem (10 Gulden) haben wir erhalten 3800 reis = 3 dollars 4 piacettas.

Wir verlieren an dem Willem eine Piacetta oder 10 Stüber.

Den 18. trieben wir uns in Funchal herum, verweilten lange in dem Hause des Herrn Henry Vietch, der sich Mühe gegeben hat die merkwürdigsten Bäume aus Ost- und Westindien nach Funchal zu verpflanzen. Auch machte ich Wein- und Geldgeschäfte mit dem Consul H. Monteiro ab, der selbst Weinhändler im Großen ist und alles Vertrauen verdienen soll.

Den 19. Morgens verließen wir die Rhede von Funchal; die Rechnung im Wirthshause war sehr mäßig gewesen.

Ehe wir die Anker lichteten, hatte ich noch den Besuch des Consuls und seines Schwagers d'Ornellas. Der Consul machte mir zum Andenken ein Geschenk mit artig geflochtenen und sonderbar gestalteten Körbchen, ein Kunstprodukt der Insel. — Die Herren kosteten Rheinwein mit Selterser Wasser und Zucker; der kühlende Trank mundete ihnen sehr.

Das Wetter ist herrlich; das warme Klima erfreut mein Herz; ebenso die vielen neuen Gegenstände und Eindrücke.

Von Madera nach Rio Janeiro.

Von dieser Reise habe ich wenig Interessantes zu erzählen; sie war eintönig wie alle Seereisen ohne Abenteuer und Unglück. Die Reise war günstig, aber doch etwas langsam, denn wir sind vom 18. Juli bis zum 16. August, also 29 Tage, unterwegs geblieben, und sie würde noch länger gedauert haben, wenn wir nicht sehr oft den Dampf zu Hülfe genommen hätten; denn die Passatwinde, auf welche man in der Regel so sehr rechnen kann, stellten sich später ein als gewöhnlich und waren überhaupt schwach.

Das Unangenehme dabei ist, daß die Schiffe bei schwachem Winde viel mehr schaukeln, als wenn er frisch in die Segel weht.

Die Lebensart auf dem Schiffe wechselt freilich mit dem Klima; doch im Wesentlichen ist sie dieselbe. Um 6 Uhr stehe ich auf; um 8 Uhr frühstücke ich; das Mittagessen ist um 4 Uhr; Abends um 8 Uhr wird Thee getrunken. Uebrigens wird die Zeit halb in der Cajüte mit Lectüre, halb auf dem Verdeck mit Conversation zugebracht. Eine Spielpartie habe ich noch nicht gemacht.

Während dieser Fahrt habe ich mich viel mit Lectüre über Seewesen abgegeben, eben weil die Gelegenheit da war von den Marineofficieren Erläuterungen zu erhalten und die Praxis zu sehen. Das Seeleben gefällt mir so gut, daß ich Lust hätte ein Seemann zu werden, wenn ich nicht zu alt dazu wäre. Auch die Officiere des Merapi gefallen mir recht gut; sie sind von sehr verschiedenem Kaliber: rohe — energische, und sanfte, selbst weiche; aber alle gute Leute, mit denen ich Ursache habe zufrieden zu sein.

Die Bibliothek des Oberst-Lt. Baars ist wohl versehen und bietet Auswahl in Allem, was sein Fach betrifft. — Obgleich ich nicht mehr seekrank war, so vergingen doch noch 14 Tage, ehe ich ganz aufgelegt war zu ernster Beschäftigung, und ehe der Magen so wieder in Ordnung sich befand, daß er die Seekost vertragen konnte.

Am 22. Juli kamen wir bei den Canarischen Inseln vorbei, dicht bei Palmas. Es war aber so trübes Wetter, daß Palmas und sein Pic ganz düster und in Nebel gehüllt erschienen. Vom Pic von Teneriffa war bei der großen Entfernung gar nichts zu sehen; wir haben auf den Besuch von Teneriffa verzichtet.

Am 27. begegneten wir an demselben Tage einer großen Menge von Schiffen; es waren Segelschiffe, die theils aus Europa, theils aus Indien kamen, und auf dieser Höhe (15° nördl. Breite), wo die Wege sich kreuzen, durch die Windstille

aufgehalten waren und von dem Dampfer Merapi eingeholt wurden. Ein holländisches Schiff, das aus Indien kam, war schon 119 Tage unterwegs, es hatte sehr ungünstigen Wind gehabt. Wir sprachen mit ihm und gaben dem Capitän den Auftrag in Holland Nachricht zu geben, daß unsere Reise soweit gut von statten gegangen war. — Ich sagte soeben: wo die Wege sich kreuzen, weil man von Europa nach Indien und zurück nicht denselben Curs halten kann, der Passatwinde wegen. Von Europa geht man an den Kap Verdischen Inseln westlich ab, bis in die Nähe von Rio Janeiro; zurück aber geht der Weg über St. Helena.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August sind wir die Linie passirt. Am 2. war der gewöhnliche Matrosenspaß, auf den sie sich lange gefreut und vorbereitet hatten. Er besteht hauptsächlich in einem Maskenaufzug. — Neef Tunus (Neptunus), seine Frau Venus und sein Kind Amor, — Alle mit ihren Attributen [nur die Venus (ein junger Matrose mit ausgestopftem Leibe) ist etwas apokryph] — sitzen auf einer Schiffslaffete und werden von sechs als Neger bemalten Matrosen gezogen. Dem Zuge folgen der Secretär und Clerk des Neptun und seine Barbiere. Nachdem Neptun eine Rede gehalten, die alten Bekannten begrüßt, die Fremdlinge unter der Linie erfragt hat, werden vom Secretär (der buckelig und mit Perücke und Brille versehen ist) die Kriegsartikel des Neptun vorgelesen; dann beginnt der Hauptspaß. Die Pumpen und Spritzen werden in Bewegung gesetzt und alle Neulinge werden durchnäßt. Mit den Officieren verfährt man natürlich bescheiden und glimpflich; anders mit den jungen Matrosen und anderen Passagieren, welche die Linie zum ersten Male passiren; sie werden mit Pech oder Schwärze eingeseift, mit einem schartigen hölzernen Messer rasirt oder geschunden; — mit der Feuerspritze im Gesicht gewaschen; dann rücklings in eine große tiefe Kufe von Seewasser gestürzt, aus der sie sich unter Peitschenhieben retten müssen, so gut sie können. —

Diese Operation der Taufe wird an einem nach dem andern vollzogen, so daß der Spaß ein paar Stunden dauert; er endigt mit einem Tractement, wofür die Passagiere zu sorgen haben. Ich hatte zu diesem Zweck ein Faß Maderawein von minderer Qualität gekauft und die ganze Equipage war Abends sehr animirt, einige auch betrunken. — Als die Leute eben fertig waren mit ihrem fröhlichen Mahle, ließ der 1. Lieutenant v. Meldeghem einige Manoeuvres mit den Segeln ausführen, wobei die zum größten Theil nicht ganz nüchternen Matrosen auf Masten und Raa klettern mußten, blos um sie im Gehorsam zu üben; — Alles ist ohne Unglück abgelaufen.

Also waren wir nun auf der südlichen Hemisphäre, und je nachdem wir auf der südlichen Breite fortrückten, nahm die Sonne ihren Weg von der Rechten zur Linken und stand uns um Mittag im Norden. — Der Sternenhimmel ist zwischen den Wendekreisen außerordentlich schön und die Sterne glänzen viel feuriger. Nach und nach war der Nordpolarstern, — der alte treue Bekannte, der von Hornau gesehen, über dem Feldberg im Taunus steht, — im Meer untergegangen, und von dem großen Bären war Abends nur das Schwänzchen zu sehen; dagegen war uns in der Nähe des Südpols das südliche Kreuz, ein sehr glänzendes Sternbild, aufgegangen. Im, oder in der nächsten Nähe des Südpols, ist kein Stern sichtbar.

Der Südost-Passatwind trieb uns in die Nähe der brasilianischen Küste, aber in dieser Nähe verließ er uns auch, und wir hatten bald Windstille, bald Gegenwind, bald ein so häufiges Verspringen des Windes, daß die Fahrt dadurch sehr gehindert wurde und wir, wenn wir der Dampfkraft entbehrt hätten, eben so gut Wochen als Tage hätten laviren müssen. Uebrigens hatten wir immer schönes Wetter bis in die Nähe des Cap Frio, d. h. etwa 20 Meilen von Rio Janeiro. Hier wurde es so trübe und nebelig und der Wind war so ungünstig, daß Capitain Baars es nicht

wagen wollte in der Nähe der Küste zu bleiben. Wir haben also zwischen Cap Frio und Rio Janeiro drei Tage zugebracht, um eine Distanz von 20 Meilen zurückzulegen. Das ist äußerst langweilig nach einer langen Seereise, wo man sich herzlich darauf freut, einmal den Fuß wieder aufs feste Land zu setzen. Die Küste von Brasilien zwischen Cap Frio, Cap Negro und Rio nimmt sich von Weitem fast aus wie das Taunusgebirge, dieselben Contouren und der schwarze Anstrich; das gab mir ein wenig Heimweh. In der Nähe gesehen sind die Berge dieser Küste freilich höher, steiler und zerrissener; es ist Granit.

Am 16. liefen wir in die Bucht von Rio Janeiro ein. Dieser Hafen gilt für einen der größten und schönsten in der Welt; da er in Stielers Handatlas abgebildet ist, schenke ich mir die Beschreibung. Auch der Anblick der Küste ist herrlich; die umringenden Anhöhen sind sehr steil; ein charakteristisches Merkzeichen ist ein spitzer Kegelberg — der Zuckerhut genannt. Viele Forts vertheidigen den Hafen, der immer voll ist von fremden Kriegsschiffen aller Nationen, die hier Stationen haben: Engländer, Franzosen, Amerikaner, Portugiesen 2c. Die Kriegsschiffe der minorum gentium gehen ab und zu.

Der Aufenthalt in Rio Janeiro.

Vom 16. bis 20. August.

Gedenkbuch: „In Rio Janeiro 18 Tage geblieben; eine Reise per Maulesel nach Neu-Freiburg oder morre queimado gemacht.“

In Rio Janeiro bin ich in dem Hotel Pharoux abgestiegen; es liegt dicht am Hafen und wird von einem Franzosen gehalten.

Ich habe mich den 16. in der Stadt herumgetrieben und die Laden besehen, deren Besitzer vielfältig Franzosen sind. Die Magazine sind in Ueberfluß mit Europäischen Luxusartikeln versehen; man wird sehr überfordert. Alles wird mit Tausenden von Reïs

berechnet (1000 Reïs ist im Werth gleich 1 fl. 25 Cents), und so lautet es ganz erschrecklich, wenn man nach der Rechnung fragt. Man hat nur Papiergeld und Kupfergeld. Sehr viele Französische Kaufleute sind hier angesiedelt, und in den meisten Laden, wenigstens in sehr vielen, kann man mit der Französischen Sprache durchkommen.

Am meisten interessirten mich Kaufladen, wo die schönsten Blumen, Bouquets und Guirlanden verfertigt werden von Kolibri-, Papagei- und andern Federn der in den glänzendsten Farben prangenden Vögel Brasiliens; auch die Schmetterlinge und Käfer müssen ihre Flügel dazu hergeben. Diese Käfer, von dem prächtigsten grünen und goldnen Metallglanz, liefern die Blätter zu den Blumen. Die schönsten Guirlanden der Art zum Kopfputz der Damen werden nach Petersburg versendet und sehr theuer bezahlt. Ein Dutzend der schönsten ausgestopften Vögel kostet 12 Francs, ebenso Kisten mit Schmetterlingen und Käfern unter Glas. Sehr seltene Exemplare sind natürlich theurer. Es sind hauptsächlich Franzosen, welche sich mit dieser Industrie abgeben. Einige Proben werde ich nach Europa schicken, zum Geburtstag der Mutter, damit sie etwas zu verschenken hat; was ihre größte Freude daran ausmachen wird.

Abends war ich in der Italienischen Oper. Der Saal ist groß und nimmt sich gut aus, obgleich die innere Decoration nur Flitterstaat ist. Der Saal ist schon mehrmals abgebrannt. Man bezahlt eine Loge von 4 bis 5 Plätzen mit 36 Gulden und mehr.

Man gab an diesem Abend die Anna Bolena von Donizetti, ziemlich gut; die Prima Donna und einige Sänger wurden sehr applaudirt. Das Theater war so gedrängt voll, daß wer nicht schon am Morgen seine Billets genommen hatte, nur mit Mühe Platz finden konnte.

Die kaiserliche Familie war im Theater. Der Kaiser, die

Kaiserin, Donna Januaria die Kronprinzessin und der Neapolitanische Prinz ihr Gemahl. Vide Alm. de Gotha.

Es sind in Rio Janeiro mehrere Theater, auch ein Französisches Vaudeville, wo eben der Jocko (ein Acteur, der den Affen zum Sprechen nachahmt) das liebe Publicum ergötzt. Also Theater genug in dieser Hauptstadt, und immer gedrängt voll; die Truppe gut und gut bezahlt; der Preis der Plätze hoch, — das sagt genug von einem Lande, wo noch Alles fehlt, wo noch keine einzige gute Landstraße in das Innere des Reichs führt. Dieser Mangel an Communicationen ist die größte Schwierigkeit für das Gouvernement. Dadurch werden Revolutionen, wenigstens Widersetzlichkeit und Ungehorsam in den abgelegenen Provinzen, leicht, weil es so schwer, fast nicht möglich ist, die Schuldigen zu erreichen. Ein einzelner großer Pflanzer bewaffnet seine Neger und lebt in mittelalterlicher Dynasten-Unabhängigkeit.

An Leuten von Talent und Instruction soll es unter den Brasilianern nicht fehlen, aber man hat Mißtrauen in die Ehrlichkeit der meisten; und man behauptet, daß die Minister, weil sie doch wissen, daß sie nicht lange am Ruder bleiben, nur darauf bedacht sind, sich zu bereichern. Ueberhaupt soll bei dem häufigen Wechsel der Minister eine gründliche Verbesserung in der Verwaltung unmöglich sein.

Die Gesetzgebung ist schlecht; ein Gesetz verdrängt das andere, Niemand wacht mit Nachdruck über die Ausführung. Die Gerichte sind schwach; es ist sehr schwer, sich gegen Betrüger Recht zu verschaffen; dadurch leidet der Credit sehr. Zu den Plagen gehört das Papiergeld; es ist sehr viel falsches im Cours, man kann dagegen nicht genug auf der Hut sein, weil man nicht die Handschrift aller Unterzeichner kennt, also für die Echtheit der Unterschriften keine Garantie hat.

Es ist in diesem Augenblick eine politische Krisis; die Kammern sind aufgelöst, und man weiß nicht, was es in den näch-

sten Monaten geben wird. Ich werde über diesen Gegenstand noch eine Conversation mit unserm Consul Herrn Wyley haben, der sehr gut unterrichtet scheint, aber leider durch den Zustand seines sterbenden Sohnes sehr niedergedrückt ist.

Am 17. August habe ich einen Besuch bei Herrn Wyley gemacht, und dann einen großen Spaziergang in Begleitung meiner Offiziere. Von den Gebäuden der Stadt ist wenig zu rühmen, als daß die Stockwerke sehr hoch sind, der Kühlung wegen. Selbst das kaiserliche Palais ist unansehnlich; ebenso die Kirchen. Ich habe mehrere Häuser der Stadt, auch mehrere Landhäuser und Sommerpalais gesehen; z. B. das Palais St. Cristophe; das Landhaus des Bischofs; das unseres Consuls; — alle sind sehr einfach und ohne allen Luxus meublirt. Die Häuser der Brasilianer sind schlecht unterhalten und ekelhaft schmutzig. Abtritte und Abzugskanäle fehlen ganz und das Hinaustragen der Nachtstühle, welches des Abends stattfindet, verbreitet besonders in der Nähe des Hafens einen Pestgeruch. Um so rühmenswerther ist die Wasserleitung. Wir waren auf gut Glück durch die Stadt gegangen, so bei dem großen Aquaduct angekommen, und indem wir längs dieser Wasserleitung fortzogen, gelangten wir sanft aufsteigend in das Gebirge, und hatten eine herrliche Aussicht. Es ist dies der schönste Spaziergang von Rio Janeiro. Die Wasserleitung ist ein paar Stunden lang, sie ist 1744, also gerade vor hundert Jahren angelegt worden, ein Werk, der Römer würdig, und von dem größten Nutzen, da es in Rio Janeiro in der trocknen Jahreszeit sehr an trinkbarem Wasser fehlt. Die Sklaven schlagen sich dann an den Brunnen und müssen oft halbe Tage lang warten, bis die Reihe an sie kommt ihre Krüge zu füllen.

Von den Sklaven will ich hier Alles sagen, was ich gehört oder bemerkt habe. Weit über die Hälfte der Bevölkerung von Rio Janeiro, die über 100,000 Seelen berechnet wird, sind Negersklaven; und diese Farbenmischung der Bevölkerung ist es, was bei der Ankunft dem Fremden am Frappantesten in die Augen fällt.

In vielen Provinzen, wo große Plantagen sind, betragen die Negersklaven sieben Achtel der Bevölkerung.

Die wenigsten dieser Sklaven sind hier geboren, bei weitem die meisten durch den Sklavenhandel hier eingeführt, obgleich auch Brasilien dem Verein gegen den Sklavenhandel beigetreten ist. Man zieht die eingeführten den hier gebornen Sklaven vor, weil, wie man sagt, die hier gebornen und erzogenen zu verderbt seien. Man klagt, sie seien falsch, Lügner, hinterlistig, zur Liederlichkeit und Dieberei geneigt. Das ist also die Folge der Sklaverei, in welcher sie aufwachsen.

Die Einfuhr der Neger findet von der Küste von Guinea, von Congo, Mozambique oder von Angola statt. Die von der Küste von Guinea sollen die intelligentesten, bei ihnen allein der Wunsch, das Vaterland wiederzusehen, oft sehr lebhaft sein, ebenso der Wunsch sich freizukaufen. Daher liebt man die Neger von der Küste von Guinea nicht.

Die Negersklaven werden meistens jung eingeführt. Viele wurden in den Kriegen, welche die Negervölker unter sich führen, gefangen, oder bei Ueberfällen geraubt und dann von dem feindlichen Stamme verkauft; Viele sind auch in ihrer eignen Heimath geborne Sklaven; und das einzig Scheinbare, was man zu Gunsten des Sklavenhandels anführt, ist, daß es diese Menschen in ihrer Heimath nicht besser haben als hier.

Ein Fünftheil, oft ein Viertheil der Neger stirbt unterwegs auf dem Schiffe von verpesteter Luft und schlechter Nahrung. Sie werden in den Schiffen auf einander gepackt, daß sie nicht einmal liegen können. Wenn sie ankommen, haben sie eine böse

Krätze, oder sie erklärt sich doch bald nach ihrer Ausschiffung. Auch an dieser sterben Viele.

Bei der Ankunft werden die Sklaven getauft; es ist eine bloße Formalität wie bei kleinen Kindern, weil man sich alsdann noch nicht verständlich machen, folglich sie im Christenthum noch nicht unterrichten kann. Doch habe ich in den Kirchen immer sehr viele Neger und Negerinnen gesehen, die sehr andächtig schienen. Wofür sie zu danken haben, weiß ich nicht; vielleicht bitten sie nur in ihren Gebeten.

Der gewöhnliche Preis für einen guten jungen Sklaven ist 1200 Gulden; Sklavinnen kosten weniger, wenn sie nicht wegen besonderer Talente oder als gute, sichere Ammen gesucht sind.

Die meisten Sklaven lernen Portugiesisch; dies ist im Interesse ihrer Herren, weil diese keinen Sklaven verkaufen dürfen, der nicht Portugiesisch spricht. Dies Gesetz soll gegeben sein, um dem Sklavenhandel entgegen zu wirken; es wird aber nicht gehalten und im Stillen begünstigt das Brasilianische Gouvernement den Sklavenhandel doch.

Außer der Portugiesischen Sprache läßt man die Neger nichts lernen, weil man es für gefährlich hält.

Die Geschlechter leben wild unter einander; gewöhnlich läßt man ihnen auf den Pflanzungen des Abends eine Stunde Zeit zu ihren Vergnügungen; dann werden die Geschlechter für die Nacht getrennt. Eigentliche Ehen giebt es also nicht; aber doch Verhältnisse der Treue, — und lange dauernde Verbindungen werden respectirt; solche Paare leben in besonderen Hütten zusammen.

Die Kinder vermehren den Reichthum des Herrn; in den Sklaven besteht gewöhnlich mehr als die Hälfte, oft zwei Drittheile des Reichthums der Pflanzer; die Ländereien mit den Gebäuden betragen nur die andere Hälfte, beziehungsweise nur ein Drittheil des Vermögens.

Die gewöhnliche Kleidung der Neger besteht in leinenen Beinkleidern und ein kurzes Hemd darüber. Die Negerinnen, wenn sie sich putzen wollen, tragen weiße Kleider und ein buntes Tuch, dem Turban ähnlich um den Kopf gewunden, roth oder von anderer schreiender Farbe.

Das Wahrzeichen des Sklaven ist, daß er barfuß gehen muß; beschuhte Neger sind freie Neger. Zu Pferde oder auf den Maulthieren tragen die Sklaven die hier bei den Reitern gewöhnlichen schweren Sporen an den bloßen Füßen.

Wenn man einmal von dem Kaukasischen Typus der Schönheit absieht und sich an die Neger-Physiognomie gewöhnt hat, dann kann man auch unter den Negern schöne Leute und alle Nüancen des Ausdrucks finden. Ich habe mich stundenlang damit beschäftigt sie zu beobachten. Im Allgemeinen sind die Neger wohlgebaut, breitschulterig, schmal von Hüften; man findet wenig Mißgestaltete, und die Krüppel sind es meistens durch Mißhandlung geworden. Die Physiognomien der Neger sind mannichfaltig und es ist leicht, unter ihnen die sehr verschiedenen Racen zu erkennen. Nicht Alle sind gleich dunkelschwarz, Viele blos dunkelbraun; nicht Alle haben die breite platte Nase, die hervorstehenden Kinnbacken und die wulstigen Lippen. Der Ausdruck von Rohheit und Gemeinheit ist freilich vorherrschend; aber auch Sanftmuth und Gutmüthigkeit ist auf vielen dieser Gesichter zu lesen; und Viele sehen munter und sans souci aus. In dem Gange und in der Haltung der Neger ist eine gewisse gedankenlose Sorglosigkeit ausgeprägt; meistens singen oder summen sie vor sich hin. Wenn mehrere Lastträger zusammen gehen, singen sie sich sehr eintönig in den Takt des Ganges. Die hübscheren Negerinnen blicken oft recht kokett um sich.

Da auch unter den Negern ein Unterschied der Stände besteht, so sieht man oft, daß dieser auch noch in der Sklaverei anerkannt wird. Meine Officiere sahen einen Sklaven, welcher

einem andern im Vorbeigehen mit tiefer Verbeugung die Hand küßte. Dieser Letztere war ein Negerprinz, beide aus einem Lande.

Viele Neger, besonders die, welche von der Küste von Guinea kommen, wollen sparen, um sich frei zu kaufen. Man betrachtet es aber als eine Pest für eine Pflanzung, wenn der Wunsch und die Hoffnung sich frei zu kaufen, der Neger sich einmal bemächtigt hat. Die Sklaven haben die Sonn- und Feiertage frei; an diesen können sie sich vermiethen, und das an diesen Tagen Ersparte oder Erworbene gehört ihnen. Die Sklaven sollen den freien Negern großen Respect bezeigen. Doch ist kein Herr gezwungen, seinen Sklaven freizulassen, welcher Preis ihm auch geboten werden mag.

Viele Neger haben ein Handwerk gelernt, und ihre Herren erlauben ihnen dann auf Erwerb auszugehen, unter der Bedingung, daß sie täglich eine gewisse Summe von ihrem Verdienst an den Herrn abgeben. Diese Summe beläuft sich oft auf 1000 Reis und mehr täglich, z. B. Zimmerleute, Schreiner. Im Handel kosten solche Sklaven wohl das Dreifache des gewöhnlichen Sklavenpreises.

Die Neger werden bei dem geringsten Versehen fürchterlich gehauen, mit ledernen Riemen oder Peitschen, welche zu diesem Zwecke in jedem Hause vorräthig sind; der Neger muß diese Peitsche selbst herbeibringen. Diese Strafen werden von den Herren mit widerwärtiger Kaltblütigkeit vollzogen; gewöhnlich sitzt der Herr, der Neger steht vor ihm. Nach jedem Schlage ruht der Herr eine Pause, oder er gibt auch wohl eine erbauliche Ermahnung, die dann in regelmäßigen Intervallen mit Hieben unterbrochen wird.

Die Beispiele sind nicht selten, daß Negerinnen auf den Pflanzungen absichtlich abortiren, um ihren Herren keine Sklaven zu gebären; zuweilen reißt diese Tendenz unter den Sklavinnen einer Pflanzung ein, — wie mir einer der Pflanzer kaltblütig gesagt hat: zum großen Schaden der Eigenthümer. —

Die Neger sind dem Trunke sehr ergeben; der Rum ist ihnen eine Kühlung; aber ein Stück Eis in den Mund zu nehmen, dazu sind sie nicht zu bewegen, es brennt sie.

Die Neger lieben das Spiel und hohe Wettungen, obgleich es ihnen verboten ist. Von bedeutenderen Diebstählen, die nicht Naschereien sind, hört man wenig, und man hat mir versichert, daß man selten die Thüren verschließt, sowohl in der Stadt wie auf dem Lande.

Rachsüchtig sollen die Neger sein, und sie werden manchmal gedungen als Werkzeuge für die Rachsucht der Brasilianer. Man sagt, daß wenn einmal ein Neger zu einem solchen Mord gedungen ist, es oft schwer hält, ihn von dem Vorhaben abzubringen, auch wenn der, welcher ihn dazu gemiethet hat, Reue empfindet und ihn zurückhalten will; sie setzen dann ein point d'honneur in die Ausführung des Versprechens. Sie ermorden auch wohl ihre eigenen ihnen verhaßten Herrn mit Ueberlegung und kaltem Blute, selbst wenn sie wissen, daß sie nicht entlaufen können. Oft aber haben sie große Liebe zu Herrn, welche sie gut behandeln, und sind dann jeder Aufopferung fähig. Von den Europäern werden sie im Allgemeinen besser behandelt wie von den Brasilianern. Diese überhäufen sie mit Arbeit und ernähren sie schlecht.

Ich bin auf einem Spaziergange einem betrunkenen Neger begegnet, welcher mit großer Emphase declamirte und tragische Stellungen annahm, deren Talma sich nicht hätte zu schämen brauchen.

Es ist fast unglaublich, wie man hier überfordert und geprellt wird; z. B. für das Aufziehen einer kleinen Karte von der Provinz Rio Janeiro habe ich 6 Thaler (6000 Reis), für einen Wagen, um mich nach dem Landhause unseres Consuls, 3/4 Stunden

von der Stadt, zu bringen, 15 Thaler bezahlen müssen. Ich habe schon bemerkt, daß ich in dem hôtel Pharoux eingekehrt bin. Es ist auf gutem Fuß; die Küche ist Französisch, mit den Modificationen, welche die Landesprodukte mit sich bringen: gute Turtle-Suppen, guter Seefisch. Austern sind schlecht; Bordeaux ziemlich gut. Alle fremden Weine zahlen 53 per Cent des Werths Abgabe oder Einfuhrzoll, und es soll die Absicht sein, diesen Zoll noch zu erhöhen. Die Douane ist der wichtigste Theil der Einkünfte des Reichs, dessen Finanzen sich in traurigen Umständen befinden.

Der 18. war ein Sonntag; ich ging früh aus, schlenderte durch die Straßen und besuchte mehrere Kirchen. Die Kirchen sind sehr zahlreich, aber keine ist schön zu nennen. Ein langer überwölbter Saal ohne Säulen. Hinter dem Hauptaltar und an jeder Seitenwand drei kleine Altäre oder Kapellen, Alles mit geschmackloser Vergoldung überladen; keine guten Gemälde. Die Geistlichen sind schlecht bezahlt und unwissend. Die Religion ist hier überhaupt mehr eine Sache der Form und der äußeren Gebräuche. Der Consul hat mir merkwürdige Beispiele erzählt von dem gänzlichen Mangel alles Unterrichts. Z. B. ein Mann, der zu der höheren Gesellschaft gehört, fand eine Uebersetzung des Evangeliums. Er war ganz erstaunt über seine Entdeckung und bat verschiedene seiner Bekannten, ob sie seinen Fund nicht einmal sehen wollten &c.

Die hiesigen Soldaten haben eine sehr schlechte Haltung; es sind viele freie oder befreite Neger darunter. Man erzählt, daß schon ganze Compagnien vor ein Paar Englischen Matrosen weggelaufen seien. Das Beste von Truppen ist die Miliz oder Nationalgarde; sie versieht die Wache am Palais des Kaisers.

Ich habe ein paar öffentliche Gärten besucht. Einer derselben, mit einer schönen Terrasse, gewährt eine herrliche Aussicht auf die mit Schiffen bedeckte Bucht; er ist nicht groß und in

dem alten steifen Französischen Geschmack angelegt. Bei der Hitze ist ein Glas Eis eine große Labung. Man findet hier viele Kaffeehäuser, wo Eis zu haben ist. Es wird aus Nordamerika eingeführt und in zahlreichen Eiskellern bewahrt. Man bezahlt für ein sehr großes Glas Eis 1/4 Thaler (250 Reis).

Da man hier nichts als Papier- und Kupfergeld hat, und da es sehr lästig ist, sich beim Wechseln einer Banknote mit Kupfergeld zu belasten, erhält man in den Wirths- und Kaffeehäusern kleine von dem Wirth ausgestellte Bons (immer unter dem Werth von 1 Thaler), welche Bons der Wirth dann bei einer folgenden Gelegenheit als Zahlung annimmt.

Den Abend des 18. habe ich auf dem Landhause unseres Consuls zugebracht. Er ist zugleich Russischer Consul und ich fand mehrere Herrn der Russischen Gesandtschaft, die erst seit wenigen Wochen hier sind, — Herrn v. Knorring, den Sohn des Generals, welcher die Gardecavallerie commandirt, und einen Herrn v. Freitag, — zwei artige, bescheidene junge Leute.

Die politische Gährung, welche, wie gesagt, herrscht, hat einen doppelten Grund. Der erste ist Ehrgeiz der vielen Herrn, welche im Vertrauen auf ein bischen Suada Deputirte und Minister werden wollen; also das ôte-toi pour que je m'y mette; dann die Finanzverlegenheit, womit der Haß gegen England in Verbindung steht. Dieser Haß muß sehr groß sein, theils wegen der Anmaßung der Engländer, theils und ganz besonders aber weil England sehr hohen Einfuhrzoll auf allen Zucker gelegt hat, welcher aus Plantagen kommt, welche durch Sklaven gebaut werden. Dies trifft vornehmlich den Brasilianischen Zucker, der in den nördlichen Provinzen Brasiliens erzeugt wird. Das Gouvernement ist also der Gefahr ausgesetzt, entweder mit England brechen zu müssen, oder, wenn es England nicht bestimmen kann, den Brasilianischen Zucker weniger hoch zu besteuern, zu gewärtigen, daß die nördlichen Provinzen sich von ihm lossagen

und sich unabhängig erklären. Es besteht allerdings eine republikanische Partei in Brasilien, die solche Zwecke verfolgen mag. Es würde sehr schwer sein, entfernte Provinzen wieder zu erobern. Man ist sehr gespannt, was es im November geben wird, wenn die neuen Wahlen, die jetzt vor der Thüre, erfolgt sind, und die Kammern wieder zusammen kommen. Es ist zweifelhaft, ob das jetzige Ministerium, das neu ist, die Majorität haben wird.

Von der Anmaßung der Engländer habe ich folgendes Beispiel gehört. Ein Englisches Kauffartheischiff war in Buße verfallen und man wollte ihm nicht erlauben abzufahren, so lange die Strafgelder nicht bezahlt waren. Der Englische Commodore Purvis ließ sagen, er werde schon selbst für die freie Abfahrt sorgen; er ließ seine Kriegsschiffe segelfertig machen und die Stückpforten öffnen, in Bereitschaft, das Feuer der Forts sogleich zu erwidern. Er nahm das Kauffartheischiff zwischen seine Escadre, führte dasselbe à la barbe der Forts in die hohe See und kehrte dann mit der Escadre in den Hafen zurück.

Mit den Engländern setzt es oft blutige Händel, und man thut wohl, bei Excursionen aufs Land dafür zu sorgen, daß man nicht für einen Engländer gehalten wird.

Am 19. traf ich alle Anstalten, um mit Leclercq eine Reise in das Binnenland zu machen, — nach Neufreiburg, einer Schweizerischen Colonie, 28 Stunden von hier. Ich weiß, daß ich durch meinen über diese Excursion zu erstattenden Bericht dem Vater, der sich so sehr für Colonisation interessirt, eine besondere Freude mache. Ich habe zu dieser Tour zwei Maulthiere gemiethet für 60 Mil Reis, die Reise zu 8 Tagen gerechnet.

Ein Deutscher, und zwar ein Lüneburger, Cordes genannt, der mir die Maulthiere vermiethete und der früher in Neufreiburg gewohnt hatte, wird mich begleiten und unser Führer sein.

Reise über die Serra (Gebirg) nach Neufreiburg.

Vom 20. bis 27. August.

(Brief No. 11 d. d. Rio Janeiro den 29. August 1844.)

Den 20. früh machten wir uns auf und fuhren mit dem Dampfboot über die Bucht nach Praya Grande, wo die Pferde und Maulthiere auf uns warteten. Unser Anzug war ganz nach der Sitte des Landes, d. h. hohe Stiefeln, die bis auf den halben Schenkel reichen, daran Pfundsporen, deren ein alter Hallenser Renommist sich nicht zu schämen gehabt hätte, Strohhut und Hetzpeitsche. Hinter dem Sattel ein kleiner Mantelsack mit dem Allernothwendigsten an Weißzeug 2c. Um den Brasilianischen Reiteranzug vollständig zu machen, hätten wir noch einen kurzen Spencer und einen rothgefütterten Mantel tragen müssen.

Wir frühstückten in der Aldea Alcantara und blieben Abends, nachdem wir 11 Stunden Wegs zurückgelegt hatten, in dem Dorfe Ponte Pinheiro; es ist wegen des schlechten Wassers und der sumpfigen Gegend sehr ungesund, so daß wir mehrere Häuser leer stehend und von den Einwohnern verlassen fanden.

Am zweiten Tage machten wir in St. Anna Mittag und kehrten bei einer Deutschen Familie ein. Der Mann heißt Peter Nuß, aus der Gegend von Landau; er treibt Landbau, hat dabei einen Laden und ein Wirthshaus.

Am 21. Abends blieben wir in Agua Comprida (breites Wasser); wir hatten etwa 9 Stunden Wegs gemacht. Es liegt am Eingange des Gebirgs in einem engen Flußthale. Wir stiegen ab bei dem Herrn Darrieux, einem Franzosen aus dem Navarresischen, der sich lange in Lima herumgetrieben hatte, und dann mit einer Carawane oder Trupp über die Cordilleren nach Brasilien gekommen war. Wir fanden da etwas bessere Nahrung als in den andern Wirthshäusern — preserved meats; das gebratene Huhn ist überall die Hauptschüssel.

Bei diesem Franzosen fanden wir eine sehr sonderbar gemischte

aber gar nicht uninteressante Gesellschaft. Zwei Franzosen, zwei Deutsche und zwei Brasilianer.

Von den Franzosen war der Eine Monsieur d'Orchies, — éducateur de vers à soie et chasseur de colibris; ein leichtsinniger Fittig, der sein Geld durchgebracht hat. Er erzählte selbst: „Je devais être marin, car mon oncle l'amiral Baudin (qui a pris St. Jean d'Ulloa) devait prendre soin de moi. Mais je recevais trop de coups de garcette. J'ai appris la gymnastique et j'ai été en Algérie professeur de gymnastique chez les Zuaves sous les ordres du Colonel Lamoricière. J'ai quitté l'Afrique et je suis venu ici pour voir ce qu'il y avait à faire. Je suis amateur de chasse, et je voulais d'abord me faire naturaliste; c'est à dire, chasser et empailler des animaux, — oiseaux, insectes etc. Mais il y a déjà trop de naturalistes dans ce pays-ci; j'étudie l'éducation des vers à soie, et si cela ne réussit pas, je tâcherai d'établir une brasserie, car mes parens étaient brasseurs, — et il n'y a pas encore de bonnes brasseries dans ce pays-ci."

Der andere Franzose, Mr. Isidore de Roche, war eben so verständig und bescheiden als der vorige windig war. Er hatte auch in seiner Jugend sein Vermögen durchgebracht, schämte sich dann in der Heimath, ging nach Brasilien, hat sich hier verheirathet und ernährt sich in der Parahibe vom Landbau. Seine Conversation war interessant und lehrreich: „J'ai commencé avec rien, mais de bonnes gens m'ont aidé. J'ai une brave femme avec laquelle je suis très heureux. Dans les premières années nous avons dû supporter beaucoup de privations et même la misère. Peu à peu j'ai gagné un peu de fortune et de prospérité. Je demeure à la Paraibe et je serais très heureux de vous recevoir chez moi." — Dieser Herr De Roche hatte eine junge Negerin gekauft, die so eben aus Afrika angekommen und noch mit der Krätze behaftet war; er

hatte sie en croupe auf seinem Maulthiere mitgebracht. Dieses unglückliche, kranke Geschöpf lag in einander gekauert auf der Erde, Niemand konnte sich ihr verständlich machen, und ihr einziger Trost waren die Cigarren, welche sie rauchte. Da Herr De Roche ein sehr gutmüthiger, aufrichtiger Mann war, sprach ich lange mit ihm über den Zustand der Neger; Vieles von dem, was ich von ihm gehört habe, ist in den obigen Bemerkungen über die Sklavereizustände von mir benutzt worden; es bedarf keines Commentars.

Die andern Gäste des Herrn Darrieux waren Herr Fröhlich und Herr Kufahl, Deutsche Kaufleute, die in Rio ansässig sind, und dann noch zwei brasilianische Sklavenhändler.

Der Herr Fröhlich soll früher in Hamburg Kutscher gewesen sein; er hat sich in Brasilien ein sehr großes Vermögen erworben, erst als Pflanzer, dann als Kaufmann. In seinen Manieren ist der ehemalige Kutscher nicht zu verkennen, aber er soll ein sehr braver, wohlthätiger Mann sein, der vielen Unglücklichen geholfen hat. Herr Kufahl ist ein höflicher und gebildeter Mann, den ich bei meiner Rückkunft in Rio wiedersah.

Am 22. früh erstiegen wir den Registerberg (Registo), einen Gebirgspaß, der über 4000, die höchsten Gipfel bei 6000 Fuß Höhe haben soll. Der Gebirgspaß, welchen wir zu überschreiten hatten, geht meist an tiefen Waldschluchten und Abgründen hin; die tropische Vegetation dieser Urwälder machte den Anblick noch interessanter. Bei hellem Wetter soll man von dieser Höhe die Aussicht bis in die Bucht von Rio haben; der Himmel war aber an diesem Tage trübe, und schwere Wolken hingen an dem Gebirge. Der Weg, der bis Agua comprida, Anfangs gut, dann, einige schadhafte und gefährliche Brücken von Knüppeln abgerechnet, erträglich gewesen war, wird nun fürchterlich schlecht und für Pferde und Maulthiere wahrhaft halsbrechend. Oft führt der Pfad durch Gießbäche oder Waldströme, welche nach starkem Regen nicht zu passiren sind, so daß man oft Tage lang

aufgehalten ist. Alle Wege sind hier nur Pfade für Saumthiere, d. h. für die mit Kaffee beladenen Maulesel, die von den Fazenden (Pflanzungen) nach dem Hafen Porto das Caixas gehen.

Jenseits des Registerbergs kehrten wir in der Hütte eines Deutschen ein, Wilhelm aus Butzbach, ein wahrer Herkules; er ist Wirth und Schmied, und lebt hier mit seiner Familie gesund und zufrieden.

Gegen 2 Uhr kamen wir in der Colonie Neufreiburg an und stiegen bei Herrn Sallust ab, einem Franzosen aus Toulon. Er war unter Napoleon Seemann gewesen, hat später den Naturalisten gemacht, d. h. Jäger und Ausstopfer ohne irgend gründliche Kenntniß von der Naturgeschichte nur der hiesigen Thierwelt, geschweige von anderem, und ist nun Wirth. Sein Haus ist das besuchteste in Neufreiburg, doch läßt Reinlichkeit und Gefälligkeit viel zu wünschen, und ich habe bedauert nicht in einem Deutschen Wirthshause eingekehrt zu sein.

Das Beste bei Sallust war die Negerin Florinda, eine in ihrer Art hübsche, freundliche, muntere Person, die französisch spricht. Sie ist aus Angola, kam jung hierher, und erinnert sich nichts von ihrem Vaterlande. Sie hat einen Sohn von ein paar Jahren. Auf meine Frage, wer ihr Mann sei? antwortete sie mir: nous n'avons pas de maris. — Wie alt sie sei? nous ne savons pas compter.

Ich blieb also zwei volle Tage in dieser Colonie, die theils von Schweizern, theils von Deutschen und Franzosen angebaut und bewohnt ist. Die Zahl der Bewohner habe ich nicht erfahren können, doch sollen es weit über 100 Familien sein. Es geht den Meisten gut und sie sind zufrieden. Die Deutsche Sprache erhält sich unter ihnen, obgleich Alle schon als Kinder Portugiesisch lernen. Viele der ersten Colonisten sind schon weiter gezogen und haben sich anderswo angebaut.

Die Cultur besteht in Mais (türkisch Korn), Kartoffeln, Kapim,

einem Gras, das aus Angola in Afrika eingeführt ist und, grün gefüttert, das Gras unserer Wiesen ersetzt; dann einiges Europäische Obst, besonders Pfirsiche, Aprikosen, Aepfel, auch Orangen; die Kirschen gedeihen nicht. Auch Milch, Butter und Eier sind zu haben, während Butter sonst in Brasilien eine Seltenheit ist, und meist aus Europa oder Nordamerika eingeführt wird. Man hat in Brasilien keinen, oder benutzt wenigstens nicht den animalischen Dünger, diese erste Bedingung zu verbessernder Cultur; ein Wald wird umgehauen (man nennt das „rossen"), das Holz auf der Stelle verbrannt; die Asche ist der Dünger. Nun wird, je nach der Güte des Bodens, zwei, auch drei und mehr Jahre hindurch Frucht gebaut (ohne Pflug — mittelst Hacken und Schürfen), dann wird der Boden sich selbst überlassen, das Holz schlägt wiederum an den Wurzeln aus, die nie ausgerodet werden, und nach 12 bis 15 Jahren steht der Wald wieder da, um abermals umgehauen und verbrannt zu werden*).

Aber bei dieser Art des Anbaues wird der Boden nicht wesentlich verbessert und die Wälder nehmen nach und nach ab. In einzelnen Provinzen soll dieser Mangel schon fühlbar sein.

Die ganze Gegend um Neufreiburg (Novo Friburgo) heißt Morre queimado (der verbrannte Berg), weil es hier viele kahle Granitkegel giebt. Man sagt, die Loose oder Antheile der Colonisten seien Anfangs zu klein und auch der Boden zu schlecht gewesen. Eine Familie muß wenigstens $1/5$ oder $1/4$ Stunde im Quadrat besitzen, wenn sie bei dieser Art Cultur gedeihen soll.

Die Häuser in Neufreiburg sind alle auf dieselbe Art gebaut; aus in die Erde gepflanzten Ständern, vierkantig behauen; dazwischen wird auf $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß Höhe eine Art Fundament gemauert; darauf wird zwischen Lattenwerk eine Lehmwand errichtet und mit Kalk bekleidet. Die Häuser sind einstöckig und

*) Große Aehnlichkeit mit Odenwälder und Schwarzwälder Hau- oder Hackwaldwirthschaft.

haben platte Dächer. Die Scheidewände werden nur bis auf 8, höchstens 10 Fuß Höhe aufgezogen und reichen nicht bis zum Dache. Gewöhnlich sind die Fensteröffnungen nur mit hölzernen Läden versehen und stehen bei Tage offen; Glasfenster sind sehr selten. Dies ist übrigens nicht blos die Bauart in Neufreiburg, sondern in allen Dörfern, durch welche ich kam.

Von dem Wege über den Registerberg muß ich noch erwähnen, daß, obgleich er halsbrechend ist, doch ein Zoll oder Chausseegeld erhoben wird. Einige Theile waren auch ausgebessert, durften aber noch nicht gebraucht werden. Der Unternehmer der Reparatur hatte sie gesperrt, und wollte sie nicht eher öffnen, als bis er bezahlt wäre; die Regierung hat aber kein Geld dazu.

Von einem Engländer, welcher in Neufreiburg wohnt, habe ich gehört, daß die Deutschen am besten prosperiren; sie sind die Fleißigsten und Reinlichsten. Es kommt auch wohl daher, daß die Deutschen meistens eigentliche Bauern sind, während unter den Franzosen sich viele verdorbene Herren und liederliche Fittige befinden, oder solche, die ihr Vaterland aus politischen Beweggründen, Conspirationen u. s. w., verlassen mußten, Kategorien, die vom Landbau nichts verstehen.

Auf meine Frage, ob die verschiedenen Nationalitäten sich gut verstehen, und ob es nicht häufige Zwistigkeiten gebe, erhielt ich die Antwort: die Harmonie unter den verschiedenen Nationen ist ziemlich gut; die Deutschen sind wohl etwas streitsüchtig, aber sie streiten und prügeln sich meistens untereinander. Die gewöhnliche Veranlassung zu den Streitigkeiten sind die Grenzen und das Weiden des Viehs auf fremdem Eigenthum.

In der heißen Jahreszeit, von Weihnachten bis zu Ostern, ist Neufreiburg sehr besucht von Fremden, besonders aus Rio Janeiro, welche hier Kühlung suchen und während der Vacanz der Geschäfte ihrer Gesundheit pflegen. Das Klima von Neufreiburg ist sehr gesund.

Diese Fremden und der beständige Durchzug von Carawanen mit Kaffee und anderen Waaren beladener Maulthiere (Truppen genannt), sind ein Haupterwerbszweig für die Colonie. Die Truppen Maulthiere sind oft 28 und mehr stark; bei je 7 Maulthieren ist ein Negersklave als Führer und Wärter.

Am 23. machte ich mit Leclercq eine Wanderung durch die Colonie; sie besteht aus mehreren Quartieren: die Stadt, das Dorf, die Vorstädte und die Nummern. Ich habe viele Deutsche Häuser besucht und die Namen der Bewohner mir zum Theil notirt. Nur eine Frau will ich erwähnen: Magdalena Schott aus Rüsselsheim am Main. Sie ist im Jahre 1823 fortgezogen und hat voriges Jahr ihren Mann verloren. Sie ist wohlhabend und hat sieben bildschöne Kinder, vier Söhne und drei Töchter von 20 bis zu 10 Jahren.

Auch in einem Deutschen Wirthshause, bei Leinroth aus Mecklenburg, der früher brasilianischer Soldat gewesen war, bin ich eingekehrt. Er ist, wie alle Wirthe hier, zugleich Kaufmann im Detail: Spezerei- und Ellenwaaren.

Mit einem Deutschen Burschen war ich auf der Kolibrijagd und habe einen Kolibri geschossen. Dieser Bursche war in Neufreiburg geboren, und hatte nie danach gefragt, noch hat man ihm ungefragt mitgetheilt, aus welchem Theile von Deutschland seine Aeltern herstammten; in dieser Beziehung ist man sehr gleichgültig und die Erinnerung an das Vaterland ist auch bei den Aelteren nicht sehr lebendig.

Ich habe auch einen sogenannten Naturalisten besucht, den Herrn Beeske. Diese Naturalisten, mit sehr oberflächlicher Kenntniß von der Naturgeschichte, — jagen, sammeln, stopfen aus und schicken nach Europa: Vögel, vierfüßige Thiere, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, was eben schön oder selten ist und gut bezahlt wird. Herr Beeske schickt das Product seiner Jagden nach Rio Janeiro, von wo die Sendungen weiter besorgt werden.

Einen andern Naturalisten, den Herrn Pinel, Sohn des berühmten französischen Arztes unter Napoleon, besuchten wir am 24. Er wohnt bei einem schönen und reichen Wasserfall von etwa 40 Fuß Höhe des Rio Grande, nahe bei Conto gallo. Ein anderer Wasserfall bei Neufreiburg ist einige hundert Fuß hoch, aber viel weniger breit und wasserreich. — Pinel war in die Conspiration républicaine von 1831 (procès d'Avril) verwickelt und mußte sich flüchten. Er war Advocat, scheint aber doch etwas mehr naturgeschichtliche Bildung und Kenntniß zu besitzen als die andern Collegen; er beschäftigt sich vornehmlich mit Botanik. Uebrigens soll die Zahl der Naturalisten zu groß sein und Einer dem Andern schaden.

Von den Thieren und Gewächsen, welche wir bei unsern Excursionen gesehen haben, will ich nur das erwähnen, was am meisten auffällt: die schön gefärbten Vögel, besonders die Colibris; prächtige Schmetterlinge; auch eine große Schlange sahen wir um einen Baum geschlungen. Affen, Tapire, Armadille, Crocodile, die Unze, die rothe und die gestreifte, füllen diese Waldgebirge; wir haben aber keine zu Gesicht bekommen, weil wir keine Zeit hatten, der eigentlichen großen Jagd nachzugehen. Die Schlangen werden mit gespaltenen und gesperrten Hölzern gefangen.

Was Gewächse betrifft, so ist freilich die ganze Vegetation für uns neu gewesen. Die Palmbäume, der Pisang, die Aloe, besonders aber die Lianen und die ganze Masse von Schlingpflanzen und Parasiten, welche den Wäldern ein so eigenthümliches Ansehen geben. Auch fallen die schönen farbigen Blüthen der hochstämmigen Waldbäume auf, weil die Blüthen unserer Waldbäume meist unscheinbar und farblos sind.

Auch große Ameisenhaufen sahen wir, mehrere Fuß hoch. Als wir einen öffneten, war der Geruch durchdringend scharf, ganz wie der des vinaigre aux quatre voleurs. Der Stock, mit dem ich in dem Haufen gewühlt hatte, behielt diesen Geruch lange.

Zu Neufreiburg bedeckt sich das Wasser im Winter manchmal mit einer dünnen Eisrinde.

Während der paar Tage habe ich die verschiedensten Personen aufgesucht und ausgefragt, um über den Zustand der Colonie Auskunft zu erhalten. Ich gebe davon noch Folgendes wieder:

Die Colonie prosperirt; Häuschen, die noch vor 6 oder 8 Jahren für 6, höchstens 10 Pfund Sterling feil waren, kosten jetzt 200 bis 250 Pf. St. Ein Tagelöhner verdient täglich 1000 Reis d. h. einen kleinen Thaler; ein Handwerksmann, Schreiner oder Zimmermann, das Doppelte und Dreifache. Besonders Handwerker haben Gelegenheit, in Brasilien schnell Geld zu verdienen, — Schreiner, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede.

Die Religion ist kein Hinderniß, und das Brasilianische Gouvernement ist in dieser Hinsicht sehr aufgeklärt; religiöser Fanatismus ist den Brasilianern gänzlich fremd. Zu Neufreiburg ist der protestantische Geistliche (Herr Sauerbrunn aus der Gegend von Heidelberg) und der katholische ganz auf gleichem Fuße bezahlt. Protestantische Kirchen und Schulen bestehen in Rio wie in Neufreiburg. Im Ganzen ist der Katholicismus in Brasilien sehr in einen bloßen Ceremoniendienst ausgeartet. Mein Führer Cordes sagte mir: Ich bin Protestant, aber meine Kinder sind katholisch; es ist am besten die Kinder in der Religion erziehen zu lassen, welcher die Mehrzahl der Einwohner angehört; aber weil die katholischen Schulen hier überall schlecht sind, schicke ich meine Kinder doch in die protestantische Schule, damit sie etwas lernen. — Die Schulen sind in Brasilien noch sehr zurück, doch soll das Brasilianische Gouvernement in der letzten Zeit darauf bedacht sein sie zu verbessern.

In Neufreiburg machte ich auch die Bekanntschaft eines Herrn Freese, eines Engländers, der längere Zeit Kaufmann gewesen war, und dann hier eine Erziehungsanstalt gegründet hat. Diese

erfreut sich eines bedeutenden Rufes, weil sie, nach Europäischem Muster eingerichtet—(wie Herr Freese mir sagt, nach den Grundsätzen von Pestalozzi und Fellenberg)—die einzige in ihrer Art ist. Von Concurrenz hat Herr Freese wenig zu fürchten, und obgleich die Anstalt ziemlich theuer ist, — da ein Knabe darin auf 900 bis 1000 fl. zu stehen kommen wird, — so erhalten doch junge Leute aus den ersten Familien Brasiliens hier ihre Erziehung, weil das Klima sehr gesund ist. Es wird viel für Gymnastik gethan, dann was nöthig ist um Kaufleute zu bilden: Rechnen, ein Bischen Mathematik, Geschichte, Geographie und fremde Sprachen: Französisch, Englisch, Deutsch. Den Prospectus habe ich mitgenommen. Eine gelehrte Schule ist es nicht; und Herr Freese schien mir ein ziemlich oberflächlicher Pedant.

Außer der Colonie von Neufreiburg war noch eine andere Deutsche Colonie in St. Leopoldo, 10 Stunden von Port Allegro in der Provinz Rio Grande. Sie war viel bedeutender als die von Neufreiburg; und datirte von der Zeit der Oesterreichischen Heirath. Der Fluß Rio Grande beförderte zum großen Vortheil der Colonisten den Absatz der Producte nach Port Allegro. Man baute da Weizen, Korn, Kartoffeln und andere Europäische Gartenfrüchte. Die Revolution in Rio Grande hat diese Colonie fast zerstört und die Bevölkerung zerstreut; erst haben die Republikaner die eine Hälfte, dann die Kaiserlichen, da ein Theil der Colonisten gezwungen worden war, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache zu machen, die andere Hälfte der Colonie abgebrannt.

Die Deutschen und überhaupt die fremden Colonisten leben viel besser als die Brasilianer. Die Brasilianer begnügen sich mit gesalzenem und an der Sonne getrocknetem Fleisch (carne secca), mit geröstetem Mehl von Mandioca, und mit schwarzen Bohnen; sie leben fast wie die Neger. Der Schmutz in den Brasilianischen Häusern ist unglaublich.

Am 25. traten wir die Rückreise von Neufreiburg an, fast

auf demselben Wege, welchen wir gekommen waren; nur am 26. wichen wir davon ab und ritten von St. Anna und Porto Pinheiro nach Macacu, und von da nach Porto das Caixas, wo wir übernachteten. Macacu, ein Städtchen auf einer Anhöhe, ist fast ganz verlassen, weil Sumpfluft und schlechtes Wasser den Aufenthalt tödtlich machen. Nur einzelne kränkliche Gesichter sahen wir an den Fenstern. Auf dem ganzen Rückwege war ein junger Sauerbrunn, der Sohn des protestantischen Geistlichen aus Neufreiburg, unser Begleiter, ein rüstiger, aufgeklärter junger Mann, dem ich manche nützliche Notizen zu danken habe. — Am 27. waren wir wieder in Rio zurück.

Nachdem ich Bericht von dieser Excursion abgestattet habe, bleibt mir noch übrig meine Meinung über Deutsche Colonisation in Brasilien zu sagen; doch es wäre voreilig aus diesen wenigen im Fluge erhaschten Notizen mit Zuversicht Schlüsse zu ziehen; ich spreche daher nur mit Mißtrauen in mein Urtheil eine Meinung aus, welche sich aus verschiedenen Eindrücken und Mittheilungen gebildet hat.

Es ist außer Zweifel, daß ein einzelner, fleißiger, kräftiger Deutscher, auch wohl eine Familie, mit geringem Vermögen in Brasilien leichter und mit weniger Arbeit ihren Unterhalt finden und mit der Zeit auch Wohlhabenheit erwerben kann, als in Europa; besonders wenn es nicht an Gesundheit, Muth und Beharrlichkeit fehlt, um die großen Mühseligkeiten und Entbehrungen der ersten Jahre zu ertragen. Aber eine Colonisation in Masse scheint mir, wenn auch für das Land, doch für die Einwanderer selbst nicht rathsam, und zwar aus folgenden Gründen: Der politische Zustand von Brasilien ist unsicher; die Colonisten haben also keine Garantie für die Versprechungen, welche man ihnen macht. Deutscher und überhaupt Europäischer Landbau ist auf wenige Localitäten, — auf die höhergelegenen Landschaften, beschränkt. Der Mangel an Communicationen und der theure Transport erschwert es sehr die Producte zu verwerthen.

Bei denen, welche in solchen Colonien zu Wohlstand gelangen, entsteht nur zu bald der Wunsch sich aus ihnen wieder zu entfernen, mit dem erworbenen Capital Kaffee- oder Zuckerplantagen zu kaufen, und diese durch Sklaven bauen zu lassen, also Brasilianische Lebensweise und den Charakter der Sklavenbesitzer anzunehmen. Aus dem Munde vieler Deutschen Colonisten habe ich die Worte gehört: „Wenn ich mir ein paar Schwarze kaufen könnte!“ — oder: „Sobald ich soviel besitze, kaufe ich ein paar Schwarze.“ Uebrigens giebt es in Neufreiburg nicht mehr als etwa 30 Neger.

Durch die Negersklaven und ihre Arbeit werden viele Pflanzer schnell reich; aber die Cultur des Landes wird nicht verbessert, man baut gleichsam auf Raub. Der Pflanzer kauft so viel Land und so viele Neger als er kann, brennt die Wälder ab und saugt das Land aus. Es existiren auf diese Weise nur reiche Pflanzer und Sklaven; ein fleißiger, wohlhabender Mittelstand kann so nicht aufkommen, weil die Neger die Arbeit wohlfeiler verrichten; die Besitzungen werden zu groß in wenigen Händen. Es geschieht nichts, die Wege zu verbessern und die Industrie zu heben. Für die Neger und die Maulthiere findet man die schlechtesten Wege gut genug. Andere Culturen als die des Zuckers und Kaffee's haben keinen Reiz; weil die Produkte, so lange der größte Theil der Bevölkerung aus Negern besteht, keine Abnehmer finden, also nicht auf den Markt gebracht werden können. Eine weiße Bevölkerung würde die Nachfrage nach Europäischen Produkten, die in Brasilien erzeugt werden können, wie: Weizen, Kartoffeln, Milch, Butter rc. rc. vermehren. —

Also von dem Unmoralischen und der Grausamkeit der Sklaverei ganz abgesehen, — die im Verhältniß immer mehr zunehmende schwarze Arbeiterbevölkerung ist auch den materiellen Interessen und den Fortschritten der Cultur Brasiliens nachtheilig, so schwierig es auch sein mag, eine arbeitsame weiße Bevölke-

rung hier sich vermehren zu sehen. Dazu die Gefahr. Diese von der überhandnehmenden Negerbevölkerung drohende Gefahr ist augenscheinlich. Der Englische Commodore Purvis, ein Mann, der in den letzten Jahren bei Gelegenheit der südamerikanischen Händel oft genannt worden ist, sagte mir: „Ich glaube, daß die Weißen in hundert Jahren in Brasilien ganz ausgerottet sein werden." —

Eine besondere Klasse bilden die freien Mulatten; man glaubt daß von diesen den Weißen noch schneller Gefahr drohe als von den Negern. — Die verschiedenen Negerstämme hassen sich untereinander; darin sieht man für jetzt noch einen Schutz. —

Rio Janeiro.

Vom 27. bis 31. August 1844.

Ich habe nun noch zu erzählen, wie die letzten Tage des Aufenthalts in Rio zugebracht wurden.

Gleich nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß meine Audienz bei dem Kaiser Don Pedro II. auf den 28. bestimmt sei. Die Audienz hatte in dem Palaste St. Christopho, eine Stunde vor Rio, statt; alle Officiere vom Merapi waren von der Partie. Der Kaiser war von seinen Ministern umgeben, denn nach der Audienz sollte Ministerrath gehalten werden. Er sprach nur wenige Worte: Comment se porte le Roi des Pays Bas? — Vous avez fait une excursion à Novo Friburgo. Vous allez à Batavia? — Die übrigen Officiere wurden gar nicht einzeln, sondern en masse präsentirt. Unser Consul behauptet, daß diese Audienz als eine Gunst und Auszeichnung anzusehen sei. Der Kaiser ist 20 Jahre alt, etwas dick und unbehülflich, der Ausdruck des Gesichts hat etwas Unbestimmtes; Zurückhaltung, Verlegenheit, Mißtrauen sind unverkennbar; aber auch Gutmüthigkeit; doch ist er verschlossen und weiß seine Vorsätze geheim zu

halten. Es soll ihm nicht an Instruction fehlen; er spricht mehrere Spachen: Portugiesisch, Französisch, Englisch, Deutsch; aber man bezweifelt, ob er die nöthigen Eigenschaften und die Energie besitze, um ein halbcivilisirtes, von Parteien zerrissenes Land in Ordnung zu halten. Der Einfluß des Hofes soll fast ganz null sein, der des Kaisers mit eingeschlossen. — Ich habe dann noch eine Visite bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht; er war nicht zu Hause.

Am 29. besuchte ich das naturhistorische Museum; es ist wenig Ordnung darin, aber vieles Interessante. — Abends war großer Ball, den die Stadt den Fremden giebt. Viele Schönheiten waren nicht da, aber ich habe den Neapolitanischen Prinzen gesprochen, der sehr artig und freundlich ist. Auf diesem Balle habe ich mehrere der hiesigen Diplomaten kennen gelernt.

Der Englische Gesandte, Herr Hamilton, ist ein sehr artiger und feiner Mann. Noch länger habe ich mich mit dem Commodore Purvis unterhalten; ein tüchtiger, energischer, etwas ehrgeiziger Seemann, dem jede Gelegenheit, bald Admiral zu werden, erwünscht wäre. Durch ihn habe ich die Bekanntschaft des Generals Paz gemacht, der in den Revolutionen von Rio de la Plata gegen Rosas eine Rolle gespielt hat.

Ich sollte mit der Prinzessin Januaria tanzen, habe mich aber entschuldigt, — als emeritirter Tänzer. Commodore Purvis war ambitiöser, er nahm an. — Auch in dem Deutschen Casino bin ich durch den Herrn Kufahl, der mich aufgesucht hat, eingeschrieben worden; es ist dicht bei dem Hôtel Pharour.

Am 31. hatte ich noch eine Audienz bei Prinz Luigi de Bourbon, Conde d'Aguila, dem Gemahl der Prinzessin Januaria. Er war wieder sehr artig und freundlich; er sprach vom Herzog Bernhard von Weimar, den er in Neapel kennen gelernt hatte.

Nach der Audienz machte ich noch eine lange Promenade mit Leclercq durch die Stadt, besonders durch die vom Hafen entfern-

teren Quartiere. Bei Madame Finot in der Rua de Ouvidos kaufte ich einige Blumen von Kolibrifedern, und sorgte dann noch für eine Provision preserved meats, besonders Bouillon und Julienne, welche mir auf der langen Reise nach Java zu statten kommen soll. Den Abend beschäftigte ich mich mit Briefschreiben und der Lectüre des Archivo Americano, welches in Buenos Ayres in drei Sprachen: Spanisch, Französisch und Englisch erscheint. Es ist ganz im Interesse von Rosas geschrieben, aber man gewinnt doch daraus einige Einsicht in die Zustände der südamerikanischen Republiken und besonders von der argentinischen Republik und von Montevideo.

Ich hatte früher nie Gelegenheit Spanisch oder Portugiesisch zu lesen. Wer Lateinisch und Französisch kennt, lernt diese Sprachen leicht verstehen, und ich wollte mich anheischig machen, es in 6 Wochen so weit zu bringen, um einen Autor in Prosa ohne großen Anstand lesen zu können; die Portugiesischen Zeitungen lese ich schon jetzt.

Am 2. September nach dem Frühstück ging ich wieder an Bord des Merapi, um die Fahrt nach Java fortzusetzen.

Die Reise von Rio nach Batavia.

Gedenkbuch: „Sturm und hohe See am Cap; den 12. November auf der Rhede von Batavia angekommen."

Den 17. October 1844. Im Indischen Ocean.

36° südl. Breite,
60° östl. vom Merid. von Greenwich.

Die Reise geht langsam.

In Rio hatten wir noch eine Unannehmlichkeit.

Ein Lieutenant von unserer Marine wollte sich erhängen; seine Finanzen waren derangirt und er hatte Worte mit seinen Chefs

gewechselt. Der Strick riß entzwei und man fand ihn besinnungslos am Boden seiner Hütte liegen. Die Blutgefäße in seinen Augen waren gesprungen, und es dauerte sehr lange, bis er sich wieder sehen lassen konnte. Doch genug von dieser Episode.

Wir machten von der Dampfmaschine keinen Gebrauch, weil die Kohlen uns als Ballast nöthig waren. Ich hatte Gelegenheit genug mich zu überzeugen, daß ein Dampfschiff für große Seereisen keineswegs den Vorzug verdient, und am allerwenigsten wenn vorgeschrieben ist, die Kohlen so viel möglich zu sparen. Der Bau der Dampfschiffe ist auf schnelle Fahrt berechnet, sie führen kleinere Masten und weniger Segel, haben weniger Stabilität als Segelschiffe, so daß sie unerträglich rollen (roulis) sowohl bei Windstille, als wenn der Wind ganz von hinten kommt. Dieses Rollen hat seinen Grund sowohl in der Schärfe des Baues (sie haben wenig Bauch), als auch darin, daß, weil die schweren Kanonen auf dem Verdeck stehen und der Kohlenvorrath in den Seitenwänden hoch gestaut ist, der Schwerpunkt nicht tief genug liegt. Dieses Rollen ist nicht nur sehr ermüdend für den Reisenden, sondern es kann auch dem Schiffe gefährlich werden, indem es den Verband auflockert oder die Masten brechen macht. Daß Tische und Stühle und besonders das Küchengeräthe, — Gläser, Teller, umfallen und brechen, ist noch der geringste Schaden. Alles ist zwar soviel als möglich festgebunden, aber es hilft nichts.

Den Weg von Rio bis zum Meridian des Caps der guten Hoffnung legten wir in 29 Tagen zurück. Die kürzeste Distanz ist etwa 800 Deutsche Meilen, der von uns gehaltene Curs gab 879. Vom Cap rechnet man noch 1400 Deutsche Meilen nach Batavia.

Zwischen Rio und dem Cap ist uns nichts Merkwürdiges begegnet. Ein amerikanisches Schiff, ein Wallfischfänger, der die Stange seines Fokmastes verloren hatte, und dessen Schaluppe

bei uns an Bord kam, um zu fragen, ob wir ihnen aushelfen könnten? — es war nicht thunlich. Die Leute dieses amerikanischen Schiffes gehörten zum Mäßigkeitsverein und wollten keinen Genever von uns annehmen. Sie sahen sehr gut aus.

Wir sahen einige große Fische, die zum Wallfischgeschlecht gehörten, doch nicht von der größten Art; ich glaube, sie heißen Kaschelot. Auch viele Seevögel umschwärmten unser Schiff und blieben in unserm Fahrwasser, wohl sechs verschiedene Arten. Die sogenannten Cap'schen Tauben (in der Gestalt zwischen Taube und Ente die Mitte haltend) und die Albatros waren am zahlreichsten. Sie entfernen sich mehrere hundert Meilen vom Lande. Ein dritter Vogel, eine Art Schwalbe, Malavit genannt, soll Sturm verkünden. Diese verschiedenen Arten scheinen sich gut zu vertragen; sie fliegen und schwimmen durcheinander ohne sich etwas zu Leid zu thun. Der Albatros, viel größer als eine Gans, hat sehr lange Flügel. Es ist merkwürdig, wie wenig diese Vögel beim Fluge ihre Flügel bewegen; sie lassen sich vom Winde tragen. Eine Cap'sche Taube, die aufs Verdeck gefallen war, konnte nicht mehr auffliegen, weil sie keinen Wind hatte; wie ich sie aber über Bord hielt, bekam sie Wind und flog davon. — Wir fingen einige dieser Vögel mit Angeln, woran Speck gehängt wurde.

Am 1. October erreichten wir den Meridian des Vorgebirgs der guten Hoffnung, wir doublirten es unter 38° südl. Breite, also auf 50 bis 60 Meilen Abstand von der Küste. Ich hätte gewünscht zu landen und mich ein paar Tage in dieser alten holländischen Colonie umzusehen; auch nach dem Hause zu fragen, in dem Franzina's (des Bruders Max Gattin) Wiege gestanden hat; aber es war gegen die Instruction des Capitän Baars, und da die Reise an sich schon ziemlich langsam von statten ging, wollte ich auch nicht dazu beitragen, sie noch mehr zu verzögern.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung ist berüchtigt; die See

ist da gefährlich und im Winter (d. h. in unserm Sommer) sehr stürmisch. Aber zu jeder Jahreszeit geht die See dort sehr hoch, und der Wellenschlag ist viel mächtiger als in andern Meeren. Die Wellen sind hoch und lang. Das Meer hat auch dort seine eigenthümliche Strömung, die sich oft mit der Richtung des Windes kreuzt und die Fahrt beschwerlich macht; auch wir erfuhren etwas davon. Wir hatten ein paarmal Sturmwind; die See schlug in verschiedenen Richtungen gegen das Schiff, so daß es schwer war den Wellen mittelst Steuerruders auszuweichen; unsere Lage war besonders am 3. October nicht ohne Gefahr. Einmal schlugen die Wellen gleichzeitig von beiden Seiten über das Verdeck und es stand ein Fuß hoch Wasser im Longroom. Die Schaluppen hatten viel zu leiden und eine wurde in Stücke geschlagen. (Die Schaluppen hängen an der Seite des Schiffs.)

Ein andermal wurden wir durch Windstille in Gefahr gebracht. Dem Süßwasserschiffer ist das fast unbegreiflich; er hat viel von Stürmen, von Klippen und Bänken gehört, aber was kann die Windstille schaden? Ich will es also hier erklären.

Jedes Segelschiff bedarf einer gewissen Geschwindigkeit, um dem Steuerruder zu gehorchen; d. h. der Wind muß mit einer gewissen Kraft die Segel schwellen, wenn das Schiff durch das Steuerruder regiert, d. h. gewendet werden soll. Es giebt verschiedene Mittel, der Gefahr auszuweichen, welche das Anschlagen und schnelle Aufeinanderfolgen der Wellen dem Schiffe bringen kann. Am gefährlichsten sind die Wogen, welche das Schiff von der Seite, d. h. in einer auf den Kiel perpendikulären Richtung treffen, weil sie das Schiff umwerfen können. Durch eine schnelle Bewegung des Steuerruders wendet man das Schiff so, daß es der Welle die Hüfte (la hanche — de billen) bietet. Nun trifft es sich manchmal, daß der Wind, nachdem er das Meer gepeitscht und aufgeregt hat, auf einmal fällt. Lange nachdem die Windstille eingetreten ist, gehen die Wellen noch

hoch in der früheren Richtung des Windes; diese hohen Wellen schlagen nun an das Schiff, das in der Windstille dem Steuerruder nicht gehorcht, also weder durch eine Wendung dem Wellenschlag ausweichen, noch durch schnelle Fahrt den Wellen, die es verfolgen, entlaufen kann. In dieser Lage haben wir uns mehrmals befunden. Am schlimmsten ist es, wenn die See unregelmäßig geht, d. h. wenn die Wellen nicht in einer gleichen stetigen Richtung auf einander folgen, sondern sich in verschiedenen Richtungen kreuzen. Doch genug von meiner Seemannsschaft; ich will nur noch hinzufügen, daß man sich gewöhnlich über die Höhe der Wellen täuscht; sie sollen sich nie höher als 14 bis 15 Fuß über das gewöhnliche Niveau erheben; aber das macht freilich mit der correspondirenden Tiefe, aus welcher die Welle geschleudert ist, schon 28 bis 30 Fuß; much more than a sailor could wish for. — Bei der Reise von Rio Janeiro nach Ostindien bleiben die Schiffe gewöhnlich einen Monat lang, d. h. von der Insel Tristan d'Alcunha bis zu den Inseln St. Paul und Amsterdam — also 90 Längengrade à 11 Meilen — immer in der Breite von 36 bis 38 Graden, um die Windstille zu vermeiden, welche man in der Nähe der Wendekreise zu fürchten hat. Unter 36° südl. Breite ist es meistens kalt — 55 bis 60° Fahrenheit. Mein warmer Flausrock war mir sehr willkommen.

Ich vergaß anzuführen, daß bei dem Rollen oder Schaukeln des Schiffes unsere Masten oft 28 Grade von der Perpendicular-Linie abwichen; 28° habe ich selbst mit dem Quadranten beobachtet; Andere wollen behaupten, es sei bis zu 34° gekommen; es ist möglich.

An die See bin ich nun so sehr gewöhnt, daß ich mich auch im Sturm und beim stärksten Rollen des Schiffs sehr wohl befinde. Aber ich bin sehr mager geworden, die Kleider sind mir alle um eine Spanne (20 Centimeter) zu weit.

Die Schiffskost behagt mir auch; hier ein Verzeichniß der Speisen, welche die Schiffskost ausmachen: Hämmel, Schweine, Hühner, Enten, Gänse sind lebendig an Bord, und von diesem Vorrath wird zu Zeiten geschlachtet. Der Matrose, welcher die Aufsicht über diese Menagerie hat, heißt Pluimgroof (Federgraf); er füttert auch die Geisen, die uns mit Milch versorgen.

Die Suppen: Snert, Reis, Grütze, Kerry-Julienne in Blechen (preserved meats), Kohlsuppe.

Eingesalzenes Fleisch: Schinken, Zungen, Hamburger Rindfleisch (von den Holländern Paterstuk genannt), Würste, Rolpens.

Gemüse: Kartoffeln, Sauerkraut, Rothkohl, Sauerampfer, Endivien, Erbsen, Bohnen, Pflückerbsen, Gelbrüben, theils eingemacht, theils in Blechen.

Fisch: Stockfisch, gesalzener Kabliau, Häringe, Sardellen, Salm in Blechen, Sgarnalen.

Manchmal Pfannkuchen, Pudding, Maccaroni, Arme Ritter oder anderes Backwerk. Viele Confituren und Früchte.

Auf dem langen Wege von Rio nach Batavia habe ich mich viel mit meinem Auftrage beschäftigt, die darauf bezüglichen Papiere gelesen, Noten genommen, über die zweckmäßigste Art meine Sendung zu vollbringen, nachgedacht; und ich hege gutes Vertrauen, daß ich mich mit Ehren daraus ziehen werde. Einen großen Theil des Tages bringe ich auf dem Verdeck zu, wenigstens 6 bis 8 Stunden.

Um 1 Uhr mache ich eine Partie Schach, um 8 Uhr Abends eine Partie L'hombre. Auch über Seewesen habe ich viel gelesen.

Wir legen im Durchschnitt täglich 30 Meilen zurück, manchmal wohl auch 45, aber das wird durch die Windstillen compensirt.

4. November. Der Wind blieb ungünstig oder schwach.

Am 24. October, meinem 50jährigen Geburtstage, wurde ich überrascht mit Gratulationen, nicht blos von den Officieren, son-

dern von den Unterofficieren und der Mannschaft, die mir schriftlich ihre Glückwünsche überreichen ließen. Ich weiß, daß man an diesem Tage auch in Hornau meiner gedachte*), und ich schrieb dahin (Brief Nr. 12) 35 Grade südlicher Breite, 80 Grade Länge östlich vom Meridian von Greenwich, in der Nähe der Inseln St. Paul und Amsterdam (unbewohnt).

Am 31. October haben wir Feuer unter die Kessel gemacht, um mit Dampf weiter zu kommen, so daß wir endlich am 4ten November wieder zwischen den Wendekreisen waren. Aber seit Rio bis zum 4. November war es fast immer kalt geblieben. Die Langeweile fängt an überhand zu nehmen, Alles macht lange Gesichter, auch meine Officiere; die Provisionen sind zum großen Theil aufgezehrt, und die Officiere werden sich bald mit gewöhnlicher Schiffskost begnügen müssen. Aber es dauert nicht mehr lange.

Die Thätigkeit ist sehr groß auf dem Merapi; alle Hände sind beschäftigt, um Alles für die Ankunft in Batavia in den

---

*) Folgenden Brief-Eingang schrieb an diesem Tage der

Vater an Fritz.

Hornau, den 24. October 1844.

Also heute! Ein so bedeutender Tag, auch wegen der Zahl der Jahre. Auch Du hast ein halbes Jahrhundert schon zurückgelegt. Und mit welcher Ehre, mit welcher Befriedigung, mit wie klarem heiterem Blick kannst Du zurückschauen! Welche Pflichten hättest Du nicht erfüllt! Welchen Erfordernissen hättest Du nicht Genüge geleistet! Wie ehren Dich und freuen sich Deiner Aeltern, Geschwister und Freunde! Und Du hast das Leben, das menschliche Dasein genossen, nach Deiner Wahl und Weise. Und zu diesen Genüssen zähle ich wesentlich den hohen Verstand, den klaren Blick auf Vergangenheit und Alles um Dich her. Das Letzte sage ich nicht ohne Egoism. Mehr Befriedigung Deines Ehrgeizes, größere soldatische Wirksamkeit hätte Kriege vorausgesetzt! Ich bin zwar kein unbedingter Lobredner des Friedens; indessen, — es mag so sein; er hat sicher auch seinen Werth. Und was garantirt uns glückliche Waffen, bessere politische Erfolge? — und Dein Leben! Glück zu also, am heutigen Tag, daß Du da bist! Laß der Himmel Dich uns erhalten bleiben.

besten Stand zu setzen. Eine unglaubliche Menge Handwerke werden auf einem Schiffe ausgeübt, z. B. die des Zimmermann, Schmied, Seiler, Segelmacher, Färber, Küfer, Blechschmied, Schneider, Schuster, Koch, Bäcker und Metzger.

Ich bin sehr in Gunst bei dem Schiffsvolke, wie mir Herr Matthes versichert, ganz besonders aber bei den Unterofficieren.

Am 6. November haben wir das Sommerzelt zum ersten Male seit Rio wieder aufgespannt und der Tag der Ankunft läßt sich berechnen. Man freut sich, bald Briefe aus der Heimath zu empfangen, und man hält die Briefe schon in Bereitschaft, die mit erster Gelegenheit die glückliche Ankunft nach Hause melden sollen.

Mein See-Roman ist zu Ende, schon beschäftige ich mich mit Planen zu meiner häuslichen Einrichtung in Batavia. Ich will sehr anständig und meinem Rang gemäß leben, und doch soll etwas übrig bleiben; denn mit ganz leeren Händen will ich nicht zurückkommen; das thut kein Verständiger, der nach Indien geht.

Ankunft und erster Aufenthalt auf Java.

19. November 1844.

Gedenkbuch: „Bei General Cochius gewohnt auf Weltevreden; zu Ende November einige Tage in Buitenzorg bei dem stellvertretenden Gouverneur van Reynst. Im December in Batavia gewohnt — Molenvliet bei van Oekelen."

Am 11. November erblickten wir seit Rio Janeiro zum ersten Male wieder Land, — es war Java head; — Abends warfen wir den Anker aus, denn in dunkler Nacht (wir hatten keinen Mondschein) ist es gewagt, durch die enge Sunda-Straße zu schiffen.

An der südlichen Küste von Java geht die Brandung sehr hoch; die Wellen werden haushoch gegen die Felsenwände ge-

schleudert, so daß man den weißen Schaum aus der Ferne sieht. Wenn man ein paar Monate nichts als Himmel und Wasser vor sich gehabt hat, thut ein Gebirgshorizont und das frische Grün dem Auge wohl. Unsere Reise war zwar eine glückliche, aber eine langsame; wir waren im Ganzen 112 Tage in See gewesen.

Bei der Durchfahrt durch die Sunda-Straße halten sich die Schiffe ziemlich nahe an der Küste von Java; man fährt zwischen Cap Java und Prinzen Island durch. Wir hatten den Strom gegen uns und kamen am 12. nicht weiter als bis Anjer, obgleich wir den Dampf zu Hülfe nahmen. Vor Anjer ließen wir den Anker fallen. Ein Prouw (inländisches Boot) näherte sich dem Merapi und ich erhielt einen sehr freundlichen Brief von dem General Cochius mit der Einladung in Weltevreden, eigentlich das neue Batavia, nahe bei dem alten, bei ihm abzusteigen. General Cochius, Commandant der Armee in Ostindien, ist ein alter Bekannter aus dem Feldzuge von 1815.

Am 13. gegen Mittag kamen wir auf der Rhede an (Brief an Max, Rhede von Batavia, den 13. November 1844), nachdem wir an einer Menge kleiner Inseln vorbeigefahren waren. Der Anker war noch nicht lange gefallen, da erschien Oberst Perié, der Commandant der westlichen Abtheilung von Java, um mich zu begrüßen und abzuholen; er hatte einen zweiten Brief vom General Cochius mit wiederholter Einladung.

Ich verließ also den Merapi, der mich mit 13 Kanonenschüssen salutirte; die Mannschaft paradirte auf den Raas. Meine Schaluppe führte die Flagge eines Schout by nacht (Contre-Admiral), weil der Generalmajor diesem an Rang gleich steht. Auch an der ersten Küstenbatterie wurden 13 Salutschüsse abgefeuert. Auf der Rhede wimmelte es von Schiffen von allerlei Nationen. Die erste Einfahrt in Batavia hat nichts sehr Imposantes; man fährt lange in einem Channel, der durch Mauern

und Pfahlwerk eingefaßt ist; aber Alles ist hier neu für mich; es ist besonders das Gemisch der verschiedenen Menschenracen mit ihren eigenthümlichen Gesichtern und Trachten, — Javanen, Malaien, Chinesen, Amboinesen, Bengalesen, Araber, — was mich als erster Eindruck frappirt; doch dabei halte ich mich heute nicht auf.

Vom Oberst Perié erfuhr ich zuerst, daß der Generalgouverneur Merkus im August gestorben war. Der älteste Rath von Indien, Herr Reynst, nimmt den Posten wahr, bis der König einen Generalgouverneur ernannt hat. Es war mir sehr unangenehm, denn ich hatte viele besondere Empfehlungen an Herrn Merkus, und wußte was ich an ihm hätte. Herrn Reynst kenne ich nicht, er ist abwesend und wird erst in einigen Tagen in Buitenzorg zurückerwartet; er hat den Ruf eines sehr rechtlichen, einfachen Mannes, der in ganz bürgerlichen Gewohnheiten lebt und in Allem, was er thut, mit großer Vorsicht zu Werke geht.

Bei General Cochius wurde ich sehr freundlich aufgenommen. Seine Frau ist artig, gesprächig und gewandt, die Bekanntschaft war bald gemacht. Auch General van der Wyck, der Chef des Geniewesens, besuchte mich sehr bald; ich hatte ihn früher im Haag kennen gelernt*).

Mein erstes Geschäft war, von meiner Ankunft officiellen Rapport nach dem Haag zu machen und dann an die Familie zu schreiben. Die Gelegenheit war günstig, denn am 16. und 17. gingen Schiffe ab; das erste ein Holländisches, das nach Rotterdam bestimmt ist; das zweite nach Calcutta; mit diesem letzteren machte ich den Versuch über Land zu correspondiren. Nach Allem, was ich hier höre, kommen diese Briefe selten viel früher an als die, welche den Weg um das Cap der guten Hoffnung nehmen.

---

*) Siehe 2. Theil. Seite 261.

Dann habe ich Visiten gemacht bei den Räthen von Indien. Sie heißen du Puy, Hoogeveer, Hogendorp und van Nes. Letzterer hat eine hübsche Deutsche junge Frau, eine geborne Hartefeld aus Düsseldorf, aber sie scheint leidend, vielleicht auszehrend zu sein. — Ich habe auch sehr viele Visiten empfangen; so am Sonntag den 17. November das ganze Officiercorps. Ich hielt eine kurze Ansprache über den Zweck meiner Sendung, die einen guten Eindruck gemacht zu haben scheint. Es befinden sich hier nicht viel weniger als 150 Officiere aller Grade.

Es wundert mich, keine Briefe aus Europa hier gefunden, noch bis jetzt erhalten zu haben, da doch unsere Reise so lange gedauert hat; meine Begleiter sind in demselben Fall; es muß ein ungünstiger Zufall dabei im Spiele sein. Die Europäischen Zeitungen, welche man bis heute hier hat, gehen bis zum 25. Juli.

Den 26. November. Die ersten 14 Tage in Batavia mußte ich anwenden, um meine Leute kennen zu lernen und Erkundigungen einzuziehen, wie ich mich am besten einrichten könnte. Da die Regenzeit (Kwade-Mousson) bereits eingetreten ist, die bis in den März dauert, so bleibe ich jeden Falls so lange in Batavia, ehe ich die Inspectionsreise über Java beginne.

Was nun die Einrichtung betrifft, so war mein Entschluß bald gefaßt, denn ich hatte fast keine Wahl. Häuser standen nicht offen und ein anständiges Ameublement würde mit andern ersten Anschaffungen auf 10,000 Gulden zu stehen gekommen sein. Ich habe also ein Bovenhaus bei van Oekelen gemiethet, eine Art von hôtel garni. Ich bezahle für Wohnung, Kost (ohne Wein), Beleuchtung, Bad und Nahrung meines Bedienten Matthes — monatlich 500 Gulden in Silber; für einen Gast weitere 4 Gulden täglich. Ein Miethwagen (wobei mehrere Gespanne Pferde sind) kostet mich monatlich 150 Gulden Silber. Ein Gulden Silber ist gleich ein Gulden 50 Cents oder $1^1/_2$ Gulden in Kupfer. Einem Malaischen Bedienten giebt man 12 fl.

monatlich; ich mußte fünf solcher Bedienten annehmen; Matthes ist Mandor, — d. h. Intendant. Auch Livree mußte ich machen lassen; ich wollte Kornblumenblau und Weiß mit Silber (meine Wappenfarben) geben, aber meine Malaien baten so inständig um Roth statt Weiß, daß ich nachgegeben habe. Diese Leute sind kindisch eitel und haben die größte Freude an schreienden Farben. Sie kleiden sich sonst gut und wissen sich geschmackvoll zu drapiren, obgleich die Meisten bis auf die Hüfte nackt gehen. Da die Kinder nicht in Windeln gewickelt, die Erwachsenen nie in Schnürleiber und enge Kleider gezwängt werden, da man fast immer in der freien, warmen Luft lebt, so sind fast Alle gut gewachsen, Verwachsene sind höchst selten; auch die Leute der untersten Classen haben einen leichten degagirten Gang, natürlichen Anstand und Grazie in ihren Bewegungen. Dies kann ich aber bis jetzt nur von den Männern sagen; schöne Frauen habe ich bis jetzt nicht gesehen; sie sollen sich mehr verborgen halten; auf Märkten z. B. sieht man fast nur alte Weiber. Der Anzug der Weiber überhaupt ist unvortheilhaft und ungraziös; sie tragen einen Unterrock mit einem Gürtel befestigt, und darüber ein Kleid wie einen Europäischen Schlafrock oder Pudermantel.

Meine gemiethete Wohnung werde ich den 1. December beziehen; bis dahin bin ich der Gast des General Cochius.

Ich will summarisch erwähnen, wie ich die ersten 14 Tage verwendet habe; auf das, was ich gesehen, muß ich doch wieder zurückkommen.

Mehrmals war ich im eigentlichen Batavia und habe da die Boutiquen (tokos) der Chinesen durchwandert; auch das Haus des Capitän Chinees (eine bürgerliche Obrigkeit, etwa Bürgermeister der Chinesischen Gemeinde) besucht, der uns sehr freundlich aufnahm. Dann sah ich die Chinesische Komödie (Wayong); Sklaven und Sklavinnen sind die Acteurs; sie haben sehr reiche und phantastische Costüme. Auch ein Chinesisches Spielhaus und eine Opiumkneipe

habe ich besucht; letztere war ekelhaft. Der Arzt, der mich begleitete (Dr. Fromm, ein Deutscher), sagte mir, das Opiumrauchen der Chinesen sei oft Folge veralteter syphilitischer Uebel. Die Chinesen wissen diese Krankheit nicht gründlich zu behandeln; sie nennen die Folgen Rheumatismus und betäuben den Schmerz in den Gliedern durch Opiumrauchen.

Auch einen großen Wochenmarkt, der Morgens 6 Uhr anfängt, habe ich gesehen. Die Masse und Verschiedenheit der Früchte, welche da in Pyramiden aufgehäuft sind, ist unglaublich. Die gewöhnlichsten Früchte sind: Ananas, Mangustan, Granatäpfel und Pampelmousse; aber für gute Hornauer Kirschen können sie mich nicht entschädigen. Der Granatapfel ist keine hier einheimische Frucht, sondern eine hierher verpflanzte; der Geschmack ist säuerlich und am meisten mit dem der Johannisbeere zu vergleichen; aber omne simile claudicat.

Die Citadelle, die Kasernen und das Hospital ist inspicirt. Auch wohnte ich einem Ball der militärischen Societät Concordia bei. Das Local ist nicht brillant; es ist eine ehemalige Kolfbahn (?); aber die Gesellschaft war zahlreich und dabei recht hübsche Gesichter. Obgleich auch croisirte Race oder Halfcasts unter der Gesellschaft erschien, so war diese doch in Haltung und Ton so anständig, wie man es nur immer in Europa finden würde.

Ich habe eine Einladung bei Graf Hogendorp, Rath von Indien, erhalten, an welchen ich Empfehlung von Herrn van der Capellen, dem vormaligen Generalgouverneur, mitgebracht hatte. Er ist der Sohn des Französischen Generals Hogendorp und hat eine Beschreibung von Java geliefert.

Ich werde mich in das Orientalische Leben zu finden wissen; später vielleicht in das auf Nova-Zembla oder Spitzbergen: „Voir c'est avoir; allons courir, car tout voir, c'est tout conquérir."

Ausflug nach Buitenzorg.

Vom 28. November bis 2. December 1844.

Am 28. folgte ich einer Einladung des wahrnehmenden Generalgouverneurs Reynst und fuhr mit General van der Wyck nach Buitenzorg, der gewöhnlichen Residenz des Generalgouverneurs, 36 Pfähle, d. h. 12 Stunden von Batavia entfernt. (Die Pfähle, die auf den Javanischen Straßen als Wegemesser aufgepflanzt sind, bezeichnen von Pfahl zu Pfahl die Distanz einer Englischen Meile oder 400 Rheinländische Ruthen.) Man legt die Distanz in 3 bis 3½ Stunden mit Postpferden zurück. Der Weg ist sehr gut und die 6 kleinen Pferde vor unserem Reisewagen flogen dahin wie in Rußland. Zwei Läufer stehen hinten auf einem Bret und springen voraus, so oft es nöthig ist, die Pferde mit der Peitsche anzutreiben oder ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Nur bei einigen steilen Anhöhen wurden Karbauwen (eine inländische Stier-Art) vorgespannt. Diese Karbauwen sind stark, aber sie haben wenig Ausdauer und unterliegen leicht, wenn sie zu sehr angestrengt oder mißhandelt werden; sie leben gern im Wasser und legen sich in Pfützen; sie sind unverschnitten; der Inländer, als Muhammedaner, hat einen Abscheu vor dieser Operation, — auch bei Thieren.

Wir kamen an vielen Reisfeldern vorbei, welche eben bewässert wurden. Der Reisbau verdient einen eignen Paragraphen.

Der Empfang des Generalgouverneurs war sehr einfach und freundlich; je mehr ich mit ihm bekannt wurde, desto mehr gefiel er mir durch seine Einfachheit; er ist ganz bürgerlich und will gar nichts anderes vorstellen. Er protestirt gegen die Excellenz und sieht seine Stellung als ein bloßes Interim an.

Die Stellung der Generalgouverneure ist in solcher Entfernung von dem Mutterlande natürlich immer sehr schwierig und die Verantwortung groß; sie gehen unter dieser Last gebückt und Viele unterliegen.

Ich habe vier Tage sehr angenehm in Buitenzorg zugebracht und folgende Besuche gemacht: bei der Wittwe des verstorbenen Generalgouverneurs Merkus, bei Herrn Baud, directeur des cultures, einem Vetter des Ministers; bei Herrn Visser, dem Generalsecretär des Gouvernements; bei dem Grafen van dem Bosch, dem Sohn des gewesenen Ministers. Er hat eine große Besitzung, die über hunderttausend Gulden jährlich einbringt; die Zucht der Cochenille ist ein Hauptgegenstand der Cultur. Dieses Insekt, eine Art Laus, wovon das Männchen klein und geflügelt ist, das Weibchen dick wie eine Zecke, lebt auf der Nopalpflanze, einer Cactus-Art. Auf dieser Nopalpflanze wird die Laus groß gezogen, dann eingesammelt und gedörrt. Das getrocknete Insekt giebt die Cochenille oder Carminfarbe.

Ich wohnte einem Ball bei Herrn Baud und einem bei Herrn Reynst bei, und besah den botanischen Garten, der zugleich ein zoologischer ist; Tapire, Schildkröten, Hirsche, Casuar, Pelikan und andere Wasservögel befinden sich darin. Auch einige Alterthümer von wenig Bedeutung sind in der Nähe von Buitenzorg zu sehen, z. B. die Fußstapfen einer Heiligen in hartem Stein.

Am 2. kehrten wir nach Weltevreden zurück.

Aufenthalt in Batavia.

Vom 2. December bis 28. Februar 1845.

Während des ganzen Monats December war ich so sehr durch Dienstgeschäfte in Anspruch genommen, daß mir wenig Zeit übrig geblieben ist, Merkwürdigkeiten zu sehen und das Gesehene aufzuzeichnen. Mein Tagebuch ist also etwas ins Stocken gerathen und auch andere Liebhabereien müssen liegen bleiben; ich habe jetzt den Kopf noch zu voll von wichtigeren Dingen, um mich con amore daran zu setzen; erst — um mich kaufmännisch auszudrücken — muß das Geschäft gehörig im Gange sein. —

Mein Empfang war wahrhaft freundschaftlich, und es ist auch nicht eine Seele hier, über die ich mich zu beschweren hätte. Auch die Ausgaben sind erträglich; etwa 1500 Gulden monatlich, größere Anschaffungen abgerechnet.

Mein Auftrag brachte es mit sich, daß ich die Umgebungen von Batavia zu recognosciren hatte, und das ist geschehen. Diese Umgebungen erinnern sehr an Holland; sind also gar nicht schön; — Flächen, von geraden Kanälen durchschnitten, längs denen die Wege laufen. Das früher ungesunde, dann durch zweckmäßige Salubritäts-Maßregeln besser berufene alte Batavia ist fast ganz von den Europäern verlassen; es ist noch eine Handelsbörse oder Bazar, wohin die, welche da Geschäfte haben, Morgens nach 9 Uhr fahren; sobald diese abgethan sind, kehrt man nach Weltevreden zurück. Es ist des Morgens und des Nachmittags eine Prozession von Cabriolets, Benty genannt, hin und her. In Alt-Batavia spielen die Chinesen eine Hauptrolle; sie bewohnen die größte Vorstadt. Die Chinesische Bevölkerung in Batavia beträgt 60,000 Seelen; ich bin mit den Häuptlingen befreundet und sie besuchen mich. Diese Chinesen nehmen in dem Indischen Archipelagus sehr zu, und es ist dies vielleicht nicht ohne Gefahr für die Europäer. Sie sind hier was die Juden bei uns; dabei auch ebenso listig und betrügerisch; doch beschränken sie sich nicht wie diese blos auf den Handel; sie sind sehr industriös, und fast alle Handwerke werden durch sie betrieben. Als Handwerker sind sie wohlfeiler als die Europäer, welche alle hier auf großem Fuße leben und dabei in kurzer Zeit reich werden wollen, um recht bald nach Europa zurückkehren zu können.

Die Kleidung der Chinesen ist sehr einfach: eine weite Unterhose, weiß oder blau und mit einem Gürtel oder Struppe befestigt; eine weiße kattunene Jacke, die bis auf den halben Schenkel reicht und rund abgeschnitten ist, wie die des Pantalon in der

Italienischen Volkskomödie; ein geschorner Kopf mit langem Zopf, der gerade herabhängt; der Kopf mit einem Strohhut bedeckt.

Die Chinesen werden von den Javanen sehr gehaßt, weil sie den armen Javanen betrügerisch ausziehen und dabei noch roh behandeln.

Im Uebrigen ist hier, was Menschen betrifft, ein Zusammenfluß und Vermischung aller Racen ohne Eigenthümlichkeit. Im Ganzen ist doch hier mehr Europa, als ich mir gedacht hatte; man kann sich eben diesem Einfluß nirgends entziehen.

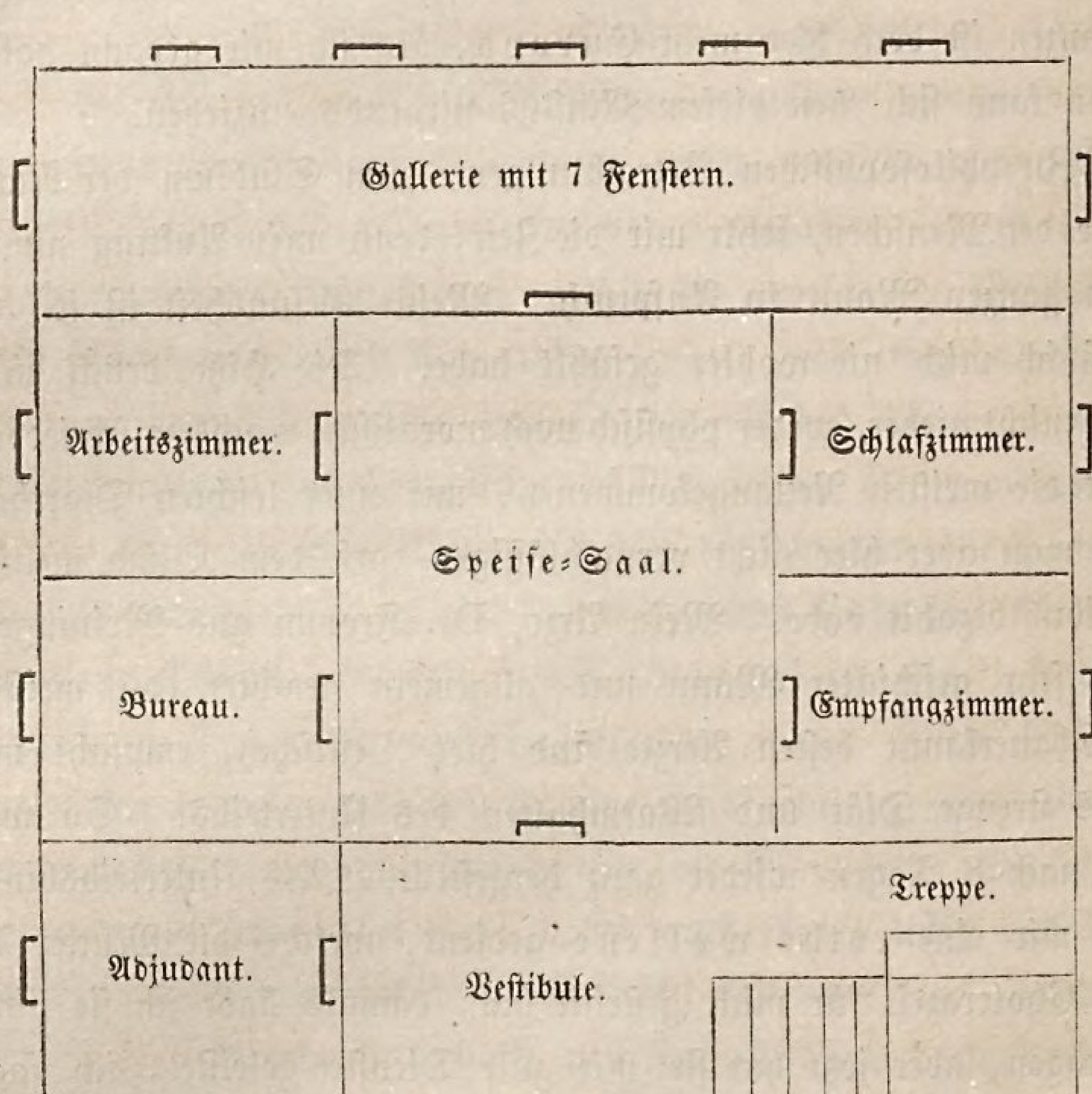
Zu philosophischen Betrachtungen, zum Studium der Natur und der Menschen, fehlt mir die Zeit; denn mein Auftrag nimmt den ganzen Mann in Anspruch. Meine Gesundheit ist so gut, daß ich mich nie wohler gefühlt habe. Die Hitze drückt mich gar nicht nieder, weder physisch noch moralisch; nachdem ich jedoch, wie die meisten Neuangekommenen, mit einer leichten Diarrhöe, die man aber hier nicht vernachlässigen darf, dem Klima meinen Tribut bezahlt habe. Mein Arzt, Dr. Fromm aus Meiningen, ein sehr geschickter Mann und allgemein geachtet (die meisten und anerkannt besten Aerzte sind hier Deutsche), empfahl mir blos strenge Diät und Warmhalten des Unterleibs. So war ich nach 8 Tagen wieder ganz hergestellt. Als Unterleibsbinde hat mir eine rothe wollene gedient, welche die Mutter in der Cholerazeit für mich gestrickt hat; damals habe ich sie nicht getragen, aber jetzt hat sie mir gute Dienste geleistet; ich sage ihr nochmals Dank.

6. December. Ich komme so eben von einer großen Parade, denn es ist heute des Königs Geburtstag. Den Abend ist großer Ball, wo die ganze Welt von Batavia, über tausend Personen, vereinigt sind. Rangstreitigkeiten spielen hier eine große Rolle, ich habe aber nichts damit zu thun.

Ich bin nun ganz eingerichtet und bewohne den ersten Stock des schon früher erwähnten Hauses, welches zur Aufnahme von

Fremden eingerichtet ist. Meine Wohnung besteht in zwei Sälen und fünf Zimmern, dazu Badezimmer, Stallung und Remise.

Ich gebe die Skizze meiner Wohnung, weil fast alle größeren Häuser in Batavia dieselbe Eintheilung haben; der Unterschied besteht nur in der Größe, und in dem Luxus des Ameublements und der Säulengänge oder Veranda's, welche die Häuser umgeben.



Die Betten sind ein großes Quadrat von 6 bis 7 Fuß Länge; die Unterlage sind harte Breter; darauf eine dünne, sehr hart und fest gestopfte Matratze von Pferdehaar, ein Kopfkissen und Rouleau. Man schläft ohne Decken in Unterbeinkleidern. Das Bett ist dicht mit Gaze behangen, um die Muskitos auszuschließen. Ein hartes Lager ist hier Bedürfniß; auf einem weichen würde man es in diesem Klima nicht aushalten. Die

inländischen Bedienten schlafen auf dem Boden ohne Unterlage für den Kopf; jeder legt sich hin, wo er eben Platz findet, Niemand bekümmert sich darum. Die verheiratheten Diener bauen eine Hütte von Bambusrohr in der Nähe des Wohnhauses ihres Dienstherrn.

Ich habe außer dem Remisewagen zwei eigne Reitpferde; die Pferde sind sehr klein, höchstens 4 Fuß hoch. Man reitet und fährt blos mit Hengsten; Wallachen giebt es nicht, die Stuten werden nur für die Zucht gehalten; alle Pferde bleiben unbeschlagen.

Mein Matthes spielt seine Rolle als Haushofmeister und Intendant vortrefflich, doch hat er einige Neigung, die Javanen zu despotisiren, besonders aus Ungeduld, weil er sich nicht verständlich machen kann. Meine fünf Javanischen Diener heißen: Sahon, Jakim, Siddin, Achim, Latib.

Sahon ist mein Leibjunge oder Leibmameluk, der mir überall hin folgt.

Es lebt sich hier sehr gemächlich; in meiner Lebensweise, die immer sehr mäßig ist, habe ich nur Weniges geändert; es ist das tägliche kalte Bad und der Mittagsschlaf hinzugekommen. Diese Lebensweise ist also hier folgende: Mit Tagesanbruch, d. h. gegen halb sechs, steht man auf; es ist die beste Zeit, einen Spaziergang zu machen und ein kaltes Bad zu nehmen. Gleich beim Aufstehen trinkt man eine Tasse Kaffee oder Thee; ich trinke ein Glas Milch mit Schwarzbrod dabei. Um 11 Uhr Gabel-Frühstück, um 6 Uhr Diner. Die Speisen sind hier lange nicht so schmackhaft als in Europa; auch ist der Appetit viel geringer. Reis und Hühner sind die Hauptnahrung; Früchte in Menge, das ganze Jahr hindurch. Nur die Ananas finde ich davon schmackhaft: eine Ananas kostet hier 4 Deute; d. h. man hat 25 bis 30 für einen Gulden. Von 5 bis 6 Uhr d. h. eine Stunde vor dem Essen, fährt man spazieren; es ist

dies die elegante Promenade. Morgens von 8 bis 11 und von 12 bis 3 sind die Arbeitstunden. Von 3 bis 4 oder 4½ hält man ein Nachmittagsschläfchen, es ist nöthig. Bei dem Baden steht man bis ans Knie in einem gemauerten Bassin; ein Sarong (Javanisches Kleid) ist um die Hüften geschlagen; der Leibjunge gießt beständig aus großen Kokosnuß-Schalen kaltes Wasser über den Kopf. Des Abends um 8 Uhr macht man Visiten.

Es besteht hier ein Whist-Club; man spielt den point einen Gulden; ich bin Mitglied geworden.

Auch haben wir hier ein Französisches Theater, Oper und Vaudeville; das Abonnement für sechs Vorstellungen ist 20 Gulden.

Viele junge Deutsche und zum Theil mit sehr bekannten Namen, die zu Hause etwas peccirt haben, kommen hierher, um Glück zu suchen, in der Hoffnung die vita ante acta bleibe hier unbekannt. Gewöhnlich aber kommen doch Berichte hier an, aus Mißgunst oder Eifersucht gegen ihr Fortkommen; oder auch wohl weil man von hier aus Erkundigungen in Europa einzieht. Für Fremde überhaupt sind die Umstände gar zu ungünstig wegen der großen Menge Holländer, die mit Empfehlungen hierher kommen, und die zum Theil durch lange Dienstzeit gegründete Ansprüche haben. Ich muß sehr zurückhaltend gegen Deutsche sein, so lange ich die vita ante acta nicht näher kenne. Es ist schwer, den Mittelweg gegen solche zu finden, d. h. nicht mit leeren Hoffnungen hinzuhalten, und nicht durch das Vernichten aller Hoffnung zur Verzweiflung zu treiben. (Brief an Max d. d. Batavia, den 15. December 1844.)

Am 1. Januar 1845. So eben habe ich die Neujahrsglückwünsche der Malaien, Chinesen und Araber erhalten und sende die meinigen nach Hornau. Ich weiß, daß mich der Vater dort um die schönen Abende des Januar beneidet, — hier wo immer Sommer ist; ihm aber bleibe der Europäische Frühling des Geistes. Die ersten Briefe aus Europa erhielt ich am

15. December. Ich erinnere mich der Ungeduld, mit welcher der Vater in Hornau Abends nach 6 Uhr die alte Liese (Botin) erwartete, die ihm Briefe und Zeitungen bringen sollte; aber noch viel größer ist hier in Batavia die Ungeduld, wenn ein Holländisches Schiff auf der Rhede angekommen ist, bis zum Augenblick wo die Briefe ausgetheilt werden. Die Allgemeine Zeitung lese ich regelmäßig.

Doch sieht Alles in Europa wieder friedlich aus. Wenn es anders wird, komme ich zurück, — pour voir la chose, — wie der Franzose sagt; Ruhe habe ich doch niemals, weder zwischen den Wendekreisen noch an den Polen.

Vor Kurzem ist hier die gewöhnliche Handelsexpedition aus Japan zurückgekommen. Obgleich die offizielle Sendung den gewünschten Erfolg nicht gehabt hat, so haben doch die Kaufleute recht hübsche Sachen mitgebracht, und ich habe einige Kisten davon gekauft, um sie der Mutter zur Vertheilung*) zu senden. Das Vertheilen und Geben macht ihr ja so große Freude, ab-

*) Bezüglich dieser Vertheilung war in einem Briefe an die Mutter d. d. Batavia am 11. Januar 1845 unter andern so disponirt:

Für den Vater ist der Japanische wattirte Schlafrock und eine Chinesische Leibbinde, welche an die Stelle des rothen Segeltuches treten kann.

Dem Max schicke ich ein paar Japanischer Teufel und Ungeheuer in Bronce; ich hoffe, er hält nicht so fest an dem christlichen Mono-Satanismus, daß er an den Japanischen Teufeln und bösen Geistern ein Aergerniß nimmt, oder sie nicht einzurangiren wüßte. Hier zu Lande ist die Toleranz sehr groß; so besteht eine Stunde von hier ein Chinesischer Tempel, und dicht daneben eine muhammedanische Moschee; die Dächer stoßen an einander, und derselbe Chinesische Küster sorgt zur allgemeinen Zufriedenheit für beide Heiligthümer; für den Chinesischen Götzen und für das Grab des frommen Pilgers nach Mekka.

Dem Heinrich sende ich nebst einem Dutzend Japanischer Porzellan-Tassen, (Ober- und Unterschalen und Deckel) — ein Sarong, d. i. Javanisches Kleid; von diesem Dessein darf es blos der Kaiser von Sourakarta tragen. Der kleinere Sarong, wie ihn die Prinzen von Sourakarta tragen, ist für Max.

Die Sarongs sind ein Geschenk des Kaisers von Sourakarta; sie müssen als ethnographische Merkwürdigkeit bewahrt und dürfen nicht verschnitten werden. Ich gehe alle Morgen im Sarong ins Bad und will selbst dereinst zeigen, wie sie getragen werden müssen.

gesehen von dem Interesse an solchen Curiositäten und Seltenheiten.

Auch habe ich hier an einige Jäger Auftrag gegeben Thiere und Vögel zu schießen für die Museen, welche sich meiner Gunst empfohlen haben, und die Heinrich und Max beschenken wollen. Auch Insekten lasse ich sammeln. Doctor Fromm, dem Herzog Bernhard wohl bekannt, wird für Aufbewahrung und Versendung der Bälge sorgen. Der Art Sendungen werden in Zwischenräumen auf einander folgen, weil man solche Gegenstände des Ungeziefers wegen in Indien nicht lange bewahren kann. Ich kann also nicht warten bis Alles beisammen ist. Heinrich und Max mögen sich übrigens bestellen, was ihnen interessant und nützlich sein kann.

Es herrscht hier viel Gastfreiheit. — Dabei lockere Sitten. Die Männer geniren sich gar nicht; fast jeder hat seine Maitresse. Unter den hier gebornen Europäischen Frauen sind sehr schöne; die aus Europa herübergesiedelten leiden viel an weiblichen Krankheiten (fluor albus) und altern schnell.

Männer, einmal acclimatisirt, werden hier älter als in Europa. Gelderwerb und Rangstreit sind die vornehmsten Triebfedern der Europäer; von andern Leidenschaften hört man wenig. Das Eigenthümliche der Javanen dagegen ist, daß sie leichtsinnig in den Tag hinein leben, nie an den andern Morgen denken, das Geld ausgeben, sobald sie es in Händen haben. Schöne Kleider, Frauen, Spielen und Schlafen — das sind ihre Lebensfreuden. Schöne ausdrucksvolle Gesichtszüge sind bei den Männern selten, bei Weibern habe ich sie noch gar nicht gefunden. Ich spreche hier von Malaien und Javanen. Summa Summarum: Man wird hier leicht geboren, lebt leicht, stirbt leicht, und ist leicht vergessen. — Alles das ist mit weniger Umständen verbunden als in Europa.

Hier, — bei stetem Frühling und stetem Herbst — wo das schnelle Entstehen und Vergehen nebeneinander wohnt, fühlt man sich der Natur näher und begreift leichter die Indischen Ansichten.

Auf einer Reise, während welcher man alle Welttheile berührt, modificiren sich die Ansichten; das ist mir nützlich, denn ich war schon sehr stereotyp geworden. — Ich habe meine Freude daran wie sich hier Jehova, Buddha und Tuwan Allah gut vertragen; so stehen hier einige Chinesische, Buddhistische und Malaischmuhammedanische Tempel ganz friedlich neben einander, unter einem Küster oder Beschließer. Auch der hiesige Vicarius apostolicus, der in Rom studirt hat, weiß, was man den sun burned nations zugestehen oder zu gut halten muß.

Die Frage, welche jetzt die Gemüther hier beschäftigt, ist: Wer wird General-Gouverneur werden? In Europa ist das jetzt wohl schon entschieden. Dann ist jetzt hier beunruhigend, daß die Regenzeit fast ganz ausgeblieben ist, wovon ein abermaliges Mißrathen des Reis, der voriges Jahr schon mißrathen ist, die Folge sein würde. Das Pikol Reis (125 Pfund) kostet gewöhnlich 4 Gulden, jetzt kostet es in Sourabaya 12, und hier 9 bis 10 Gulden. Eigentliche Hungersnoth ist auf Java nicht zu befürchten; im Brittischen Indien ist es öfters nahe daran gewesen.

Die Zeit meiner Abreise für das Innere von Java naht heran; diese Reise wird an 8 Monate in Anspruch nehmen; sie ist der interessanteste Theil meines Auftrags. Der Regen selbst, in dieser Regensaison, ist nun endlich eingetreten; er wird mir in den ersten Wochen der Reise hinderlich sein, aber für das Land ist er eine große Wohlthat.

Die Moussons stellen sich gewöhnlich sehr regelmäßig ein; dieses Jahr war eine seltene Ausnahme.

Ich gebe mir Mühe die Malaische Sprache zu erlernen; diese Sprache ist hier, was die lingua franca in der Levante. In Wilhelm von Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache findet man nähere Auskunft darüber; ich habe daher dieses Werk, als förderliche Einleitung zu solchem Sprachstudium, zuerst vorgenommen.

Matthes bleibt hier bei meinen Sachen; ich kann ihn auf der Reise ins Innere nicht mitnehmen; es wäre eine unnütze Last. Zwei Malaien: Sahon und Latib, begleiten mich. Meine Malaische Dienerschaft ist mir so attachirt, daß sie Alle mit nach Europa gehen wollen.

Reise in's Innere von Java.

Gedenkbuch: „1845. In Batavia bis Ende Februar. Dann meine Inspectionsreise über Java gemacht, die bis zum 27. November gedauert hat, also 9 Monate. Ich kenne Java nun besser als ein Land der Welt, — was die Geographie und Topographie betrifft."

Nach Bantam.

Vom 28. Februar bis 11. März 1845.

Den 28. Februar reiste ich früh um 5 Uhr mit General van der Wyck nach Serang oder Ceram. Es ist der Hauptort der Residenz Bantam, denn die Stadt Bantam ist ganz verlassen. Die Residenz Bantam ist westlich von Batavia, und begreift die westliche Spitze von Java.

Der Weg von Batavia nach Serang ist ziemlich einförmig; er läuft über einen wellenförmigen Boden, der sehr angebaut ist. Die Straße ist im Durchschnitt 10 bis 12 Ellen breit, auf dem Gebiet der Residenz Batavia mit lebendigen Hecken, im Bantam'schen mit Rasendämmen eingefaßt. Der Weg selbst ist nach anhaltendem Regenwetter sehr schlecht, weil weder Sand noch Steine darauf gefahren sind. Rechts und links Reisfelder und

Dessas (Dörfer), auch viele Zuckerpflanzungen. Zwischen Batavia und Serang muß man drei Flüsse mit Fähren passiren; man hat keine Brücken gebaut, weil diese in der Regenzeit von den stark anschwellenden Strömen fortgerissen würden. In Serang wurden wir sehr freundlich aufgenommen bei dem Residenten Herrn Buyn, der eine artige, muntere Frau hat, und auch zwei junge Damen, Mesd. Strahlendorf und Sollewyn, bei sich beherbergte.

Den 1. März brachte ich mit militärischen Inspectionen zu. In Serang ist ein Blockhaus und ein Krankenhaus.

Den 2. März machten wir eine Tour nach der ganz verfallenen Stadt Bantam. Die Merkwürdigkeiten sind: die Ruinen der alten Holländischen Forts Diament und Speelwyck; dann die Moschee und daneben die Gräber der Sultane von Bantam, und von solchen muhammedanischen Heiligen, welche dem Koran hier über den Buddhismus den Sieg verschafft haben. Die Gräber werden von den Eingebornen nur mit heiliger Scheu betreten. Auch zwei uralte Waringin-Bäume (ficus religiosa), unter welchen die Sultane ihren Sitz hatten, werden in Ehren gehalten. Die Steine (Trachyt), auf welchen die Sultane zu sitzen pflegten, sind noch da; kein Eingeborner würde es wagen sich darauf zu setzen.

Von allen Producten des Pflanzenreichs ist der Waringin die imposanteste Erscheinung. Der majestätische Baum senkt von den hohen Aesten neue Wurzeln in die Erde, die bald zu einem neuen Stamm werden; zwischen diesen Stämmen oder Wurzeln entstehen so Gänge und Lauben, die an die Hallen einer gothischen Kirche erinnern. Die nähere Beschreibung überlasse ich den Naturforschern. Zu den lokalen Merkwürdigkeiten der alten Stadt Bantam gehört auch eine kollossale Kanone von Metall mit Ringen ꝛc. Die Bantamer verehren sie abergläubisch und bringen ihr Opfer; sie soll die Heirathen begünstigen. —

Der Regent von Serang — doch vorerst eine Erläuterung. Man verwechsele nicht Resident und Regent. Die Insel Java ist administrativ in 18 bis 20 Residentschaften oder Residenzen eingetheilt. Diese Residentschaften stehen unter einem Holländischen Colonialbeamten, der den Titel Resident führt. Jede Residenz zählt aber mehrere Regentschaften, an deren Spitze meistens ein aus den eingebornen Häuptlingen gewählter Regent steht, als Unterbeamter des Residenten. Minder vornehme eingeborene Häuptlinge, welche von dem Gouvernement mit der Handhabung der Localpolizei betraut werden, heißen: Demang. — Der Regent von Serang also hat den Rang und Titel eines D'adipatty, weil er verheirathet ist mit der Wittwe des vorigen Sultan von Bantam. Diese Frau hat den Titel Ratae. Bei ihm hatten wir des Abends das Schauspiel, das Wayang Koelit, wörtlich übersetzt: ledernes Schauspiel, genannt wird; — es ist eine Art Schattenspiel; die Figuren sind aus Leder geschnitten, daher der Name. Die Vorstellungen sind aus der fabelhaften Geschichte oder den Sagen von Java entnommen. Alle Figuren sind feststehende Typen, Karrikaturen und Monstra, deren Physiognomie nicht verändert werden darf; sie haben alle Namen, die den Inländern bekannt sind. Die Akte werden durch einen Berg bezeichnet; d. h., wie bei uns der Vorhang fällt, wird mitten auf die Scene ein Berg (goenong) in Kegelform aufgestellt. Alle Comödien oder Wayangs werden in Hochjavanischer Sprache gegeben, die für das Ohr viel rauher ist als die Malaische.

Den 3. März machten wir von Serang aus eine Excursion nach der Maraksbai, welche zur Zeit des Gouverneurs General Daendels (vor der Occupation durch England) befestigt worden war, um als Seehafen gegen die Engländer zu dienen. Die Ruinen der Batterien und Forts sind noch zu sehen. Der Bau hat damals sehr viele Menschen gekostet, weil die Maraksbai sehr

ungesund war. Jetzt steht da ein Kampong oder Dorf der Eingebornen. Der Anbau hat viel dazu beigetragen den Aufenthalt gesunder zu machen.

Von der Maraksbai fuhren wir nach Anjer, der Hauptstation in der Straße Sunda. Hier ist ein Fort und eine kleine Garnison, auch ein Assistent-Resident; der Ort gilt für ungesund. Durch eine Wasserleitung ist gutes Wasser aus dem Gebirge hierher geleitet. Die Schiffe, welche die Straße passiren und nicht nach Batavia bestimmt sind, nehmen hier meist Wasser ein. Alle Schiffe, welche die Sundastraße passiren, werden in Batavia gemeldet. —

Am Strande sahen wir noch den Wrack eines großen Englischen Kauffahrteischiffes, das vor vierzehn Tagen hier an der Küste gescheitert war; nicht durch Sturm, sondern in der Nacht und, wie man behauptet, weil die starke Strömung verhindert hatte gut zu sondiren. Die Mannschaft ist gerettet worden, aber der Capitän ist aus Verdruß gestorben. — Der Assistent-Resident heißt Helwig, er war früher Apotheker und spielt die komischen Rollen im Liebhabertheater zu Batavia.

Den 4. März fuhren wir von Anjer nach Tiringin. Der Weg läuft beständig am Strande fort, der mit Korallen und Muscheln bedeckt ist; es sind hier merkwürdige, von vielen Fledermäusen bevölkerte, Grotten und schöne Felspartieen zu sehen.

Den 5. März ritten wir über Paudat nach Paudiglong, wo sich eine Redoute mit einer Besatzung von 25 Mann befindet; die Redoute ist auf einer gut gewählten Stelle errichtet. Wir übernachteten in einem hölzernen Pied-à-terre des Herrn Buyn, Telaga Sori genannt; die Damen hatten sich von Serang aus dahin begeben. Abends 11 Uhr, als die Gesellschaft sich eben trennen wollte, wurden wir durch ein Erdbeben überrascht. Das Sonderbarste war, daß wir die Einwohner aus der Ferne lindu! lindu! (Erdbeben! Erdbeben!) rufen hörten, ehe wir den

Stoß fühlten; es waren zwei nicht sehr starke Stöße, die rasch aufeinander folgten. Das Erdbeben stand in Verbindung mit einer Eruption und Aschenregen des Berges Gédé; die Einwohner schrieben es meiner Ankunft zu.

Auf dem Wege von Tiringin nach Paudiglong hatten wir eine Indigofabrik besucht, die erste die ich sah; dann eine neu angelegte Wasserleitung am Fuße des Karang Berges; diese Wasserleitung ist 18 Pfahl lang. Alle Wasserleitungen werden von den Einwohnern gern angelegt, weil sie den Nutzen für ihre Reiscultur einsehen. Ohne Wasserleitungen sind keine Sawa-Felder möglich. Die Intelligenz und Uebung im Anlegen von Wasserleitungen ist sehr groß; die Eingebornen verstehen es, die Kanäle durch Wasser auszuspülen und breiter und tiefer zu machen. — Auch einen Kaffeegarten mit Mühle besahen wir unterwegs.

Am 7. ritten wir nach Warong-Gounang, wo ein Assistent-Resident etablirt ist. Es ist auch da ein Detachement, das früher in Lubak etablirt war. Der Assistent-Resident erfreute uns mit zwei Schauspielen.

Das eine waren die s. g. Budoynen, d. h. Buddhisten.

Diese Buddhisten hatten sich vor 3 bis 400 Jahren, als der Islam in Java eingeführt wurde, aus Bantam in das südliche Gebirge geflüchtet und haben sich dort ungestört erhalten. Es sind nur wenige Familien, die den Ruf haben sehr gutartig und rechtlich zu sein. Ihre Tänze habe ich gesehen, aber sonst habe ich trotz aller angewandten Mühe nichts aus ihnen herausbringen können. Die Musik ist sehr eintönig.

Später wurden wir mit einem Wayang rottang regalirt; d. h., eine Prügelpartie zwischen zwei Dessas oder Dorfschaften. Es fochten immer nur zwei, — Einer von jeder Partei. — Sie sind blos mit Rottangs (Prügeln?) bewaffnet; Einer schlägt nach dem Andern alternativ, nach gewißen Regeln; wenn Einer müde

oder außer Gefecht ist, wird er von einem Andern seiner Partei abgelöst. Es ist ein sehr roher Spaß, und ich begreife nicht, daß er geduldet wird. Gewöhnlich ist es eine Wette um einen Karbauwen (Stier). Das Dorf, welches zuerst keinen Kämpfer mehr aufstellen kann, hat verloren.

Den 8. kehrten wir von Warong-Gounang über Paudiglong nach Serang zurück. Abends hatten wir beim Regenten abermals ein Wayang; dieses inländische Schauspiel aber diesmal von lebenden Personen, und zwar blos von Männern, pantomimisch aufgeführt; darum Wayang orang genannt; ebenfalls auf die alte fabelhafte Geschichte von Java bezüglich. Ein Sprecher, der unter den Musikanten sitzt, giebt die Erklärung in Hochjavanischer Sprache.

Die Costüme sind sehr elegant. Die Männer, meistens junge Verwandte des D'adipatty, machten ihre Sache sehr gut; Anstand und Grazie sind zu bewundern. Auch Karrikaturen erscheinen: Waldmenschen, Kalibans.

Am 9. machten wir von Serang aus einen Ausflug nach dem Danoe. Danoe heißt Meer oder Landsee. Es ist wahrscheinlich ein alter Krater oder Gebirgskessel, der einen Umfang von einigen Stunden hat, welcher aber schon vermindert worden ist, indem man ihm einen Abfluß verschaffte. Noch hausen Kaimans darin. Es war sehr trübes regnerisches Wetter, so daß wir von der schönen Aussicht nichts hatten.

Von Danoe ritten wir nach Tji-Omas, ein Thee-Etablissement, das an der Wasserscheide am Fuße des Berges Karong liegt; das Wetter hellte sich auf und wir genossen einer herrlichen Aussicht.

Am 10. Ruhetag in Serang: Nachmittags sah ich ein inländisches Turnier; es heißt Mayn Seninan; im alten Landes-Costüm, den nackten Oberleib mit gelbem Pulver bestreut, und mit Blumenkränzen von Melotie geziert. Das Costüm ist ele-

gant; das Spiel unbedeutend, da die Pferde schlecht abgerichtet sind. Die Waffen sind stumpfe Lanzen; die Reiter tragen am Gürtel einen goldnen Haken, um die Zügel beim Rennen daran aufzuhängen. Es waren die vornehmsten eingebornen Beamten der Patty-Jackta und die Distriktshäupter, welche selbst ritten.

Nach diesem Ausflug nach der westlichen Seite von Java, kehrten wir für einige Tage nach Batavia zurück.

Die Preanger Regentschaft.

Den 14. März 1845 früh um 4 Uhr fuhren wir wieder von Batavia ab; das Wetter war sehr günstig, so daß wir nach Tagesanbruch, die Höhe von Buitenzorg ansteigend, eine herrliche Aussicht auf das Gebirge hatten. Um 8 Uhr kamen wir in Buitenzorg an, wo ich dem Gouverneur Herrn Reynst einen Besuch machte, frühstückte, und dann die Reise nach der Preanger Regentschaft südlich fortsetzte.

Dieser Weg nach dem Süden, der zwischen Toegoe und Pontjac das Gebirge überschreitet, welches Java von Westen nach Osten durchschneidet, ist von wunderbarer Schönheit und eröffnet die herrlichsten Fernsichten. Der Berg, welcher passirt wird, und dessen höchster Gipfel 400 Fuß hoch ist, heißt: Megamendong. Der Weg von Buitenzorg dahin, auf dem man zwischen waldigen Anhöhen und Kaffee-Pflanzungen etwa zwei Stunden, oft 10° steil, doch auf wellenförmigem Terrain, ansteigt, hält sich meistens auf dem Rücken einer Landzunge, die sich zwischen zwei Wassern vom Gebirge in die Ebene zieht. — Zwischen Gadok und Tjipajong ist eine Anhöhe, welche eine gute Aufstellung gewährt; der rechte Flügel (Front nach Buitenzorg) an ein tiefes und steiles Ravin angelehnt, der linke an ein Thal mit nassen, schwer zu passirenden, Sawafeldern. Eine Redoute würde hier den Weg vollkommen sperren. Der Weg ist ein beständiges

Defilé, so daß dieser Bergpaß leicht zu vertheidigen ist. Pontjac liegt auf dem Gipfel und macht die Grenze zwischen der Buitenzorg'schen und den Preanger Regentschaften. Dicht dabei liegt der See Telaga Warna (der gefärbte See), ein tiefer Krater mit Wasser gefüllt. Der See ist nicht groß aber sehr tief, er hat Goldkarpfen, die sehr zahm sind.

Von Pontjac bis Tji-panas (Warmwasser), fällt die Straße noch steiler ab als sie stieg.

Tji-panas ist ein Landhaus des General-Gouverneurs, es hat eine warme Quelle, und das Klima ist so gemäßigt und kühl, daß die meisten Europäischen Fruchtbäume und Gemüse hier gezogen werden können; die Gärten sind sehr sorgfältig gehalten. Tji-panas liegt fast am Fuße (südlich) des Gédé, dessen rauchender Krater bei hellem Wetter von da aus sehr gut gesehen wird. Wir schliefen in Tji-panas, wo wir General Clurens, den Residenten der Preanger Residentschaft, mit Capitain Bertholen, unserer harrend, fanden.

15. März. Nachdem wir uns in den Gärten von Tji-panas umgesehen und ein warmes Bad genommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach dem Berg Pangerango, dessen Gipfel 10 Pfähle von Tji-panas entfernt ist. Man steigt in der Gebirgsschlucht empor, welche den Pangerango von dem Gédé trennt; der erstere Berg soll 9700 Fuß, der letztere ein paar hundert Fuß weniger hoch sein.

Unsere Cavalcade war ziemlich zahlreich; das ganze Gefolge des örtlichen Regenten ist eine nothwendige Zugabe. Wir kamen gegen 1 Uhr Mittags bei dem herrlichsten Wetter an der Stelle an, wo wir übernachten sollten. Der Ort heißt Kedang-Badok, und liegt auf der Einsattlung zwischen beiden Berggipfeln. Auf dem Wege dahin haben wir manche Merkwürdigkeiten gesehen, als: die wilde und üppige Vegetation am Fuße des Gebirgs, ähnlich der in den Wäldern Brasiliens; Kaffeepflanzungen,

wo Blüthe und reife Frucht zugleich zu sehen war; Gärten, in welchen Europäische Gemüse gezogen werden: Kohl, Artischocken, Kartoffeln, Salat, Erdbeeren rc. Mehr noch interessirte mich eine schöne natürliche Grotte; drei Wasserfälle, wovon der Höchste 150 Fuß hat und an den Pisse-vache erinnern soll; endlich auf der halben Höhe eine mächtige Quelle heißen Wassers, die offenbar mit dem Krater des Gédé in Zusammenhang steht und das ganze Thal mit ihren heißen Dämpfen erfüllt. Kaum hatten wir in Kedang-Badok ein wenig ausgeruht, als wir uns zu Fuß nach dem Krater des Gédé begaben, etwa eine halbe Stunde Wegs, aber sehr steil und über Schutt, Asche und lose Steine, welche unter den Füßen weichen und herabrollen. Der Krater befindet sich auf dem östlichen Abhange des Gédé, etwa 3 bis 400 Fuß vom Gipfel; man kann ihm sehr nahe kommen; er wirft meistens Dampf aus, aber manchmal pausirt er damit, und erlaubt in die Tiefe zu schauen, wo man aber nur Finsterniß sieht. Steine, welche wir in den Schlund warfen, fielen in Wasser, das war deutlich zu erkennen. Eingeborne, welche uns begleitet hatten, waren nicht zu bewegen einen Stein in den Krater zu rollen; sie glauben, der Teufel wohne darin, und man müsse ihn in Ruhe lassen. Die ganze Umgebung des Kraters ist wüste und öde; wir sind über eine Stelle gekommen, auf der alle Bäume verbrannt waren in Folge einer Eruption, welche im vorigen Monate statt gefunden hatte. — Mit einbrechender Nacht kehrten wir zu unserem Bivouac zurück; der Regent hatte da einige Bambushütten für uns errichten lassen, aber alles Gefolge konnte nicht untergebracht werden. — Hierbei dringen sich zwei Bemerkungen auf:

Wenn angesehene und hochgestellte Europäer sich ein Vergnügen machen oder Etwas durchsetzen wollen, so wird es ihnen immer so leicht gemacht, daß, was anderwärts ein mühseliges Beginnen wäre, hier eine Lustpartie wird. Aber wie viele Tau-

sende armer Javanen müssen dafür in unbezahltem Herrendienst oder Frohnde die schwersten Arbeiten verrichten und alle Entbehrungen erdulden. — Auf die Gipfel der steilsten Berge werden Wege gebahnt, um hinauf reiten zu können; Hütten werden gebaut, wozu alles Material hinaufgeschleppt werden muß; die Regenten und Distriktshäuptlinge müssen den Fremden ihre besten Pferde leihen; Hunderte müssen zu Pferde das Geleite geben, Andere die Bagage schleppen. Musik (Gamelong) und Tänzerinnen (Rongings) stehen in allen Stationen bereit, um den Fremden während des Pferdewechsels zu belustigen; Ehrenbogen, Geländer von Bambus, mit Blumenguirlanden schmückend umwunden, sind errichtet.

Dann sah ich die armen Javanen im Platzregen auf dem hohen Berge vor Kälte zittern und beben; — 6000 Fuß über der See; die Temperatur dieser Höhe ist für sie kalter Winter. —

Wir begaben uns früh zur Ruhe, weniger aus Müdigkeit, als um uns vor dem Platzregen zu sichern.

Am 16. um 5 Uhr Morgens waren wir zu Pferde, um noch vor Tagesanbruch den Gipfel des Pangerango zu erreichen. Wir kamen etwas zu spät, aber doch sahen wir unterwegs die Sonne aufgehen. Auf dem kahlen Gipfel sind Kohl und Erdbeeren gepflanzt. Außerdem wachsen wild in großer Anzahl eine Art Immortellen mit gelben Blüthen, ähnlich, aber doch nicht gleich den Europäischen; dann riesenhafte Farren mit Stämmen von 20 und 30 Fuß Höhe. — Es war nicht ganz hell, und die Wolken zogen zu unsern Füßen vorüber; aber die Aussicht auf den nahen Krater des Gédé war sehr interessant; man kann den Krater fast übersehen und die tiefen Risse, welche die herabströmenden Massen gewühlt haben. Bei hellem Wetter kann man von dieser Höhe sowohl die Rhede von Batavia als die Preanger Regentschaften übersehen, auch hier und da etwas von der Wynkoopsbai und der Südsee. — Auch neben dem Gipfel des

Pangerango ist ein alter Krater, der aber schon seit Jahrhunderten ausgetobt hat.

Nachdem wir ein paar Stunden oben verweilt hatten, kehrten wir nach Tji-panas zurück, aßen da zu Mittag und fuhren Nachmittags nach Tjanjor, dem Hauptorte der Preanger Regentschaft, wo General Clurens als Resident uns gastfrei aufnahm.

Zu Tji-panas habe ich die Bekanntschaft des Hortulanus (Hofgärtner) von Buitenzorg, des Herrn Teysman gemacht, welcher mir seine Mitwirkung versprach, um ein Herbarium, Vögel und Insekten zn sammeln, welche für das Wiesbadner Museum bestimmt sind. Er ist ein ausgezeichneter Botaniker, der als solcher in Europa anerkannt zu werden verdient.

In Tjanjor wurden wir more consueto empfangen, d. h. mit Ehrenbogen, Musik, Parade; — alle Beamte bei dem Residenten versammelt.

Am 17. inspicirte ich die Prädjoerits, eine Art Miliz zur Disposition des Regenten, sah das Gefängniß und die Negorei (d. h. Stadt), die sehr reinlich und freundlich ist. General Clurens begleitete mich überall. Abends war Schauspiel beim Regenten; es hatte viel Aehnlichkeit mit dem Weyang orang in Serang, doch mit dem Unterschiede, daß hier blos Frauen spielen, und zwar schöne Mädchen und elegante Tänzerinnen, während es in Serang Männer waren. Die Hände spielen bei diesen Tänzen der Tänzerinnen eine viel größere Rolle als die Füße; in den graziösen Bewegungen, besonders der Arme, liegt die Kunst und der Ausdruck. Der Gegenstand, welcher dargestellt wurde, war aus der Geschichte von Majapahit entnommen. Die Tänzerinnen waren aus dem Harem des Regenten, der 25 Weiber hat. Nur Eine ist von vornehmer Herkunft und die legitime Frau, welche die Honneurs macht. Sie ist sehr dick, nicht mehr jung, aber äußerst freundlich. Sie präsentirte mir lachend einige der Bei-

weiber, damit ich das Costüm in der Nähe sehen könnte. Sie behandelte diese Weiber sehr despotisch und de haut en bas, obgleich die Favorite dabei war.

Den 18. fuhren wir von Tjanjor ab nach der Wynkoopsbai, (Pelabohan ratae); wir übernachteten in Tjimahie, und kamen den 19. zu Pferde an der Wynkoopsbai an. Der letzte Theil des Wegs ist sehr wild, zerrissen und waldbedeckt; wir sahen rechts und links vom Wege Tigerfallen; sie sind mit Fallthüren versehen ganz wie unsere Mäusefallen, nur daß eine lebendige Ziege statt des Specks darin sitzt. Pelabohan ratae ist eine offene Bucht, die eine große Flotte aufnehmen kann. Während des Ostmousson liegen die Schiffe darin sicher; aber zur Vertheidigung ist sie nicht geeignet, weil der Eingang 4 Meilen breit ist. — Es ist da ein Salzdepot, ein Kaffee-Packhaus und eine Kasse; — es waren 120 Tausend Gulden in Kupfer vorräthig. Der Packhausmeister, Herr Harbort, ist ein Hannoveraner. Wir traten am 20. den Rückweg an, in der Richtung nach Tjikidang, übernachteten zu Parakang-Salak in dem Theegarten des Herrn van der Hucht, am Fuße des Vulkans Solak, und kehrten am 21. wieder nach Tjanjor zurück.

Den 22. früh machten wir uns auf den Weg nach Bandong, eine Distanz von etwa 12 Stunden Wegs von Tjanjor. Man passirt zwei Flüsse, den Tji-tokkan und Tji-tarum, welche durch tief eingeschnittene Thäler oder vielmehr Schluchten fließen und bedeutende Defilés bilden. Die Flüsse sind sehr reißend und schwellen nach starkem Regen schnell an. Ueber den Tji-tokkan ist eine amerikanische Brücke gebaut; den Tji-tarum passirt man auf einem Floß, doch ist ein Beschluß genommen, daß auch darüber eine Brücke gebaut werden soll.

Dann passirt man den Berg Messigit; man steigt von der Station Tji-patap etwa 1½ Stunden. Auf dem Rücken ist die Station Tji-sitoe; dann fällt der Weg bis Tji-padalarand, wo

man das Plateau erreicht, das sich ziemlich offen bis nach Bandong erstreckt, welches in einem weiten Gebirgskessel liegt.

Wir wurden bei dem Regenten logirt und sahen so eine indische Wirthschaft in der Nähe. Nach dem Diner wurde der Tanz von acht Bedajas ganz in demselben Costüme und Geschmack wie zu Tjanjor aufgeführt. Der Regent ist ein ausgemergelter Schwächling; die Bedajas sind zugleich seine Beiweiber; er und seine Damen sind immer krank.

Am 23. machten wir eine Tour in der Gegend, in der Richtung von Krawang; wir sahen zwei Wasserfälle im Gebirge und sehr schöne Kaffeegärten. Der Regent lieh mir dazu seine Reitpferde — Macassaren. — Tags zuvor hatte ich die Pradjoerits inspicirt, die Dorfschule und die Naturaliensammlung des Assistent-Regenten Herrn Nagel gesehen. Er hat eine Sammlung an den König von Hannover geschickt und dafür das Ritterkreuz des Guelphenordens erhalten. — Abends hatte ich die Ehre seine Frau (die heute zum erstenmale erschien) an Tafel zu führen. Sie ist nicht häßlich, aber sehr einsilbig, auch gegen die, welche mit ihr sprechen können. — Abends wieder Rongings und Bedajas.

Am 24. fuhren wir von Bandong nach Garoet. Unterwegs sahen wir bei der Post Tji-noenock die Stelle, wo ein Fort projectirt war; auch den Rand des Morastes Baloeboer. Dann überstiegen wir das Gebirge bei dem Paß Passir-glap, zwischen den Bergen Mangola-wangi und Boejang, stiegen ins Thal von Leles hinab, kamen am Fuße des Vulkans Goenong Goentaer vorbei, dessen Krater wir rauchen sahen, und erreichten endlich unser Nachtquartier Garoet, in unvergleichlich schönem Thale gelegen, wo wir mit den hergebrachten Festlichkeiten und Ceremonien empfangen wurden. Mich freut am meisten bei den Excursionen in den Preanger Regentschaften die Liebe und das Zutrauen der Einwohner, welches der Resident General Clurens sich erworben hat.

Abends sah ich die Pradjoerits und wohnte dann einem Bogenschießen bei. Die Regenten sind fast ohne Ausnahme artige, wohlgezogene Leute.

Am 25. machten wir uns früh auf den Weg nach Telaga Bodas (das weiße Meer), ein ehemaliger Krater mit schwefligem Wasser gefüllt, in der Nähe noch Solfotoros und siedende Quelle. Die Aussicht von der Höhe auf das gegenüber liegende Gebirge ist sehr schön. Auf dem Rückwege sahen wir ein sogenanntes Affenkind, d. h. einen Menschen, dessen Hinterkopf so klein ist, daß man sagen kann, er hat keinen. Er ist simpel und taubstumm; die Bewegungen haben viel von denen eines Affen, aber mit Cretins ist er nicht zu vergleichen.

Der Regent ließ uns seine Europäischen Pferde sehen; Abends war große Tafel, wobei ich einen Malaischen Toast in derselben Sprache zu beantworten hatte.

Der Regent hatte den Wunsch ausgedrückt, ich möchte in Java bleiben; — ich antwortete: Trimah-Kossih, toewon Demongong, saja trada tau radja poenja printah, tetapi kapan saja poelang, selamanja tra bolei Coepa orang djawa poenja bai, tra bolei loepa itoe tanah bagoes; selamanja saju hurap tanoh Djava poenja selamat.

Am 26. fuhren wir von Garoet nach Warong Nayrak zurück, und über Baloeboer, Limbangan, Halembong, Indiahiang nach Manondjaja, wo ich wieder bei dem Regenten wohnte. Manondjaja liegt in dem schönen und angebauten Thale der Tjitandoi; es war ein warmer und mühsamer Tag, wir kamen spät in unser Quartier.

Am 27. verließ ich Manondjaja und ging nach Tji-amis, das nicht mehr zu den Preanger Regentschaften, sondern zu der von Cheribon gehört.

Gefechte zwischen Böcken und wilden Ebern, die ich sowohl zu Monandjaja als Tji-amis sah, ebenso zwischen Ebern und

Hunden, will ich nicht beschreiben. Die Verhältnisse waren so, daß die Böcke und Hunde siegen mußten. Die Böcke hatten Messer oder Dolche zwischen den Hörnern festgebunden.

Cheribon-Samarang.

27. März bis August 1845.

Den 27. März. Der Regent von Tji-amis schenkte mir mächtige Büffelhörner zum Andenken; in einer Dimension, welche auch hier zu Lande für eine große Seltenheit gilt. Sie sollen Hornau zieren.

Den 28. machte ich eine Excursion zu Pferde nach der Grenze von Banjoemaas bis über Keppel, und kehrte nach Tji-amis zurück. Interessante Bekanntschaft des Controleurs Herrn Blommestyn.

Den 29. machten wir uns wieder zu Pferde auf den Weg, ließen das Sawal-Gebirge links und ritten über Kwolu nach Pendjalou; ein Weg, der sehr schöne Positionen bietet.

Pendjalou ist prächtig am nördlichen Fuße des Sawals, an einem Gebirgssee gelegen; mehrere inländische Regenten und auch einige Europäer waren schon in frühern Zeiten so entzückt von der Lage, daß sie auf einer Insel des Sees begraben sein wollten.

Am 30. ritten wir über den Bergpaß Tjindana nach Koeningan, wo wir bei dem Regenten, einem sehr artigen jungen Mann, der gut Holländisch spricht, übernachteten.

Am 31. von Koeningan nach Cheribon. Der Weg läuft am Fuße des Tjereme-Berges, welcher links bleibt.

Cheribon liegt am Strande in einer fruchtbaren Ebene von Sawafeldern. Der Resident Herr Ament ist ein sehr unterrichteter Mann, der seine Carriere sich selbst zu danken hat. Er war besonders dem Minister van den Bosch nützlich bei Einführung des neuen Cultursystems; er kennt diese Partie à fond.

Den 1. April verblieb ich in Cheribon, sah einige Merkwürdigkeiten, als: ein altes Lustschloß der Sultane, das im Verfall ist; hier wurde ein Thiergefecht gehalten.

Ich besuchte den Sultan Oerm, der uns in sein Dalam oder Harem einführte; dies ist eine große Ehre, aber doch nichts Unerhörtes wie bei den Türken. Nach der Präsentation führten die Enkelinnen des Sultans, Mädchen von 12 bis 18 Jahren, eine Pantomime auf. Abends war Soirée und Ball beim Regenten; die Tochter des Regenten hat einen Sohn des Sultans geheirathet und beide waren anwesend. Das Fest war sehr belebt; der alte Sultan betrug sich sehr anständig; des munteren Regenten Toaste, die kein Ende nehmen wollten, waren zuletzt vom Wein inspirirt.

Am 2. fuhr ich nach Tagal, wo Herr Varkewisser Resident ist, bei dem ich wohnte.

Am 3. nach Pekalongan, Resident Herr Halewyn, ein sehr artiger, freundlicher Mann. Weder Tagal noch Pekalongan liefert etwas Merkwürdiges.

Am 4. kamen wir in Samarang an. Ich logirte mich im Wirthshause ein, um freier zu sein. Aber Herr Smissaert, der Resident, ist sehr artig.

Ich brachte zunächst 3 Wochen in Samarang zu (Briefe Nr. 21 und 22 d. d. Samarang, den 7. und 22. April 1845), ganz mit meiner Commission und mit Inspectionen beschäftigt.

Die einzige Episode während dieses meines dortigen Aufenthalts bildete die Ankunft des Herrn Lagrénée, des außerordentlichen Französischen Gesandten nach China, der mit seiner Frau und Gefolge eine Reise im Indischen Archipel macht, in Erwartung der Ratification seines mit China abgeschlossenen Vertrags, die er dann noch auswechseln soll. Sie ist eine Russin; Beide hatten den Vater in Darmstadt kennen lernen, wo Lagrénée Gesandter gewesen ist. Es wurde viel von China und Athen (auch da war

Lagrénée Gesandter gewesen), aber auch viel von Rußland und Darmstadt gesprochen. Die ersten beiden Kapitel habe ich mehr mit dem Herrn, die letzten beiden mit der Dame abgehandelt, die behauptete dem Vater in Darmstadt den Hof gemacht zu haben. Auch ist Mad. Lagrénée sehr eingenommen von der Herzogin von Orleans; sie kann nicht genug rühmen, wie sehr diese in Paris geehrt und geliebt ist. Es wird den Herzog Bernhard freuen, das zu hören.

Für mich war der Contreadmiral Cécile, der die Französische Escadre commandirt, noch interessanter als Lagrénée. Er ist ein sehr offener, artiger Mann. Während des Kriegs Englands mit China ist er mit seiner Fregatte Euridice allen Bewegungen der Englischen Flotte gefolgt und war Augenzeuge der Begebenheiten. Er rühmt den Muth, — aber auch das Glück der Engländer. Uebrigens haben deren Landungstruppen sich nie sehr von den Schiffen entfernt, sondern fast nur unter den Kanonen ihrer Flotte gefochten. Die Legationssecretäre, die Herrn Lagrénée hier begleiten, heißen d'Harcourt und Macdonald.

Während dieses meines Aufenthalts in Samarang verbreitete sich das Gerücht, daß Herr Rochussen zum Generalgouverneur von Niederländisch-Indien ernannt sei. Ich halte das für eine sehr gute Wahl, und sie würde mir auch persönlich angenehm sein, da ich Herrn Rochussen kenne. Doch auch des Herrn Reynst, des stellvertretenden Generalgouverneurs, habe ich alle Ursache mich zu beloben.

Es ist hier in Samarang stets um mehrere Grade wärmer als in Batavia; die bevorstehende Reise ins Gebirge wird mich wieder etwas abkühlen; doch bin ich vollkommen gesund; auch meine Officiere sind es.

Am 25. April verließ ich Samarang, um die Reise durch Kadoe Benjaemaas und Bageb anzutreten; ich blieb 6 Wochen

unterwegs; es war die ermüdendste Tour, die ich zu machen hatte; die folgenden sind es weniger, weil sich das meiste zu Wagen erreichen läßt. Ich bin durch das viele Schwitzen und die starke Bewegung so mager geworden, daß mir die Kleider am Leibe schlottern. Dies ist aber sehr gut und ein Zeichen, daß man acclimatirt ist. Jetzt (den 3. Juni) in Samarang zurück, brauche ich 8 oder 10 Tage, um auszuruhen und meine Notizen zu ordnen. Nach hier beendigtem Geschäft wird Alles mehr eine Lustreise sein; aber die hiesigen Geschäfte nehmen meine Zeit und meine Gedanken so sehr in Anspruch, daß ich auf allen Dilettantismus verzichten muß. Nur mit der Malaischen Sprache beschäftige ich mich neben dem Hauptgeschäft; denn ich habe sie hier nöthig. A. Schleiermachers in Darmstadt Malaische Grammatik, welche der Vater mir gesendet hat, macht mir viele Freude. Die von Roorda van Eisinga, welche ich bisher benutzt hatte, ist mehr für die Officiere berechnet, welche sich auf den Umgang mit ihren Javanischen Jungen und Haushälterinnen vorbereiten wollen.

Am 5. Juni brachte mir die Post eine unerhörte Masse von Briefen und Packeten, darunter zwei Briefe des Vaters, voll von interessanten Nachrichten. Mit gespannter Erwartung sehe ich auf das, was in Preußen vorgeht; es kann nicht ohne Wirkung auf die Nachbarstaaten bleiben; — und wer kann die Folgen voraussehen? Eine Folge sehe ich voraus, aber ich weiß, daß Max meine Meinung nicht theilen würde. Ich behaupte, daß die politische Bewegung in Preußen die religiösen Zänkereien in Deutschland ganz in den Hintergrund drängen wird. Die Menschen müssen sich für Etwas interessiren, und lebhaft interessiren, damit das Blut in Wallung kommt. Da ihnen die politischen Schranken in Deutschland verschlossen waren, haben sie die alten Theses aus der Reformationszeit hervorgesucht, um sich darüber zu zanken. Aber diese Disputationen werden sich

bald auf einen kleinen Kreis von Zuhörern beschränken. Ich finde in den Nachrichten aus Europa noch keinen Aufschluß, was definitiv den König von Preußen bewogen hat, eine repräsentative Verfassung zuzugestehen; ich wünsche diesen zu erhalten. Des Vaters „Mein Antheil an der Politik V. der zweite Pariser Frieden", den er mir gesendet, hat mir viele Freude gemacht; in demselben Maße als ich mich davor gefürchtet hatte. Die Eigenheiten, in denen er sich schon mit 40 Jahren gefiel, wird er mit 80 nicht ablegen; aber bewundernswürdig bleibt die Frische seines Geistes, die Wärme und Energie, die Harmonie und der gehaltene Ton durch ein so langes Leben. Die Dedication an den König hätte ich, was den Inhalt betrifft, durchaus, auch für mich selbst, nicht anders gewünscht; sie ist würdig und sehr geeignet, dem besten Theil auch der Holländischen Nation zu gefallen; das Ende besonders ist vortrefflich.

Auf meiner Reise durch Kadou habe ich die merkwürdigen Tempel Bramanischen und Buddhistischen Ursprungs in Borobuddor gesehen, die aus dem 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung datiren. So viel ich weiß, ist der Umstand unerklärt, daß beide Secten der Indischen Religionsanschauungen hier offenbar vermischt waren. Im Tempel von Borobuddor sind Buddha und Siwa in der schönsten Eintracht beisammen; die Statuen sind Buddha's, die Basreliefs, mythologischen und allegorischen Inhalts, beziehen sich auf Buddha und Siwa. An mehreren der kleineren Tempel sieht man unverkennbar, daß sie niemals fertig gewesen sind; z. B. halb vollendete Basreliefs. Es ist zwar erschwert, hiesige Alterthümer wegzuführen; aber man kann sich solche Götzenbilder doch verschaffen und einen Ganesa (den Gott der Weisheit mit dem Elephantenrüssel, nach der Buddhistischen Mythologie) mußte ich nothwendig nach Hornau stiften.

Ich hatte daher Einleitung getroffen, und gebe von meinen

weiteren Acquisitionen hier Rechenschaft. In sehr wohlerhaltenen Exemplaren habe ich: Siwa, Durga, Buddha, Ganesa, Lingam und Yoni. The hindu Pantheon giebt die Erklärung dieser mythologischen Persönlichkeiten. Der Lingam ist in sehr decenter Form als oben abgerundeter Cylinder; man kann ihn überall aufstellen. Durga ist die Gemahlin des Siwa, sie ist the goddess of active virtue; ich habe zwei Statuetten von ihr.

Wo werden wir denn diese Steinbilder in Hornau aufstellen? auf der Brücke geht es nicht, weil ich den heiligen Nepomuck, der dort schon steht, in seinen Rechten nicht kränken will; das Bosquet wäre ein geeigneter Platz; sie werden hoffentlich keine fanatischen Bewegungen veranlassen. Auch sende ich einen antiken bronzenen Buddha nach Hause, den ich mir selbst vorbehalten will.

Am 15. Juni verließ ich abermals Samarang, um mich nach Soerakarta zu begeben, wo ich eine Woche blieb.

Ich habe den Soesoehoenan oder Kaiser von Solo besucht und seine Hofhaltung gesehen. Am 21. Juni habe ich vor ihm die Revue über 3 Bataillone Infanterie, 2 Escadrons und eine Batterie abgehalten und ihm dabei die Honneurs gemacht. Er war entzückt von meiner Artigkeit. Ich habe hier den Herrn Grube gefunden, der für Preußen in Handelsinteressen reist. Nach seiner Aussage ist China (wo er gewesen ist) kein Markt für Deutsche Industrie. Der arme Mann ist sehr krank und niedergeschlagen; ich habe ihn mehrere Male besucht und von ihm gehört, daß er in Hornau war und auch Heinrich kennt. Er wohnt in Soerakarta bei Herrn Gericke, der Missionär, d. h. protestantischer Bibelübersetzer und Orientalist ist. Dieser übersetzt jetzt die Bibel in's Javanische.

In den letzten Junitagen habe ich auch den Hof von Djokjokarta besucht, wo sich dasselbe Spiel wie in Soerakarta wiederholte. In Djokjokarta wohnte ich einem Tigergefechte bei, wobei

fünf Tiger auf dem Platze geblieben sind. Dann erstieg ich auch von hier aus den Vulkan Merapi und bin so weit gekommen, als man ohne Gefahr kommen kann; d. h. bis die herabrollenden Steine und der Schwefeldampf verhindern höher zu steigen.

Zu Anfang Juli war ich in Samarang zurück, um wiederum meine Notizen zu ordnen und meinen Bericht vorzubereiten. Gleich nach meiner Rückkunft erhielt ich die Nachricht, daß Herr Grube wenige Tage nach meiner Abreise von Soerakarta dort gestorben sei. Seine Wittwe muß in Düsseldorf wohnen und man wird wohl für sie sorgen. Nichts macht mir mehr Freude, als wenn ich Gelegenheit habe, einige Erzeugnisse des hiesigen Klima's in die Heimath zu senden. Heute (17. Juli) schicke ich einen Blechcylinder ab, der zwei Tiger- und zwei Leopardenfelle von seltner Schönheit enthält. Solche Felle sind sehr gesucht. Nebst Cigarrenetuis und Bambusrohr sende ich auch einen Fascikel auf Java verfertigter mythologischer Bilder, d. h. Bilder für Kinder, deren Gegenstand aus der Indischen Mythologie entnommen ist; die Erklärung ist dabei. Es soll in Hornau nicht an Indischen Erinnerungen fehlen. Nicht weniger habe ich die kleine Thorheit begangen, oder vielmehr durch einen meiner verschwenderischen Adjudanten begehen lassen, zwei der größten Indischen Glocken (Gongs) für 400 fl. zu kaufen. Der Ton ist aber wirklich so schön und imposant, wie ich noch keinen gehört habe. Sie werden aufgehängt und mit einem Schlägel von Gummi elasticum angeschlagen; die eine ist für Hornau, die andere für Monsheim*): Gaudeatis igitur.

*) Beide befinden sich jetzt innerhalb der Heidelberger Schloßruine, Eigenthum des Castellans.

Sourabaya, Madura.

23. August bis 2. November 1845.

Den 23. August bin ich in Sourabaya, meiner dritten und letzten Hauptstation auf Java (die erste Batavia, die zweite Samarang), angelangt.

Mit dem Fortgang meines Geschäfts und mit meinen Begleitern bin ich fortwährend zufrieden. Ich hoffe durch gründliche und kluge Behandlung meiner Aufgabe Ehre einzulegen; doch muß ich hinzufügen: die Mannichfaltigkeit der Geschäfte nimmt mich so in Anspruch, daß ich seit einem Jahre fast keine anderen Ideen in mir beherbergen kann, als solche, die darauf Bezug haben; und ich freue mich auf den Augenblick, wo ich wieder mit freiem Geiste etwas Anderes treiben kann. Auch unser Aller Gesundheit ist gut und ich bin nun schon so eingewöhnt, als wenn ich unter den Palmen und Pisang groß geworden wäre.

Vom 20. September bis 15. October besuchte ich die Ostspitze von Java, die Residentschaft Banjouwangie, die durch Naturschönheiten wie durch Alterthümer merkwürdig ist.

Ich habe den Bromo bestiegen, einen Vulkan im Tenger'schen Gebirge. In diesem Gebirge wohnen noch Anhänger des Braminischen Gottesdienstes; ich habe mich viel mit einem alten Braminen unterhalten; sie haben nur noch schwache Traditionen und alte Gebräuche, von deren Bedeutung sie wenig Rechenschaft zu geben wissen; sie werden sich nach und nach unter den Muhammedanern verlieren.

Dann habe ich die Ruinen von Molang-Singosari in Blitar besucht; alte Indische Tempel, die sehr im Verfall sind. Viele Statuen, zum Theil verstümmelt, liegen umher.

Vom 15. zum 21. October war ich in Sourabaya zurück, wo wir die Nachricht fanden, daß der neue Generalgouverneur Rochussen den 30. September in Batavia angekommen war,

und daß Generallieutenant Cochius, der Commandant der Niederländischen Armee in Ostindien, seine Pension verlangt habe. Vom 21. zum 27. October*) besuchte ich die Insel Madura, wo ich meinen 51. Geburtstag bei dem Sultan von Sumanap

---

*) Am 27. October von Madura zurück, schrieb Fritz:

An die Mutter.

Sourabaya, den 28. October 1845.

Beste Mutter. Dieser Brief gilt dem 1. November und Ihrem Geburtstag; ich muß ihn heute schreiben, weil morgen Posttag ist. Also die herzlichsten Glückwünsche, wenn sie auch spät in Europa ankommen.

Ein und fünfzig Jahre bin auch ich jetzt alt geworden: aber zu keiner Epoche meines Lebens fühlte ich mich gesünder und kräftiger. Noch nicht einen Tag war ich ernstlich unwohl in Indien, — Unberufen!

Ach Mama! Wie wird es zu Weihnachten in Hornau und überall hergehen. Jedermann bekommt etwas, nur ich gehe leer aus. Wenn Sie aber recht sparen, dann können Sie mir die nächsten Weihnachten, die ich wieder in Hornau zubringe, etwas recht Schönes schenken; ich will auch recht artig sein und brav necken. — Nun, beste Mutter, will ich wieder ernsthaft werden und Ihnen erzählen, daß mein Geschäft auf Java fast beendet ist, und daß ich in wenig Tagen über Samarang nach Batavia zurückkehre.

Von dem neuen General-Gouverneur habe ich einen sehr freundlichen Brief erhalten, worin er mich einladet, einige Zeit in Buitenzorg bei ihm zuzubringen; das werde ich also thun.

Seit ein paar Monaten hatte ich den Wunsch, wieder eine Sendung von allerlei Kleinigkeiten und Großigkeiten nach Hornau abgehen zu lassen, aber es geht nicht recht, bis ich wieder in Batavia bin. Sarongs, Stöcke, Glocken oder Gongs, Waffen, Alterthümer, — Alles das liegt hier und da zerstreut; es fehlt an Gelegenheit, — in Batavia werde ich sie finden.

Schreiben Sie doch, liebe Mutter, dem Onkel Karl, daß ich am 1. November, an welchem Tage er Ihre Gesundheit ausbringt, seiner besonders gedenken werde. Sein schönes Gedicht: „Der Vater an der Spitze und auf Java der Fritze" — ist mir noch heute beim Ordnen der Briefe in die Hände gefallen. Wie oft meine Gedanken bei Ihnen sind! besonders an den in Indien immer so schönen Abenden! Aber es ist keine Abwechselung, immer Sommer! Wie gern möchte ich manchmal mit dem Vater durch den Schnee patschen oder durch den Koth — des Nußberg*) hinaufsteigen, oder die Mutter Klavier spielen hören — die alten Lieder und Märsche; oder Wachholderbeer-Sauce zum Schwarzwildpret essen, oder einmal recht frieren und mich am Ofen wärmen, und mit dem Vater eine Partie Schach spielen, oder ihm eine

---

*) Dicht bei des Vaters Wohnung in Hornau.

gefeiert habe; wirklich, weil meine Officiere es dem Sultan verrathen hatten. Aber Geschenke habe ich nicht erhalten, ein wahrer Profit, weil ich keine Gegengeschenke zu geben brauche. Es regieren übrigens auf Madura zwei Sultane unter Niederländischer Souverainetät, die uns Truppen liefern.

Endlich, fast am Vorabend meiner Abreise, um nach Batavia zurückzukehren, wird mir ein Packet Bücher und Deutscher Novitäten, die Max mir sendet, — die erste solche Sendung, — als mit dem Dampfschiffe ankommend, für morgen (29. October) angekündigt. Ich freue mich darauf sehr.

Nachdem ich nun Java durchstreift habe, ist das Hauptresultat doch, daß sich die Menschen, — die Männlein und die Fräulein, — überall und unter allen Zonen gleichen, und daß ich an nichts weniger zweifle als an der gemeinschaftlichen Abstammung von Adam und Eva.

Aufenthalt in Batavia.

Vom 29. November 1845 bis 21. Mai 1846.

Gedenkbuch: **1845.** Minister Rochussen kommt an als Generalgouverneur; General Cochius verlangt seine Pension wegen Rangstreitigkeiten. Ich habe auch im December 1845 bei Cochius gewohnt in Weltevreden, dann eingezogen bei Chauban im Hotel de Provence.

Zeitung wegnehmen, ehe er sie gelesen hat, — oder der alten Lies am Posttag auf dem Sodener Pfad entgegengehen, um ihr die Postschätze abzunehmen. — Nun gut! in einem Jahr oder 15 Monaten komme ich den Kelkheimer Weg hergefahren, ehe Sie es denken. Aber eine Bedingung mache ich gleich zum Voraus, daß ich nicht länger als höchstens 3 Tage ruhig in Hornau bleibe; schon am vierten muß mir der Vater die unsägliche Freude machen, mich als seinen neuangekommenen, überraschend gearteten Indischen Bären bei allen Diplomaten und auch an den meisten kleinen Höfen herumzuführen. Leben Sie wohl, beste Mutter, den Vater darf man nicht necken, darum müssen Sie ihm diesen Brief gar nicht sehen lassen. Wir haben jetzt 90 Grade Hitze, vor Eintritt der Regenzeit (November) ist es immer am wärmsten; das Necken kann ich aber doch nicht lassen, und säße ich auch mit den drei Männern im glühenden Ofen.

Ihr Fritz.

1846. Batavia. Madame le Bron de Verele, geb. Baumgart. Der Whistclub. Mr. van Broom. Den 7. Mai habe ich meinen Rapport über Java geschlossen. Die Expedition nach Bali ist aufgehalten durch Mangel an Transportschiffen.

Den 2. November reiste ich von Sourabaya ab, längs der Nordküste von Java, und gelangte abermals über Samarang, wo ich mich noch einige Tage aufhielt, den 29. November in Batavia wieder an. Ich wohne während des December bei General Cochius, weil mein Quartier noch nicht eingerichtet ist. Meinen Diener Mathes habe ich ganz zufrieden und wohlbeleibt wieder gefunden; er hatte während meiner Abwesenheit über nichts zu klagen als über Langeweile.

Der schwierigste und mühsamste Theil meines Auftrags ist nun vollbracht, nämlich das Sehen, Hören und Untersuchen. Es blieb mir dabei wenig Zeit zum Ausarbeiten. Es ist nun noch übrig meinen Rapport aufzusetzen, und zu diesem Zweck werde ich wenigstens vier Monate in Batavia bleiben müssen. Die Schreiberei beginnt also jetzt erst; ich bin aber über das, was ich zu sagen habe, im Reinen.

Auch meine außerdienstliche Correspondenz ist sehr stark, da sich viele Leute in ihren Angelegenheiten an mich wenden; und wenn ich auch gewöhnlich in solchen Sachen nichts thun kann, so muß ich doch höflich antworten.

Meine Zufriedenheit mit meinen Begleitern habe ich schon wiederholt ausgesprochen. Auch mit General van der Wyck, wie überhaupt mit den hiesigen Autoritäten, lebe ich auf dem freundschaftlichsten Fuße, — das war der schwierigste Punkt meines Auftrags, und ich habe darüber schon ein Compliment aus dem Haag erhalten. Van der Wyck's Bruder auf Salotiga ist ein sehr guter, unterrichteter junger Mann, der eine der artigsten Frauen von Java hat. Mit ihm habe ich den Vulkan Merapi erstiegen und wir haben uns zusammen der Studentenjahre erinnert.

Der neue Generalgouverneur Herr Rochussen ist ein alter

Bekannter, den ich hier mit Vergnügen wiedergesehen habe. Er gefällt hier sehr und hat gewiß alle Eigenschaften für sein höchst schwieriges Amt. Die Anwesenheit dieses Mannes, der sehr hell sieht und viel Energie hat, wird gewiß günstig wirken; er hat mich sehr freundlich empfangen.

Ende December war ich wieder ganz in Batavia etablirt; meine Wohnung ist viel weniger elegant als die vorige; es war aber keine bessere aufzutreiben. Einer meiner Officiere, List, hat sich entschlossen hier in Indien zu bleiben; er hat schon alle Schritte dazu gethan; ein anderer von ihnen, George, ist eben, Ende Januar 1846, krank, aber nicht bedenklich, sondern nur langwierig.

In ein paar Tagen gehen von hier wieder 4 Kisten an die Adresse von Max ab; eine Kiste mit vierfüßigen Thieren, eine Kiste mit Vögeln, eine solche mit Insekten und eine, welche ein Herbarium enthält. Schon früher ist eine mit Vögeln abgegangen. Die meisten Species sind in Doubletten vorhanden, d. h. zwei Männchen und 2 Weibchen; es wird also leicht sein, eine billige Theilung zu machen, wenn Heinrich noch die Absicht hat, ein Geschenk an das Darmstädter oder Mainzer Museum zu machen.

Der neue Bischof, der kurz nach mir aus Europa in Batavia angekommen ist, hat auch angefangen zu spuken, und auch hier haben wir jetzt katholische Wirren. Der Bischof, ein braver aber beschränkter Mann, hat ein paar junge fanatische Priester mitgebracht, die ihn leiten. Eine strengere Disciplin der Geistlichkeit sollte eingeführt werden, aber man ist dabei mit Uebereilung und übertriebener Strenge zu Werk gegangen. Den Geistlichen, die seit vielen Jahren hier sind, und die vielleicht dem Klima ein wenig nachgegeben haben, hat er Vorschriften gegeben, wogegen sie protestirt haben. Nur einige Beispiele: Der Bischof hat junge Geistliche, die er mitgebracht hat, bei den alten Geistlichen der verschiedenen Gemeinden (ohne Vorwissen des Gouvernements)

einlogirt, und zwar ganz auf Kosten dieser alten Geistlichen. Er verlangt, daß die Priester eben so gekleidet gehen wie in Europa; mit dreieckigem Hut, der Soutane, kurzen Hosen. Er predigt: der Umgang mit den inländischen (Javanischen) Frauen sei ärger als Sodomiterei; er verbietet gemischte Ehen und fordert für die Katholiken einen von den Protestanten getrennten Kirchhof. Die Freimaurer, so sagt er, seien im Bunde mit dem Teufel. Durch dieses Alles macht sich der Bischof nur lächerlich; fanatisiren kann man die Leute hier nicht; die Sonne ist zu drückend und Jeder fühlt das Bedürfniß der Seelen- und Leibesruhe. Der Bischof hat nun die alten Geistlichen interdicirt und wollte neue installiren. Das Gouvernement hat den alten die Besoldung belassen und den neuen verboten zu officiiren. Die Gemeinden haben sich an das Gouvernement gewendet, um Beibehaltung ihrer alten Geistlichen gebeten, mit denen sie zufrieden waren und sind, und drohen sich auch zu separiren. Dem Gouvernement ist das Alles sehr unangenehm. In den Hospitälern z. B., wo natürlich Protestanten, Katholiken und Muhammedaner neben einander liegen, hat man gepredigt, wer nicht im katholischen Glauben sterbe, sei ewig verdammt. Wie kann man solche Narrheiten dulden? Da man hier Ruhe haben will und muß, so hat der Generalgouverneur den Bischof im Januar 1846 nach Hause geschickt.

Auch die Deutschen sogenannten religiösen Wirren, von denen ich jetzt neuerdings lese, interessiren mich wenig und ich kann ihnen die Bedeutung nicht zuerkennen. Ich sehe darin nur eine politische Bewegung im Sonntagsrock. Aus Ronge's deutsch-katholischer Kirche kann nichts werden, was Bestand hat. Der Christ, der sich der Autorität der Kirche unterwirft, ist Katholik, — wer seiner eignen Ueberzeugung folgt, Protestant; non datur tertium. Eine fanatische oder enthusiastische Aufregung begreife ich, wenn die Gemüther durch Intoleranz erbittert werden, wenn man Zwang

anthun oder unterdrücken will; oder wenn neue Ideen praktisch ins Leben treten wollen. Keines von Beiden ist in Deutschland der Fall. Die Ultrakatholiken wollen mittelalterliche Prätensionen wieder geltend machen; die Ultraprotestanten wollen die Volksreligion in ein abstractes Philosophem auflösen; beides ist unpraktisch und nicht durchzuführen; aber wenn man die Leute ruhig gehen läßt, ich meine die Altgläubigen in die alte, und die Neugläubigen in die neue Kirche, so muß ja das ruhig ablaufen. Doch ich raisonnire zu abstract. Hätte ich zur Zeit der Reformation gelebt, ich würde wahrscheinlich Katholik geblieben sein, aus religiösem Conservatismus.

Ich lese nun Thiers und die Fortsetzung von Schlossers Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.

Der Vater hat ganz recht, wenn er sich über den wenig bedeutenden Inhalt meiner Briefe beklagt; aber es ist schwer aus Indien andere Briefe zu schreiben. Das Leben ist hier sehr eintönig; ein Tag geht hin wie der andere; die Nachrichten aus Europa sind fast der einzige Stoff der Unterhaltung. Die Allgemeine Zeitung erhalte ich jetzt sehr schnell, mittelst der Overlandmail, deren der Gouverneur sich bedient. Aber wie leer ist so ein Monat der Zeitung; Deutsche Politik erscheint darin täglich erbärmlicher. Ich werde Europa wohl wieder finden, wie ich es verlassen habe. Aber Hornau, das mir liebste Plätzchen, werde ich wohl wieder verschönert finden.

März 1846. Die Engländer haben einen harten und blutigen Kampf am Sutledj gefochten; ein paar solcher Siege würden sie sehr schwächen; der Verlust an Officieren war ungeheuer; aber sie wissen ihre Macht zu behaupten. Es interessirt mich sehr diese Armee kennen zu lernen. Hier ist eine Expedition gegen die Insel Bali, östlich von Java, im Project; ein widerhaariger König dieser Insel soll gezüchtigt werden.

Im Monat April war ich zum ersten Male etwas unwohl,

doch blos durch Hämorrhoiden, auf welche das hiesige Klima sehr stark wirkt. Die Unpäßlichkeit machte aber, daß ich zur Arbeit wenig aufgelegt war, und daß sich dadurch mein Aufenthalt in Batavia verlängerte. Ich bin nun, Ende April, wieder ganz wohl und sehr heiter, wozu nicht wenig beiträgt, daß ich mit allen Menschen hier im besten Einverständniß lebe, und von dem Generalgouverneur, der mich als Commandanten en chef der Armee hier zu behalten wünscht, mit besonderem Vertrauen beehrt werde.

Der 15. Mai 1846 ist mir ein interessanter Tag; denn erstlich habe ich nach langem Warten endlich wieder Briefe von Hause empfangen, mit nur guten Nachrichten; dann habe ich heute meinen Rapport geschlossen und unterschrieben, so daß ich den wichtigsten Theil meiner Commission als abgethan ansehe. Ob es ein militärisches Meisterstück ist, — ob man mit den Resultaten meiner Arbeit zufrieden sein, ob man alle meine Vorschläge gut heißen wird, — weiß ich nicht, — sub judice lis est — daran ist auch weniger gelegen; — aber ein diplomatisches Meisterstück war es: daß ich bei ganz pflichtmäßiger Unabhängigkeit und Selbstständigkeit im Urtheil und im Handeln doch mit allen Autoritäten im besten Einverständniß und auf freundschaftlichem Fuß geblieben bin, bis zum letzten Augenblick. In zwei Punkten also wird man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen: daß ich keine Mühe gespart habe, — und daß ich mit Klugheit und Umsicht zu Werk gegangen bin.

Was würde der Vater, was die Brüder dazu sagen, wenn mir der Antrag gemacht würde länger hier zu bleiben, oder hierher zurückzukehren? Wie die Sachen hier stehen, kann ich errathen, daß so etwas im Werk ist. Aber ich wünsche es nicht, — und am wenigsten wenn es in Europa noch etwas für mich zu thun gäbe. Auf jeden Fall will ich erst nach Europa zurückkehren, und dort den Entschluß fassen, je nachdem die Bedingungen

ausfallen. Ohne daß bedeutende Vortheile geboten werden, wäre es eine Thorheit. Geld kann man freilich hier besser zurücklegen; von meinem Auftrage werden mir 30 bis 40000 Gulden übrig bleiben, die Anschaffungen ungerechnet; das ist kein großes Kapital, mais une poire pour la soif.

Wie es sich auch gestalten mag, ich bin vor nichts bang, weder vor der Ruhe, die meiner vielleicht wartet, noch vor Verwicklungen. Wenn ich nur in der Familie alles wohl, einträchtig und zufrieden wieder finde!

Es wird an dieser Stelle, beim Schluß des Hauptaufenthalts meines Bruders in Batavia, die Mittheilung im Auszug eines Briefes gerechtfertigt erscheinen, welchen ein Niederländischer Corps-Commandant von Sumatra aus, ehe Fritz dahin kam, an einen militärischen Freund in den Niederlanden geschrieben hat, welchem Letzteren wir die Mittheilung verdanken. Es giebt dieser Brief Zeugniß, ebenso sehr von der Schwierigkeit der Stellung meines Bruders in Niederländisch Ostindien, als von seiner Haltung unter solchen Schwierigkeiten.

Bandar-Alam (Sumatra), d. d. 26. Mai 1845.

„Et maintenant, mon cher ami, pour ce qui concerne la mission du Général de Gagern, je suis entièrement de votre avis. Peut-être étois-je le seul de mon opinion, avant l'arrivée du Général. — Un tel disoit que c'étoit une humiliation pour le Général Cochius, qui maintenant n'avoit qu'à prendre sa pension, parcequ'il ne pouvoit plus rester à la tête de l'armée avec honneur. Un autre se trouvoit humilié parceque la mission étoit donnée à un Allemand. Beaucoup d'autres mauvaises opinions éxistoient encore, parcequ'on étoit en erreur sur le véritable but de la mission. J'ai combattu ces opinions. Aux uns je disois: pourquoi ne vous trouvez-vous pas humilié de ce que tous les trois mois

un officier de l'*administration* vient contrôler les détails de votre bataillon etc. Aux autres, qui prétendoient qu'on aurait dû choisir parmi les officiers généraux hollandois de naissance, je passois en revue nos généraux qui pouvoient aspirer à cette mission par quelques capacités et services rendus, — mais ne possédoient pas les connaissances réquises pour une mission aussi délicate, où il falloit donner un aperçu général de tous les moyens de défense de Java, de l'armement, etc. Je fis une parallèle entre le Général de Gagern et plusieurs autres, je fis reconnaître l'amabilité, la réserve et la modestie du premier. Je peignis les services des Gagern, père et fils, au service de Hollande et je démontrai qu'il étoit si Hollandois que nous. — Maintenant que le Général de Gagern est sur les lieux, recevant beaucoup d' officiers et les recevant avec plaisir et aisance, on le loue. Dans les inspections il tient note de tout, sans faire jamais de remarque. Il est très réservé, même boutonné, ce qui est la conduite d'un homme sage. On dit qu'il a trouvé l'infanterie, surtout les compagnies indigènes, meilleures qu'il ne s'y étoit attendu; par contre il doit avoir trouvé l'artillerie fort médiocre, — de même la cavalerie, — toutes deux dispersées qu'elles sont par compagnies dans tout le pays. — Dans ma dernière expédition, moi-même, je n'ai eu que trois compagnies, chacune de 90 baïonettes; l'une de Bouguinois (de Boni à Macassar), la seconde une jeune compagnie de Javanois, la troisième Africaine; je n'ai pas d'Européens et j'en rends graçes à Dieu, car ils ne seroient pas capables de soutenir les fatigues d'une campagne pareille, dans un pays (Sumatra) sans routes." etc.

Nach Sumatra.

Gedenkbuch. „**1846.** Vom 21. Mai bis 8. September Reise durch Sumatra. General Michiels; Oberstlieutenant de Kock. Zurück nach Batavia auf dem Merapi. —

Mehr als ein Jahr hat mein Tagebuch geruht; meine Geschäfte ließen mir zu wenig Zeit übrig; und ein Tagebuch, das

nicht con amore geführt wird, hat wenig Interesse. — Jetzt ist der wichtigste und schwierigste Theil meines Auftrags abgethan und ich kann mit freierem Geist das Reiseleben genießen, d. h. nicht blos sehen und hören, sondern auch darüber glossiren.

Nachdem ich den 15. Mai meinen Rapport über Java geschlossen und abgeschickt hatte, las ich die folgenden Tage noch einige Acten, welche Sumatra betreffen, machte die Vorkehrungen zur Reise, empfing noch am Abend des 20. das ganze Officiercorps von Batavia, über 100 Officiere, die gespeist und getränkt wurden, und schiffte mich am 21. ein.

Das Kriegs-Dampfschiff Vesuvius war diesmal bestimmt, uns nach Sumatra zu bringen. Der Commandant, Capitain Tulleken, ist ein sehr freundlicher, gefälliger und bescheidener Mann, der es durchaus nicht merken läßt, daß es eine große Last ist, die Kajüte einem Fremden abtreten zu müssen.

Wir fuhren bei gutem Wetter durch die Straße Sunda; die Seekrankheit, vor der mir ein wenig bange war, hat mich diesmal verschont; ich bin mit ein wenig Schwindel, der nicht lange gedauert hat, abgekommen.

Am 23. Mai Abends kamen wir in der Nähe von Benkoelen an, wo ich mich ausschiffen ließ, um mit dem Assistent-Residenten van Royen abzureden, auf welche Weise im August die Reise von Benkoelen nach Palembang quer durch Sumatra zu machen sei, und um ihm aufzutragen dazu das Nöthige vorzubereiten. Diese Reise ist nämlich nur ein- oder zweimal von Europäern unternommen worden, und man hält dieselbe für mühselig und gefährlich. In Batavia wollte man mir diese Unternehmung abrathen, sowohl wegen der persönlichen Gefahren, als weil daraus leicht Unruhen im Innern entstehen könnten. Ich bin aber schon gewohnt, mich durch solches Gerede nicht abhalten zu lassen; diese Warnungen und Uebertreibungen haben gewöhnlich ihren Grund in dem Wunsche, sich oder seinen Bekannten eine

Mühe und Anstrengung zu ersparen, wozu die Trägheit und Schlaffheit der Oud-gasten — (Alt-Gäste, Aelter-Ansässige) — sich nicht gern versteht. Ich übernachtete also bei dem Assistent-Residenten von Benkoelen in demselben Hause, welches der bekannte uns feindlich gesinnte Sir Thomas Raffles als Englischer Gouverneur so lange bewohnt hat.

Hier machte ich die Bekanntschaft des famösen Ali Pascha oder Sintot, der als Anführer der feindlichen Truppen im Kriege auf Java uns am meisten zu schaffen gemacht hat. Er war damals ein sehr junger Mensch, zwar von guter Abkunft, aber doch anak gundik, d. h. Sohn eines Beiweibes; er verdankt seine Stellung seinem Muth und seinem Talent. Die Geschichte seines Uebergangs zu unseren Interessen ist bekannt; auf Sumatra hat er eine Legion commandirt, aber er gab Anlaß zu Mißtrauen, so daß man die Legion hat eingehen lassen. Er lebt jetzt in Benkoelen mit geringem Einkommen in einer etwas maskirten Verbannung und unter Aufsicht. Er hat viele Schulden, und sein Costüm, worauf die Javanen so viel halten, ist etwas delabrirt. Blick, Lebendigkeit und Haltung, — Alles verräth bei ihm Muth und Unternehmungsgeist. Ich freue mich ihn später näher kennen zu lernen; er will mich nach Palembang begleiten.

Den 24. früh setzten wir unsere Reise fort; am 25. Abends hatten wir die Rhede von Padang im Gesicht, aber der Commandant des Vesuvius wollte sich bei einbrechender Nacht nicht nähern, da er dies Fahrwasser noch nicht kannte. Am andern Morgen schifften wir uns aus; der Donner der Geschütze begrüßte; am Ufer empfingen mich die Stabsofficiere der Garnison, und ich begab mich zum General Michiels, auf dessen Bekanntschaft ich mich sehr gefreut, und bei dem ich wohnen sollte.

General Michiels ist seit mehreren Jahren Civil- und Militär-Gouverneur der Westküste; mit Talent, Energie und Glück hat er die häufigen aufrührerischen Bewegungen auf Sumatra unter-

drückt, viele Eroberungen gemacht, und dadurch unsere wirklich botmäßigen Besitzungen auf Sumatra ansehnlich vergrößert. Er genießt das Vertrauen der Soldaten und die Eingebornen fürchten ihn; sie nennen ihn den kleinen Teufel. Das Gouvernement schätzt ihn, aber glaubt seinen Eroberungsgeist im Zaum halten zu müssen. Auch abgesehen von der Gefahr neuer Verwickelungen und Aufstände, legt die Colonial-Regierung Hollands wenig Werth auf ausgedehntere Besitznahme, die nichts einträgt, und viele Besatzung und Geld kostet. Ich hoffe darin heller zu sehen, wenn ich Sumatra wieder verlasse; ich werde in Michiels Begleitung die Reise durch sein Gouvernement machen.

Die folgenden Tage beschäftigte ich mich mit der Inspection der Garnison und militärischen Einrichtungen. Am 30. Abends fuhren wir nach dem Landhause des Generals Michiels, das 1 Stunde von Padang von ihm selbst, am Ufer des Flüßchens, das bei Padang in die See fällt, angelegt worden ist. Es besteht erst seit ein paar Jahren, aber die kräftige tropische Vegetation läßt das kaum bemerken. Michiels pflanzt hier hauptsächlich Muskatnüsse; am meisten aber erfreuten mich die herrlichen Weinstöcke, die dreimal im Jahre vortreffliche Trauben geben.

Die Pfingsttage über blieben wir auf diesem Landhause, aber es fehlte nicht an zahlreicher Gesellschaft aus der Stadt, und alle Abende wird eine Partie Whist gespielt.

Den 2. Juni in Padang die Artillerie und das Arsenal inspicirt und einige Vorbereitungen für die Reise gemacht, Pferde gekauft ꝛc.

Den 3. und 4. wieder auf dem Landhause; der Schwiegersohn des Generals Michiels, Oberst-Lieutenant van der Hart, Resident von Tappanoeli, ist angekommen.

Zu Padang sah ich die topographische Aufnahme von Sumatra, welche Capitän Beyernik geleitet hat. Unter ihm nehmen zum größeren Theil Unterofficiere mit Boussole und Meßkette das

Jahr im Durchschnitt 50 Quadratstunden des Landes auf. Es ist freilich eine bloße Recognoscirung, wo Vieles, ja das Meiste, nach dem Auge eingetragen wird; aber es ist doch sehr viel in diesem Klima und in diesem kaum noch zugänglichen Lande. Die meisten dieser Ingenieure sind Deutsche; so habe ich darunter einen jungen Steck aus Darmstadt (der Vater ist Schauspieler) gefunden, den mir Heinrich empfohlen hat; er soll mich nach Palembang begleiten.

Das Capitel des Verhältnisses der Deutschen im hiesigen Dienst ist ein langes, — das ich heute nicht abhandeln will; ich darf den Wunsch, ihnen, wenn sie es verdienen, zu helfen, nicht zu lebhaft äußern, um bei den Holländern nicht den Verdacht parteiischer Vorliebe gegen mich zu erwecken.

Den 6. Juni wohnte ich zu Padang einem Balle bei, in der sogenanten Societät oder Casino; es waren etwa 40 Damen zugegen. Der Stock der Padang'schen Gesellschaft, d. h. die ansässigen Europäischen Familien, sind Englischer Abkunft; die Englische Sprache ist bei ihnen die des gemeinen Lebens und des Umgangs. Die Kinder dieser Familien erhalten ihre Erziehung gewönlich in Calcutta oder in England. — Auch viel gemengtes Blut war dabei; schöne Frauen nur eine, die Madame Boyle, die Enkelin eines Holländischen Beamten, der vor 60 Jahren als Küfer hier ankam und der nun Beisitzer des Gerichts ist. Er heißt Intvelt, ist 80 Jahre alt und blind. — Man war munter, und General Michiels tanzte noch eifrig mit. Ich setzte mich an den Whist-Tisch.

Bis zum 12. Juni blieb ich auf dem Landhause des Generals Michiels, mit Lectüre über Sumatra, und anderen Vorbereitungen zur Reise beschäftigt.

Den 12. Juni zogen wir von Padang aus, nordwärts mitten durch das Land; immer zu Pferde; an Wagen ist noch nicht zu denken. Sumatra ist ein sehr pittoreskes Land, aber im

Vergleich mit Java noch eine Wildniß. Es giebt hier außer Gold, Tiger und Rhinoceros auch Elephanten in Menge, welche letztere auf Java fehlen. Auf dem Wege trifft man überall ihre Fußstapfen und ihre Losung an.

Im Fort van der Capellen (Meneng-kaban) machten wir für einige Tage Halt. Das Fort van der Capellen liegt im Lande Tanah-datar, und an der Stelle wo die Könige von Meneng-kaban früher ihren Sitz hatten. Es war deren Reich ein schwaches Reich, und obgleich die anderen kleinen Könige oder Radjas die Suprematie von Meneng-kaban anerkannten, so war diese Oberherrlichkeit doch auf das Schiedsrichteramt beschränkt. Spuren von voriger Größe finden sich nirgends; nur einige alte Steine mit Javanischen Inschriften, die man aber noch nicht hat entziffern können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Religion der Hindus früher hier eben so wie auf Java geherrscht habe, bis sie durch die Muhammedanische verdrängt worden ist.

Das Land Tanah-datar ist sehr fruchtbar und angebaut; dabei sehr pittoresk, da einige hohe Vulkane von allen Seiten den Horizont begrenzen. Um von der tropischen Natur des Landes einigen Begriff zu geben, will ich die Früchte aufzählen, die gestern (20. Juni) unseren Tisch zierten: Ananas, Granatäpfel, Bananen, Orangen, Djambaebol, Mangka (Wasser-Melonen), Boewa-nonna, Mangustan, &c. Eine schöne Ananas kostet noch keinen Kreuzer. — Meneng-kaban eignet sich sehr der Centralpunkt der Niederländischen Besitzungen auf Sumatra zu werden, sowohl seiner Lage nach, als wegen des Einflusses, den der Name noch auf die Bevölkerung ausübt.

Merkwürdig ist, daß unter den Malaien auf Sumatra republikanische Einrichtungen bestehen, während auf Java der orientalische Despotismus seit undenklichen Zeiten einheimisch ist. Das Land ist in Distrikte von 6 bis 12 bis 50 kleinen Dörfern eingetheilt; die Einwohner solcher Distrikte bilden Stämme, die in

ihren Einrichtungen einige Aehnlichkeit mit den Clans haben; aber die Vorsteher der Stämme werden gewählt; die Versammlung der Vorsteher bildet einen Rath worin nach Stimmenmehrheit entschieden wird.

Ein sonderbares Erbrecht besteht bei den Malaien; die Kinder erben nicht von dem Vater, sondern von der Mutter und dem mütterlichen Oheim, wie das Letztere auch bei den alten Deutschen der Fall war.

Es herrscht unter den Stämmen viel Anarchie; die beständigen Kriege der Bevölkerungen untereinander haben uns die Eroberung des Landes erleichtert; die Einwohner sind aber noch immer zum Aufstande geneigt, und unsere Besatzungen sind stets au qui-vive.

Von Meneng-kaban gelangten wir über Fort de Kock am 28. Juni nach Bonjol; von hier ging es am 30. durch die wilderen und weniger bewohnten Gegenden, über Rau und Fort Elaut, in den nördlicheren Theil unserer Besitzungen, der nicht mehr von Malaien, sondern von den Battah bewohnt wird, einem viel roheren, aber doch gutartigen Volksstamm, der seine eigne Sprache und Schrift hat.

Ihre Religion besteht aus sehr schwachen Nachklängen der Hindu-Religion; auf den langen Stäben ihrer Priester sind die sogenannten Indischen Götzenbilder: Shiwa, Pravati, Lingam rc. eingeschnitten; aber keine Tradition aus früheren Zeiten ist unter ihnen übrig geblieben. Man nennt sie Heiden (Kafir), weil sie nicht Muhammedaner sind.

Alles weiset darauf hin, daß man es nicht mit Wilden, sondern mit einer zurückgegangenen, und durch den Islam zertretenen Civilisation zu thun hat. Ihre Adat, d. h. ihre Staatsregelung und Gewohnheitsrecht, sind so kunstmäßig, eigenartig und zum Theil complicirt, daß man leicht begreift, es müsse früher hier ein höherer Grad der Cultur geherrscht haben. — Wir dürfen

uns daran nicht stoßen, daß sie wirklich Menschenfresser sind, d. h., daß sie, wenn sie durch unsere Aufsicht nicht daran verhindert würden, ihre nach Urtheil und Recht hingerichteten Feinde und Missethäter aufzehren würden. Vor acht Jahren hat das noch stattgefunden, und in den uns nicht unterworfenen Landestheilen geschieht es noch. Sie thun dies aber nicht aus Wohlgeschmack am Menschenfleisch, sondern das Gefressenwerden des Missethäters macht bei ihnen einen Theil der Strafe aus, wie bei uns vor Kurzem noch das freilich viel rohere Rädern und Viertheilen. Sie martern ihre Gefangenen nicht, wie denn überhaupt ihre Gesetze mild sind, und die meisten Verbrechen mit einer Geldbuße nach einem Tarif abgekauft werden können.

Unter den Beamten und Officieren hier giebt es viele Deutsche, die meistens ihren Schiller und ihren Goethe besitzen. Zufällig fielen mir neulich „die Wahlverwandtschaften" in die Hand und ich las darin: (aus Ottiliens Tagebuch): „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen und Niemand wird lange mit Tigern und Elephanten wohnen, ohne die Gesinnung zu ändern." Ich verspüre davon gar nichts, wie denn überhaupt die Palmen keinen großen Eindruck auf mich gemacht haben; es ist ein sehr eintöniger Anblick. Anders verhält es sich mit den herrlichen Waringin (ficus religiosa), von denen ich schon früher gesprochen; indem der Baum mit seinen niedersteigenden Luftwurzeln eine Gothische Kirche mit ihren Hallen darstellt; anders mit den hohen gerade aufsteigenden Tandu-allas, deren Wurzeln Strebepfeiler bilden, und mit den Riesenfarren und Lianen. Doch wozu beschreiben, was man in Büchern besser lesen kann.

Den 12. Juli erreichten wir aus dem Innern wieder die Küste in Tappanoeli. Auf dem dieser Stadt nahen Landhause des Residenten, des bereits genannten Oberstlieutenant van der Hart, in Padang Sidoem-poeang, machten wir Rasttag und ich wurde hier durch eine Masse langersehnter Briefe erfreut, die vor einigen

Tagen aus Batavia angekommen waren, darunter sieben Nummern vom Vater. Ueber allen diesen Briefen habe ich eine halbe Nacht um so lieber durchwacht, als ich auch nicht durch eine einzige wesentliche ungünstige Nachricht betrübt wurde.

Mit General Michiels verstehe ich mich fortwährend sehr gut; wir haben am 18. Juni zusammen die Erinnerung an Waterloo gefeiert.

Am 14. Juli brachen wir von Padang Sidoem-poeang auf, um das Gebirge Looboe-Radja (d. h. Königswüste) zu ersteigen, dessen Gipfel 9 bis 10,000 Fuß hoch ist. Ich ertrage das Alles sehr gut und fühle mich sehr wohl; überhaupt ist es im Gebirge in Indien, d. h. wenn man sich nur einmal 2000 Fuß über dem Meeresspiegel befindet, nicht viel heißer als in dem südlichen Europa.

Nachdem wir den Gipfel erstiegen hatten, das Bivouac aufgeschlagen und eine gute Mahlzeit eingenommen war, begaben sich meine Gefährten zur Ruhe. Ich machte ganz allein eine Excursion, um eine freie Aussicht nach Norden zu gewinnen. Der Gipfel bildet aber ein sumpfiges Dickigt; die hohen mit Moos bewachsenen Bäume faulen zum Theil ab, viele sind umgestürzt. Ueber Stock und Stein und durch Morast hatte ich mich eine halbe Stunde Wegs durchgewunden, als ich eine offene Stelle traf. Und was sah ich! — Eben auch nur Berge und Wälder und die Sonne, die eben untergehen wollte. Ich eilte zurück, aber die Nacht, die im tropischen Klima so plötzlich hereinbricht, überfiel mich, und ich konnte den Weg nicht mehr finden. Nach langem vergeblichem Rufen faßte ich den Entschluß auf einem bemoosten Baume mein Nachtlager zu bereiten und den Morgen abzuwarten. Gefahr war wenig, denn Tiger, Elephanten und Rhinoceros gehen nicht so hoch, weil es auf dieser Höhe kalt ist und weil sie da keine Nahrung finden. Vier Stunden, von 6 bis 10, habe ich auf diesem Baume zugebracht und war

schon eingeschlafen, als ich durch Rufen geweckt wurde. Meine Gefährten, die lange geschlafen hatten und mich beim Erwachen nicht gleich vermißten, waren erst unruhig geworden, als ich beim Nachtessen nicht erschien. Nun ging Alles ans Suchen — mit Fackeln; d. h. mit aus dem großen Bivouacfeuer gezogenen Scheitern Holz. Die Battah's, die Menschenfresser, die uns etwa dreißig an der Zahl auf den Berg begleitet hatten, liefen voran. — Man hätte die Freude dieser Menschen sehen sollen, als sie mich wiederfanden; sie zitterten und konnten nicht sprechen. Ihre Angst war groß gewesen, nicht wegen der wilden Thiere, denn sie wissen recht gut, daß die sich nicht auf solche Höhe begeben, sondern wegen der vielen Teufel, Begus, die auf dem Berge hausen; ein Battah geht nie allein auf diesen Berg Looboe-Radja. Daß ich wohlbehalten wiedergefunden sei, erklärten sie so: die Teufel haben es nicht gewagt den Tuwan-besaar (großen Herrn) anzupacken.

Von diesen Battah's könnte ich viel erzählen, doch ich werde auch ein Buch mitbringen, worin ihre Sitten und ihre politische Haushaltung geschildert ist; — ein Beamter, der ein paar Jahre unter ihnen gelebt hat, hat es geschrieben. Ich wiederhole jetzt nach eigener Beobachtung, man hat hier nicht Wilde nach dem gewöhnlichen Begriff, sondern offenbar eine zurückgegangene Civilisation vor sich, die von den Hindus gegründet war. Was von religiösen Gebräuchen übrig geblieben ist, deutet darauf hin. Den politischen Zustand kann man kurz so auffassen: Es sind kleine aristokratische Republiken mit einer Bundesverfassung. Obgleich alle arm und ungebildet sind, besteht ein strenger Unterschied der Stände, aber keine Kasten. Kein öffentlicher Gottesdienst, keine Tempel, keine Priester, aber Hausgötzen und Zauberer, die zugleich Aerzte und Wahrsager sind. — Ich bringe einen Zauberstock mit, auf dem unverkennbar die Bilder der Indischen Mythologie eingeschnitten sind: Durgo, Naga, Lingam &c.

Die Rückreise von Tappanoeli nach Padang haben wir zu Schiffe gemacht, und kamen am 28. Juli wieder in Padang an, nachdem wir 47 Tage auf dieser Reise durch das Innere von Sumatra, doch der Westküste näher, zugebracht hatten. In Padang blieb ich beschäftigt bis gegen den 10. August, ging dann zu Wasser nach Benkoelen, und trat von da den letzten Theil dieser Reise an, den Weg von Benkoelen nach Palembang, von der Westküste nach der Ostküste, quer durch die Insel. Diese Reise hatte eine romantische, d. h. abenteuerliche Seite, weil ich 12 Märsche durch einen Landstrich gemacht habe, der ganz mit Wald bedeckt und von einem wilden, raubsüchtigen Volksstamme, den Redjangs, bewohnt ist. Ich hatte ein paar hundert Mann Escorte, die nicht überflüssig sein mochten. Alles ist aber ohne große Beschwerlichkeit, ohne eine Spur von Feindseligkeit von Seiten der Redjangs abgelaufen.

An der Ostküste, in Palembang ist Obristlieutenant de Kock Gouverneur, bei dem ich mich, wie in der Umgebung von Palembang mehrere Tage aufhielt; und Anfangs September war ich in Batavia zurück; sehr befriedigt von meiner Reise nach Sumatra, wo es mir sehr gut gefallen hat; doch hat mich diese Reise viel Geld gekostet, verhältnißmäßig viel mehr als die durch Java.

Die letzten Wochen in Batavia.

8. September bis 1. November 1846.

Den 15. October hatte ich meine Arbeit beendigt und den letzten Theil meines Rapports abgehen lassen; die folgenden Tage wurden mit Vorbereitungen zur Abreise und mit Abschiedsbesuchen zugebracht.

Während dieses meines letzten Aufenthalts in Batavia machte ich noch die Bekanntschaft des jungen Grafen Karl Görtz, der

auf einer größeren Reise zu seinem Vergnügen und zu seiner Belehrung begriffen ist; ebenso die des Franzosen Eugène Delessert, der mit Jenem in Gemeinschaft reiset.

In jeder Beziehung habe ich Ursache mit meinem Aufenthalt in Indien zufrieden zu sein; und ich muß dankbar anerkennen, daß ich bei dieser ganzen Unternehmung sehr viel Glück gehabt habe; das größte Glück aber ist, daß ich hoffen darf alle lieben, theuren Verwandten wieder zu finden. Nur das betrübt mich, daß ich einen meiner Begleiter, den Lieutenant George, zurücklassen muß, der an Dyssenterie schwer erkrankt ist, und sobald er hergestellt ist, direct nach Holland zurückkehren wird. List wird Capitän und Adjudant des General-Gouverneurs Rochussen; dagegen wird außer Leclercq Herr van Aerssen, früher Legations-Secretär in Brüssel, der Herrn Rochussen nach Java begleitet hatte, nach Europa mit mir zurück kehren. Bis zum letzten Augenblicke sind meine Dienstverhältnisse sehr angenehm gewesen; der Gouverneur Rochussen behandelt mich mit Freundschaft und Vertrauen. — Ich war vom 18. zum 22. October in Buitenzorg, um Abschied zu nehmen.

24. October. Ich bin heute 52 Jahre alt geworden und bei dieser Gelegenheit blicke ich mit großer Seelenruhe rückwärts und vorwärts. — Was das „rückwärts" betrifft, so halte ich es mit Lessing's Spruch: „Viel zu grübeln was man Alles hätte thun können, ist das Schlimmste was man thun kann."

Bei dem „vorwärts" muß ich allerdings an Indien denken. Es wird mir wahrscheinlich angeboten werden als Commandant der Armee dahin zurückzukehren, und für mich ist es, ob ich annehme oder nicht, — wie die Dinge in Europa stehen, wesentlich eine Geldfrage; d. h. ob man mir solche Bedingungen macht, daß ich in 5 oder 6 Jahren ein unabhängiges hübsches Ver-

mögen erwerben kann. Wenn ich das thun kann, warum sollte ich die Gelegenheit vorbeigehen lassen?

Unabhängigkeit ist conditio sine qua non um mit Anstand eine politische Rolle zu spielen. Ich bin viel zu alt um diese noch zu suchen; wenn aber die Fata es so wollten, möchte ich wenigstens freie Hände haben. Uebrigens werde ich die Wünsche der Eltern und Familie gewiß berücksichtigen; vor der Pension erschrecke ich gar nicht, — weit mehr vor einem ganz unbedeutenden Wirkungskreis (einer Sinecur) in Holland. An Beschäftigung soll es mir nicht fehlen; ich freue mich darauf, zur Wissenschaft und Litteratur zurückzukehren, die ich in den letzten Jahren so sehr vernachlässigen mußte, daß ich ein elender Nachzügler geworden bin.

Ich hoffe bei meiner Rückkehr einige Tage in Hornau zuzubringen, ehe ich nach dem Haag gehe, wo ich wahrscheinlich so viel Beschäftigung finden werde, daß ich nicht sogleich wieder abkommen kann.

Meinem Diener Mathes Steyer aus Hornau habe ich heute seinen Abschied gegeben; er kehrt in den nächsten Tagen mit dem Kauffahrteischiff Amboina (Capitän Laurens) nach Europa zurück, und wird also vor mir ankommen. Ich mußte den Mathes bei meiner Reise ins Innere von Java und nach Sumatra in Batavia zurücklassen; die Einsamkeit und Langeweile haben ihn verdorben. Er ließ sich verleiten die Gesellschaft von Unterofficieren und Musikanten aufzusuchen, und so ist er in der letzten Zeit ein arger Trinker geworden, bis zum delirium tremens. Uebrigens habe ich keine Klage gegen ihn und er hat mir versprochen sich zu bessern, worauf ich aber wenig baue. Man soll ihn in Hornau freundlich behandeln, aber ihn nicht in das Haus ziehen, denn ich nehme ihn gewiß nicht wieder. An Geld fehlt es ihm nicht; ich habe ihn gut bezahlt, und er hat etwas erspart.

Ich habe noch einen Rhinoceros- und Tigerkopf zum Geschenk erhalten, die ich an Max abgehen lasse; auch hat man mir ein Tapirfell versprochen, das aber erst von Sumatra kommen muß. Alle diese Sendungen sind für Heinrich und Max bestimmt; ich will durchaus in den Naturalienkabinetten nicht paradiren, weder in natura noch durch meine Geschenke. Solche Eitelkeiten gehören in S. Brandt's Narrenschiff.

Reise von Batavia über Englisch-Indien in die Heimath.

Gedenkbuch: **1846.** Batavia verlassen den 1. November; Singapore, Ceylon, Madras, Calcutta.

1847. Den 2. Januar Calcutta verlassen. Reise im Palankin über Benares, Allahabad, Lucknow, Agra, Delhi, Umballa, Lahore, Simla, Murut, Agra, Gwalior, Indore, Ajunta, Ellora, Aurungabad, Poona und Bombay. Gouverneur Mr. Clerk. Den 15. April Bombay verlassen. Aden, Cairo, Alexandrien. (Ibrahim Pascha, der Niederländische Consul Herr Schütz.) Den 26. Mai Alexandrien verlassen. Sira, Corfu, Triest, Venedig (Herzog von Bordeaux und Herzogin de Berry), Mailand, Splügen, Zürich, Basel. Den 20. Juni in Hornau, den 30. Juni im Haag.

Den 1. November früh 7 Uhr begaben wir uns auf den Merapi, dasselbe Dampfschiff, auf dem ich nach Indien gekommen war. Die Officiere der Garnison Batavia gaben mir das Geleite bis an den Boom, die Stelle am Hafen, wo man die Schaluppe besteigt.

Um 5 Uhr Abends reisen wir ab. Die Reise von Batavia nach Singapore mit dem Dampfschiffe dauert gewöhnlich 74 bis 75 Stunden. Zu Muntok auf der Insel Banka und bei Riouw an der Insel Bintang, schon nahe Singapore, wird angehalten, um die Correspondenz abzugeben.

Den 4. Abends kamen wir zu Singapore an und stiegen im London-Hotel ab. Es ist gut und reinlich bei mäßigen Preisen; man bezahlt 3 Spanische Matten, ohngefähr 7½ Gulden täglich.

Den 5. Morgens machte ich Besuch bei dem Gouverneur, Colonel Butterworth, der uns sehr freundlich empfängt. Die Englischen Officiere in Garnison machen mir den ersten Besuch. Colonel Butterworth schlägt mir eine Spazierfahrt vor, wobei eine Conversation über die Colonialverhältnisse in Ostindien sich entspinnt. Der Umsatz auf Singapore beträgt jährlich 5 Millionen Pfd. Sterling. Noch immer wird viel gebaut; doch fürchtet man, daß Makassar — als Freihafen — Singapore den Boeginesischen Handel entziehen werde. Butterworth that mir Fragen über unser Vertheidigungssystem, und ob der Sitz des Gouvernements von Batavia nach dem Binnenlande verlegt werde? Was Ambrawa für uns bedeute? Singapore, das 1819 gegründet wurde, hat nun 17,000 Einwohner und ist in stetem Zunehmen. Die Chinesen machen den größten Theil der Bevölkerung aus. Bei der Besichtigung der Stadt am 6. November fällt mir, außer der Moschee, der Chinesische Tempel auf, der schön ist. Die Propaganda fidei, welche über sehr viel Geld verfügt, baut eine neue Kirche; viele Chinesen werden zur katholischen Religion bekehrt.

Ich sah das Hospital, das Seapoy-Regiment in Garnison und das Detaschement der Ceylon rifles.

Den 6. Abends war ich bei dem Gouverneur Butterworth zu Tisch mit etwa 30 Personen: Officiere der Garnison und von der Marine, die angesehensten Kaufleute und die fremden Consuln; dazu ein halbes Dutzend Damen.

Auf der Rhede, die einen guten Ankergrund hat, liegt eine große Menge von Schiffen; die kleinen Prouwen mitgerechnet, wohl einige Hunderte. Die Toko's (Chinesische Kaufladen) in Singapore sind nicht so gut versehen wie die in Batavia.

Singapore hat keine Vertheidigung, nicht einmal ein Fort. Der Gouverneur Butterworth sprach davon, er sei in einiger Verlegenheit gewesen, was zu thun, als der Ausbruch eines Kriegs mit Amerika gedroht habe.

Den 7. um 12 Uhr schifften wir uns ein auf dem Englischen Dampfschiffe Lady Mary Wood; wir sind von Singapore bis Ceylon 10 Tage unterwegs geblieben, da wir Gegenwind und Gegenstrom hatten (Counter-Currants). Bei Poelo-pinang hielt das Dampfschiff einige Stunden an, so daß wir Zeit hatten, uns umzusehen. Diese Insel ist sehr gebirgig; St. Georgetown hat ein vierseitiges bastionirtes, revetirtes Fort, das die Rhede beherrscht. Die Garnison besteht aus der andern Hälfte des Madras-Seapoy-Regiments, wovon die eine Hälfte in Singapore liegt. Die Stadt ist häßlich und bietet dem Beschauer wenig Interesse.

Unsere weitere Fahrt führte uns dicht an der Nordwestspitze von Sumatra, Cap Atchin, vorbei; von da sahen wir bis Ceylon kein Land mehr.

Die Gesellschaft auf der Lady Mary Wood war angenehm und interessant, meistens Englische Officiere, die aus China zurückkehren, davon gern erzählen und einer neuen Bestimmung entgegen gehen. Die meisten klagen über Langeweile auf Hongkong. Auch ein Französischer Missionär, der père Gobet, war auf dem Schiffe; kein Gelehrter, aber ein recht wohlwollender, mittheilender Mann, der Vieles gesehen und erfahren; er hatte zehn Jahre in China, der Tatarei und in Tibet zugebracht. Merkwürdig war es mir, daß er sehr unbefangen und vorurtheilsfrei über Alles, selbst über religiöse Gegenstände, sprach, — bis auf eine Marotte, in der er befangen war; diese Marotte ist der Teufel! Er behauptet nämlich, der Teufel habe unter den Heiden viel mehr Macht als unter den Christen; in der Christenheit wage er kaum mehr sich sehen und spüren zu lassen; aber in China und in der Tatarei spuke er jeden Tag; und zum Beweise erzählte er eine Menge von Teufelsspuk, dem er theils vollen Glauben schenkt, theils ihn selbst erlebt haben will. So soll nach ihm der Teufel die Kunst besitzen, die Todten aufzu-

wecken und zum Schreck der Lebendigen spazieren zu führen. Er fügte bei, um diesem Spuk zuvorzukommen, begraben die Chinesen ihre Todten sehr schnell, und daher werden Viele lebendig begraben. Ich halte den Mann für unfähig absichtlich zu lügen; man sieht also, wie die Phantasie selbst sonst aufgeklärten Leuten mitspielen kann.

Es wurde unter den Officieren viel über den Krieg mit den Sikhs gesprochen, den man als noch nicht beendigt ansieht. Einer dieser Passagiere, Capitän Hill, ist Auditeur in Nagpur und hat uns dahin eingeladen.

Montag Abends den 16. November kamen wir in Point de Galle unter einem Platzregen an, und stiegen im Hotel Mansion house ab, wo Görtz und Delessert Quartier für uns gemacht und der Erstere einen Brief an mich zurückgelassen hatte, der durch die Güte des Herrn Dr. Ephraim Esq. noch an Bord der Lady Mary Wood an mich gelangte, und der für meinen Aufenthalt in Ceylon sehr nützliche Winke enthielt.

Ceylon.

16. November bis 7. December 1846.

Point de Galle ist ein großes, altes, Holländisches Fort, sehr unregelmäßig; doch wird es von den Engländern unterhalten. Nur 12 Stück Zwölfpfünder stehen in Batterie und beherrschen die Einfahrt der Bucht, wo die Schiffe vor Anker kommen. Point de Galle ist an sich unbedeutend, nur die Ankunft der Dampfschiffe giebt ihm Leben.

Auf Ceylon liegen 3 Regimenter, 2 Europäische und ein Malaisches, die Ceylon-rifles. Der Stab der 3 Regimenter ist in Colombo; Detaschemente in Point de Galle, Kandy, Trinkomale und Nieuw-Aurelia (?), diese letzte eine Station im Gebirge, 6000 Fuß hoch.

Den 17. sahen wir uns in Point de Galle um; ich erhielt die erste Visite von dem Commandanten Major Bonnor und von einigen Englischen Officieren.

Da wir 10 Tage wenigstens auf Ceylon zu bleiben haben, in Erwartung des Dampfschiffes, das uns nach Calcutta bringen wird, hatten wir Zeit zu einem Ausflug.

Den 18. nach Colombo (72 Engl. Meilen) mit der Mail-Coach; der Weg wird in 10 Stunden zurückgelegt; er ist sehr gut und läuft am Seestrande fort.

Die Ceylonesen sind schwärzer als die Malaien; sehen, ungeachtet ihrer langen schwarzen Bärte, sehr weibisch aus, und haben durchaus jüdische Züge. Sie gehen fast nackt; eine kurze Schürze, mit Gürtel um den Unterleib befestigt, welche die Blöße deckt, ist ihr ganzer Anzug; die langen Haare tragen sie wie die Frauen bei uns, mit Kämmen aufgesteckt. Die Wohlhabenderen sind weiß gekleidet. Man sieht fast keine Frauen.

In Colombo machte ich dem Gouverneur Sir Collin Campbell sogleich eine Visite; er ist ein sehr alter General, der schon alle Feldzüge in Spanien unter Wellington als Stabsofficier mitgemacht hat. Ich wurde zum Essen eingeladen; der General hat einen sehr guten Französischen Koch, so daß ich bei ihm das beste Diner eingenommen habe, das mir seit 3 Jahren zu Theil geworden ist. General Campbell trank sehr herzlich die Gesundheit unseres Königs, den er in Spanien gekannt hat.

Sowohl in Singapore als auf Ceylon ist mir die Masse localer politischer Blätter von allen Farben aufgefallen. Auch in den Englischen Colonien herrscht Preßfreiheit, und davon wird ohne Umstände Gebrauch gemacht. Man genirt sich nicht, die Maßregeln des Gouvernements durchzuhecheln. So fordert man jetzt auf Ceylon einen jüngeren*) Gouverneur, der kein Soldat,

---

*) Und doch hat Sir Collin Campbell noch vor Sebastopol rüstig und tapfer gekämpft.

sondern ein Geschäftsmann sei, und die Interessen der Pflanzer und des Handels begreife und zu Herzen nehme. Dies Gouvernement der Colonie dürfe nicht länger als eine Versorgungsanstalt für abgelebte Soldaten angesehen werden.

Den 19. von Colombo nach Candy, 72 Meilen; der Weg durch das Gebirge ist unvergleichlich schön. Das Gebirge ist zwar nicht sehr hoch, aber steil und mit scharfen Conturen; die schroffen Wände und Felsmassen von Gneiß bilden sehr romantische Landschaften; der Weg durch den Gebirgspaß ist sehr gut angelegt und wird mit Sorgfalt unterhalten.

Unterwegs sahen wir Zelte aufgeschlagen, da ein Regiment auf dem Marsche ist von Candy nach Colombo. Auch begegneten wir einigen mit Elephanten bespannten Bagagewagen, die einen sehr sonderbaren Anblick geben. Die Elephantenwagen werden auch zum Straßenbau verwendet. An der Straße steht eine Denksäule zu Ehren des Ingenieurs, der dieselbe gebaut hat und kurz vor der Beendigung, von Ermüdung aufgerieben, gestorben ist. Candy hat eine außerordentlich schöne Lage in einem Gebirgskessel; es erinnert ein wenig an Baden-Baden; doch hat es einige große Teiche, die man fast See nennen kann, vor Baden voraus; das Hotel ist ziemlich gut.

Wir besahen die Merkwürdigkeiten und machten einige recht angenehme Bekanntschaften.

Die Merkwürdigkeiten sind: der botanische Garten unter der Aufsicht des Doctor Gardiner, der eine Reisebeschreibung durch Brasilien herausgegeben hat. Der Garten ist sehr reich und wohl unterhalten; er kann mit dem von Buitenzorg wetteifern. Die Höhe seiner Lage ist 1700 Fuß über der Meeresfläche und die gemittelte Temperatur 75 bis 78 ⁰ Fahrenheit.

Dann der Palast der Könige von Candy, der unterhalten wird und als Gouvernementsgebäude und Gefängniß dient. Er enthält auch den berühmten Buddhatempel, wo der Zahn des

Buddha als Reliquie aufbewahrt wird. Das Innere dieses Tempels gleicht alten katholischen Kapellen; besonders fielen mir einige Gemälde auf, die an die altdeutsche Schule erinnern. Bisher hatte ich nur Statuen von Buddha gesehen, und so war es mir unerklärt geblieben, was eine gewisse Spitze in triangulärer Form bedeute, die er auf dem Haupte trägt; ich hielt es für einen Kopfputz. Auf den gemalten Bildern wird es deutlich, daß es eine Flamme ist, die aus dem Kopfe hervorstrahlt; ein Gegenstück zu unserm Heiligenschein oder zur Sonne, die das Haupt des Christus umgiebt. Das Gewand Buddha's ist immer gelb, die Stola roth. Auch alle Buddha-Priester tragen eine gelbe Toga, ihr Haupthaar ist geschoren; sie tragen keinen Bart.

Der Zahn des Buddha wird in einer Menge von in einander passenden goldnen Kapseln bewahrt und nur einmal im Jahre gezeigt und in Prozession herumgetragen. Bei dieser Prozession figuriren auch weiße, heilige Elephanten, die sich von selbst auf die Kniee werfen, wenn der Zahn des Buddha vorbeigetragen wird. Es besteht große Aehnlichkeit der Buddhistischen Lehren mit denen des Christenthums; mehrere der zehn Gebote sind wörtlich dieselben; doch haben auch die Buddhisten viele Klugheitsregeln, welche den Lehren des Christenthums fremd sind, wie z. B. Alles bei ihnen Mißtrauen gegen die Frauen athmet.

Eine kleine Stunde von Candy ist noch ein Buddha-Tempel, oder vielmehr eine Grotte in den Gneißfelsen gehauen; darin ist eine kolossale Statue des Buddha, liegend, ausgehauen; sie ist wenigstens 36 Fuß lang und bemalt, in gelbem Gewande.

In beiden Tempeln sieht man eine Menge kleiner Statuen des Buddha, von Gold, von Silber, von Holz, auch von Krystall, meistens von 6 Zoll bis 1 Fuß hoch; es sind Weihgeschenke.

Ich habe die Bekanntschaft des Ingenieur-Obersten Filpot gemacht, eines sehr artigen, freundlichen Mannes, der lange in Canada gedient hat. Zum Frühstück bei ihm eingeladen, fand

ich eine sehr liebenswürdige Familie, darunter eine sehr hübsche Tochter, und mehrere Englische Officiere der Garnison.

Unsere Reise wurde vom herrlichsten Wetter begünstigt. Den 21. und 22. fuhren wir von Candy über Colombo nach Point de Galle zurück; das Hotel hier ist gut, der Preis 4 Pfund die Woche, der Bordeaux (Clairet) kostet 6 Schillinge die Flasche. Der Zusammenfluß der Fremden auf Point de Galle ist sehr groß; hier kommen an die Leute aus Calcutta, Singapore, China, Java, Bombay, Scinde (Indus) und Aegypten; hier erhält man die neuesten Nachrichten aus Europa. Ueberhaupt sind die vielen interessanten Bekanntschaften, die man auf einer solchen Reise macht, ebenso viel werth als das, was man sieht. So habe ich auf Colombo den Herrn Colvin getroffen, einen Secretär des Englischen Generalgouverneurs in Calcutta; er sagte mir auch, man habe für mich einen Reiseplan in Bereitschaft, dem zufolge ich von Calcutta über Benares, Luknow, Delhi nach Simla am Fuße des Himalaya gehen würde. In Simla ist der Generalgouverneur Lord Hardinge, der sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen dort aufhalten muß, um in der Nähe des Pundjab und der Sikhs zu sein, wo man neue Verwicklungen fürchtet.

Es war mir interessant in Point de Galle mit einem Corsikaner zusammenzutreffen, einem alten Officier der Französischen Armee Napoleons. Dieser Corsikaner hat am Sutledj die Artillerie der Sikhs commandirt; er ist ein ziemlich roher, ungehobelter Kerl, aber er erzählt gern und läßt seinem Haß gegen die Engländer freien Lauf.

Die Armee der Sikhs war seiner Angabe nach am Sutledj an 100,000 Mann stark, wohl geübt und mit Allem wohl versehen. Die Artillerie soll in 250 Stücken bestanden haben, die theils in Lahore, theils in Ispahan gegossen waren, doch Zwölfpfünder ihr leichtestes Kaliber; die Cavallerie 25,000 Mann stark. Mein Corsikaner behauptet, am ersten Tage der Schlacht

wären die Sikhs auf dem Punkte gewesen zu siegen; und dann würden sie bis nach Calcutta unaufgehalten vorgedrungen sein und die Engländer aus Indien verjagt haben; es seien fünf Europäische Officiere in hoher Stellung bei den Sikhs gewesen: ein Franzose, General Mouton, habe die Infanterie; ein Deutscher, Schulz, die Cavallerie; er, der Corsikaner, die Artillerie; ein Spanier, Alcantara, das Genie commandirt. Das Commando war in Französischer Sprache, und das Französische Reglement wurde gefolgt. Die Häupter der Sikhs seien ohne militärisches Talent.

Der Corsikaner bewundert die Tapferkeit der Engländer; — nicht durch gute Dispositionen, sondern durch die Aufopferung der Europäischen Soldaten hätten sie den Sieg errungen. Besonders lobt er zwei Englische Cavallerie-Regimenter, Lanciers und Dragoner, die unter dem fürchterlichsten Kanonenfeuer die Linie der Sikhs durchbrochen hätten.

In Point de Galle habe ich auch noch einige Parsis-Feueranbeter kennen gelernt; es sind Kaufleute, die von Bombay nach China gehen; ich werde diese Classe in Bombay näher kennen lernen.

Den 23. wohnte ich dem Exercieren von zwei Compagnien Ceylon-rifles bei; es sind Malaien, und man hat ihnen eine bessere militärische Haltung beigebracht als wir unsern Javanen; sie marschieren sehr gut und sind auch im Tirailliren wohlgeübt. Das erste Glied fällt im Carrée und Klumpen noch auf die Knie. Die Kleidung ist ganz die der Europäischen Rifles, also dem Klima nicht angemessen. Doch davon hier genug.

Gestern (27. November) sind einige Englische Officiere von einer Elephantenjagd zurückgekommen, die 14 Tage gedauert hat, und wobei 20 Elephanten erlegt wurden. Wäre ich gewiß gewesen, so viele Zeit bis zur Ankunft des Schiffs, mit dem ich

weiter reise, übrig zu haben, so würde ich es mir nicht haben nehmen lassen, diese Expedition mitzumachen.

Ceylon producirt den besten Zimmt, guten Kaffee, Zucker und Kokosnuß-Oel. Der Reis gedeiht schlecht und das Erzeugniß davon ist nicht hinreichend für die Consumtion, so daß eine bedeutende Masse vom Indischen Continent eingeführt werden muß.

Die Revenüen bestehen im Zehnten aller Produkte, in der Douane, die sehr hoch ist, und in dem Araks-Pacht. Die Einnahme übertrifft die Ausgaben, so daß einige Englische Regimenter von dem Ueberschuß der Einnahmen bezahlt werden.

Bei dem großen Zusammenfluß von Fremden lebt man hier in einer Babylonischen Sprachverwirrung: Holländisch, Portugiesisch, Englisch, Deutsch, Französisch, Malaisch, Hindostanisch und Ceylonesisch, auch wohl Chinesisch, — hört man stündlich, — und ich habe dabei diese Menschen vor Augen, die Neger nicht zu vergessen und die Perser, — Alle in ihrer nationalen Kleidung. Auf dem Dampfschiffe Lady Mary Wood waren auch Abyssinische Matrosen. Portugiesen, die sich zuerst auf Ceylon niederließen, und die noch die Portugiesische Sprache beibehalten haben, gehören zu den Einwohnern. Diese Portugiesen allein haben sich hier ganz acclimatisirt und mit eingebornen Frauen zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen; die Nachkommen (Halfcast) der Holländer und Engländer sterben aus, oder verlieren sich in der eingebornen Bevölkerung; d. h. der Malaische oder Ceylonesische Typus erhält das Uebergewicht.

Die Zeit bis zu der Ankunft des Dampfschiffs brachte ich außer dem Allen zu mit Erledigung meiner rückständigen Correspondenz mit Lectüre in der öffentlichen Bibliothek, die auch für Fremde offen ist, und mit Excursionen in der nähern Umgegend, wo noch manche interessante Buddhistische Tempel besucht wurden. Auf der Bibliothek las ich in den Reviews meist Indica und militärische Aufsätze.

Wir lebten viel in Gesellschaft der Englischen Officiere und diese und wir fêtirten uns gegenseitig durch belebte Diners. Die Engländer sind sehr artig und zuvorkommend, wenigstens hier in ihren Colonien.

Endlich, am 7. December, kommt das Dampfschiff von Suez an, nachdem schon die Besorgniß hier entstanden war, es müsse ihm ein Unglück widerfahren sein. Zehn Tage über die gewöhnliche Zeit hatten wir darauf gewartet. Es war im Kanal (rothen Meer) ein Rad an der Maschine gebrochen, so daß man zurückkehren und ein anderes Schiff nehmen mußte *).

---

*) Zu der erwähnten rückständigen Correspondenz gehörte auch ein Brief von mir, den Fritz wohl noch auf Sumatra erhalten hatte. Ich habe ihm nicht oft nach Indien geschrieben, aber von Zeit zu Zeit über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland Bericht erstattet, in soweit mir in meiner Isolirung in Monsheim der Stoff zugänglich war. Doch datirte wohl jener letzte Brief aus der Zeit, in der ich durch mancherlei Anregung dem öffentlichen Leben wieder näher gerückt wurde. Es war das die Zeit des überall wieder erstarkenden Nationalbewußtseins, und in Preußen, nach dem Stillstandsjahr von 1844, die Zeit der erstarkenden Opposition gegen die Regierungspolitik, des entschiedeneren Verlangens nach Reichsständen, das sich in zahlreichen städtischen Petitionen an die Provinzial-Landtage aussprach, und dem endlich die Berufung des vereinigten Landtags auf den 11. April 1847 einigermaßen entsprach. Es war das auch die Zeit, die das Bedürfniß erzeugte, dem das Programm der Deutschen Zeitung bald darauf den Ausdruck verlieh:

„Bereit und reif sein", nannte ein großer Dichter das Ein und Alles der sittlichen Vollendung; es ist auch das Ein und Alles der politischen ꝛc."

„Bei dem mannichfachen Regiment, in das wir uns theilen, bei den ganz verschiedenen Stufen und Gesichtskreisen politischer Bildung in Deutschland werden mit den üblichen Wörtern von Position und Opposition, von Liberalismus und Conservatismus, von Fortschritt und Reaction so verschiedenartige Begriffe verbunden, daß es auf alle Weise rathsamer erscheint, lieber gleich das bestimmte Ziel zu nennen, nach dem man geht, als die Truppe, mit der man geht."

Was ich nun, an solche Ideen wohl anknüpfend, meinem Bruder geschrieben, das weiß ich nicht mehr; mein Brief ist nicht erhalten; es geht aber zum Theil aus seiner Antwort hervor, obgleich ich Ursache habe, ein Mißverständniß zu vermuthen; denn damals konnte es meine Absicht nicht sein, daß die Nothwendigkeit einer Trennung der Wege Oesterreichs und Preußens bei der inneren Entwicklung und Gestaltung Deutschlands zur Pa-

role gegeben werde. Die Lage und das Bedürfniß des Augenblicks wurde vielmehr bald in dem Programm der Deutschen Zeitung, womit ich einverstanden war, so bezeichnet:

„Seitdem Oesterreich seine früheren Uebergriffe und selbst viele Handhaben seines mächtigen Einflusses in Deutschland mit freiwilliger Entsagung aufgegeben hat, seit Preußen eine wesentlich ganz Deutsche Macht geworden ist und durch die uneigennützige Gründung des Zollvereins den Dank der Nation verdient hat, seit Bayern in patriotischer Haltung voranschreitet, seitdem muß alle unsere Hoffnung darauf stehen und all' unser Streben darauf ausgehen, für alle Zukunft Eintracht und Einigung über jedes innere Zerwürfniß erhaben zu stellen. — Ein Land und Volk fühlt sich als Ganzes, in Eintracht und Einheit, vorzugsweise nur dem Auslande gegenüber ꝛc."

Wie dem aber auch sei, die Antwort meines Bruders Fritz ist bedeutsam und für seine eignen damaligen Anschauungen charakteristisch genug, um hier mitgetheilt zu werden:

Fritz an Heinrich.

Point de Galle auf Ceylon, den 17. Novbr. 1846.

Bester Heinrich, es liegt mir schwer auf dem Herzen, daß ich gegen Dich so sehr im Rückstand bin; Du mußt Dir die Schuld selbst zuschreiben, denn Deine Briefe waren von so bedeutendem Inhalt und über manche Punkte so ausführlich, daß ich mich schämte oberflächlich darauf zu antworten, und zur gründlichen Besprechung fehlte mir zwar nicht die Zeit, aber doch die Geistesruhe. Auch heute werde ich das Wichtigste nur berühren. . . . .

Vom Vater habe ich ununterbrochen 60 Nummern Briefe erhalten, und stets freue ich mich über die Frische seines Geistes und die warme Theilnahme an Allem. Wie sehr erhöht das die Freude des Wiedersehens, wie werde ich der Vorsehung danken, wenn ich nach dreijähriger Abwesenheit alle Lieben wiederfinde! — Max schreibt nicht oft, aber immer sehr interessante und gutgedachte Briefe. Auch über die religiösen Fragen spricht er sehr verständig, wiewohl er darin gar zu sehr befangen ist, — ich will damit sagen, daß es ihn viel zu sehr beschäftigt. Ich habe vielleicht darin kein richtiges Urtheil, denn ich gestehe, daß mich die religiöse Bewegung in ihrer heutigen Gestalt anekelt. Die Katholiken — ich meine die extremen — wollen uns die Grüfte des Mittelalters wieder öffnen; die extremen Protestanten regaliren mit den scharfen Gasen ihrer chemischen Laboratorien. — Bei der Abreise aus Batavia suchte ich nach Lectüre auf dem Dampfschiffe. Herders Stimmen der Völker fielen mir in die Hände, — die Paramythieen und Legenden, darin sein Aufsatz über die Legende. Das weht an wie Frühlingsluft, und in demselben Deutschland schimpft man sich 40 Jahre nachher bei Gelegenheit des heiligen Rocks. Doch will ich mich bei diesem Gegenstande nicht länger aufhalten; da ich nicht sehr orthodox, sondern sehr tolerant bin, habe ich kein Recht mit den Orthodoxen und ihren Antipoden zu streiten; ich behaupte nur, daß man

über alle diese Fragen in neuerer Zeit nichts Neues gesagt hat, und daß das Alte vor 40 Jahren viel besser gesagt worden ist. . . . .

Du hast mir Deine Ansichten über allgemeine Deutsche Politik mitgetheilt; besonders in Beziehung auf Oesterreich und Preußen. Ich gestehe, daß ich nicht mit Dir übereinstimme; hier sind meine Gründe: Ich muß zugeben, daß eine solche momentane Trennung bei der politischen Entwickelung sich als eine Nothwendigkeit aufdringen kann; es ist aber besser, dies abzuwarten, als es im Voraus auszusprechen; theils weil es an sich unerwünscht ist, theils weil es viele Gemüther — besonders die katholische Partei — entfremden wird. Mir scheint die Hauptsache, daß sich die politische Einheit immer mehr, nicht blos als ein patriotischer oder poetischer Wunsch, sondern als eine praktische Nothwendigkeit, als ein Bedürfniß herausstellt; daß die Opposition in allen Kammern und in allen Staaten zu diesem Zweck in Uebereinstimmung, planmäßig, gleichzeitig wirkt. Wie die Einheit erreicht wird, wer kann das voraussagen? Es ist möglich, daß die kleinen Regierungen zur Einsicht kommen, es sei besser für sie, in einem großen Bundesstaate wirklich Etwas zu sein und zu gelten, als, bei dem Schein und bei der Eitelkeit auf die eingebildete Souveränetät, doch in der That von den großen Mächten nur als Spielball gebraucht zu werden. Man muß diese Möglichkeit voraussetzen, wie gering auch die Wahrscheinlichkeit sein mag. Kommt es anders, — d. h. zum compelle intrare, — dann scheint es mir eine Thorheit prophezeien zu wollen, wie die Dinge sich gestalten werden. Ich führe das nicht weiter aus; ich meine keine Entwickelung weitaussehender Theorien, sondern zuerst praktisch machen, das Bedürfniß gleichmäßiger übereinstimmender Gesetzgebung und Verwaltung, das Bedürfniß gemeinsamer Organe, wodurch die Winkel-Souverainetät schon in Bresche gelegt wäre.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr ich wünsche Dich wieder in politischer Thätigkeit zu sehen. Wenn auch für den Augenblick wenig zu thun oder zu erreichen ist, so ist es doch gut in der Uebung zu bleiben und mit tüchtigen Leuten in engerer und dauernder Berührung zu stehen. Ich weiß recht gut, daß Du dies nicht vernachlässigst; aber die nächste Umgebung von Monsheim ist doch arm an geistiger Unterhaltung. Deine Wahl zum Präsidenten des Landwirthschaftlichen Vereins in Rheinhessen, und die Art wie sich die öffentliche Meinung dabei ausgesprochen hat, war ein Triumph für mich; auch durch Max habe ich gehört, wie sehr Dein Ansehen im Steigen ist; an Deiner Wahl zum Landtage ist also wohl nicht zu zweifeln.

Ich lebe seit 14 Tagen ganz in der Englischen Welt, und die Gesellschaft der Engländer ist eine wahre Erholung für mich. Die Holländer gehen kaum aus dem engen Kreis ihrer Ideen heraus, und wer sie nöthigen will herauszugehen, gilt ihnen für einen Narren oder Betrüger.

Man glaubt an einen neuen Krieg mit den Sikhs, oder wenigstens an einen neuen Kampf, der sich schnell entscheiden wird. Das ist sehr anlockend, und ich hätte wohl Lust wieder einmal schießen zu hören. Du weißt, gesunde

und lebenslustige Leute gehen gern in's Feuer. Im Haag kann ich das wohl verantworten, wenn es nicht zu lange dauert. Es wäre aber Unrecht, die Aeltern mit solchem Plan zu beunruhigen; diese müssen es nicht eher erfahren, als bis der Spaß vorbei ist. Die ganze Sache ist aber noch sehr ungewiß.

Fahrt von Point de Galle auf Ceylon nach Calcutta.

Vom 7. bis 15. December 1846.

Den 7. December Abends fuhren wir mit dem Dampfschiffe Hindostanee ab. Das Schiff war voll von Reisenden, besonders vielen Damen, die gewöhnlich in dieser Jahreszeit aus England kommen, weil man gern im Winter in Calcutta seine Entrée macht, sowohl weil es dann dort sehr gesund, als weil es die Epoche der Vergnügungen ist. Die Beau Monde kommt dann vom Lande in die Stadt.

Die interessantesten Personen waren: Herr Colvin, Resident (political agent) in Nepaul, und besonders Herr Fenn Clerk, früher political agent in Agra und bei den Sikhs, nun Rath von Indien und sehr einflußreicher Mann. Sonst noch Capitän Ferguson mit seiner sehr gebildeten liebenswürdigen Frau, einer Schottländerin, und Major King, Commandeur eines Cavallerieregiments, sehr artiger Mann, der viel in Deutschland gewesen ist, gut Deutsch spricht und sich gern an uns anschloß.

Eine Menge Misses, meistens Töchter Englischer Officiere und Beamten, die, in Indien geboren, mit 7 oder 8 Jahren nach England geschickt werden, um vor den den Europäischen Kindern dieses Alters verderblichen Einflüssen des Klima's bewahrt zu bleiben und ihre Erziehung zu erhalten, und die dann mit 17 und 18 Jahren nach Indien zurückkehren. Sie erinnern sich meistens ihrer Aeltern nicht mehr; es ist eine neue Bekanntschaft, die sie zu machen haben. Einige dieser jungen Damen waren recht hübsch, alle artig und geneigt Bekanntschaften zu machen und zu plaudern.

Donnerstag Abends den 9. kamen wir auf der Rhede vor Madras an, wo das Dampfschiff gewöhnlich nur 8 bis 10 Stunden bleibt, gerade so lange als nöthig ist, um Passagiere und Briefe ein- und auszuladen und die Kohlenprovision anzufüllen. Hier in Madras nahmen wir unsere alten Bekannten von Batavia her, den Grafen Görtz und Eugène Delessert, die uns vorangeeilt waren, an Bord des Hindostanee auf.

Ich benutzte die kurze Zeit, um am 10. Morgens Madras zu sehen. Die Merkwürdigkeiten sind: der Surf, d. h. die dort gefährliche Brandung; die Catimarans, Floße von drei Balken, womit die Eingebornen, 1 oder 2 auf einem Catimaran, der Brandung trotzen; die Reiter-Statue des Sir Thomas Munroe und die des Lord Cornwallis; das Hotel des Gouverneurs; die Hindutempel. In dem Fort sah ich außer den Festungswerken noch das Arsenal und Hospital. Bei den Hindutempeln werden ungeheure Wagen aufbewahrt, auf denen man, von Elephanten gezogen, die Götzen bei gewissen Festen in Prozession herumführt. In das Innerste der Tempel wird man auch um vieles Geld nicht eingelassen. Alles das ist von den Touristen beschrieben, so daß ich mich nicht weiter dabei aufhalte. Das Merkwürdigste für mich war eben, die eigentlich Indische Bevölkerung zum ersten Male in ihrem Thun und Treiben zu sehen; die Kasten und verschiedenen Secten nach ihrer Bezeichnung, die auf die Stirne geschrieben ist.

Calcutta.

Aufenthalt daselbst vom 15. December bis 2. Januar 1847.

Den 15. December kamen wir Nachmittags um 3 Uhr in Calcutta an, wo Herr Delessert durch den Französischen Consul Herrn Valette Quartier in Spence's Hotel für mich hatte bestellen lassen, eine Vorsicht, die in dieser Jahreszeit sehr nützlich ist.

Den 16. December traf ich Anordnungen und Einrichtungen

für den Aufenthalt und meldete mich bei Sir Herbert Maddock, dem Gouverneur von Bengalen, schriftlich an. Diesem machte ich dann den 17. meinen Besuch, ebenso den Räthen von Indien: Millet, General Pollok, dem Helden von Afghanistan, Cameron, dem Lord-Bishop; chief justice Sir Lawrence Peel, Deputy justice Herrn Clerk; und Colvin. Sir Herbert Maddock war sehr artig, versprach alle Unterstützung für meine Zwecke: die militärischen Institutionen von Englisch-Indien kennen zu lernen, und bedankte sich förmlich für die Hülfe, welche man auf Java dem aus China zurückkehrenden 98. Regiment geleistet hatte.

Mr. Colvin hat die Bestimmung nach Tenasserim erhalten und muß in wenigen Tagen abreisen. Abends excellentes Diner in dem Landhause des Sir Herbert Maddock (auch er hat einen Französischen Koch), — a small party; nur Miß Maddock, zwei Adjudanten, der eine mit seiner Frau, Herr Clerk und Graf Nicolay, ein Französischer Reisender, waren anwesend; die Unterhaltung sehr belebt und interessant. Ich bemerke, daß ich bei Sir Herbert Maddock ein für alle Mal eingeladen bin, wenn ich keine andern Engagements habe. Bei ihm habe ich die erste Hukah geraucht; man muß im Anfang vorsichtig rauchen, denn die Composition ist sehr stark, nur zur Hälfte Tabak, der durch Rosenwasser eingesaugt wird.

Den 18. December bin ich mit dem 98. Regiment, Colonel Campbell, Morgens 4 Uhr ausmarschirt und habe auf diesem Marsch meine militärischen Aufzeichnungen bereichert. Dann war an diesem Tage public dinner von 72 Personen im Gouvernements-Hause; Abends hat Herr Clerk bei uns zugebracht und beim Thee mit uns geplaudert. Ich vergaß zu bemerken, daß ich den Tag nach der Ankunft in Calcutta mit einer Menge Briefe von zu Hause*), bis zu Anfang October gehend und nur gute

---

*) Bei der angetretenen Rückreise des Bruders nach Europa treten Euro-

Nachrichten enthaltend, erfreut worden bin, welche poste restante auf mich gewartet hatten.

---

päische und Deutsche Zustände wieder in den Vordergrund, und so finde hier ein politischer Bericht des Vaters seinen Platz, den Fritz in Calcutta vorfand.

Vater an den Fritz.

Hornau, den 28. Juli 1846.

Endlich, mein Theurer, sind seit dem 25. die Nummern 36 und 37 in meinen Händen, bis zum 15. Mai; es fehlt also keine. Du bist noch auf Sumatra, und bis diese Zeilen ankommen, längst von da zurückgekehrt. ....

Männer, mit denen ich in Beziehungen stehe, die in der Lage sind den Zusammenhang der Europäischen Dinge zu sehen und zu beurtheilen, sehen schwarz und besorgt und auf gar Vieles verächtlich herab.

Doch das Novissimum, was Deutschland in Bewegung setzte, und die nächsten Folgen haben wird, — ist die Holsteinische Frage und der sogenannte offne Brief des Dänischen Königs, womit er seine Monarchie für untheilbar erklärt. Darüber ist Hallo überall, — in Holstein, Schleswig — in den ständischen Versammlungen. Am Bundestag wird das vorkommen und man kann nicht vorsehen, wohin das führen wird. Einstweilen mehrt es gewaltig den Gährungsstoff. Was mich betrifft, so vermeine ich, daß der König, der weder närrisch noch dumm ist, den auffallenden Schritt nicht würde gethan haben, wenn er sich der großen Kabinette nicht im Voraus versichert gehabt hätte, — Preußen wohl ausgenommen. Dabei wird für das Haus Holstein-Augustenburg ein Tausch im Visier sein. Genug, rüste dich zunächst und zumeist davon in Europa, vielleicht schon in Asien oder in Alexandrien zu hören.

Alsdann Preußen und Oesterreich! Wenn man jene Herren hört, so sind beide Monarchien in wahrer Auflösung begriffen. Wahr ist es, das dominirende Gefühl ist Geringschätzung. Die Vorgänge in Galizien sind sehr tragischer Art und haben den untersten Ständen das böseste Beispiel gegeben; wenigstens mit nicht zu beschönigender Connivenz der Oesterreichischen Beamtenwelt, angefangen bei dem Höchsten, den man nun heimgeschickt hat. Dazu Metternich — gealtert — und Niemand im Hintergrund, auf den man die Augen werfen könnte!

Und Preußen mit seiner Irresolution, die Du täglich selbst in der Allg. Zeitung liesest. Niemand traut auf sein Wort; doch glauben Alle, daß irgend ein Constitutionsformular der Verkündigung ganz nahe sei. Oder Aufruhr, da oder dort. Kurz, dem Anschein nach war Deutschland seit 1813 bis 1815 nie in größerer Aufregung. Doch setze ich hinzu, mehr in der Litteratur als in der Wirklichkeit. — Geringer noch ist der Bundestag geschätzt. Täglich wird Münch in Frankfurt erwartet; aber wenn ich gut unterrichtet bin, nur mit zwei Gegenständen und Umfragen beauftragt: 1) der Zustand der Presse; 2) die Frage, in wie fern die Deutschkatholiken zu dem Communismus in naher Beziehung stehen. Wie bald Oldenburg dort officiell gegen Dänemark und den offenen Brief auftreten wird, — steht dahin.

Den 19. December fuhr ich mit der Gouvernementsjacht nach Barrackpore, in Begleitung des Capitän Lang, military secretary des Gouverneurs. Barrackpore, 15 Englische Meilen von Calcutta, ist der Landsitz des Gouverneurs; die Fahrt dahin, welche herrliche Ansichten und Aussichten bietet, geschieht auf dem Hoogly, dem Arm des Ganges, an dem Calcutta liegt, und der als besonders heilig verehrt wird. Der Park von Barrackpore, in welchem wir des Abend uns ergingen, ist sehr schön und reich an Pflanzen, aber es ist nicht die günstigste Jahreszeit um sie in Blüthe zu sehen. Eine Menagerie in einer künstlichen Ruine enthält viele schöne und seltene Vögel, auch eine Giraffe, ein Känguruh oder Beutelthier, Strauße, Kasuar, Schildkröten, Tiger, Bären, rc. . . Barrackpore ist das Lager der Sepoys, für sechs Bataillone eingerichtet; sie wohnen in Lehmhütten, die wie Zeltgassen angelegt sind. Vor der Front hat jede Compagnie ein Waffenmagazin, wo Gewehre nnd Munition bewahrt werden. Diner mit dem Gouverneur Sir Herbert Maddock und Herrn Clerk, die uns nachgekommen waren.

Der 20. war ein Sonntag. Morgens ging ich im Lager von Barrackpore herum und sah die Einrichtung.

Dicht dabei ist ein Elephantenstall, der etwa 30 Elephanten, zum Commissariat gehörig, enthält, einige von ungeheurer Größe. Ein großer Elephant trägt 15 bis 20 Centner. Die Elephanten werden sehr alt; vor 20 Jahren sind sie nicht brauchbar, aber dann dauern sie auch 20 bis 30 Jahre; sie sind vielen Krankheiten unterworfen und bedürfen guter Pflege.

Abends fuhr ich mit Herrn Clerk über den Hoogly nach Serampore, der ehemals Dänischen Besitzung, die vor zwei Jahren an die Englisch-Ostindische Compagnie verkauft worden ist. Wir besahen die Stadt und einige Tempel des Koli (Durga).

Den 21. fuhr ich nach Dumdum, dem großen Artillerie-Etablissement; die angesagten Uebungen konnten nicht statt finden,

weil Regenwetter eingetreten war. Der Brigadier Shaw empfing uns; er hat eine Javanische Frau, halfcast, die sich freute ein wenig Malaisch mit mir sprechen zu können. Wir sahen das Arsenal, die Schlaghütchenfabrik, die Modellkammer, dann dicht dabei in Kossipore die große Kanonengießerei. Alles ist da in sehr großem Maaßstabe vereinigt, — Gießerei sowohl für Metall= als eisernes Geschütz, — die Bohrerei, Schmieden, Wagenmacherei 2c. Das Etablissement liefert das Geschütz für alle drei Präsident=schaften Indiens. Alles nur militärisch Bemerkenswerthe habe ich zu meinen Zwecken in einem eignen Notizbuche aufgezeichnet.

Den 22. fuhren wir von Barrackpore, wo ich sehr angenehme Tage verlebt habe, nach Calcutta zurück bei sehr schlechtem Wetter. Ich machte Einkäufe in einer Buchhandlung, die ich wohl ver=sehen fand. Abends war ich zum Diner geladen bei Herrn Cameron, Rath von Indien (legal adviser); er hat eine sehr artige Frau, die gut Französisch spricht. Es soll dieß das ele=ganteste und am meisten besuchte Haus in Calcutta sein; die Gesellschaft, die da vereinigt war, entsprach dem sehr, es waren darunter viele hübsche und artige Damen, darunter eine Mistreß Mackenzie, die lange in Dresden gewohnt hat und sehr gut Deutsch spricht; Mistreß Melvil, schön und ausgezeichnete Klavierspielerin. Mistreß Cameron ist so mit Lord Hardinge liirt, daß er ihr von Ferozischah am Abend der Schlacht einen Bericht geschrieben hat; sie correspondirt auch mit Herschell; in ihrem Album sind viele Gedichte „to fair Julia;“ sie sagte mir darüber: the brave are always generous and gallant.

Sir Herbert Maddock sprechen von der Absicht, eine Eisen=bahn von Calcutta nach Delhi anzulegen; die Distanz ist bei 1000 Englische Meilen; die Kosten sind auf 15 bis 20 Millionen Pfund Sterling berechnet. Da die Ströme in der Regenzeit ungeheuer anschwellen, müßten die Brücken mit Rücksicht darauf construirt und das Niveau sehr hoch gegriffen werden. — Sir

Herbert sagt, die jetzige Finanzverlegenheit (die Kriege) haben den Bau verzögert, aber ehe 10 Jahre verlaufen seien, werde das Werk, wo nicht beendigt, doch schon sehr gefördert sein. Die Anlage einer Poststraße hat auch Schwierigkeiten, weil in dem alluvialen Boden Steine fehlen. —

Herr Clerk ist sehr für Englische Colonisation in Indien, — d. h. daß Engländer, gegen eine jährliche Recognition an die Zemindars, Land erhalten. Sie müssen aber dazu einiges Capital mitbringen und blos die Aufsicht führen; denn der Europäer kann in Indien nicht selbst Feldarbeit verrichten, auch nicht in den höher liegenden nordwestlichen Distrikten. Herr Clerk sagt, er habe es bei Umballa mit Vielen versucht, aber es sei nur mit Wenigen gelungen; die Lust und Sucht in kurzer Zeit reich zu werden und dann wieder nach England zurückzukehren, sei zu groß und allgemein; Niemand wolle sich fixiren. Gefahr sieht er in solchen Etablissements nicht, wenn nur hinreichend überwacht und die inländische Bevölkerung vor Bedrückung geschützt werde. Doch sind die Meinungen darüber getheilt.

Herr Cameron sprach über die Einführung einer Englisch-Indischen allgemeinen Civil- und Criminalgesetzgebung; die Arbeit ist beendigt und publicirt, aber noch nicht als Gesetz promulgirt. Herr Cameron übergab mir später diese Vorarbeiten, die ich Herrn Wichers in Batavia bestimme. Viele fürchten Schwierigkeit in der Ausführung; wenigstens sind die Meinungen getheilt, sowohl im Council in Calcutta als bei der Court of directors in Leadenhall-Street. Cameron — als Jurist — theilt diese Befürchtungen nicht. Die größte Schwierigkeit sei die Uebersetzung in die fremde Sprache und Sprachen: d. h. ganz aequivalente Ausdrücke zu finden, und was als authentischer Text anzusehen sei?

Den 23. December sahen wir: 1) das Mesmeric-Hospital, das Dr. Easdale errichtet hat. Anfangs fand dieser von Seiten des ärztlichen Personals großen Widerstand; sein Triumph ist,

daß er an Leidenden, die er durch magnetischen Schlaf fühllos gemacht hat, mit dem besten Erfolg die schwierigsten Operationen vollzieht. Die günstigen Resultate haben bewirkt, daß es ihm zugestanden worden ist ein Mesmeric-Hospital zu errichten, worin meistens arme Hindu operirt werden. Die merkwürdigsten Operationen sind die der Elephantiasis scroti, eine Krankheit, welche diesem Klima eigen ist. Das Scrotum wächst zu einem Auswuchs, der oft mehr als 100 Pfund wiegt und alle Säfte absorbirt. Die schwierige Operation gelingt meistens, aber viele Operirte sterben nach Wochen oder Monaten an schleichendem Fieber. — Die Operation ist ganz schmerzlos, die Patienten erwachen niemals während derselben, sie werden weder gehalteu noch gebunden. — In diesem Hospital sah ich einen Braminen, der als Assistent Surgeon fungirt; er ist ein Zögling des medical college for natives.

Dann sahen wir die Münze, ein sehr großes Etablissement. Die Façade bietet dem Auge eine Jonische Säulenordnung; Colonel Forbes, der der Münze vorsteht, hat das Gebäude vor 17 Jahren erbaut und die ganze Maschinerie aufgestellt; sie ist musterhaft und gilt für eine der besten der Welt. Col. Forbes hatte die Gefälligkeit uns Alles im Detail zu zeigen und zu erklären. Das Silber, welches hier gemünzt wird, kommt meistens aus China und enthält 3 Procent Gold; die Scheidung geschieht durch den galvanischen Apparat, der sehr im Großen dargestellt ist.

In dieser Münze sind, seit sie besteht, 17 Millionen Stücke Münze geschlagen worden. Alle Arbeit wird durch Hindu's verrichtet; ich sah nur sehr wenige Europäer; außer dem Col. Forbes einen Factor, welcher als Essayeur dient, und einige Maschinisten.

Ich machte dem General-Advokaten Herrn Colvile einen Besuch und speiste Abends bei Sir Herbert Maddock, in dessen Landhaus Allipore; blos der Secretary of finances und die Adjudanten waren gegenwärtig. Die Conversation war interessant.

Zuerst sagte Sir Herbert: Ich wollte Ihren Consul einladen, aber ich habe gehört, daß Sie keinen hier haben. Dann von dem Javanischen Handel: früher habe bedeutender Handel zwischen Batavia und Calcutta bestanden, der wenigstens 15 Schiffe beschäftigte; nun sei dieser Handel ganz vernichtet; man sehe fast nie ein Holländisches Schiff in Calcutta, und die Englischen Kaufleute und Capitäns beklagten sich, daß die exorbitanten Abgaben ihnen den Handel mit Java unmöglich machten. Sie behaupten, man erlasse den Holländischen Schiffen die Abgaben, während die Englischen die doppelte Abgabe bezahlen müßten. Dies sei gegen den Vertrag von 1824, worin festgestellt sei, daß die Abgaben für auf Englischen Schiffen eigeführte Waaren nicht mehr als das Doppelte der Abgabe betragen dürften, welche von Niederländischen Schiffen erhoben werden. Das Englische Gouvernement könne dies nicht dulden, es habe sich schon früher darüber beklagt, und man sei genöthigt gewesen, neuerlich wieder sehr dringende Vorstellungen deßwegen zu machen.

Sir Herbert hält Sumatra für sehr ungesund, und dies für ein Hinderniß seines colonialen Aufblühens; das sei wenigstens der Fall mit der Nordwestküste, nach dem Berichte der Natives von Malakka und Poelo Pinang, welche sehr abgeneigt sich zeigten dort sich niederzulassen; doch sei der Handel zwischen Malakka, Poelo Pinang, Singapoere und dieser Nordwestküste von Sumatra nicht unbedeutend; aber die Polizei der native Chiefs sehr schlecht.

Er sprach von allgemeiner Politik und der Gefahr eines allgemeinen Kriegs bei dem Tode Louis Philipps; dabei sagte er: es sei ihm keine politische Combination im Falle eines allgemeinen Kriegs denkbar, wobei Niederlands Interesse nicht mit dem Englischen und Deutschen Hand in Hand gehe. Er äußerte ferner: der Lärm, welchen man bei der Heirath des Herzogs von Montpensier erhoben habe, sei stuf (einfältig); die Sache liege zu ferne, und selbst die Vereinigung der beiden Kronen Frankreich

und Spanien würde Frankreich nur schwächen; die Spanier würden den Französischen Einfluß nicht lange dulden.

Der Communication der Overland Mail über Triest redete er sehr das Wort; sie sei vorzuziehen als kürzer und unter gegebenen Umständen sicherer; die einzige Schwierigkeit: die Passage der Tyroler Alpen während der drei Wintermonate; doch auch diese Schwierigkeit werde in Kurzem gehoben sein, wenn die Eisenbahn in Contiguität vom Rhein nach Wien und von Wien nach Triest hergestellt sei; alsdann könne man sich während der drei Wintermonate dieser Eisenbahn bedienen. Er beklagt, daß der Englische Einfluß in Egypten durch den Französischen überwogen werde; die Franzosen haben es dahin gebracht, daß Ali Pascha den Bau eines Kanals oder einer Eisenbahn nach dem rothen Meere nicht duldet. Die Affaire von Acre habe den Pascha gegen England aufgebracht. —

Sir Herbert erkundigte sich angelegentlich nach dem Könige; er würde sich sehr glücklich schätzen seine Befehle zu erhalten, wenn er mit einigen Merkwürdigkeiten, es sei für die botanischen Gärten oder die Menagerie des Königs, dienen könne.

Ich vergaß zu bemerken, daß mir überall, auch wenn ich nicht in Uniform bin, in den öffentlichen Etablissements die militärischen Honneurs erwiesen werden; in Dumdum Salutschüsse, die ich nicht gezählt habe; in der Münze trat die Wache ins Gewehr; die Höflichkeit der Autoritäten ist über alle Erwartung groß.

Den 24. December Morgens Besuche gemacht; zuerst bei Herrn Clerk, der eben seine Ernennung zum Gouverneur von Bombay erhalten hatte, und sich darauf freute uns dort zu empfangen; dann bei den Colonels Forbes und Cheape, um die Besichtigung der Merkwürdigkeiten zu verabreden.

Mit Herrn Cameron sind wir in das Medical college gegangen, wo Inländer zu Aerzten gebildet werden. Ich sah diese Schule im größten Detail; die gedruckten Reglemente und die

jährlichen Berichte wurden mir mitgetheilt, die ich nach Holland sende, um auf eine ähnliche Einrichtung für Java*) anzudringen, welcher die Englische in Calcutta zum Vorbild dienen kann. Auch machte ich dort die Bekanntschaft des Braminen, welcher zuerst unter diesen sich zur anatomischen Section entschlossen hatte; während doch das Seciren der Leichen ihren religiösen Vorschriften zuwider ist.

In diesem Medical college sah ich Werke über Anatomie in beiden Sprachen neben einander gedruckt. Ich berührte gegen Herrn Cameron die Frage, ob es zweckmäßig sei, die Inländer mit den Europäischen Sprachen und ihrer Literatur bekannt zu machen; eine Frage, die auf Java sehr controvers ist. Herr Cameron sagte mir, auch in Englisch-Indien seien die Meinungen darüber getheilt; fügte aber hinzu: er halte es ganz unbedingt für zweckmäßig, die Englische Sprache in Indien zu verbreiten; die Erfahrung habe gelehrt, daß dies nicht blos die Aufklärung und Bildung befördere und nationale Vorurtheile verscheuche, sondern auch daß Inländer, welche Europäische Bildung erhalten hätten, sich enger an das Englische Gouvernement anschlössen, und gewiß diejenigen seien, die im Falle eines Aufstandes sich am treuesten und ergebensten erweisen würden.

Besonders zweckmäßig scheint mir die Einrichtung, Eingeborne als chirurgische Gehülfen heranzubilden; es sind meistens Söhne von Soldaten (Sepoys), die in einem 3jährigen Cursus so viel lernen, daß sie als gewöhnliche Feldscherer die einfachsten chirurgischen Operationen verrichten können. Sie sind die Handlanger der Aerzte; die Ausgebildeteren werden aber auch wohl commandirt, kleinen Militär-Detaschements selbstständig als Chirurgen zu dienen; sie haben blos den Rang als Unterofficiere und stehen unter militärischer Disciplin.

---

*) Darüber liegt ein eingehender Brief an meinen Bruder vor von Dr. Fromm in Batavia, dirigirendem Gesundheitsofficier daselbst, d. d. 20. September 1847.

Abends bin ich auf dem Corso spazieren gefahren, und nach dem Essen im Hotel habe ich in dem Hause eines reichen Persers dem (muselmännischen) Moharrem-Feste beigewohnt, wobei ich die würdevolle Höflichkeit und Gastfreiheit der Orientalen bewundern konnte; ich war in dem Hause ganz fremd, und trat ein mit dem großen Haufen, für den es an diesem Tage offen stand. Die Söhne empfingen mich, brachten mir einen Stuhl, besprengten mich mit Rosenwasser, riefen ihren blinden Vater, um mich zu bewillkommnen. In dem dicht gedrängten Haufen von allen Classen herrschte Anstand und Ordnung. Nicht blos die ausdrucksvollen Physiognomien, auch die verschiedenen Costüme und die geschmackvolle Drapirung durch Mäntel und Turbane zog unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Es war zugleich der Christabend. An diesem besuchten wir auch einige illuminirte Conditoreien, wo Eis und Backwerk für die Europäische Bevölkerung feilgeboten wird.

Den 25., den ersten Weihnachtstag, ging ich mit Major King in die Kirche. Der Bischof predigte; er ist ein schlechter Redner, und was er sagte, war ziemlich intolerant, ja fanatisch; losziehend gegen Personen, als z. B. Lord Byron. Das ewige Verlesen des Glaubens und der Litanei ist sehr langweilig. Ich machte dann einen Besuch bei G. Schöne, einem Deutschen (Hamburger) Kaufmann, bei dem Graf Görtz wohnt; des Nachmittags fuhren wir nach dem botanischen Garten und speisten bei dem Französischen Consul Herrn Valette, mit Görtz, Nicolay und Delessert. Dieser sagte dabei: die kleinen Französischen Colonien seien eine große Last für Frankreich, und Schuld, daß die ganze Bevölkerung Frankreichs Zucker und Kaffee theurer bezahlen müßte, blos um ein paar Pflanzer zu protegiren.

Den 26. Morgens früh wohnte ich den Pferderennen (Races) mit Major King bei, und ging dann mit Colonel Forbes in das Museum der Asiatic Society. Viele Alterthümer aus Java

sind da aufgestellt, und überhaupt mehr Buddhistische als Braminische Denkmale. Das Local ist dunkel und Alles steht durch einander. Das Naturaliencabinet ist reich an Indischer Fauna.

Am 26. Abends habe ich die Säule bestiegen, von der man eine umfassende Aussicht über Calcutta hat. Calcutta ist eine der schönsten Städte in der Welt; schöne Gebäude; der Ganges mit einem Wald von Masten; der schöne Himmel; die Europäische und Hindu-Bevölkerung auf den Straßen gemischt; schöne Equipagen, prächtige Arabische Pferde fallen auf 2c. — es fehlt nichts als das Talent und die Geduld zu Beschreibungen. Aber Calcutta ist ganz neu, so daß von Hindu-Architektur und Alterthümern hier nichts zu finden ist.

Abends bei dem Gouverneur zur Tafel; zahlreiche Damengesellschaft. Nach dem Essen mache ich mit ihm eine Partie Whist, wobei die Hukah geraucht wird.

Oberst Forbes sagte mir heute, es würden Experimente im Großen über das Cotton-Gunpowder (Schießbaumwolle) des Professors Schönbein gemacht; die ersten Proben sind sehr günstig ausgefallen, und es ist schon ernstlich die Rede davon, die Fabrikation des gewöhnlichen Pulvers in den Pulvermühlen Indiens zu sistiren. Ich kann kaum glauben, daß es schon so weit gekommen sei.

Heute hat Capt. Lang für uns den dawk, d. h. die Tragbahren-Post bis Delhi bestellt; in einem Palankin (Sänfte), in der man aufrecht sitzen kann, wird man, je nach der Schwere des Palankin, von 4 oder 6 Männern getragen, die, immer 12 für jeden Palankin, auf Stationen regelmäßig abgelöst werden; 6 und 6 lösen sich zwischen den Stationen alle paar Minuten unmerklich ab. Man kann so in 24 Stunden siebenzig bis achtzig Englische Meilen zurücklegen. Von hier nach Simla sind 1200 Englische Meilen oder etwa 400 Stunden.

Den 27., Sonntags, bin ich Morgens mit Graf Görtz nochmals in das Museum der Asiatic society gegangen, um die Collection of drawings von Colonel Mackenzie zu besichtigen. Ein Hindu, der als Unterbibliothekar angestellt ist, zeigte uns Alles. Ich habe eine Conversation mit ihm angeknüpft, woraus Folgendes hervorging: Die Braminen sind gar nicht entgegen, daß Englische Sprache und Englische Wissenschaft verbreitet werde; so haben sie sich dem Medical College und den Sectionen nicht widersetzt; aber sie sind aufgebracht über die Bekehrungsversuche (conversions), die freilich bei den Hindu's eher Eingang finden als bei den aufgeklärteren Muhammedanern. Ich sprach mit diesem Manne über seine Religion und ließ mir einzelne Partien seiner Mythologie erklären. Die Hindus nehmen eben die Avatars und andern Absurditäten als ihre Glaubensartikel an, über die man nicht grübeln müsse. Sie betrachten ihre Religion als die ihnen vom Schicksal bestimmte Form des Gottesdienstes, als ihr Eigenthum, ihre Sitte, ihre Geschichte und Nationalität, die sie andern aufzudringen weder Beruf noch Verpflichtung fühlen, — aber sich nicht nehmen lassen wollen.

Anders verhält es sich mit den Muhammedanern, die Haß gegen Christen nähren. Während des letzten Kriegs mit den Sikhs war die Furcht und die Spannung zwischen den verschiedenen Nationalitäten und Religionsbekennern sehr groß, und erstreckte sich bis nach Calcutta. Auch von anderer Seite habe ich gehört, daß Hindu und Muhammedaner damals schon die Köpfe erhoben und es nicht an bedrohlichen Aeußerungen fehlen ließen, z. B. den Europäern auf der Straße und in den Kaufläden schon weniger ehrerbietig begegneten.

Früher hatte mir Herr Clerk gesagt: Große Gefahren und auswärtige Kriege haben wir für Indien nicht mehr zu fürchten; die einzige Gefahr, welche die stete Aufmerksamkeit des Gouvernements erheischt, kommt von den Muhammedanern, bei welchen

viel mehr Fanatismus herrscht und besonders größerer Zusammenhang besteht, als bei den Hindu's. Er hat die Ueberzeugung, daß unter den Muhammedanern über den ganzen Orient eine schleichende Conspiration gegen die Christen oder Europäer bestehe, und daß sie ihr Heil von der in Europa überhand nehmenden Demagogie erwarten, wodurch die Europäischen Regierungen geschwächt werden würden.

Uebrigens höre ich hier, daß bei den Sikhs Alles ruhig, und vorauszusehen ist, daß es wenigstens in den ersten paar Monaten so bleiben wird. Während ich auf Ceylon war, lautete es anders.

Abends ging ich zu Fuß durch die Straßen, wo die Muhammedanische Bevölkerung noch fort das Moharremfest begeht. In den Straßen sind Zelte und Boutiquen aufgeschlagen, wo Eßwaaren und Backwerk verkauft werden. Auch Fechterkünste und Jonglerieen werden auf den Straßen gezeigt, wobei zwei Dinge den Europäern auffallen müssen: zunächst die Ruhe, Ordnung und Stille, welche bei allem Gedränge unter dem Volke herrscht; kein Laut wird gehört, kein Streit; Polizeidiener sind nicht zahlreich und scheinen nichts zu thun zu haben; dann, daß auch nicht ein Weib zu sehen ist, weder alt noch jung; man kann auch bei Tage Stunden lang durch die Straßen gehen, ohne einer Frau zu begegnen, und sieht man ja eine, so ist ihr Gesicht verhüllt. Diese Verhüllung des Gesichts der Frauen, während so manches Andere dem Beschauer ohne Anstand preisgegeben wird, ist sehr sonderbar. Auf den Straßen bin ich schon vielen, zum Theil ekelhaften Fakirs und Sunyassis begegnet; die Ersteren sind Muhammedanische, die Anderen Braminische Bettelmönche oder Fanatiker.

Den 28. habe ich mit Colonel Cheape das Fort William, das Arsenal, die Kaserne 2c. gesehen, und dann mit ihm das tiffin (so wird das zweite Frühstück, Lunch, hier genannt), eingenommen. Die Citadelle, ein Siebeneck in Vauban'scher Manier,

mit Faussebraye, oreillons ꝛc. würde etwa eine Besatzung von 6 bis 7000 Mann erfordern.

Den 29. Morgens bin ich wieder bei den Pferderennen gewesen; habe dann mit Capitän Lang die military orphan-institution besichtigt; — Abends Corso, dann Diner bei Herrn Colvile, dem juge avocat, einem Neffen des ehemaligen General-Gouverneurs Lord Aukland. Bei Herrn Colvile war die Gesellschaft sehr angenehm; außer seinen sehr artigen Schwestern, — Miss Ferguson, Miss Jackson, die sehr schön singt und Klavier spielt.

Vom 28. habe ich vergessen zu bemerken, daß wir Abends die Nautch-girls sahen; fünf Tänzerinnen (Hindu), die von den Raugings in Java sehr verschieden sind, sowohl was Kleidung als was Tanz betrifft. Die Kleidung ist anständig; dabei haben sie Ringe und Flittergold in Nase und Ohren. Der Tanz ist Anfangs decent, endigt aber mit einer Bewegung der Hüften, mit der sie einem bis auf den Leib rücken. Die Sache ist wohl schon mehr beschrieben. Auch einige junge Hindus, die zur young India gehören, waren dabei. Diese young India hat Europäische Sitten angenommen, soviel es geschehen kann ohne die Kaste zu verlieren. Nachdem wir dem Tanz eine Stunde zugesehen hatten, verließen wir das Haus, die Hindus aber blieben die ganze Nacht, und was sie getrieben haben, kann ich nicht vermelden.

Den 30. Morgens früh fuhren wir auf dem Hoogly nach dem Bishop's College, wo uns Prof. the reverend Mr. Withers empfing und die Honneurs machte. Ein schönes Gebäude und kostbare Anstalt für katholische Erziehung; es hat aber nur wenige Zöglinge, weil Eltern, wenn sie einmal so bedeutende Kosten auf die Erziehung ihrer Kinder verwenden können, und auch aus Gesundheitsrücksichten, es vorziehen, sie nach Europa zu schicken. Die Bibliothek des Bishop's College ist nicht bedeutend. Die Lage am Hoogly und der Park sind schön. Herr Withers theilte

uns mit, daß ein neuer Planet entdeckt sei. — Wir kehrten zurück, kauften einige Soldatenzelte, um in Batavia als Modell zu dienen, und machten mit Capitän Lang und dem Bankier Cockerill unsere Geschäfte für die Abreise.

Abends speisten wir in Allipoer bei Sir Herbert Maddock, in zahlreicher Gesellschaft: Mr. Clerk, Mr. Ferguson, ein Mr. Gough und seine Frau, — Neveu des commandirenden Generals, Herr und Frau Gorstins, die Familie Lang und die übrigen Adjudanten waren zugegen. Ich machte nach dem Essen meine Partie Whist mit Sir Herbert und rauchte seine Hukah.

Den 31. bin ich mit Grafen Nicolay zu dem katholischen Erzbischof gefahren, den ich schon früher kennen gelernt hatte. Es ist zu lang, die Veranlassung zu erzählen, aus der dieser mir ein ungeschickt laudatorisches Artikelchen in einer Calcutta'er Zeitung gewidmet hat, worin vorkommt, daß ich ihn gebeten habe, meine Familie in sein Gebet einzuschließen; wenn aber die Leute vielleicht glauben, ich sei auf dem Punkte in die Fußstapfen des Max zu treten, so will ich diese Meinung dahin berichtigen, daß ich in der Domkirche, in der Moschee und in der Pagode ohngefähr dieselben ehrerbietigen Empfindungen hege.

Der Erzbischof, ein sehr freundlicher und aufgeklärter Mann, der die Jesuiten von hier wegbugsirt hat, zeigte uns seine Kirchen, Klöster, Waisenhäuser und Institute. In dem Nonnenkloster ist ein Pensionat für junge Frauenzimmer, wo auch viele protestantische Kinder erzogen werden; es herrscht da die größte Ordnung und Reinlichkeit. — Er hat hier viele Kirchen erbaut, wozu ihm große Summen zum Theil von Muhammedanern und Hindu-Babu's dargereicht worden sind. Der Erzbischof scheint in großem Ansehen bei den Eingebornen zu stehen; einer der reichsten Babu's hat von ihm für seinen einzigen Sohn einen Geistlichen als Erzieher verlangt, nicht um den Sohn zum Christen zu machen, sondern zum Unterricht und zur moralischen Erziehung.

Abends war großer Sylvesterball im Gouvernementshause; ich habe meine Abschiedsbesuche begonnen.

Den 1. Januar 1847 verabschiedete ich mich von Sir Herbert Maddock, bei dem ich mit Comte Nicolai den Abend in Allipoer speiste; am 2. besuchte ich noch das Hindu-College, die Townhall und das Haus eines Babu's und rüstete mich zur Abreise. In artiger Gesellschaft, in der ich mich an diesem Tage befand, lag auf meinem Tische ein Kupferstich nach Overbeck. Er stellte ein bejahrtes Paar vor, Vater und Mutter, die mit Sehnsucht aus dem Fenster eines alten Schlosses in die weite Ferne sehen; darunter in Gothischer Schrift ein Vers aus dem Buch Tobias: „Ich weiß, daß mein Vater und meine Mutter die Tage und Stunden zählen, bis ich wieder kehre.“ — Es mahnte mich.

Meine Vorliebe für die Engländer als Nation und als Individuen wächst mit jedem Tage; man wird zur Anerkenntniß genöthigt, daß großartige Verhältnisse die Seele und den Geist erweitern. Die interessanten Bekanntschaften, welche ich mache, schlage ich höher an als die vielen Merkwürdigkeiten, welche ich sehe.

Benares. Allahabad. Lucknow.

Vom 2. bis 18. Januar 1847.

Am 2. Januar 1847 habe ich Calcutta, im Palankin reisend, verlassen; wir machen regelmäßig $3^1/_2$ Englische Meilen in der Stunde. Nachdem wir in der ersten herrlichen Mondscheinnacht den Hoogly passirt sind, kommen wir den 3. und 4. durch eine einförmige, angebaute Fläche, den 5. und 6. durch Hügelland. Wir begegnen die beiden letzten Tage verschiedenen Caravanenzügen mit Kameelen und Wagen; auch passirten wir eine Stelle, wo man mit Wegbauarbeiten beschäftigt war, und wo ich Frauen unter den Arbeitern bemerkte. Männer wie Frauen tragen die Erde in Körben, wie das auch auf Java geschieht.

In der Nacht vom 6. auf den 7. passirten wir den Sonefluß und frühstückten den 7. in Sasseram. Hier interessante Gruppen von Braminen. Die Geldwechsler bieten Muscheln (Cowries) an, die statt Scheidemünze dienen.

Den ersten eigentlichen Halt machten wir in Benares, wo wir den 8. ankamen. Die einzige Klage, die ich bei dieser Reise habe, ist die, daß es zu schnell geht, so daß ich alles Merkwürdige mehr verschlinge als genieße. Der Hauptgrund dieser Eile ist, daß man wegen der drückenden Hitze in Indien nach dem Monat März oder spätestens April nicht mehr reisen kann; der ganze Reiseplan mußte also so eingerichtet werden, daß wir vor dem 15. April Bombay erreichen.

Wir sind in Benares bei Major Carpenter, dem Gouvernementsagenten oder Präfecten, abgestiegen, einem sehr artigen, freundlichen, mittheilenden jungen Mann. Um Benares zu beschreiben, müßte ich viele Blätter füllen; aber Emma Roberts, Scenes and Characteristics of Hindostan, hat das statt meiner gethan; diese vortreffliche Schilderung, die ich in Allem bewährt gefunden habe, ersetzt, was in meinem Bericht vermißt werden wird. Auch L'Inde anglaise en 1843, par Ed. Warren, ancien officier au service de S. M. B. dans l'Inde, — ist zu empfehlen. Benares ist für die Hindus die heilige Stadt, in gewisser Beziehung der Centralpunkt ihres Gottesdienstes. Shiva Mahadeva unter dem Symbol des Linga ist der Gegenstand der Verehrung. Die Hindutempel sind hier nicht sehr groß, und die Bauart schwerfällig. Schön und leicht sind dagegen die Muhammedanischen Moscheen, besonders die große Moschee, welche Aurengzeb an den Ufern des Ganges mitten unter den Hindutempeln gebaut hat. Die Straßen sind so eng und überbaut, daß ein Wagen nicht durch kann; wir sind immer auf Elephanten geritten; gewöhnlich konnte ich mit meinen Händen beide Häuserreihen rechts und links zugleich berühren. — Ich habe also in Benares den 8., 9. und 10. zugebracht

und gesehen: die Stadt, die Hindutempel, das alte Hinduobservatorium, einen Jaintempel, die Moscheen, die Ghats (Treppen, welche zu dem Flusse führen), die Bazars, das Blindenasylum und Dispensary, wo mich der Assistent-Doctor sogleich für einen Deutschen erkannte; die Casernen, von den Englischen Truppen ein Regiment Sepoys exercirend; die Englischen Truppen, die Artillerie-Practice im Polygon von Sultanpore; endlich habe ich einen schönen Caschmir-Shawl gekauft.

Den 10. Abends verließen wir Benares und kamen den 11. in Allahabad an, wo ein sehr gutes Hotel ist, so daß ich nicht genöthigt war die Gastfreiheit anzusprechen, die übrigens in Indien niemals vermißt wird. In diesem Hotel fanden wir angenehme Gesellschaft, — Officiere der Englischen Armee, junge und alte, die aber Alle etwas mitgemacht haben im Kriege gegen die Afghanen und die Sikhs. Capitän Haynes und Colonel Anderson sind unsere Führer. — Allahabad hat eine bedeutende Citadelle, welche Kaiser Akbar gebaut und die Engländer noch mehr verstärkt haben; sie liegt am Zusammenflusse der Djumna mit dem Ganges. Bei den Hindus ist der Zusammenfluß zweier Ströme immer eine heilige Stelle; Allahabad ist aber besonders heilig, und alle zwölf Jahre ist hier eine Pilgerfahrt, welche Hunderttausende aus allen Gegenden Indiens herbeiführt. Nun wiederfuhr mir das Glück, gerade zu dieser Pilgerfahrt in Allahabad einzutreffen, es war das merkwürdigste Schauspiel, das ich in meinem Leben gesehen habe, und ich bedauere, daß ich mich auf die Beschreibung desselben nicht eingehender einlassen kann.

Die Straßen, gefüllt mit Caravanen von Pilgern, zu Fuß, zu Pferd, in Wagen, auf Kameelen und Elephanten, alle in ihren Nationaltrachten, die in den verschiedenen Theilen von Indien so verschieden sind, obgleich die weiße Toga von Baumwolle vorherrscht. Die Männer gehen zu dieser Pilgerfahrt meistens

bewaffnet; Weiber, die man in Indien sonst selten auf der Straße begegnet, fehlen bei dieser Gelegenheit auch nicht; doch die meisten sitzen verschleiert auf den Wagen.

Die Gegend von Allahabad ist eine Ebene. Der Ganges und die Djumna haben sehr flache Ufer, die im Regen-Mousson weithin überschwemmt sind, in der trocknen Jahreszeit aber einen breiten Strand bilden, der ganz aus weißem glänzendem Sand besteht, der sich aus der Ferne wie Schnee ausnimmt. Auf dieser Sandfläche zu beiden Seiten der Flüsse sind nun hundert Tausende von Pilgern in Zelten und Hütten gelagert, die für diesen Zweck errichtet werden. Lange und breite Straßen sind zu beiden Seiten besetzt mit Kramladen; denn mit dem religiösen Feste ist eine Messe verbunden. Kostbarkeiten sieht man da wenige, denn es ist Gebrauch in Indien, daß Waaren von Werth, als: Shawls, Perlen, Edelsteine und Geschmeide, nicht öffentlich ausgelegt, sondern der Sicherheit wegen verborgen gehalten werden. Die Kaufleute, bei welchen solche Reichthümer zu finden sind, gehen meistens ärmlich gekleidet. Was man auf dieser Messe ausgekramt sieht, hat Viel von einem Deutschen Weihnachtsjahrmarkt, also: Flitterstaat, Kinderspielzeug, wenn auch nicht Nürnberger Waaren, doch daran mahnend; Rosenkränze für die Pilger, Götzenbilder, d. h. das ganze Hindu-Pantheon in Messing, in Holz, in Bildern; die nöthigsten Kleidungsstücke, Hukahs d. h. indische Pfeifen mit langen Schlangenröhren; dann Backwerk, Garküchen, Barbierbuden; Buden, wo die Farben verkauft werden, mit denen die Hindus die Kennzeichen ihrer Secte auf die Stirne malen.

Längs dieser Straßen ziehen die Pilger schaarenweise, um sich am Zusammenflusse der beiden Flüsse zu baden und Absolution zu holen; oft geht eine solche Schaar Hand in Hand, mit einem oder ein paar Braminen an der Spitze, welche als Führer und Priester dienen. In vorigen Zeiten war es gar nicht ungewöhnlich, daß sich Hunderte bei dieser Gelegenheit freiwillig

ertränkten, weil ihnen dadurch volle Sündenvergebung und augenblicklicher Uebergang in den Himmel zugesichert war.

Bettler ohne Zahl liegen an der Straße, sie erfüllen die Luft mit ihren Klagetönen, aber sie sind nicht zudringlich. Das merkwürdigste Schauspiel liefern die Bettelmönche (Fakirs und Sunyassis), die sich zu Tausenden einfinden, weil ihnen die Freigebigkeit der Pilger eine reiche Ernte sichert. Sie sind ganz nackt, mit langen struppigen Haaren und Bärten, der Leib mit Staub bedeckt, das Gesicht roth oder gelb bemalt, Alles darauf berechnet, sich ein wildes Ansehen zu geben. Einige stehen stundenlang auf dem Kopfe, Andere in anderen martervollen Stellungen, viele mit Ketten und eisernen Stangen beladen. Ganze Trupps dieser Sunyassis geben Vorstellungen und Fechterspiele mit allerlei sonderbaren Waffen; Andere haben Tempel errichtet und feiern ihren Gottes- oder Götzendienst; beschwören Schlangen, machen Taschenspielerkünste. Reiche Pilger kommen mit einem prächtigen Aufzuge von Elephanten, Kameelen, und errichten am Ufer ihre Zelte. Fahnen von allen Farben, mit den verschiedenartigsten Symbolen verziert, sind aufgepflanzt. Auch die Flüsse sind mit Jachten und Nachen bedeckt. An der Stelle, wo sich die Pilger ins Wasser stürzen, ist das Gedränge so groß, daß man nicht durchkommen kann; ich habe mich doch durchgewunden und es nicht verschmäht mich im Ganges abzuwaschen, obgleich das Wasser nichts weniger als reinlich war; — ich folgte dem Rath jenes Jesuiten: es kann ja nichts schaden; es ist immer gut, Freunde in allen Himmeln zu haben.

Die Sectenzeichen auf der Stirne der Hindu's, horizontale, vertikale Streifen, Dreizacken, Kreise, Halbmonde 2c. in weißer, rother, gelber oder schwarzer Farbe, geben den Physiognomien ein fantastisches Ansehen. Der Haupttempel, ein unterirdisches Gewölbe in der Citadelle, ist dem Shiwa geweiht. Das Symbol ist ein Linga, hat aber gar nichts obscönes; in der Mitte

eines flachen steinernen Beckens (Arga) mit einer Zotte (Yoni) steht ein kurzer, oben abgerundeter Kegel (Linga), Symbol der Fruchtbarkeit; — wer die Bedeutung nicht kennt, erräth sie nicht. Auch an die Nacktheiten gewöhnt man sich sehr schnell, und die Weiber gehen an den nackten Fakirn vorbei, ohne sich im geringsten daran zu stoßen. So viel in der Eile von der Pilgerfahrt in Allahabad; wenn ich einmal Zeit und belletristische Lust habe, will ich die Scene con amore ausmalen.

Nachdem ich mit Capitän Haynes noch den Garten mit den Moreskischen Grabmonumenten besucht hatte, reisten wir den 12. Abends ab, passirten den 13. Futtihpore, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgekommen wäre, und kamen den 14. früh nach Cownpore, wo eine Division (Seapoy, Cavallerie und Artillerie) unter General Thackwell stationirt ist. Die Kasernen, das Hospital, die Reitschule habe ich flüchtig eingesehen, da ich der Einladung entsprechen will, hierher zurückzukehren, und den 14. Abends reisten wir noch bis Lucknow weiter.

Den 15., 16. und 17. habe ich in Lucknow zugebracht, welches die Hauptstadt des Königreichs Oude ist, des einzigen Reiches in Indien, das noch einen Schein von Unabhängigkeit behalten hat. Ich bin in dem Hause des Englischen Residenten, Colonel Richmont, aufgenommen, lernte aber auch den Brigadier Wetter und den Dr. Login kennen. Am 16. habe ich eine Audienz bei Sr. Majestät von Oude gehabt, und bin mit einem Halsgeschmeide (Necklace) beschenkt worden, das etwa einen großen Thaler werth ist. Es ist der Gebrauch und ich verweise deshalb an Miß Emma Roberts.

Lucknow ist eine sonderbare Stadt; sie ist ganz neuen Ursprungs, viel Geld ist an Bauwerke verschwendet, in denen der Maurische und Europäische Styl auf sehr geschmackvolle Weise vermischt ist. Man findet hier Marmorpaläste, deren Wände mit den elendesten Europäischen Kupferstichen geschmückt sind;

herrliche Gärten, mit den elendesten Gypsstatuen, — ja in einem sah ich zwei eiserne Oefen in Urnenform als Zierrath aufgestellt. In den prächtigsten Gräbern der Sultane oder Könige ist so viel Glas und Flitterwerk aufgestellt, daß sie einer Bude von Steigerwald ähnlicher sehen als einem Grabmonument.

Eben verzehre ich einen Granatapfel, den mir der König nebst anderen Früchten geschickt hat; ich denke nicht an die mit dem Granatapfel verknüpften Mysterien, sondern halte mich heute an den Wohlgeschmack.

Den 17. Abends kehrte ich nach Cownpore zurück, um die dortigen militärischen Anstalten näher kennen zu lernen. Colonel Graham von der Artillerie ist mein Führer, und besonders das Artillerie-Magazin ist bemerkenswerth. Am 18. Abends, nach einem Diner bei General Thackwell, setze ich meine Reise fort.

Agra, Futtehpore-Secru, Burtpore, Muttra, Delhi.

Vom 19. bis 30. Januar 1847.

Die Tage vom 19. zum 25. Januar, an welchem ich heute dem Vater zum Geburtstag aus der weiten Ferne meine Glückwünsche zurufe, des nahen Wiedersehens mich doppelt erfreuend, waren interessante. Den 19. und 20. bot zwar die Reise mit Dawk nur die gewöhnliche Indische Scenerie, sowohl auf dem Weg als in den Bungalo's; in der Nacht aber vom 20. auf den 21. kam ich in Agra an, wo Capitän Boileau von den Engineers mein Führer wurde. Agra ist die ehemalige Residenz des Kaisers Akbar; er und seine Nachfolger haben hier viele Monumente errichtet, wovon die meisten wohlerhalten sind: Festungen, Paläste, Moscheen und Gräber. Das Schönste sind immer die Gräber, die durchaus nichts Lugubres haben; es sind Marmorpaläste mit hohen Kuppeln, mit Kiosken und Minarets verziert; in der mittelsten Halle steht der Sarkophag; ringsumher

Rosengärten, Cypressen-Alleen, Bassins und Springbrunnen. Das Ganze macht immer einen heitern Eindruck. Leclerque hat zwei Skizzen solcher Gräber gezeichnet, die besonders schön sind; die Taje-Mahal und das Grab des Etimad ow Doulah, alles weißer Marmor mit Mosaik von Achat eingelegt.

Im Arsenal von Agra sind auch die famösen Thore des Tempels von Somnauth deponirt, die dem Lord Ellenborough so viel zu schaffen gemacht haben.

Von Agra aus, wo wir bis zum 22. blieben, haben wir einen Umweg durch die Umgegend gemacht, wobei wir die schöne Pontonbrücke über die Djumna passirten, von der aus eine herrliche Aussicht geboten ist, um folgende merkwürdige Orte zu besuchen:

Secumdra, das Grab Akbars; Futtehpore-Secru, wo die Ruinen eines großen Palastes sind, den Akbar bewohnt hat, ehe er Agra zur Residenz erwählte. In diesen Ruinen, und zwar in der Bibliothek Akbars, habe ich die Nacht vom 22. auf den 23. zugebracht. Man kann diese Gebäude kaum Ruinen nennen, sie sind noch wohlerhalten, aber nur verlassen. Thüren, Fenster, Oefen und Kamine kennt man in Indien nicht; anstatt der Thüren und Fenster hat man offene Arcaden und Balcons; anstatt der Oefen Bassins und kühle Gewölbe mit Springbrunnen.

Die Architektur der Muhammedaner ist leicht, heiter und sehr elegant, aber freilich auf unser Klima nicht anwendbar. Die Tempel der Hindu sind massiv und finster; es sind kolossale vierseitige Obelisken, die eine enge Kapelle enthalten, in welcher der Götze aufgestellt ist.

Von Futtehpore-Secru aus, wo ich auch die Bekanntschaft des Missionärs Hörnle aus Stuttgart machte, haben wir noch am 24. Burtpore und am 25. Deeg besucht. Burtpore ist der Sitz eines abhängigen Indischen Radjas (Königs); Deeg ein Palast dieses Radja's, der uns bewirthete. Burtpore ist im Jahre

1826 von den Engländern lange belagert und zuletzt mit Sturm genommen worden.

In Calcutta konnte ich die Overland-Mail nicht abwarten; ich hatte also meine Briefe nach Agra dirigirt, wo ich bei meiner Ankunft eine ganze Masse (darunter fünf vom Vater), theils aus Europa, theils aus Java vorfand; die Nachrichten von der Familie alle gut; aber aus Batavia habe ich die Trauerbotschaft erhalten, daß mein armer George, den ich krank zurückgelassen habe, sechs Tage nach meiner Abreise an Dysenterie gestorben ist. Ich bedaure ihn sehr, er war mir ein treuer, nützlicher und angenehmer Gehülfe, aber er hatte eine sehr schwache Constitution. Von der Reise nach Sumatra wollte ich ihn dispensiren; aber er ließ sich nicht abhalten, und bestand darauf, diese interessante Tour mitzumachen. Er war der einzige Sohn des braven alten Generals George, den ich sehr gut kenne und dem es mir nun zur traurigen Pflicht wird, meine aufrichtigste Theilnahme zu bezeugen.

Nachdem Graf Görtz uns wieder eingeholt und sich uns angeschlossen hatte, setzten wir unsere Reise den 26. über Muttra, den 27. durch Bindrabun, wo dem Hindu-Gotte Crishna merkwürdige Tempel geweiht sind, den 28. ohne während der fortgesetzten Reise mit Dawk an diesem Tage irgend etwas Bemerkenswerthes zu begegnen, nach Delhi fort, wo wir den 29. anlangten. Ich bemerke, daß der Gott Crishna in Muttra geboren sein soll. Auch Crishna wird in Kindesgestalt verehrt und heißt dann Gopal; Muttra ist sein Bethlehem.

Ich blieb den 30. und 31. in Delhi, wo ich bei dem Gouvernements-Agenten Herrn Gubbins Gastfreundschaft genossen; und wir sahen die Stadt, die Jumma-Musjid (große Moschee), die Cantonnirungen, das Arsenal, den Palast des Mogul, das Grab Magurs (Vaters des Akbar), die Säule (Minaret) in den

Ruinen, und um diese Merkwürdigkeiten alle zu sehen, ritten wir auf Elephanten herum.

Ich nehme vom Grafen Görtz in Delhi wieder Abschied, und setze meine Reise fort in der Richtung nach Lahore.

Paniput, Umballa, Ludhiana, Aliwal, Ferozepoor, Ferozeschah.

1. bis 9. Februar 1847.

Die Eile, mit der ich vorwärts gedrängt werde, ist steigend, und ich kann fast nur noch eine Marschroute geben. Ich reise mit Dawk und komme den 1. Februar durch Paniput, wo zwei große Schlachten gefochten sind; Abends durch Kurnaul, den 2. Februar und bei Regenwetter nach Umballa. Hier im Dawk-Bungalo abgestiegen, werde ich von Major King und Colonel Heviland vom 14. Dragoner-Regiment begrüßt und erhalte eine sehr freundliche und schmeichelhafte Einladung, mich an das Hauptquartier oder Lager des Generalgouverneurs Lord Hardinge anzuschließen, welches den 24. Februar in Meerut eintreffen wird; ich kann daher bis dahin weitere Zwecke verfolgen. Mit Major King und Colonel Heviland, die mich abzuholen nach Umballa gekommen waren, reite ich zu Pferd in die Cantonnirungen der Cavallerie und reitenden Artillerie; bei den Officiers-Messen des 3. und 14. Dragonerregiments (3. u. 4. Februar) mache ich die Bekanntschaft des General Gilbert, Colonel Stedmann, Colonel Mentyth ꝛc.; wohne am 4. einem Cavallerie-Brigade-Manoeuvre, am 5. einem Manoeuvre der reitenden Artillerie bei; empfange an diesem Tage durch Colonel Wilde eine wiederholte Botschaft des Generalgouverneurs, reise dann mit Dawk ab, den 6. durch eine einförmige Gegend, sehe an diesem Tage das erste große Caravanserai und komme in der Nacht vom 6. auf den 7. nach Ludhiana am Sutledj. Ich sah hier, begleitet von Major Fisher und Capitän Davis, das nicht un-

bedeutende Fort, aber auch zum ersten Male die Arbeit des Shawl-Webens. Den 7. Abends brachen wir wieder auf und gelangten den 8. durch eine flache und eintönige Gegend, Aliwal und Ferozeschah vorbei nach Ferozepoor. Zum ersten Male während dieser ganzen Reise durch Englisch-Indien war an diesem Tage der Dawk en défaut, und wir wurden durch den Mangel an Trägern der Palankins verzögert. In Ferozepoor fanden wir die freundlichste Aufnahme bei Colonel Lane, ich lernte die Capitäns Richardson und Anderson kennen, und mit diesen Officieren besuchte und besichtigte ich am 9. das Fort von Ferozepoor, die hier liegende Fußbatterie, und was mir vor Allem von großem Interesse war, das Schlachtfeld von Ferozeschah. Jene Officiere hatten der Schlacht beigewohnt und gaben mir die wünschenswerthen Erläuterungen über den Hergang der Schlacht.

Lahore, Umritsir, Ludhiana, Kossowlie, Haripour, Simla.

10. bis 22. Febraur 1847.

Meine Reise hat sich etwas weiter erstreckt als Anfangs die Absicht war. Ich bin bis Lahore durchgedrungen, mußte aber die Reise von Ferozepoor über den Sutledj dahin am 10. auf Kameelen reitend zurücklegen.

Ich schreibe diese Zeilen, umgeben von vielen Mitbewohnern, in dem Zelte des Obristlieutenant Laurence, der als political Agent den Punjab regiert und von 12,000 Bajonetten unterstützt, die Sikhs beherrscht. Bei ihm ist mir der freundlichste Empfang geworden. Lahore ist jetzt der Punkt, in dem sich die Asiatische, wenigstens die Indische Politik concentrirt.

Ich mache die Bekanntschaft des Major-General Littler und Mr. Kox.

Am 11. sah ich die Stadt Lahore; die Moscheen und Tempel;

den Maharadja Djulep Singh; des Etablissement der Engländer im Palast, — „die Mauer am Eingang!“ (?)

Am 12. war ein großes Fest in den Shalimas-gardens; mit Illumination und Feuerwerk, bei welchem alle Chefs der Sikhs erschienen.

Am 13. fand eine Parade des 10. Regiments statt, zu der ich mit dem Maharadja Djulep Singh (dem Nachfolger und angeblichen Sohn Runjet Singh's) geritten bin. Nach der Parade war Frühstück bei Colonel Franks, Durbar im Palast des Maharadja, und ich machte Besuch bei Teising und Lena Singh.

Lahore verließ ich den 14. und gelangte nach Umritsir, wo ich Tempel, Stadt und Festung, ebenso das nahe liegende Fort Kovengar (Gowindghur) besichtigte. Von hier aus machte ich am 15. eine Fahrt, um das Schlachtfeld von Sabroan zu sehen, auf welcher wir Reise-Abenteuer zu bestehen hatten. Es war Regenwetter eingetreten und nicht ohne Beschwerde und Gefahr konnten wir die Furth Harriki passiren. Nachdem ich am 16., begleitet von Colonel Lane, den ich in Ferozepoore hatte kennen lernen, von dem Schlachtfeld von Sabroan Einsicht genommen, setze ich meine Reise mit dawk fort, wieder über Ludhiana (17.), Kalka (18.), Kossowlie, wo ich den 19., vom Capitän Joung geführt, das 29. Regiment in seinem Cantonnement gesehen habe, Haripour nach Simla, wo wir den 20. ankamen. Von Kossowlie an waren wir zu Pferde gereist; Haripour liegt schon 8000 Fuß hoch.

Meine Zeit ist mir zu kurz zugemessen, um umständlich berichten zu können, was ich Alles seit meiner Abreise von Delhi gesehen, und ich schäme mich bei so reichem Stoff so trocken sein zu müssen. Schon von Umballa aus, auf dem Wege von Delhi nach Lahore, hatte ich den prächtigen Anblick des schneebedeckten Himalaya-Gebirges; und von welchem Interesse waren für mich die Schlachtfelder vom vorigen Jahr, die ich besuchte: Mudkee, Aliwal, Ferozeschah und Sabroan. Mehr noch als das Land

interessiren mich die Menschen; und ich habe die beste Gelegenheit die Männer kennen zu lernen, in deren Hand das Schicksal dieser Reiche liegt. Die Engländer sind nicht blos ausnehmend höflich, sondern auch offen und mittheilend gegen mich. Daneben bin ich auch ein großer Freund der Hindu's, ja selbst ein bischen zum Hindu geworden; doch ich hoffe, nicht so sehr, daß ich nicht mehr nach Europa passe.

In Simla bin ich von dem Gouvernements-Agenten Herrn Hodgson gastfreundlich aufgenommen und ich lerne die Capitäns Hays und Hews kennen.

Ich komme so eben (21. Februar) von einem großen Ausflug von 15 Englischen Meilen in das Gebirge zurück. Geführt von Herrn Hodgson, haben wir einige Punkte erklommen, von welchen man die hohe Kette und die Päſſe, welche nach Tibet führen, besser übersehen kann. Der Schneeberg, Jumnotree, an dessen Fuße die Jumna oder Djumna entspringt, ist 24,000 Fuß hoch; einige Päſſe, die man deutlich unterscheiden konnte, 15,000 F. und mehr.

Simla selbst liegt zwar nur 8000 Fuß hoch, aber doch auf der Wasserscheide zwischen Ganges und Indus, oder genauer zwischen der der Djumna und des Sutledj, und man kann schon von hier aus die hohen mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge sehen, welche Indien von der Tatarei trennen. Es ist jetzt hier Winter und Simla ist ziemlich verlassen, aber im Sommer flüchten alle Europäer, welche abkommen können, aus den verbrannten Ebenen Bengalens hierher, um sich eines ganz Europäischen Klima's zu erfreuen. Man wohnt hier in den Alpen, von Eichen, Tannen (Cedern) und Rhododendrons umgeben; nur die großen Cactus und die vielen Affen, welche überall herumspringen, erinnern an Asien. Gern würde ich hier ein paar Monate herumklettern oder dem Dalailama einen Besuch abstatten, wenn man bis dahin durchdringen könnte, aber es ist Zeit umzukehren,

weil man später wegen der furchtbaren Hitze in Indien nicht mehr reisen kann.

Ich bin nun schon auf alle erdenkliche Weisen gereist, — im Wagen, in Sänften, im Tragsessel, zu Pferde, auf Elephanten, auf Kameelen, zu Fuß und in allen Arten von Schiffen; — was wird es nun geben, wenn ich nach Hause komme? — soll es dann heißen: huntsman, rest, thy chase is done? Ich habe zwar immer viel an die Heimath gedacht, aber heute, wo ich in den Bergen, im Schnee und zwischen den Fichten herumgezogen bin, wurden die Erinnerungen und das Verlangen noch lebendiger.

Es ist wohl nicht möglich, in so kurzer Zeit mehr zu sehen als wir sahen, aber freilich die übergroße Eile schadet dem Genusse und vielleicht der Erinnerung. Hier im Himmala-Gebirge (so spricht man es hier aus) sind die Einwohner viel lichter gefärbt als in Bengalen, und die rothen Backen kommen schon zum Vorschein; auch das Haar ist hie und da schon dunkelbraun und nicht mehr rabenschwarz. Als die Engländer hier die Jury einführen wollten, war es nichts Neues, sondern alte Sitte des Landes.

Von Simla über Meerut nach Agra zurück.

Vom 22. Februar bis 2. März.

Ich verließ Simla auf demselben Wege, den ich gekommen war; die 44 Englischen Meilen über Kossowlie nach Kalka legte ich zu Pferde den 22. zurück, und ritt die Nacht hindurch weiter bis Umballa. Hier machte ich am 23. dem General Gilberts meinen Besuch, und reiste den Abend mit Dawk weiter über Sheroupore, wo ich den 24. zum Frühstück sehr angenehme Gesellschaft fand, und den 25. langte ich früh in Meerut an. Von Sheroupore an ist das Land sehr fruchtbar und angebaut, von Kanälen durchschnitten. In Meerut blieb ich diesen und den nächsten Tag, der Einladung des Lord Hardinge entsprechend,

und es ist nicht möglich, einen artigeren, einfacheren, offeneren und liebenswürdigeren Greis zu finden als ihn, — wenn ich meinen Vater ausnehme. Um von dessen fliegendem Lager einen Begriff zu geben, will ich nur bemerken, daß hundert Elephanten und ein paar hundert Kameele nöthig sind, um dasselbe zu transportiren. Das Küchenzelt allein (und Lord Hardinge ist stolz darauf, — wie wäre auch sonst solche splendide Gastfreiheit im Lager zu üben?) ist wenigstens viermal so groß als eines der Generalszelte, deren man sich in unsern Niederländischen Lagern auf den Nordbrabantischen Haiden bediente.

Im Lager des Lord Hardinge lernte ich an bedeutenderen Personen, außer ihm selbst, Mr. Elliot, Secretary to the Government, und Colonel Wood, Military Secretary, kennen, dann General Grey und Brigadier Scott. Auch war es mir von Interesse, ein Sikh-Regiment zu sehen, das sich nunmehr in Englischem Solde befand.

Den 26. Abends reiste ich mit Dawk ab, den 27. durch Allighur, und langte den 28. wieder in Agra an, das ich vor etwa fünf Wochen verlassen hatte, um die nördlicheren Excursionen zu machen.

Hier schon auf bekanntem Terrain, machte ich doch diesmal die Bekanntschaft der Herrn Allen und Thomasson, hatte den Genuß noch einmal, das Grabmal Taje-Mahal, das Schönste an Architektur und Anordnung, was ich bisher gesehen, bei Mondlicht zu bewundern; machte die Anstalten zur Abreise mit Dawk, nahm einen eingebornen Diener für die Reise bis Bombay an (Mulli) und reiste den 2. März Abends von Agra ab.

Von Agra nach Bombay.

2. März bis 15. April.

In Agra hatte ich den Grafen Görtz wieder gefunden, und wir vereinigen uns für die weitere Rückreise in die Heimath.

Den 3. kamen wir nach Dholpoor, der Residenz eines mediatisirten Maharadja, der sich zwar wegen des dem Gott Crishna geweihten Hooly-Festes entschuldigen ließ, uns nicht selbst sehen zu können, der uns aber seine Herrlichkeiten, Palast, Gärten, Brunnen (bowlies) (d. h. zu kühlen Aufenthaltsorten eingerichtete mit großem Luxus gebaute Cisternen), zeigen ließ, und uns noch am Abend zu einer Spazierfahrt einen schön geschmückten Elephantenwagen, mit vieren dieser mächtigen Thiere bespannt, sendete.

Noch den 3. Abends setzen wir unsere Reise fort und kommen den 4. in Gwalior an, wo wir bei dem Gouvernements-Agenten Sir Richmond Shakespear gastfrei aufgenommen werden. Aus Veranlassung dem Maharadja von Gwalior durch Sir Richmond zu übergebender Geschenke, welche der Generalgouverneur gesendet hatte, sahen wir eine Anzahl Mahratten-Chefs (Sirdars) nicht allein in pomphaften Aufzügen ankommen, sondern auch den andern Tag im Durbar um den Maharadja, der fast noch ein Kind ist, versammelt. Wir besuchen dann noch am 5. die eigentliche, von dem Palast des Maharadja, in dessen Nähe auch Sir Richmond wohnt, einige Meilen entfernte Stadt mit dem Fort, die Tempel und Felsengrotten von Gwalior, und reisen am Abend wieder ab.

Nachdem ich gezwungen ein paar Monate lang mit großer Eile reisen mußte, um alles Sehenswürdige zu sehen, bin ich nun gezwungen, von Agra nach Bombay sehr langsam zu reisen, weil auf dieser Straße an keine Ablösung der Sänftenträger zu denken ist. Man muß sich mit denselben Trägern behelfen, die natürlich nicht mehr als 25 bis 36 Englische Meilen (8 bis 12 Stunden) im Tage (oder besser in der Nacht, denn man reist des Nachts) zurücklegen können und auch zuweilen einen Ruhetag nöthig haben. Das Reisen in Englisch-Indien ist also so gemächlich nicht, und wir haben viel mehr Nächte in unseren Palankins, als im Bette zugebracht. Wirthshäuser giebt

es nicht, außer in den ganz großen Städten, sondern nur Bungalows, d. h. Stationshäuser, worin das ganze Ameublement aus einem Tische und ein paar Stühlen besteht. Ein muhammedanischer Aufwärter (Kitmutgar) liefert Reis, Hühner, Eier und Milch; was man mehr haben will, muß man mitbringen. Wir führen also in tragbaren Kisten bei uns: Wein, Thee, Zucker, Zwieback, Bouillontafeln, geräucherte Zungen und was wir der Art in den Städten auftreiben können. Aber wo man unterwegs Engländer antrifft, ist ihre Gastfreiheit sehr groß.

Diese langsame Art zu reisen läßt mir wieder Zeit zur Lectüre, und ich lese jetzt: Middleton, life of Cicero, das mein Vater mir so oft empfohlen hat. Ich lese dieses Buch mit dem größten Interesse, weil man daraus nicht blos den Mann*), sondern auch diese merkwürdige Epoche der Römischen Geschichte kennen lernt und gleichsam hinter den Coulissen spielen sieht.

---

*) Diese Lectüre des Lebens des Cicero gab zu einer Briefstelle Anlaß, die zu charakteristisch ist, als daß ich ihrer nicht erwähnen sollte. Max hatte dem Fritz von einer bevorstehenden Heirath geschrieben; darauf Fritz an Max, Bursud, den 11. März 1847:

„— — so hoffe ich, daß er in dieser Verbindung seine Zufriedenheit finden wird. Das Wort Glück gebrauche ich nicht, es ist mir überhaupt verhaßt, und es ist gegen meine stoischen Grundsätze, das Glück in äußerlichen Dingen — als da ist „eine Frau oder ein Mann" zu suchen."

Aber mit dieser Uebertreibung stoischer Grundsätze war es ihm nicht so Ernst; Niemand war empfänglicher für die Bereicherung des Lebens durch das, was er hier „äußerliche Dinge" nennt, und gewiß war es die Trauer über die Entbehrung, welche mit zunehmenden Jahren seine schon von Natur ernste Haltung noch stärker ausprägte. So ließ er es denn auch nicht bei jener Briefstelle, sondern schrieb weiter:

„Da mir die Lectüre ausgegangen war, habe ich in Agra das Leben Cicero's von Middleton aufgetrieben; es giebt viel Einsicht in die damalige merkwürdige Epoche. Von philosophischen Schulen ist darin auch viel die Rede; und damit will ich obigen Scherz entschuldigen. Cicero bekennt ganz offenherzig: „Dolorem non nego; neque istam mihi adscisco sapientiam quam nonnulli in me requirebant; — eamque animi duritiem sicut corporis quod cum uritur non sentit, stuporem potius quam virtutem putarem." (Schmerzen verläugne ich nicht; noch mache ich auf jene Weisheit Anspruch, wie Einige

Den Tag des 6. März bringen wir in dem Bungalow Mahona zu, den 7. in dem Cantonnement Shepoory (Seepree), wo uns die Capitäns Elton und Alexander, dann Lieutenant von Mayern, ein Deutscher, die Honneurs der Station machen; den 8. in dem Budurwas-Bungalow, den 9. im Goonah-Bungalow, wo wir auch den 10. Ruhetag halten, den ich benutze, um sowohl an einige meiner Gastfreunde in Englisch-Indien, als an den Herzog Bernhard von Weimar zu schreiben.

Den Tag des 11. bringen wir in dem Bursud-Bungalow, wo ich an Max schreibe, den 12. in Bioura, den 13. in Sarungpoor zu, wo wir in den Wendekreis zurückgekehrt sind, den 14. in Raywas, den 15. in Dewaß. Hier wurden wir von einem Minister des Radjas begrüßt, der uns einen Elephanten sandte, um die Stadt mit ihren bemalten Häusern, die Bazars und den Grottentempel auf einer Anhöhe nahe bei der Stadt zu sehen.

Den 16. gelangten wir nach Indore, wo wir den 17. und 18. blieben, wozu wir auch durch das leichte Erkranktsein des Herrn van Aerssen veranlaßt wurden. Wir brachten diese Tage sehr angenehm in dem gastfreien Hause des Assistent-Agenten Capitän Eden zu, dessen artige und schöne Gemahlin eine Französin aus Pondichery (née de la Selle) ist. Dann machte ich die Bekanntschaft des Capitän Beechy und des Dr. Murrai, der sich hier durch Gründung eines Hospitals und Dispensary, welche durch die Freigebigkeit der Ranee (Mutter des Maharadja) unterstützt werden, und in den wir einer Operation beiwohnten, ein großes Verdienst erworben hat. Von dem Maharadja, der auch fast noch Knabe ist, wurden wir mit großer Auszeichnung

---

solche mir zutrauten; und diejenige Härte der Seele, welche wie die eines Körpers ist, der gefühllos bleibt, wenn er gebrannt wird, — würde ich für Stumpfsinn mehr als für Mannheit erachten.) Vielleicht würde ich das unter Umständen auch einmal bekennen."

behandelt; selbst die Ranee war für uns sichtbar und sehr artig, und es wurde uns zu Ehren ein Durbar (öffentliche Audienz) veranstaltet. Auch hier bestiegen wir Elephanten, um die Stadt, die Tempel und Gräber zu sehen.

Ich benutze den Aufenthalt hier, um Briefe zu schreiben und um meine Reisenotizen zu vervollständigen. Aber Graf Görtz sitzt mir gegenüber und beschämt mich durch seine Schreibfertigkeit; er schreibt und beschreibt den ganzen Tag. Ich lebe mit den Engländern und mit den Hindus und überlasse es dem Zufall, was davon an mir hängen bleibt. Dabei sehne ich mich doch nach Ruhe; nicht nach physischer, — denn meine Gesundheit ist nie besser, als wenn ich bis zur Ermüdung angestrengt bin; aber nach einem dreijährigen beständigen Wechsel der Umgebung, des Aufenthalts, des Sehens, Hörens und Thuns, — will man Zeit haben sich zu sammeln, wenn auch nur ein halbes Jahr. Ich entbehre sehr die Allgemeine Zeitung und überhaupt Nachrichten aus Europa; seit beinahe fünf Monaten habe ich nichts Ausführlicheres aus und über Deutschland gelesen. Die Englischen Zeitungen nehmen nur auf, was das Englische Publicum interessirt; die Spanisch-Orleanistische Heirath und Krakau, darauf beschränken sich ihre foreign news. Aus den Briefen der Meinigen ersehe ich aber, daß wir in Deutschland noch auf demselben Fleck oder in derselben Pfütze stecken, nur mit zunehmender Verlegenheit der Regierungen. Wie erbärmlich ist die Oesterreichische Politik in Beziehung auf Krakau! Sich so gleichsam den Russen in die Arme zu werfen!

Den 18. Abends verlassen wir Indore, nachdem wir uns zu einer etwas beschwerlicheren Reise gerüstet hatten, weil wir, um Adjunta und Ellora mit ihren Felsentempeln zu sehen, die große Straße verlassen. Wir fanden auf diesem Seitenwege keine Bungalows, sondern mußten uns mit Schuppen (hangars) begnügen, die Serais genannt werden. Wir nahmen daher schon

von Indore aus einen Kitmutgar (muhammedanischen Aufwärter) als Koch mit, der auf einem Kameel reitend, unseren Palankins folgte.

Den 18. auf den 19. machten wir 30 Englische Meilen nach dem Bulwarra=Serai; auf den 20. 33 Englische Meilen nach Doorwan, und passirten die Nerbudda; auf den 21. gelangten wir nach zurückgelegten 36 Englischen Meilen nach Assargur, wo, nämlich in dem, auf einem 800 Fuß hohen Felsen in der Nähe von Assargur gelegenen Fort, wo Colonel Savage unser gastfreier Wirth war, den 22. gerastet wurde. Am 22. Abends sind wir wieder unterwegs und legten auf den 23. nach dem Antoleè Serai 24 Englische Meilen, auf den 24. nach Bodur 28 Englische Meilen, auf den 25. nach Adjunta 40 Englische Meilen zurück. Wir schlugen unsere nomadische Wohnung in den von der Stadt Adjunta mehrere Englische Meilen entfernten phantastischen Grotten auf, brachten aber den 26. sehr angenehm bei Capitän Gills und seiner artigen Frau (Mistr. Powoll) in der Stadt selbst zu, wo diese die einzigen Europäer waren und ein Muselmännisches Grab zu ihrer Wohnung eingerichtet hatten.

Die Wunder von Adjunta und Ellora zu beschreiben, überlasse ich Anderen; diese Felsentempel sind interessant, nicht blos wegen der ungeheuren Arbeit, sondern auch weil es dabei noch so viele antiquarische Räthsel zu lösen giebt; Buddhismus und Bramanismus erscheinen auch in Ellora gemischt. Doch dahin kamen wir erst nach weiteren drei Reisetagen, wovon wir den 27. in dem Sailore=Serai, den 28. in Poolmurry zugebracht hatten. In Sailore habe ich den 2. Theil des Faust zu lesen angefangen und am 29. in den Felsentempeln von Ellora geendigt. Denselben Abend reisten wir wieder ab; sahen den 30. früh die dem Nizam von Hyderabad gehörige Bergfeste Dowlut=Abad und gelangten an diesem Tage nach Aurungabad.

In dieser Stadt ist sehenswerth das Grab der Tochter Aurungzebs,

welches aber doch nur eine spärliche und geschmacklosere Nachahmung des Taje-Mahal bei Agra ist.

Wir blieben den 31. und 1. April in Aurungabad, wo Brigadier Twemlow, der im Dienst der Ostindischen Compagnie eine Brigade des Nizam commandirt, mir seine Brigade vorführte und uns andere Freundlichkeit erzeigte. Hier in Aurungabad entließen wir unsere von Agra bis hierher mitgenommenen Träger und Diener, und reisten den 1. April Abends, nunmehr wieder auf der großen Straße, mit Dawk und Ablösung der Träger, gen Bombay weiter; den 2. April bis Toka-Bungalow, an dem Ufer des Godaverry, den 3. bis Achmednuggur, den 4. bis Sailoor, wo wir die Overland-Mail fanden und die neuesten Nachrichten aus Europa daraus schöpften; den 5. bis Boonah, wo Alles schon in der Nähe des Meeres und der Hauptstadt belebter wird; den 6. bis Khundalah, auf dem Gipfel der Western-Ghats, von wo eine schöne Aussicht schon auf das Meer sich eröffnet. In der Nacht auf den 7. kamen wir nach Paumell, in einer Bay gelegen, von wo aus die letzte Entfernung von 20 Englischen Meilen bis zu dem auf einer Insel gelegenen Bombay sehr rasch zur See zurückgelegt wurde. Sir George Clerk hatte einen Dampfer zu unserer Disposition nach Paumell beordert, der ein Boot ins Schlepptau nahm, und so kamen wir den 7. April früh in Bombay an. Ich hatte mich auf Bombay, wo wir bis zum 15. blieben, gefreut, weil ich den dortigen Gouverneur, Herrn George Clerk, schon von Point-de-Galle und Calcutta her sehr gut kannte und der freundlichsten Aufnahme gewiß sein konnte; Clerk ist sehr parteiisch für die Deutschen. Der achttägige Aufenthalt bei ihm würde mir noch angenehmer gewesen sein, wenn ich nicht mit Blutschwären an Armen und Beinen geplagt gewesen wäre, die mir jede Bewegung erschwerten. Es ist dieß in Bombay ein gewöhnliches Uebel, das vor andern klimatischen Krankheiten bewahrt.

Wir waren die meisten Abende in Malabar-Point, dem Lusthause des Gouverneurs, wo wir in engerem Kreise bei ihm speisten, auch am 9. einem großen Repräsentationsdiner beiwohnten. Ebenso besuchten wir ihn den 10. in Parell, seiner gewöhnlichen Wohnung, wo er die öffentlichen Audienzen ertheilt. Bei ihm lernte ich den Lieut. General Sir Willoughby-Cotton, und Andere kennen. Am 12. und 13. sah ich die Stadt, das Medical-College, das Museum, und besuchte die Schulen. Den 14. machten wir einen Ausflug auf dem kleinen Dampfschiffe des Gouverneurs nach der Insel Elephanta, und ich speiste den Abend bei Sir Erskine Perry, dem Oberrichter.

Zu den Merkwürdigkeiten von Bombay gehören die tower of silence, eingezäunte und für uns unzugängliche, nur aus der Entfernung zu beobachtende Thürme, welche den Parsis, die ihre Leichname nicht verbrennen, als Grabstätten dienen. Auf der Höhe des Thurmes werden die Leichname auf einen Rost oder ein Gitter gelegt, und den Raubvögeln überlassen. Die letzten Reste fallen dann durch das Gitter in die Tiefe des Thurms. Den 15. nahm ich Abschied von Herrn Clerk und rüstete zur Abreise, die am Abend statt fand, auf der Dampf-Fregatte Muzuffer, die ich einige Tage vorher schon ihrer gerühmten und erprobten Bauart wegen eingesehen hatte.

Von Bombay nach Aden.

15. April bis 1. Mai.

Wir brauchten 9 Tage zur Fahrt von Bombay nach Aden; den 21. begegneten wir dem Dampfschiffe Aukland, das gefragt wurde; sonst hat sich nichts Bemerkenswerthes auf dieser Reise zugetragen; ich lese unterwegs Gleig's history of British India und spiele viel Schach. — Am 24. kamen wir in Aden, an der Süd-West-Spitze von Arabien an, um hier das correspondirende

Dampfschiff zu erwarten, das, von Calcutta und Ceylon kommend, uns nach Suez mitnehmen soll. In Aden waren wir in dem hotel prince of Wales, in einer wilden und hohlen Schlucht gelegen, eingekehrt; ich hatte den 25. den Besuch des Schiffcapitän Haines, des political agent, der diesen Brittischen Außenpunkt gleichsam geschaffen hat; am 26. sah ich die Stadt und die neuen Festungswerke, die fast eine Deutsche Meile von unserm Gasthofe entfernt sind, und wohin wir uns zu Pferde begaben. Den 27. machte ich die Bekanntschaft des Lieutenant Cruttenden, Assistenten von Capitän Haines, welcher Letztere uns den 28. ein Diner gab. An diesem Tage kam der Dampfer Akbar von Suez an mit vielen Passagieren, und den Londoner Zeitungen vom 7. April, die also nur 20 Tage alt waren.

Je näher die Zeit des Wiedersehns kommt, desto reger wird das Heimweh oder die Ungeduld, und doch läßt die dreijährige Reise nur sehr angenehme Empfindungen zurück. Ich habe auf ihr Blumen und Früchte gepflückt, ohne mich in die Dornen zu stechen; und doch hatte meine Aufgabe ihre Dornen, wie das tropische Klima reich ist an Stachelpflanzen.

Die Blumen die ich gepflückt, sind es nicht, an welche ich in Aden erinnert werde: der hiesige Aufenthalt ist ein trostloser. Ich habe hier in den Stunden ungeduldigen Wartens verschiedene Briefe*) geschrieben, und endlich den 10. kommt der Had-

---

*) Auch einen Brief an mich, den ich einrücke:

Fritz an Heinrich.

Aden, den 28. April 1847.

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben soll, so muß ich gestehen, daß ich Dir heute aus Langeweile schreibe, denn ich sitze nun schon vier Tage hier in einem schlechten Wirthshause am Meere, umgeben von grauen und braunen vulkanischen Felsen, auf denen kein Strauch und kein Grashalm fortkommen kann. Wir erwarten das Dampfschiff der Oriental-Company, das uns nach Suez bringen soll. Eigentlich wollte ich Dir erst aus Aegypten schreiben, weil der Vater mich versichert, daß ich dort Briefe von Dir finden werde, die mir Auskunft geben sollen über Deine politische Stellung. — Ich bin jetzt

dington von Calcutta ꝛc. an, das Dampfschiff mit dem wir nach Suez weiter reisen. Auch die Grafen Blacas und Nicolay waren

ganz blind, denn seit 6 bis 7 Monaten habe ich keine Deutsche Zeitung gelesen, die Englischen befassen sich wenig mit dem Auslande, und die letzte Landmail hat nichts gebracht als die Scandale der Lola Montez und eine ganz apokryphe Preußische Verfassung, womit sich die Englischen Zeitungen unbegreiflicher Weise haben mystificiren lassen; der Vater hat aber die Güte gehabt mir die ächte zu schicken. Diese Verfassung ist wegen der Folgen eine sehr bedeutende Begebenheit, denn es steht ihr auf der Stirne geschrieben, daß sie nicht so bleiben kann. Doch die Politik wollen wir mündlich abhandeln. Mache nur, daß Du gegen den 20. Juni in Hornau bist, denn ich kann keinen andern Abstecher machen, und überhaupt bei dieser ersten Durchreise nicht länger als höchstens 5 bis 6 Tage verweilen. — Wo möglich, melde ich Dir aus Triest oder Italien den bestimmten Tag meiner Ankunft. Auf Constantinopel habe ich für diesmal verzichtet.

Vom Vater habe ich seit meiner Abreise 83 Briefe erhalten, es fehlt auch nicht eine einzige Nummer. Der letzte war am Ende Februar, und beschäftigte sich hauptsächlich mit Dir.

Ich begreife die Besorgnisse und die Schwierigkeit des Verhältnisses. — Man schmeichelt dem Vater in Darmstadt jetzt; früher hat man das gar nicht gethan. Die geselligen Verhältnisse dort sind ihm Bedürfniß, und er sieht sie nicht gern gestört. Schone das, so viel Du kannst. Für den 80 jährigen sind die 50 jährigen noch immer Kinder, die belehrt und im Zaume gehalten werden müssen. Uebrigens ist die Geistesfrische des Vaters bewunderungswürdig und sein politischer Einfluß könnte noch immer bedeutend sein, wenn er sich nur enthalten könnte auch bei Fragen mitzusprechen, bei welchen das Eigenthümliche seiner Lage ihn verhindert entschieden aufzutreten, oder in welche er sich bei seinem hohen Alter nicht mehr hineinstudiren kann.

Von meiner indischen Reise rede ich nicht; Reisebeschreibungen kannst Du in Büchern finden.

Ich bin mit den Engländern sehr zufrieden, und man muß erkennen, daß großartige Verhältnisse die Seele und den Geist erweitern.

Ein Capitän der Artillerie mit dem titulären Rang als Oberst-Lieutenant, Herr Lawrence, herrscht unumschränkt über Lahore, einen Staat von 4 bis 5 Millionen Seelen. — Herr Clerk, der jetzige Gouverneur von Bombay, verdankt seine Stellung ganz allein seiner Energie und seinem Talent; er hat keine wissenschaftliche Bildung und gar keine Protection.

Ich nehme wenig Interesse an den Merkwürdigkeiten, denen ich noch auf meinem Wege begegnen werde; mein Auge ist ganz auf die Heimath gerichtet.

Die Engländer hier glauben, daß es bald Krieg mit Frankreich geben wird. Worauf sie diese Meinung gründen, weiß ich nicht; sie behaupten aber es sei das allgemeine Vorgefühl. —

an Bord und gehen nun mit uns nach Europa zurück, zwei französische Carlisten, die ich in Calcutta kennen gelernt hatte; sehr artige, einfache junge Leute. Durch die politische Lage verhindert ihrem Vaterlande zu dienen, benutzten sie ihre Zeit und ihr Geld um die Welt zu sehen. Ich habe sie gern; par principe gehöre ich zwar zu der andern Partei, aber par goût lebe ich lieber mit dieser.

Von Aden nach der Heimath zurück.

1. Mai bis 30. Juni 1847.

Quae carent ora sudore nostro? Endlich am 1. Mai verließen wir Aden; ich lese auf dieser Reise R. Montgomery Martin's history of the British Colonies Vol. 1. Den 2. Mai sind wir auf der Höhe der Straße Bab-el-Mandeb, den 4. auf der Höhe von Mecca; den 7. sehen wir die Höhe des Sinai; den 8. früh kommen wir in Suez an.

Die Land-Mail vom 25. April, welche ich noch in Suez gelesen, enthielt die Eröffnung des Preußischen Parlaments (des vereinigten Landtags am 11. April 1847); das Bedeutendste, was seit langer Zeit in Deutschland geschehen ist. —

Nachdem wir die Reste des Kanals von Sesostris gesehen, brachen wir den 9. Abends von Suez auf und durchzogen, eine Anzahl Reisende mit uns in zwei Wagen, in der Nacht vom 9. auf den 10., und den 10 Mai die Wüste zwischen Suez und Cairo.

Wir wohnen im hôtel de l'Orient in Boulak, dem Hafenplatze Cairo's am Nil.

Am 11. sahen wir den Bazar, den Sklavenmarkt, die Citadelle, die große Moschee, das Egyptische Museum des Herrn Abbat; am 12. die Gärten von Chubra, auch machte ich einige

Besuche, und an diesem und dem folgenden Tage die Bekanntschaft von Soliman Pascha, den Obersten Marie und Varin.

Am 13. besuchten wir die Pyramiden von Gizeh, die wir bisher schon aus der Entfernung von unsern Fenstern im Gasthof angestaunt hatten; dann sah ich auch die École de Cavalerie und einen Ofen, in dem die Hühner ausgebrütet werden.

Am 14. besuchten wir die Gräber der Mamelucken-Fürsten und die der Familie von Ali-Pascha; wir sahen einen Tanz der Derwische, ich machte die Bekanntschaft des Herrn Maugel, ingénieur du Barrage du Nil; dann erhielt ich Briefe von Hause und vom Minister der Colonien.

Den 15. machte ich Besuche und traf Vorbereitungen zu der Tour, die wir den 16. nach Sakkarah, der Nekropolis des alten Memphis, und zu den vielen Pyramiden in der Nähe, den 17. nach dem Barrage du Nil unternahmen. Den 18. besuchten wir wiederholt die Stadt, die Bazars, die Moscheen, den Sklavenmarkt; den 19. stattete ich einen Besuch bei Ibrahim Pascha ab, in dem Hause, in welchem Napoleon gewohnt hatte, Kleber ermordet worden war; ich sah Arabische Dampfbäder; ich hatte die Bekanntschaft des Englischen Consuls Mr. Murray und des Sir R. Arbuthnot gemacht.

Den 20. verließen wir Cairo nach einem zehntägigen Aufenthalt, und fuhren auf einem kleinen Nildampfboote nach Alexandrien hinab, wo wir den 21. ankommen und im hôtel de l'Orient absteigen. Dem Niederländischen Consul Herrn Schutz bin ich bereits avisirt und er ist sehr zuvorkommend. Den 22. sehe ich den Hafen, die Festungswerke, die Säule des Pompejus und den Obelisken (Cleopatra's Needle); den 23. den Palast des Pascha, die Phare Catacombes und Bäder der Cleopatra; den 24. die Gärten von Alexandrien und ich vertiefe mich in die Allgemeine Zeitung, die mir hier seit langer Zeit zum ersten Male wieder

durch die Güte des Oesterreichischen Consuls Herrn Laurent zu Gesicht kommt. Den 25. speiste ich bei dem Niederländischen Consul Herrn Schutz und nahm von demselben Abschied. Vier Tage genügen um in Alexandrien Alles zu sehen, Alterthümer, neue Festungswerke und Hafenanlagen. Von allen Merkwürdigkeiten Aegyptens stehen die Pyramiden von Gizeh oben an; dann die Katakomben, die Ruinen von Memphis und Heliopolis, die Citadelle, die Moscheen. Auch von merkwürdigen Menschen sah ich, außer Ibrahim Pascha, die meisten Franzosen, die jetzt in diesem Lande eine Rolle spielen und einen Rückhalt an ihrem heimischen Gouvernement haben: Soliman Pascha, Clot-Bey, den Ingenieur Maugel. Ali Pascha selbst war nicht zu sehen, weil er kürzlich einen Sohn verloren hatte und deßwegen auf dem Lande in Zurückgezogenheit lebte.

Der Aufenthalt in Aegypten ist unter den jetzigen politischen Umständen auch darum sehr interessant, weil die Rivalität zwischen England und Frankreich gerade hier einen Reibungspunkt hat; und bemerkenswerth ist des Pascha's Klugheit und Vorsicht, mit der er vermeidet, es mit einer der beiden Mächte ganz zu verderben. Jene Rivalität macht sich auch geltend bezüglich des Plans, einen Kanal durch die Landenge von Suez zu graben. Die Franzosen treiben zu diesem Bau an, während die Engländer einer Eisenbahn den Vorzug geben würden Doch hat Sir Herbert Maddock in Calcutta in meiner Gegenwart Kanal oder Eisenbahn für ein Englisch-Indisches Bedürfniß erkannt. Gewiß ist es also falsch, wenn die Franzosen voraussetzen, die Engländer fürchteten einen Kanal in der Besorgniß, daß eine feindliche Flotte, die aus dem Mittelmeer den Kanal passire, Indien bedrohen könne; und die Franzosen täuschen sich, wenn sie aus diesem Grunde den Bau eines Kanals befürworten. Vielmehr behaupten viele Engländer, ein Kanal werde für große Segelschiffe von wenig Nutzen sein, wegen der langen und ge-

fährlichen Fahrt durch das rothe Meer und wegen der hier vorherrschenden heftigen Winde; auch würden die Kosten des Kanals sehr hoch sich belaufen. Dagegen sagen die Engländer weiter, der Pascha wolle die Eisenbahn nicht, weil sie den Arabern der Wüste, welche den Transport der Personen und Waaren mit ihren Kameelen treiben, den Verdienst nehmen würde.

Den 26. Mai fahren wir im Oesterreichischen Dampfschiffe Erzherzog Johann von Alexandrien ab, den 27. Creta, den 28. Delos und Naxos vorbei, und langen den 29. in Syra an, das jetzt die zweite Stadt von Griechenland ist.

Die Insel liegt nur eine halbe Tagereise von Athen entfernt; die Stadt präsentirt sich sehr schön, aber wegen der Quarantäne durften wir das Schiff nicht verlassen und mußten uns mit der Aussicht begnügen. Ich lese auf dieser Reise Ottfried Müller, und Daru, histoire de Venise.

Den 30. Mai gingen wir in der Bai von Syra auf das von Smyrna kommende Dampfschiff Imperatore über und fuhren den 31. ab, am 1. Juni zwischen Cythere und der Küste des Peloponnes hindurch, längs diesem am Cap Matapan (Tänarus), Modon (Methone), Navarin (Pylos) vorbei, am 2. Juni zwischen den Jonischen Inseln Ithaka und Cephalonien hindurch nach Corfu (Corcyra), wo wir im Hafen übernachteten. Bei den neuen Befestigungen, die hier ausgeführt werden, gedenkt man, daß Corfu auch durch die tapfere Vertheidigung der Venetianer gegen die Türken merkwürdig ist.

Die Gesellschaft auf den Schiffen war sehr uninteressant, aber eine ziemlich gute Bibliothek entschädigte einiger Maßen dafür. Ich hatte früher die Absicht über Constantinopel und die Donau herauf die Heimfahrt zu vollenden; meine Anfrage deshalb wurde mir im Haag auf die freundlichste Weise zugestanden; die Lust war mir aber vergangen. Ich habe in den letzten Monaten fast

zu viel gesehen; selbst auf Italien und die Schweiz werde ich nur flüchtige Blicke werfen.

Den 3. Juni reisen wir von Corfu ab, am 4. längs der Küste von Albanien und Dalmatien; am 5. längs der Küste von Istrien, wo wir im Hafen von Rovigno die Oesterreichische Escadre sehen, und langen am 5. in der Nacht in Triest an. Im Hotel Metternich, in welchem ich abgestiegen bin, wohnt eben der Erzherzog Johann, dem ich aufwarte. Ich besehe mir während des 6. und 7. die Stadt, die Citadelle, das neue Hospital und den Hafen, und reise den 8. nach Venedig ab, wo ich denselben Tag ankomme, den 9., 10. und 11. bleibe. Den 12. gehe ich nach Verona, den 13. Nachts nach Mailand, den 15. nach Como und Chiavenna; den 16. über den Splügen und die Via Mala nach Chur, den 17. nach Zürich, den 18. nach Basel, den 19. Abends bin ich in Cassel bei Mainz; den 20. in Hornau, wo ich bis zum 26. bleibe, dann reise ich über Frankfurt, Wiesbaden (27.), Cöln (28.), Arnheim (29.), wo ich Forstner wiedersehe, in den Haag, wo ich am 30. Juni 1847 eintreffe.

Nach der Rückkunft in den Haag lautet der letzte Eintrag in das Gedenkbuch:

1847. Den 12. Juli zum Commandanten der Reserve-Brigade und fungirenden Gouverneur der Residenz ernannt. Den 25. September mit Urlaub nach Hornau abgereist.

Es fehlte also für meinen Bruder nicht an Anerkennung von Seiten des Königs und dessen Regierung. Seine Niederländischen Freunde, mit deren Mittheilung über den Zweck seiner Mission nach Indien ich dieses Kapitel begonnen habe, sprachen sich über das Resultat und seine Stellung in den Niederlanden, nach seiner Rückkunft aus Indien bis zu seinem Tode, in der Weise aus, die ich wohl besser in den eigensten Worten wiedergebe:

Cette tâche quelque considérable qu'elle fût, n'était pas au delà des forces de l'Officier qui se chargea de la remplir; et l'expérience prouva qu'elle ne pouvait être mieux confiée.

Le Général remplit toute cette mission avec l'activité et le zèle, qui pour lui étaient une seconde nature. Il visita lui-même tous les lieux et jugea de l'importance stratégique de chaque point, et dans les différents projets qu'il soumit au gouvernement, il sut constamment réunir et faire concourir au même but et les forces actives et les moyens passifs, dont on devait pouvoir disposer dans l'intérêt d'une défense vigoureuse.

Les résultats en ont été des plus satisfaisants, et depuis et encore ses rapports servent comme de donnés surs et de jalons pour se tracer une bonne route.

L'approbation que le Général obtint à son retour se montra de la manière la plus évidente par le commandement le plus important dans l'armée dont il fût aussitôt investi. Le Roi le nomma Commandant de la Brigade de réserve et Gouverneur de la Résidence, et lorsque les mouvements révolutionnaires de 1848 menacèrent d'avoir quelque retentissement dans la ville où il commandait, on s'aperçut promptement que la fermeté et la prudence du Général opposeraient une digue infranchissable aux entreprises des malveillants, et que les bons et sages citoyens pouvaient se reposer en toute confiance sur l'énergie et le coup d'oeil militaire de celui qui répondait de leur sûreté.

Fritz selbst aber schrieb in die Heimath:

An den Vater.

Haag, den 14. Juli 1847.

Heute melde ich Ihnen direct, daß die Ungewißheit über meine nächste Bestimmung aufgehört hat. Ich bin zum Commandanten der Reserve-Brigade (Garde) ernannt, womit die Functionen eines Gouverneurs der Residenz und Commandanten der Provinz Süd-Holland verbunden sind. Es ist eine große Auszeichnung und ein Posten des Vertrauens,

finanziell sind damit durchaus keine Vortheile verbunden, eher das Gegentheil, und die sonstigen eventuellen Schwierigkeiten dieser Stellung errathen Sie selbst.

Der König, bei dem ich gestern gespeist habe, war äußerst gnädig und freundlich; er sagte: Wir haben diese Stelle für Sie aufgehoben, ich weiß, daß sie in guten Händen ist.

Alles, was auf meine Indische Commission Bezug hat, ist noch unerledigt und der König scheint unschlüssig, wie er die Sache zu behandeln hat, da sehr verschiedene und auseinandergehende Ansichten dabei zu Tage kommen. Der König scheint überhaupt in Folge seiner Krankheit etwas unschlüssig bei Behandlung schwieriger Materien, und so verschiebt er auch die Conversation mit mir über die Militär-Angelegenheiten Indiens. Lange kann es aber nicht so fortgehen, denn es sind Dinge dabei, die ohne Nachtheil nicht unentschieden bleiben können.

Ich bin in Soestdyk bei der Königin, im Loo bei den Oranischen Herrschaften gewesen und überall gnädig empfangen worden, doch von der Königin mit besonderem Wohlwollen. Bei ihr fand ich auch den Erbprinzen von Weimar und Gemahlin. Bei dieser Excursion habe ich Nepveu, van der Capellen und den alten General George aufgesucht, dem ich den Sohn leider nicht wieder habe zurückbringen können.

An den Vater.

Haag, den 27. August 1847.

Der König, welcher vor einigen Tagen nach Weimar, Schlesien und Luxemburg abgereist ist, hat mir den erbetenen Urlaub mit folgenden Worten verweigert:

„Ich habe Ihnen diese Stelle gegeben, weil ich einen gescheuten Mann hier brauche; den brauche ich aber am allermeisten, wenn ich abwesend bin. Ich fühle sehr gut, daß es nach so langer Abwesenheit ihr Wunsch sein muß, einige Monate bei Ihren Aeltern zuzubringen; ich verspreche Ihnen, daß Sie Urlaub erhalten sollen, sobald ich von meiner Reise zurückgekehrt bin; dann bleiben Ihnen noch immer ein paar schöne Monate vor dem Winter.“ Sic.

Dabei mußte ich mich natürlich beruhigen; die Abwesenheit des Königs wird sechs Wochen dauern.

Hier im Haag habe ich in meiner Eigenschaft als Gouverneur der Residenz den König von Würtemberg empfangen müssen, der einige Tage ganz incognito bei seiner Tochter verweilte; ich habe seine Whistpartie in ganz kleinem Comité gemacht.

Ich freue mich, daß Max den Herzog von Nassau nach England begleitet; der Aufenthalt dort wird in jeder Beziehung interessant und lehrreich für ihn sein; man athmet dort eine sehr gesunde Luft.

Ich bin jetzt im Gleis; — aber ob ich lange in diesem Gleis bleiben werde, ist ungewiß. Es liegt wahrscheinlich noch in meiner Hand das Commando in Indien anzunehmen; aber die Bedingungen werden schwerlich so brillant sein, daß ich mich dazu bewegen lasse.

Meine Verhältnisse hier sind sehr angenehm, die geselligen besonders; le revers de la médaille ist große Gebundenheit und unzureichender Gehalt bei unvermeidlichen außerordentlichen Ausgaben.

Mit allen hiesigen Diplomaten bin ich auf dem besten Fuße, besonders mit den Oesterreichern, — Graf Esterhazy und Fürst Schönburg. Eben hatte ich den Besuch des de Bussieres, den Sie im Anfang der dreißiger Jahre in Darmstadt kennen gelernt haben; er ist nun hier Französischer Gesandter und will Ihnen empfohlen sein.

Von allen Seiten erhalte ich Beweise des Wohlwollens und Vertrauens. Auch mit dem Minister der Colonien stehe ich sehr gut; der König wollte mir für die Sendung nach Indien eine Decoration geben; ich selbst habe gebeten es nicht zu thun, bis mein Rapport gelesen und beurtheilt sei.

Fritz an Max.

Haag, den 23. September 1847.

Der König, der gestern wohl und zufrieden mit seiner Reise zurückgekommen ist, hat mir sogleich einen zweimonatlichen Urlaub zugestanden. Uebermorgen reise ich ab über Bugt und

Brüssel, um Rigot und Noël zu besuchen; an jedem dieser Orte werde ich mich nur einen Tag aufhalten, so daß ich den 29. Abends in Cöln ankommen kann, und den 30. oder spätestens den 1. October bei Dir in Wiesbaden sein werde. Uniform bringe ich nicht mit; sonst bin ich zu allen kleinen Excursionen bereit, worunter die nach Monsheim freilich auf dem Vordergrund steht.

Wie ist es möglich, daß den Vater meine Zukunft präoccupirt! Wenige Menschen in der Welt haben ihre Zukunft so sehr in der Hand als ich; wenige leben in sorgenfreieren Verhältnissen; warum also Gespenster sehen? Doch diese und andere Fragen wollen wir mündlich abhandeln; und ex professo mit Dir und Heinrich die Deutschen Angelegenheiten.

Die zwei Monate Ruhe in Hornau werden mir gut thun; unter Ruhe verstehe ich blos zwei Monate ohne Uniform und Soldaten. Sonst weißt Du wohl, daß meine Grabschrift sein soll: Obiit den und den, quo die primum quievit.

Zehntes Kapitel.

Das Jahr 1848 und der Tod.

Zehntes Kapitel.

Das Jahr 1848 und der Tod.

So war Fritz, nach dreijähriger Abwesenheit über See, während welcher er die vier andern Welttheile berührt hatte, zunächst zu der früheren Doppelstellung in den Niederlanden und zu Deutschland zurückgekehrt, bald auch in Europäischen Zuständen wieder heimisch geworden.

Worauf er beim Scheiden gehofft, was er in Augenblicken, in welchen seine Seele der fernen Heimath sehnsüchtiger zugewendet war, von der Vorsehung als eine Gunst sich erbeten, und dann, der Heimkehr näher, zum Voraus mit Inbrunst ihr verdankt hatte, das war in Erfüllung gegangen; aus dem engeren Kreis der Familie war kein Haupt geschieden.

Alle hatte er wieder gefunden: die greisen Eltern, noch ganz rüstig, in der vollen Empfindung des Glücks und dafür dankerfüllt, daß es ihnen beschieden war, den geliebten und ausgezeichnetsten Sohn wieder in die Arme schließen zu können; alle Geschwister in Eintracht, und die Brüder, bei dem dumpfen Grollen der herannahenden Stürme, jeder in seiner Stellung des „Capessite rempublicam“ eingedenk.

Die Eintracht unter uns Brüdern, auf die der älteste, gleich dem Vater, so großen Werth setzte, war zwar niemals ernstlich und dauernd gestört worden; doch darf ich hier nicht unerwähnt

lassen, daß Max seine eigenen Bahnen gegangen war, die uns öfter Besorgnisse eingeflößt hatten. Mit seiner Parteinahme für die katholische Sache war er schon in Bonn 1837 durch Studien zu politischen Theorien, durch persönliche Verbindungen in politische Kreise gekommen, die uns andern Brüdern fremd waren. Nach seiner Auffassung alter nationaler Berechtigung zur Einheit unter der Kaiserkrone war er fast ein Deutscher Legitimist zu nennen. Wenn seine Ansichten auch nicht schroff hervortraten, so setzte er doch seine Hoffnungen für Deutschlands Zukunft vielmehr auf wiederkehrende Concentration von Autorität und Macht, als auf parlamentarische Entwicklung, die uns ältern Brüdern als die Vorbedingung der Zeit, als der Weg zum Ziel und als die Farbe der Familie galten. Er stand mit seinen Ansichten selbst unter der Nassauischen Staatsdienerschaft allein. Die Macht der Ereignisse, die Nothwendigkeit zu handeln, gerade im Nassauischen Interesse zu handeln und in unsre Wege einzulenken, brachten uns jetzt den jüngsten Bruder wieder näher, zur großen Befriedigung des Aeltesten und nicht ohne dessen erneuerten Einfluß.

Fritz selbst war, kaum nach Holland zurückgekehrt, mit Auszeichnung überhäuft worden und befand sich sofort in einer Stellung, in welcher es selbst hohem Ehrgeiz nach äußeren Ehren hätte genügen können. Was aber mehr als diese neuen Ehren sagen wollte, er war, unentnervt vom tropischen Klima, an Wissen und Erfahrungen bereichert, geistig verjüngt durch die mannigfaltigsten Eindrücke, welche Natur und Menschen unter den verschiedenen Zonen, und die Anschauung großartigster Verhältnisse auf ihn geübt hatten, mit seiner ganzen Thatkraft und Thatenlust, aber auch mit seiner ganzen Vaterlandsliebe, der Alte geblieben.

Es mochte des Glückes zu viel sein, das mit des Bruders Rückkehr in dem Familienkreise eingekehrt war! Aeußere Ehren waren es nicht, die er gesucht hatte oder suchte; sie schienen ihm nur in soweit von Werth, als sie dem Thatendrang die Bahn

eröffneten. Schon von Asien aus hatte er, seine möglichen Entschlüsse besprechend, geäußert, daß er für seine Zukunft nichts so sehr fürchte als eine müßige Sinecure, die ihn nach Holland banne. Leben ist wirken, das war seine Losung; für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu wirken, wo dazu eine Bahn sich öffne, das war sein Ehrgeiz. —

Während der Indischen Reise meines Bruders war auch in Deutschland in weiteren Kreisen der Ruf erklungen von seiner bedeutenden Persönlichkeit, von seiner patriotischen Richtung, von seinen Leistungen und Fähigkeiten.

Was ich dazu thun konnte, seitdem ich mich, von 1846 an wiederum durch Wahl in die 2. Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen berufen, an dem öffentlichen Leben und an den zur nationalen Einheit drängenden Bestrebungen lebhafter betheiligte, das habe ich nicht versäumt, und von jeher leuchteten stolzer des Vaters Augen, wenn er von seinem Aeltesten sprach. Die politischen, militärischen und philosophischen Aufsätze und Denkschriften des Fritz, die er bei seiner Abreise nach Indien zum Theil in meinen, zum Theil in Marens Händen gelassen hatte, und von denen manche erst dadurch und seitdem mir bekannt geworden waren, besonders diejenigen unter diesen Denkschriften, welche die vaterländischen Zustände zum Gegenstande haben und in dem ersten Theile enthalten sind, waren unter meinen Freunden und näheren Bekannten von Hand zu Hand gegangen und gewürdigt worden. In anderen Kreisen hatte Max seinen militärischen vormaligen Chef geltend zu machen gewußt, und es ist die geistreiche Art bemerkt worden, in der Fritz schon früher den Vater um der kleinen Indiscretionen willen zu necken liebte, die dieser mit einer andern Auswahl seiner für die Oeffentlichkeit nicht bestimmten Aufsätze und Denkwürdigkeiten so gern sich gestattete. Es konnte daher nicht fehlen: wenn das Deutsche Reformbestreben, für welches im Laufe des Jahrs 1847 der

schwache Anfang einer Parteibildung bestand, zu Kräften kam, und wenn ein neues politisches System auch neue Menschen erforderte, so mußte die öffentliche Aufmerksamkeit auf Fritz sich richten. Davon offenbarten sich schon Spuren, auf die ich zurückkomme, als Fritz wiederum seinen ersten längeren Urlaub, in den Monaten October und November 1847, im Vaterlande zubrachte, wohin wir ihn am Schlusse des vorigen Kapitels haben abreisen sehen. Nachdem er am 27. November in den Haag zurückgekommen war, fand er zunächst viele, namentlich auf Indien bezügliche Geschäfte vor, die während seiner Abwesenheit gereift waren; alsbald aber tritt in der Familiencorrespondenz die zunehmende Verwickelung der Deutschen Angelegenheiten in den Vordergrund, und daran knüpft sich der Wendepunkt seines Schicksals.

Wie diese Blätter wesentlich die Bestimmung haben von „dem Mann der That" ein Spiegelbild zu geben, damit der Freund des Vaterlandes daran sich erbaue und ein Beispiel nehme, so sei an diesem Wendepunkt des Schicksals meines Bruders, und in Beziehung darauf, neben der von ihm entworfenen Zeichnung des allgemeineren Charakterbildes „des Mannes der That," das am Schluß des dritten Bandes mitgetheilt wird, noch eines besondern erwähnt.

Fritz hatte sich in sehr früher Zeit an einer dramatischen Skizze versucht: der Tod des Stilicho. Von dieser Skizze liegen außer der Anlage nur wenige Bruchstücke mehr ausgearbeitet vor, unter diesen ein Monolog, den er den Stilicho, auch einen Mann der That, in Vorahnung seines nahen gewaltsamen Todes sprechen läßt. Mit dieser Analogie ist die Ursache gegeben, warum ich jener Jugendarbeit an dieser Stelle gedenke. Wir haben gesehen, wie Fritz frühere poetische Anwandlungen später mit feinem Spotte

selbst zu geißeln pflegte; nicht der poetische Werth oder Unwerth also, sondern nur die Beziehungen zu seiner eignen Natur und Lebensphilosophie sind es, die zur Mittheilung folgenden Bruchstückes bestimmen.

Es wird mir klar, daß ich zum Ende eile.
Die Röm'sche Erde ist es müde länger
Den Stilicho zu tragen. O gewiß
Hat er die Todesworte schon geschrieben,
Der bebende Tyrann, dem man nicht Haß —
Nur Mitleid zollen kann. — Verächtlich ist
Vor allen Feigen doch ein feiger Fürst!
Honorius, du zitterst, wenn die Wache
Vor deiner Thür mit ihren Waffen klirrt;
Und naht sich wirklich die Gefahr, — dann schüttelt
Das Fieber deiner Furcht dich so gewaltig,
Daß du den Dolch auf deinen Retter zückst.
Doch keine Klagen! denn die Stunden eilen
Und warten nicht auf's Ende unsrer Klagen.
Was mir vom Leben bleibt, dem Rückblick sei es
Auf die Vergangenheit geweiht. Schreibt doch
Der alte Weise vor, daß jeden Abend,
Bevor der Schlaf das müde Aug' erquickt,
Der Mensch mit sich des Tages Rechnung schließe!
— Das ist zu viel verlangt! Wie manche Nacht
Hab' ich durchwacht, das sorgenvolle Haupt
Auf meinen Arm gestützt, — um Rath zu suchen!
Die Zukunft lag mir ob, die That für morgen; —
Da war nicht Zeit die abgetha'nen Dinge
Lang' zu betrachten und gar zu erwägen,
Wie das Gescheh'ne anders konnt' geschehen? —
Jetzt, da mein Lauf vollendet ist, da Nichts
Zu thun mehr bleibt als nur der eine Schritt —
Der unvermeidlich ist, und eben darum
Der Ueberlegung nicht bedarf, — jetzt blick' ich
Mit Freuden hin auf meines Lebens Tage. —
Hab' Dank, du ew'ger Lenker der Geschicke!
Der Thatkraft, die in meiner Brust sich regte,
Hast du die Schranken weit geöffnet! Kühn
Darf ich den Helden mich zur Seite stellen,
Die Roma's heil'ge Wiege einst beschützten.
Sie trafen in die Jugend ihres Volks,
Das, freiheitstolz und selbst vom Ruhm begeistert,
Sie auf der Bahn des Ruhmes mit sich fortriß.

Die Glücklichen! Für sie war kämpfen — siegen!
Mein Loos war nicht so schön; — nicht minder groß!
Ein müdes Volk hab' ich erweckt vom Schlummer;
Der Lorbeer, welchen tapfre Väter pflanzten,
Er lag entwurzelt von gewalt'gen Stürmen;
Mit starkem Arm hab' ich ihn aufgerichtet.
Noch stehet Rom, ein stolzer Leuchtthurm, da!
Den Fuß bespült der Wellenschlag der Zeit,
Hoch in die Wolken ragt sein strahlend Haupt!
Ob's lang' noch stehen wird? — wer kann es sagen!
Vielleicht ist ihm der Tag des Schicksals nah,
Denn nur der Wechsel hat Bestand auf Erden!
Das dürre Blatt fällt von des Herbstes Wehen;
Dann sproßt der frische Keim. Der Väter Asche
Zerstreut der Fuß der jüngeren Geschlechter,
Und neue Städte blühen auf Ruinen.
Des Menschen Werk ist nicht für Ewigkeiten,
Und was er baut, — vergänglich ist's wie er! —
Beruhigt kann ich diese Welt verlassen,
Nicht als ein Schuldner werd' ich von ihr scheiden. —
Doch du, — du Jenseits, das so dicht verhüllt
Und doch so nahe vor mir steht, darf ich
Mit Zuversicht auf dich die Blicke richten? —
Wär's wahr, — was unsre Priester eifrig lehren,
Daß Demuth und Gebet die einz'gen Schlüssel
Zur Himmelspforte sind, — dann stünd' es schlimm
Mit mir; ich war ein seltner Gast im Tempel.
Ich mocht' nicht täglich meine Alltags=Noth
Hin zu den Stufen deines Thrones tragen,
Allmächtiger! Im Sturm hab' ich mir selbst
Vertraut; im Schmerz verschloß sich meine Brust,
Verstummend floh die unterdrückte Klage
Das Antlitz deiner stillen Majestät —
Doch in des Lebens höheren Momenten,
Wann großer Männer Beispiel mächtig spornte,
Wann edler Vorsatz, muthiger Entschluß,
Wann Hochgefühl der Tugend mich durchdrang, —
Der Funke dann, der ewig ist wie du,
Zur Flamme angefacht im Busen glühte, —
Dann fühlt' ich deine Nähe; — der Gedanke
Stieg als Gebet empor, und dir geweiht,
— Glaubte ich — ahnungsvoll Unsterblichkeit.
Ja, von dem dunkeln Räthsel, welches uns
Die grausam kalte Sphinx, das eigne Leben

Am Rand des Abgrunds, zu errathen giebt,
Ist die Unsterblichkeit das Wort der Lösung;
Unsterblichkeit, du glänzend Meteor!
Du tauchest aus dem Meere der Gedanken
So glühend auf, daß unser Aug' erblindet.
Wie arm sind unsre Dichter, unsre Weisen,
Wenn sie dich denken, dichten! O! Wer möchte
Bei deinen Göttern ruhen, Epicur,
Und, von Idyllen-Freuden eingewiegt,
Die thatenlose Ewigkeit verträumen!
Leben ist wirken! Einen Thatenhimmel!
Den fordre ich; und euch will ich vertrauen,
Ihr Sterne dort am Himmelszelt; ihr werdet
Als Sonnen leuchten in der Grabesnacht.

Der nachfolgende Briefwechsel ist ein ziemlich vollständiger Faden, und nicht blos der Familiengeschichte der nächsten Monate.

Fritz an den Vater.

Haag, den 12. December 1847.

In ein paar Tagen werden Sie sich also nach Darmstadt begeben; lassen Sie auch von dort oft etwas hören.

Heinrich hat sich fest vorgenommen, so viel es seine Stellung erlaubt, Alles zu vermeiden, was Sie beunruhigen oder Ihnen den Aufenthalt dort verleiden könnte. Wenn nur die Verhältnisse nicht stärker sind als die Vorsätze; denn in Deutschland und in ganz Europa scheint sich Alles immer mehr zu verwickeln.

Die Angelegenheiten in der Schweiz beschäftigen hier sehr die Gemüther. Oesterreich, das am wenigsten spricht, soll, wie ich höre, am meisten entschlossen sein zu interveniren. Mir scheint es, der König von Preußen hat ohne dringende Nothwendigkeit eine Krisis herbeigeführt, deren Folgen schwer zu berechnen sind, da das Französische Gouvernement wahrscheinlich nicht in der Lage ist, eine eben so entschiedene Sprache zu führen, gegenüber der im eigenen Lande herrschenden Stimmung. Ich dächte der König von Preußen hat ohnehin schon Werg genug am Rocken. An Winterunterhaltung wird es wohl nirgends fehlen. — — —

— — — Die politischen Verwickelungen in Europa sind aber auch vielleicht Ursache, daß man hier desto vorsichtiger und gemäßigter ist. Dieß gilt von der Opposition in den Generalstaaten, womit aber nicht gesagt ist, daß die Wünsche der Nation nicht weiter gehen.

Von Indien rede ich nicht mehr, denn es scheint mir sehr ferne zu liegen. Ich glaube, man denkt nicht mehr daran, weil man fühlt, daß man es mir ohne große Vortheile nicht zumuthen könnte. Aber meine Indischen Geschäfte gehen ihren Gang: der Minister der Colonien macht alle Vorträge an den König ganz im Sinne meiner Vorschläge, und sie erhalten meistens die Königliche Gutheißung. Die Geburtsfeste sind nun vorüber; der König hat mir das Großkreuz des Luxemburgischen Ordens gegeben, mit den Worten: „Das haben Sie aus Indien zurückgebracht." Der Prinz von Oranien hat mir mit einem eigenhändigen Briefe auf die schmeichelhafteste Weise die Decoration geschickt, die er selbst getragen.

Fritz an den Vater.

Haag, den 19. December 1847.

Aus Ihrem Briefe vom 14. habe ich mit Vergnügen ersehen, daß Sie mit dem Empfang und auch mit der politischen Einleitung in Darmstadt zufrieden sind.

Ich danke Ihnen sehr für die Nachrichten von Heinrich, denn direct habe ich keine. Wenn Heinrich schreibt, sind seine Briefe immer sehr herzlich, ausführlich und in Alles eingehend, aber er entschließt sich schwer dazu.

Meine geselligen Verhältnisse sind angenehm aber zeitraubend. Das Corps diplomatique überhäuft mich mit Einladungen. Der König und die Königin, der Prinz und die Prinzessin von Oranien, behandeln mich mit Auszeichnung und Vertrauen, — fast zu viel, wenn ich an die Jalousie denke. Mit allen Ministern, mit denen ich zu thun habe, stehe ich gut; besonders mit denen des Kriegs, der Colonien, der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten. Ich will Ihnen meine Lebensweise erzählen:

Ich stehe vor 7 Uhr auf, frühstücke und lese bis es Tag geworden ist, und absolvire dann meine Dienst- oder Privatcorrespondenz. Zwischen 10 und 12 Uhr kommen successiv die vier Personen, welche meinen Stab ausmachen: zuerst Capitän van Troyen, der Adjudant für das Provinzial- (Territorial-) Commando; dann Lieutenant d'Harvant, mein Adjudant; dann Major van Voorst, als Chef des Generalstabs; dann Capitän Le Clercq für die Indischen Sachen. Von 12 bis 2 Uhr bleibe ich meistens zu Hause; — es ist die Visitenzeit; manchmal mache ich selbst Visiten in den Häusern, wo ich familiären Zugang, oder bei einem der Minister, mit welchem ich Geschäfte habe. Zwischen 2 und $3^1/_2$ Uhr ist die Zeit der Promenade, zu Fuß oder zu Pferde. Wenn ich den Uebungen der Truppen beiwohnen will, so geschieht es zwischen 10 und 12 Uhr, das ist aber im Winter selten. Von $3^1/_2$ bis 5 Uhr gehe ich in den Club (das aristokratische Casino des Hofs und der Diplomatie), plaudere, lese die Zeitungen oder mache eine Partie Schach. Ein- oder zweimal in der Woche gehe ich in die große Societät, d. i. das Casino für die Stadt, Beamte und Officiere. Um 5 Uhr ist die Essensstunde, ich esse in geschlossener Gesellschaft, wo sich ein Dutzend alter Junggesellen von Rang (Generale, Staatsräthe u. dergl.) einfinden; aber in den Wintermonaten bin ich die meisten Tage eingeladen, gewöhnlich zweimal in der Woche bei Hofe oder einem der Prinzen. Von 7 bis 9 Uhr kann ich in's Theater gehen; ich habe einen Freiplatz in der Königlichen Loge, aber ich mache selten Gebrauch davon. Um $8^1/_2$ oder 9 Uhr fangen die Abendgesellschaften an. Es gibt viele Häuser, die feste Tage haben, wo man gewiß ist zu Hause und zahlreiche Gesellschaft zu finden. Zweimal in der Woche werde ich in der Regel zum Thee bei der Königin oder Prinzessin von Oranien eingeladen. Bei der Königin wird nicht gespielt, bei der Prinzessin von Oranien wird eine Partie Whist gemacht. Sowohl bei der Königin als bei der Prinzessin ist der Cirkel sehr klein und auf die Personen, die zum Hofe gehören, beschränkt. In den andern Häusern findet man immer eine Partie, wenn man sie will. Gegen Mitternacht trennt man sich; bei Hofe meistens

schon um 11 Uhr. So verliert man den Tag. — Sie sehen, daß es an Zerstreuung nicht fehlt, wohl aber an Zeit zu solider Beschäftigung. — Ich muß noch hinzufügen, daß diese Lebensweise gewöhnlich mit dem Geburtstage des Königs (6. December) anfängt und nach Ostern aufhört. Im Sommer ist der Haag still, man ist auf dem Lande. — Wie haben die Mächte (außer England) sich in den Schweizerangelegenheiten blamirt!

Sie sollten doch einmal Ernst machen und während Ihres Aufenthalts in Darmstadt Sachverständige beauftragen, Monsheim zu schätzen. Es ist ja doch nöthig, darüber im Reinen zu sein, wenn irgend ein definitives Arrangement zu Stande kommen soll. Die Schätzung bewahrt vor Ueberschätzung, Sie werden ja dadurch nicht gebunden. Heinrich fürchtet sich davor, diese Chorde zu berühren, oder gar Vorschläge zu machen, da die Sachverständigen, welche er vorschlagen würde, leicht für parteiisch gehalten werden könnten.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 27. December 1847.

Manches fordert mich auf, Manches sollte mich abhalten Dir heute zu schreiben; aber ich folge dem Triebe und will mit meinem Glückwunsch zur Geburt eines Sohnes nicht länger warten, obgleich der Vater mir einen Brief von Dir angesagt hat, den ich dann später beantworten will. Die Briefe des Vaters aus Darmstadt folgten sich rasch hinter einander, und alle sprachen Zufriedenheit aus, Zufriedenheit mit dem Empfang und den Artigkeiten, auf die er nun einmal Werth legt, aber auch Zufriedenheit mit der politischen Lage und mit Deinem Auftreten, das er selbst sehr gemäßigt nennt.

Ich freue mich sehr auf die Deutsche Zeitung, die ich vom 1. Januar an halte; die Allgemeine Augsburger wird doch matt; und was die Mäßigung betrifft, so wirst Du selbst am besten beurtheilen, was auf die gegebenen Zustände paßt und zum Ziele führen kann.

Hier ist die Neuigkeit des Tags ein Ministerwechsel, nämlich drei Minister wechseln oder treten aus, davon ist nur

van Hall, der Finanzminister, politisch bedeutend. Wie man sagt, hat er seine Entlassung genommen, weil er bedeutende Veränderungen des Grundgesetzes im Ministerrath nicht durchsetzen konnte, man hofft mit weniger durchzukommen. Van Hall ist nicht beliebt, aber Talent und Energie spricht ihm Niemand ab. Sein Rücktritt läßt eine stürmische Debatte in den Generalstaaten vorsehen, wenn einmal die Veränderung der Verfassung zur Sprache kommt.

Es wird also dieser Ministerwechsel im Ganzen nicht günstig beurtheilt; ich sehe übrigens keine andere Gefahr dabei, als daß man später vielleicht gedrungen wird zuzugestehen, was man besser als freiwillige Gabe angeboten hätte. Eigentlich sind es doch nur die Finanzen, d. h. die Schuldenlast, die uns drückt; sie wird durch keine Veränderung des Grundgesetzes erleichtert.

Fritz an Max.

Haag, den 14. Januar 1848.

Lieber alter Max, Du hast ganz recht Dich über mich zu beschweren, und ich begreife auch, daß Dich die Circularschreiben wenig erbauen. Das Herumschicken der Briefe war, so lange sie aus Indien kamen, ganz natürlich; jetzt ist es ganz überflüssig geworden.

Ueber den Rücktritt van Hall's habe ich Dir schon geschrieben; ich füge nachträglich noch bei, daß man seine Manieren und seine Ansprüche müde war, und also gern eine Gelegenheit ergriff ihn los zu werden. Die Gemäßigten sehen es als einen Verlust an, weil man ihm Kopf und Energie nicht absprechen kann. Er ist übrigens ein sehr reicher, unabhängiger Mann.

Die Generalstaaten werden erst im Februar zusammenkommen; diese Frist haben die neuen Minister nöthig, um das vorzubereiten, was sie vorlegen wollen.

Forstner erkundigt sich oft nach Dir und läßt Dich grüßen; ich sehe ihn nicht sehr viel, weil wir verschiedene Alluren haben, doch besuche ich ihn wenigstens einmal in der Woche Abends und stehe auch bei seiner Frau mehr in der Gunst, als

ein so weltlich gesinnter Mensch als ich, es verdient. Ich habe sie aber auch gern, trotz ihrer puritanischen Ansichten.

Gegen Heinrich stehe ich in schwerer Schuld, die ich aber doch nächster Tage abtragen will; es ist nicht Trägheit, sondern andere Schwierigkeiten, welche meine Antwort verzögert haben.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 16. Januar 1848.

Ich muß mich entschuldigen, lieber Heinrich, daß ich Deinen Brief vom 1. des Jahrs so lange unbeantwortet gelassen habe. Es ging mir wie es Dir oft ergeht; der Wunsch einen ausführlichen, die Fragen erschöpfenden Brief zu schreiben, ließ mich nicht dazukommen, die Feder in die Hand zu nehmen.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wie ich Deinem Wunsche in Beziehung auf Militärorganisation entsprechen könnte; aber die Sache umfaßt zu viel und läßt sich in einem Briefe nicht abthun. Ich thue Dir also zwei Vorschläge: schicke mir das bei Bassermann erschienene Buch, ich will es beurtheilen und meine abweichenden Ansichten motiviren; — ferner: stelle mir bestimmte Fragen, die ich alsdann beantworten will. — Vorläufig und im Allgemeinen nur Folgendes:

Durch die Begebenheiten in der Schweiz muß man sich nicht verführen lassen von der Volksbewaffnung allein und ohne stehendes Heer zu viel zu erwarten; erstens, weil die Masse der Schweizer, die als Officiere, Unterofficiere und Soldaten in fremden Diensten das Handwerk gründlich gelernt haben, das Mittel an die Hand gibt gute Cadres zu formiren; zweitens, weil hier doch nur Landwehr der Landwehr gegenüber stand.

Eine gute Landwehr hat großen Werth und gestattet große Ersparnisse im Frieden; aber man muß nur nicht vergessen, daß der Werth und die Brauchbarkeit der Landwehr in demselben Grade wächst, als sie in engere Beziehung zum stehenden Heere kommt; also durch Officiere und Unterofficiere commandirt wird, die in der Linie gebildet sind (nicht alle, aber doch viele und besonders die Bataillons- und Compagnie-Com-

mandanten und die Adjudanten). Die militärische Ordnung und Disciplin und das Vertrauen in erfahrene Anführer ist im Kriege die Hauptsache und kann durch nichts ersetzt werden.

Also eine Landwehr gewiß, aber nur um das stehende Heer zu verstärken, nicht um es ganz zu ersetzen; und nur Infanterie, bei den andern Waffen wird die Landwehr dem Zweck nicht in demselben Maße entsprechen. Doch genug von diesem Gegenstande. Das Kostbare in unserm Deutschen Militäretat liegt hauptsächlich darin, daß jeder kleine Staat alle die Einrichtungen besitzen will, welche große Staaten haben: Militärschulen, Arsenale, Gießereien, Generalstäbe u. s. w.; Alles das sollte nur gemeinschaftlich dargestellt werden für eine Population von wenigstens 3 bis 4 Millionen und selbst noch mehr.

Ich komme nun zum Schluß, zu der Finanzfrage. Ich habe in meinem letzten Briefe den Vater gebeten, Monsheim durch unparteiische Sachverständige schätzen zu lassen, damit er über den wahren Werth ins Reine kommt und Du einen Entschluß fassen kannst. — Wenn Du die Acquisition von Monsheim für Dich oder für uns gemeinschaftlich thunlich erachtest, bin ich bereit 30,000 Gulden dafür disponibel zu stellen und mich mit 3 Procent Interessen zufrieden zu stellen. Sollte ich durch veränderte Verhältnisse (Indien, was mir aber zweifelhafter wird) ein größeres Kapital dazu verwenden können, bin ich auch dazu unter gleichen Bedingungen erbötig.

Die Deutsche Zeitung hält mich so ziemlich au courant, und was sie nicht sagt, hoffe ich von Dir, dem Vater und Max zu vernehmen. Ich danke Dir sehr für Deine Mittheilungen, und freue mich über Deine Wirksamkeit. Du wirst Deine Rolle gewiß mit Würde und Consequenz durchführen, und die Schwierigkeiten überwinden.

Fritz an den Vater.

Haag, den 22. Januar 1848.

Viel Bedeutendes habe ich nicht; der Haag ist sehr still, wozu die ungünstigen Berichte aus Madeira sehr viel beitragen. Die letzten Nachrichten sind vom 9. Januar; der Leibarzt der

Königin-Wittwe scheint wenig Hoffnung zu haben den Prinzen Alexander zu retten. Das Klima, auf das man seine Hoffnung gesetzt hatte, bewirkte noch keine Besserung. Unsere Königin ist von dieser Trauerbotschaft sehr ergriffen; der König montirt sich, aber er sieht sehr übel aus, wozu auch anderweitige Präoccupationen beitragen mögen.

Am 1. Februar kommen die Generalstaaten zusammen; die Vorschläge, welche die Regierung in Beziehung auf die Veränderung des Grundgesetzes machen wird, sollen 28 Artikel betreffen; mehr weiß ich bis jetzt noch nicht. Die Presse ist jetzt ziemlich gemäßigt; man wartet die Mittheilungen ab, und dann wird die Opposition in den Generalstaaten nicht heftig, aber fest und compact sein, wenn die Vorschläge den Wünschen und Erwartungen nicht entsprechen sollten.

Es ist wahrscheinlich, daß es sich im kommenden Monat entscheidet, wie man es mit mir in Beziehung auf Indien zu halten denkt; denn das Gouvernement muß eine Entscheidung nehmen, da General van der Wyck nicht länger als das laufende Jahr (1848) dort bleiben will. Meine Ansichten sind unverändert geblieben; es wird auf die Bedingungen ankommen.

Alles deutet darauf hin, daß wir einem merkwürdigen Jahr entgegen gehen. Ueberall fehlt es an bedeutenden Persönlichkeiten, die im Stande wären auf die öffentliche Meinung einen überwiegenden Einfluß auszuüben. Ein langer Friede läßt sie in mehr absoluten Monarchien nicht aufkommen, weil sie lästig sind.

Fritz an Max.

Haag, den 15. Februar 1848.

Vor allem Andern mein herzlicher Glückwunsch. Ich glaube übrigens, daß man das, was die Alten von der Zahl der Tischgenossen sagen, auch auf die Zahl der Kinder anwenden kann: nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die Zahl der Musen.

Nun zu meinen Sachen. — Vor etwa 14 Tagen war ich beim Minister Baud in Geschäften. Er sagte mir: Der König

hat mir noch einen andern Auftrag gegeben; er bedauert, daß Sie so bestimmt erklärt haben nicht wieder nach Indien gehen zu wollen; ich soll mich bei Ihnen erkundigen, ob Sie sich nicht dazu entschließen könnten.

Antwort: Meine Dienstverhältnisse sind hier so angenehm, daß es ein großes Opfer wäre, sie gegen andere zu vertauschen; ich kann also die Versetzung nach Indien nicht wünschen; auch würde es meiner Familie sehr leid thun. — Meine Vorgänger in Indien haben alle auf großem Fuße gelebt; ich würde als Commandant der Armee nicht gern anders leben; dann bleibt vom Gehalt wenig übrig. Und was könnte mich anders bewegen, als die Aussicht in Indien einen sehr nützlichen und bedeutenden Wirkungskreis zu finden, und die Gewißheit so viel zu erwerben, daß ich viel für meine Familie leisten kann.

Baud erwiederte: er fände das sehr natürlich; ob ich meine Bedingungen machen wolle?

Antwort: Nein, ich will die Vorschläge abwarten; ich hoffe aber, daß man es mir nicht übel nehmen wird, wenn ich sie nicht annehmlich finde.

Baud: Gewiß nicht; aber ich wünsche sehr, daß Sie hingehen.

Nach ein Paar Tagen traf ich Baud in Gesellschaft. Er nahm mich freundlich bei Seite und sagte: Der König will selbst mit Ihnen sprechen. — Seitdem (8 Tage) habe ich den König ein paarmal gesehen; er war freundlich, berührte die Sache aber mit keinem Wort. So steht es; die Ernennung zum General-Lieutenant und eine höhere Pension verlocken mich nicht.

Heute bringt die Deutsche Zeitung Nachricht von den Unruhen oder Unordnungen in München. Der Prinzessin von Oranien habe ich schon ein paar Male die Deutsche Zeitung schicken müssen.

Max an Fritz.

Wiesbaden, den 21. Februar 1848.

Lieber alter Fritz, Deinen Brief vom 15. erhielt ich vorgestern früh und habe ihn gestern dem Heinrich geschickt. —

Unterdessen hast Du selbst vielleicht schon eine Entscheidung herbeigeführt oder erhalten. Dies soll mich nicht hindern Dir meinen Wunsch und meine Ansicht zu wiederholen: Du möchtest in Europa bleiben. Von der ganzen Familie, außer Heinrich, erfährt Niemand etwas davon; doch mein alter ego hat heute früh die Sache von mir vernommen; sie wünscht, daß ich Dir um so mehr abrathe die Indische Stelle unter irgend einer Bedingung anzunehmen, als Du dadurch den Deinigen hier ein Opfer bringen wollest! Außerdem aber ist die Europäische Welt so durchzuckt von Geburtswehen, daß ich Dir auch aus diesem Grunde rathe, gerade jetzt, in diesem Jahre, uns nicht zu verlassen!

Fritz an den Vater.

Haag, den 22. Februar 1848.

Erst zum 7. März sollen die Generalstaaten einberufen werden, um die Entwürfe der Regierung in Betreff der Veränderung des Grundgesetzes zu vernehmen. In den Generalstaaten wird die Opposition gemäßigt sein; es sind alles reiche Leute, die in dieser ohnehin so aufgeregten Zeit kein Interesse dabei haben noch Oel in's Feuer zu gießen; sie fürchten jede Erschütterung des öffentlichen Credits. Die Presse wird aber wahrscheinlich vehement sein, wenn die Vorschläge den Erwartungen nicht entsprechen; denn was man in Frankreich die extrême gauche nennt, ist hier in den Generalstaaten gar nicht repräsentirt.

Die große Politik würde mannichfachen Stoff geben, es führt aber zu weit.

Die Münchener Vorgänge beurtheile ich anders als Sie. Es wäre Schande gewesen, wenn man solche Verhältnisse länger geduldet hätte; und wenn die höheren Stände sich rücksichtsvoll, d. h. charakterlos benehmen, muß das Volk wohl den Dreschflegel in die Hand nehmen. Die Bassermannsche Motion hat mich sehr gefreut; ich bin begierig, wie sich das weiter entwickelt und in anderen Kammern Anklang findet. —

Metternichs Verlegenheit muß groß sein! Und nun noch die Spannung mit Palmerston! Es wird ein merkwürdiges Jahr

geben, und wer kann den finalen Ausgang berechnen! Kruse's*) Tod hat mir Leid gethan, und ich bedaure nun doppelt ihn bei meinem letzten Aufenthalt am Rhein nicht aufgesucht zu zu haben. Wenn es wieder zum Krieg kommt, wird keiner von denen, die im letzten Kriege schon Generals waren, wieder auf dem Kampfplatz erscheinen; sie sind todt oder caduc.

Die zuvorkommende Artigkeit, mit der man mich hier behandelt, ist eher im Zunehmen; auch das Vertrauen, das man mir bezeigt; aber außer Forstner habe ich keine ganz intime liaison, seitdem Schimmelpennink nicht mehr hier, sondern Gouverneur in Arnhem ist.

Heinrich an Fritz.

Monsheim, den 29. Februar 1848.

Die Ereignisse in Frankreich werden diesmal in die Deutschen Zustände umgestaltend einwirken, und hoffentlich der Lösung uns näher bringen. Im südlichen Deutschland herrscht große Aufregung; ich zweifle nicht daran, auch in Berlin.

Gestern habe ich anliegenden Antrag, von gemäßigten Männern gutgeheißen, in die Kammer gebracht; er fand Anklang in unserer sehr conservativen Kammer; ich fürchte, daß man in Karlsruhe und Stuttgart wird weiter gehen und damit wird beginnen wollen die Wahl des Reichsoberhaupts der Nationalrepräsentation zu vindiciren. Ueber meinen Antrag wird Eigenbrodt übermorgen adhäsiv berichten, Samstag wahrscheinlich discutirt werden.

Ich kam gestern unwohl hier an, gehe morgen nach Darmstadt zurück.

Als Max mir Deinen Brief und Deine Conversation mit Baud über Indien mittheilte, sagte ich zu Max, ich würde Dir antworten, daß der König oder die Nation Dich in Europa nothwendiger brauchen würden als in Indien. Das ist seitdem nur noch mehr wahr geworden, und ich setze voraus, daß man dort von selbst von jenem Projecte abstrahirt habe.

---

*) Nassauischer General, der in Spanien und dann, bereits als General, bei Waterloo mit Auszeichnung gefochten hatte.

Daß ich den Bassermann'schen Antrag in die Kammer bringen wolle, wußte der Vater und mißbilligte es nicht. So wie der Antrag jetzt gefaßt ist, arbeitete ich ihn vorgestern, am Sonntag, aus, und an diesem Tage hatte der Vater Morgens Darmstadt verlassen. Ich sende ihn heute nach Hornau und hoffe auf seine Billigung. Was gäbe ich darum, wenn ich vor der Discussion mit Dir conferiren könnte! Aber mit Max werde ich Raths pflegen. Er war um Franzina sehr in Sorgen; es ist ein großes Glück, daß dieser Kelch an ihm vorübergegangen ist.

Max an Fritz.

Wiesbaden, den 29. Februar Abends.

Der Vater war heute über Mittag bei uns zur Taufe unserer kleinen Elisabeth. Unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse, die wir noch immer erst bis zum 25. Abends kennen, ist jedes Wiedersehen in der Familie von Interesse. Der gute Vater hielt uns nach Tische einen recht vernünftigen Vortrag über die Aussichten der Zeit und die Rolle so verschieden gestellter Glieder einer großen Familie, möglichste Eintracht uns allen empfehlend.

Die Ideen, welche die Deutsche Zeitung von gestern und heute aussprach, sind so ziemlich das allgemeine Gefühl in hiesigen Kreisen, — selbst unsere Regierungsleute sind nicht fern davon. Von Preußen würde jetzt der Impuls ausgehen müssen. Keine Einmischung, aber Bewaffnung unter solchen politischen Concessionen, wie sie die Nationalität nöthig macht. In der nächsten Zeit wird man diese leicht zusammenhalten oder gewinnen können. Die größte Besorgniß in unserer Nähe flößt das linke Rheinufer noch ein, wo man leider von Französischen Sympathien von Neuem angesteckt scheint. In Mannheim soll es am heftigsten zugehen, doch nicht von Franzosen die Rede sein. — Die Aufregung ist ganz außerordentlich, selbst hier; man dringt auf Volksbewaffnung mit freier Wahl der Officiere.

Ich sehe aus dem Handelsblad, daß auch bei Euch die

Nachrichten Feuer verbreiten. Jetzt ist also keine Rede mehr von Indien.

Schreibe bald wieder, lieber Alter, ich werde Dich auch au courant halten.

Fritz an den Vater.

Haag, den 1. März 1848.

In dieser bewegten Zeit werden Ihnen ein paar Zeilen von hier willkommen sein; diese Zeilen können freilich nichts anderes enthalten als eine kurze Schilderung des Eindrucks, welchen diese Begebenheiten hier machen, und der ersten Maßregeln, welche man nehmen wird. — Daß die Aufregung in Paris solche Folgen haben könnte, hat wohl Niemand erwartet, und diese Folgen sind unabsehbar. Wie das den Credit erschüttert, sieht man daraus, daß die Fonds 2½ p. C. von 55½ auf 50 gefallen sind. Es beruhigt einigermaßen, daß Belgien ruhig bleibt und daß die Französische Republik die Neutralität von Belgien anerkannt hat. In Belgien ist man auf seiner Hut und ergreift kräftige Maßregeln. Auch wir werden die Reserven der letzten Conscriptionsjahre aufrufen und dadurch unsere jetzt sehr schwache Armee etwas verstärken. Hier ist Alles ruhig, aber Jedermann ist auf die Folgen gespannt, denn man ist allgemein überzeugt, daß ein Kampf in Italien unvermeidlich ist, daß Frankreich in dieser leidenschaftlichen Aufregung dabei nicht neutral bleiben wird, und daß de fil en aiguille ein großer Krieg bevorsteht. — Was wird man in Deutschland thun? Das hoffe ich von Ihnen zu hören.

Von Seiten der Generalstaaten hat das Gouvernement in diesem Augenblicke keine gefährliche und unvorsichtige Opposition zu fürchten; ich will aber nicht behaupten, daß der Geist in den unteren Schichten eben so gut ist; wir wollen das Beste hoffen.

Mein Besuch in Hornau liegt jetzt im weiten Feld.

Heute Abend erscheine ich nach langer, langer Zeit — einmal wieder in der Freimaurerloge, nicht zu meinem Amüsement aber weil ich es für nützlich halte. Prinz Friedrich ist Großmeister.

Ich werde jetzt oft schreiben, wenn auch nur wenige Zeilen;

thun Sie desgleichen, und auch die Brüder. Ich schicke diesen Brief nach Darmstadt, weil ich mir denken kann, daß Sie dahin gegangen sind um näher bei der Quelle der Nachrichten zu sein. —

Max an Heinrich.

Wiesbaden, den 1. März 1848 Abends.

Heute früh, noch in Anwesenheit des Vaters, kam die Deutsche Zeitung mit Deiner Motion an, und bald darauf die Nachricht von Frankfurt, daß die erste Mittheilung davon dort gar nicht übel am Bundestage aufgenommen worden sei.

Die Ereignisse schreiten rasch. — Morgen wird hier eine große Bürgerversammlung sein mit der Absicht, eine Petition wie die Badische abzufassen und dem Ministerium zu übergeben. In Abwesenheit des Herzogs und ohne dessen Vollmachten kann wenig erfolgen.

Dungern in dieser schwierigen Lage ist besonnen und einsichtig; heute wurde im Ministerium selbst die Meinung verfochten, man solle die Bewaffnung der Bürgergarde sogleich zugeben, und ich habe darüber mit Hergenhahn und Leisler zu beiderseitiger Zufriedenheit zu verhandeln gehabt. Meine eigne Stellung ist dadurch sehr modificirt und ich bin unwillkürlich in den Vordergrund gestellt worden, — aber ich habe wohl auch große Verantwortlichkeit gegen den Herzog.

Heute Abend, 10 Uhr, ist die Stadt zwar ruhig, aber in den Wirthshäusern geht es toll her. Wir im Ministerium hoffen jedoch, morgen mit den verständigen Oppositionsleuten, denen wir ganz vertrauen müssen, die zusammenströmende Menge zu beherrschen, wenigstens vor Excessen und persönlichen Demonstrationen zu behüten.

Max an Heinrich.

Wiesbaden, den 2. März, Abends.

Heute war hier ein stürmischer Tag. Heute Morgen hat man die Bürgergarde hier organisirt und ich habe mein Gewehr. Auch habe ich viel mit den wohlgesinnten und populären Mit-

gliedern der Opposition und Bürgerschaft verhandeln müssen, die mir viel Vertrauen geschenkt haben.

Die Probe-Zeitung ist unter Duldung der Regierung erschienen. Um 3 Uhr war eine Volksversammlung von 3000 Köpfen; eine Deputation von 7 (worunter Hergenhahn und Leisler und 3 Extreme) stellten dem Minister 9 Forderungen exorbitanter Natur, wovon er nur Preßfreiheit und Volksbewaffnung annahm und 7 Punkte auf die Stände verschob. — Der Herzog wird stündlich erwartet.

Die Regierungen werden jetzt mit der gemäßigten Opposition gegen die Tollen und Franzosenfreunde halten müssen.

Ich erwarte von Dir bald Briefe, wie es dort steht.

Ich bin sehr müde und werde heute Nacht wieder heraus müssen, wenn der Herzog kommt; daher gute Nacht, lieber Alter.

Vater an Fritz.

Hornau, den 2. März 1848.

Mein Gott, was hat sich nicht all seit meinem letzten — und nach dem Deinigen vom 22. — zugetragen!

Wohin ich auch blicke, welche Verwirrung, welche drohende Symptome!

Ich will heute kürzer sein, weil mir Briefe zu beantworten vorkamen, die die Postzeit schon heranrückten!

Morgen also mehr! Unsere ganze Gegend ist in größter Spannung!

Du kennst den Bassermann'schen Antrag; Heinrich ist sofort im Laufe der Woche und mit Beziehung auf Frankreich viel weiter gegangen und postulirt das interimistische Bundes-Oberhaupt! Ich zweifle nicht, er wird dir Rechenschaft abgelegt haben; wie sollte er damit zaudern? — Der Seinige an mich war aus Monsheim; ich kannte die Motion schon aus der Deutschen Zeitung, die ich am Morgen in Wiesbaden gelesen hatte. Fiat — Etwas mußte geschehen. Heute wird Eigenbrodt referiren, — pro — und so wohl auch die Kammer stimmen oder die Majorität. Uebermorgen werde ich wieder hingehen. Er hatte mich prävenirt, nämlich daß er Basser-

mann nachahmen werde. Darauf hatte ich nur mir ausgebeten, er möge nicht allein stehen, und das hat er befolgt. Daß er gleich viel weiter ging, liegt allerdings in den großen Ereignissen an der Seine.

Gestern Abend sollte eine Versammlung der Wiesbadener Bürgerschaft im Adler sein; die Brüder Moritz und Max setzten sich vor gegenwärtig zu sein.

So ganz übel lauten die ersten Einschreitungen des Französischen Gouvernements nicht. Ich meine, ich rieche Lamartine, ihren Orpheus, der sie zu dieser neuen Civilisation einsingen wird.

Für heute —: eheu, jam satis est!

Max an Heinrich.

Wiesbaden, den 3. März, Abends 11 Uhr.

Für Dich und den Vater, der wohl wieder bei Dir ist, kann ich von hier nur sagen: facta loquuntur. Ich komme eben von Mainz zurück, wohin ich eine Deputation von 3 hiesigen Bürgern begleitet hatte, damit diese aus des Gouverneurs eigenem Munde höre, daß er nicht wolle gegen uns marschieren lassen und daß der Herzog nicht bei ihm versteckt sei! Dieser ist leider noch nicht eingetroffen, und das Mißtrauen bestand, er wolle nur mit Bajonnetten zurückkehren, wozu nirgends Aussicht scheint. Unsere Verlegenheit war und ist groß. Ich habe zur Besserung der Stimmung heute die erste Nassauische Zeitung selbst geschrieben; als ich damit über den Markt zur Druckerei fuhr, fiel mir ein Haufe in die Pferde; ein Kittelmann stach mit dem Bajonnett durchs Fenster, aber es gelang mir, unversehrt herauszuspringen und das Volk anzureden mit Vorlesung der Zeitung. Für den Herzog werden die Worte schwer zu finden sein, und es thut mir leid, weil er von der Lage keine Vorstellung hat. Morgen werden wir ohne Zweifel eine imposante Volksversammlung haben, aus allen Landestheilen. Wenn wir glücklich und geschickt, weise und gut inspirirt sind, so kann alles gut ablaufen; sollte aber der Herzog zurückkehren und nichts nachgeben wollen, — so kann es übel ablaufen; fast wäre es dann besser, er käme morgen noch nicht.

— Hast Du meine Briefe von gestern und vorgestern erhalten? Und was treibst Du? Ich hoffe und wünsche nur so viel, daß Alles in die Deutsche Strömung geleitet werde! In Berlin hat man, wie es scheint, so wenig einen Begriff vom Rhein als von Schlesien! Frankreich gegenüber muß sich Alles friedlich aber fest organisiren. Da ich keine Zeit habe zu schreiben, so schicke diesen Brief an Fritz.

Moritz ist hier und wohl; die Herzogin bleibt und benimmt sich vortrefflich. Gute Nacht, ich bin sehr müde. Dein treuer Bruder!

Fritz an Max.

Haag, den 3. März 1848.

Tausend Dank für Deinen herzlichen Brief vom 29., der mir sehr viel Freude gemacht hat. Du kannst Dir denken, wie das Herz in diesen Augenblicken voll ist, und doch darf es nicht überlaufen. — Alles, was Du in Deinem Briefe sagst — und die Ermahnung des Vaters ist mir aus der Seele gesprochen. — Zu den Ideen der Deutschen Zeitung können und müssen wir uns bekennen; ich habe dieselbe bis zum 1. März vor mir liegen und rufe dem Heinrich bravo! zu. Es freut mich, wenn der Vater und Du damit einverstanden seid.

Ueber meine hiesigen Verhältnisse habe ich vor einigen Tagen an den Vater geschrieben, — und es hat sich nichts darin geändert. Man bezeugt mir von allen Seiten großes Vertrauen, und ich will es verdienen. Noch sind keine Schwierigkeiten, aber sie können kommen. — Ich habe sehr viel zu thun, auch in Beziehung auf Indien, weil man nun Ernst macht meinem Rapport Folge zu geben. Aber von meiner Sendung dahin ist unter den jetzigen Umständen keine Rede.

Mein nächster wird an Heinrich gerichtet sein, obgleich ich es nicht lobe, daß er nur durch die Zeitung mit mir correspondirt.

Heinrich an Fritz.

Darmstadt, den 3. März 1848.

Ich habe Dir, lieber Fritz, meinen Antrag gesendet; hier der von Eigenbrodt abgefaßte Kammer-Bericht, worüber der

Ausschuß sich vereinigte. Ich werde mit zustimmenden Adressen und Deputationen bestürmt. Mainz sandte gestern mehrere hundert Bürger mit den Forderungen des Volks; Bingen 50 und andere Städte in geringerer Zahl. — Der Blitz hat gezündet, und Deutschland wird sich nicht mehr einlullen lassen.

Hier herrscht vergleichungsweise Ruhe, weil man auf die versammelten Stände noch Vertrauen setzt; so in Karlsruhe. Aber in Wiesbaden geht es schon schärfer zu; die Bürger haben Waffen gefordert, und Max — mit Recht bei der dortigen Lage ohne Hülfe von der Mainzer Garnison — für die Gewährung gestimmt. Sie hofften dort in Gutem oben zu bleiben; eben höre ich aber, daß es gestern Excesse gegeben hat. —

Vater an Fritz.

Hornau, den 3 März 1848.

Ich fahre also in meinem gestrigen fort; und in solcher Krisis wohl öfter wie sonst.

Du wirst daraus ersehen haben, daß ich die Henriade ganz gut aufgenommen und den Zeitumständen gemäß gefunden habe. Nach Max'schen Briefen soll auch der Bundestag es nicht übel empfunden haben, was er aus Winzingerode'schen Berichten wohl wissen kann. Vielleicht ist die Anlage zum Theil wenigstens schon eine Emanation davon. Ich sende sie, weil Deine Zeitungen sie später bringen könnten. Auch das ist ganz gut und passend.

In Frankfurt waren nächtlicher Weile Placate angeschlagen, die die Polizei noch vor Tagesanbruch abriß. Man behauptet, daß unter andern, als heilsam bezeichneten Maaßregeln gestanden habe, damit den Anfang zu machen, die Bundestagsgesandten sämmtlich aufzuhängen.

Ich werde denn morgen früh in Darmstadt sein, — bereits um 10 Uhr, — und ad omnia paratus. Denn so schwach auch die erste Kammer besetzt ist, so sehe ich doch keinen Grund sie darum zu umgehen; und noch weniger ist Zeit da, die Abwesenden zu berufen. Uebrigens bin ich mit der Summe der

Nachrichten aus allen Gegenden nicht unzufrieden; namentlich Belgien. Nur wird durch nichts dem Ausbruch des Krieges vorgebeugt. A la bonne heure!

In früherem Briefe an seine Mutter, d. d. 22. Februar, hatte sich Heinrich so ausgedrückt, — und zwar in einem längeren, gemüthlichen Briefe, anfangend:

„Wohl habe ich schon lange Zeit das unheimliche, drückende Gefühl, daß die geliebte Mutter mir — zwar nicht zürne, — (das kann sie nicht bei ihrer sanften, liebevollen Natur) aber doch unzufrieden mit mir sei. Dieses Gefühl wird, wie länger es dauert, immer unerträglicher. Es giebt Zeiten, in denen ich nur für die eine Sache da bin, die mich in Anspruch nimmt. Ich meine dann, jede Minute, die ich dieser Aufgabe und ihrer Lösung entziehe, sei der Aufgabe meines Lebens entzogen; alles Andere ließe sich nachholen. So war es in der letzten Zeit unglaublicher Belastung und Verantwortlichkeit."

Und gegen den Schluß:

„Meine Mäßigung wird der Vater gewiß anerkennen." Die letzten passus oder Anträge waren freilich heftiger, aber sie liegen in der Zeit. Aus Darmstadt bald mehr!

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 4. März 1848.

Um 10 Uhr kam ich hier an. Die zweite Kammer hatte Sitzung, die erste gestern. Ueber ein hundert Mainzer mit ihrem Bürgermeister kamen mit mir anher von Frankfurt aus. Hier ist bedeutende Gährung; doch noch ohne wahren Tumult. Hier das Referat über Heinrichs Antrag. Er selbst geht morgen nach Heidelberg. Bald mehr.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 5. März 1848 früh.

Heinrich ist so eben nach Heidelberg, per Eisenbahn, zu einer größeren Süddeutschen Versammlung. Um es kurz zu sagen: um für das monarchische Princip gegen großen republikanischen Andrang einzutreten.

Der Erbgroßherzog kam gestern in den ersten Nachmittagsstunden von München zurück. Das tumultuarische Volk erwartete ihn schon an der Eisenbahn und begleitete ihn fast in geschlossenen Haufen mit Vivatrufen bis an das Palais seines Vaters. Er war in offenem Wagen mit entblößtem Haupt. Diese Vivat waren nicht so pur, sondern namentlich gemischt mit — herunter mit Wittgenstein!

Eben so stürmisch waren die gestrigen beiden Sitzungen der zweiten Kammer, wo die Concessionen vorgelesen wurden. Die Tribünen waren gedrängt voll, mir selbst Morgens unthunlich meinen Platz zu gewinnen.

Schon wurde Heinrich von dem Mainzer Advokaten Zitz überflügelt, wie Du aus der Anlage siehst.

Indessen vernahm ich Abends, zuerst beim Nachtessen aus dem Munde meines Bedienten Friedrich, daß Heinrich würde Minister werden.

Und so ist es! Alles nimmt diese Tendenz und Zuschnitt, und zwar noch am heutigen Tage!

Nämlich man will den Großherzog bewegen zu resigniren, dem Erbgroßherzog die Zügel zu überlassen. Dieser hat auch heute morgen schon bedeutendere Leute bestellt, um sich mit ihnen zu bereden, — Eigenbrodt und Andere, — auf den Abend den Heinrich, der wohl um 5 Uhr wieder hier sein wird! Et sic porro. — Ich selbst soll dabei eine Rolle spielen, auf den Großherzog durch die geeigneten Personen zu wirken; selbst durch den Prinzen Emil, wenn er hier ist! Ich sah ihn zwar gestern Abend spät in der Armen-Gesellschaft — sehr vertraulich; die Sage war aber sehr allgemein, er werde in der Nacht nach Wien abreisen, — das gestand er nicht; es bleibt aber möglich. Ich werde es bald wissen und ihn aufsuchen. Er klagte mir selbst über seine und Wittgenstein's Impopularität.

Nun die Nassoica, Nachtrag und Commentar zu dem Max, ex ore des Preußischen Gesandten Bockelberg, der eben von Frankfurt zurückkam.

Um 2 Uhr passirte der Herzog Frankfurt, von einem Haufen verfolgt, der ihn insultirte. Beil, der Director der Eisen-

bahn, gab ihm zum schnelleren Fortkommen, um ihn der Verfolgung zu entziehen, eigenen Waggon und Locomotive. Er soll sich geäußert haben, er werde sich gerade der Menge präsentiren und fragen, was verlangt ihr? u. s. w.

Die Herzogin soll persönlich die Menge haranguirt und vorläufig im Namen des Herzogs Vieles versprochen haben. Selbst der kleine Nicolaus trat so vor.

So steht es eben; aber wie am Abend? Möglich, daß ich noch einmal schreibe.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 6. März 1848.

Man hat in dieser bewegten Zeit wenig Muße zur Correspondenz, ich bin Dir also doppelt dankbar für die Zeilen, in welchen Du mir von Deinem Wirken Nachricht gegeben hast; die Deutsche Zeitung war Dir aber doch zuvorgekommen. Und wie habe ich mich gefreut über den Inhalt Deines Antrags, und fast eben so sehr über die Billigung des guten Vaters. Er sagt in seinem Letzten vom 3. März: „Du wirst aus meinem Gestrigen ersehen haben, daß ich Heinrichs Antrag gut aufgenommen und den Zeitumständen gemäß gefunden habe." Auch Eigenbrodts Bericht war sehr gut, und ich bin nun sehr gespannt zu hören, welchen Anklang das nicht blos in Eurer Kammer, sondern auch anderwärts findet. — Unter uns, selbst der König hat Abends beim Thee mit mir darüber gesprochen, etwa so: Ich habe immer so gedacht, daß ein Deutscher Kaiser besser wäre als der elende Bund.

Wir rüsten uns hier ein wenig, um nicht ganz unvorbereitet zu sein; für's Erste Einberufung der Miliz von den Jahren 1845 und 1846 und Ankauf von Remontepferden.

Das Wichtigste für uns ist, daß Belgien ruhig bleibt. Aus den Zeitungen wirst Du gesehen haben, daß nach unserer förmlichen Erklärung die jetzigen Umstände nicht dazu benutzt werden sollen, um alte Ansprüche auf Belgien geltend zu machen, und daß Unruhen, welche mit dieser Tendenz etwa in Belgien versucht werden könnten, hier gar keine Sympathie noch Unterstützung zu erwarten haben. — Es war sehr klug,

schon darum, weil die Mehrheit der Holländer diese Wiedervereinigung nicht wünscht, sodann, weil Unruhen, die in Belgien ausbrechen, sich leicht hierher verbreiten könnten, während wir alle Ursache haben zu vertrauen, daß die Ruhe hier nicht gestört werden wird, so lange Belgien sich still verhält. — Dies wird wohl hinreichen um den Vater über meine hiesige Lage zu beruhigen.

Der König Leopold hat einen eigenhändigen Deutschen Brief an unsern König geschrieben, der einen sehr guten Eindruck gemacht haben soll.

Ich hoffe, die patriotische Bewegung wird Eindruck in den höheren Regionen machen, so daß die Gemäßigten die Oberhand behalten; daß das große Ziel erreicht wird ohne bedeutende Störung des inneren Friedens von Deutschland, und daß man Kraft behält, das communistische Treiben zu bemeistern.

Den Vater grüße ich herzlich; mein nächster Brief wird an ihn gerichtet sein, und ich vermuthe, daß er diesen lesen wird. Der Vater, der bei seinen hohen Jahren noch die bewundernswürdige Geistesfrische und Wärme hat, wird gewiß nicht ganz unthätig bleiben wollen. Ich meine, seine Rolle wäre, den Höfen und Cabinetten eine kluge Nachgiebigkeit zu rathen, und der gemäßigten patriotischen Bewegung Vorschub zu leisten. Etwas Unentschiedenes oder zu Besorgliches wäre seinem Ruhm und den Verhältnissen nicht angemessen. Ich bin überzeugt, daß unser Name in dieser Krisis mit Ehren bestehen wird, und ich gönne Dir herzlich den wohlverdienten Kranz.

Lebe wohl, lieber Bruder, wozu lange Auseinandersetzungen, da wir in Gesinnung übereinstimmen, und außerdem jetzt jeder Tag etwas bringt, das die Verhältnisse anders gestaltet. —

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 6. März 1848.

Also so weit wären wir, wie die Anlage ausspricht. Sämmtliche Präliminarien sind ausnehmend gut, — der Jubel allgemein und, wie es scheint, innig.

Ajoutez die auswärtigen Angelegenheiten; die andern Ministerien für Andere.

Der Heinrich belobt sich sehr des Regenten — und dieser, wie ich aus guter Quelle weiß, des Heinrich. Unter Anderem: er habe sehr gute Manieren.

Heinrich ist wohl absorbirt von Geschäften, wird aber mit mir essen, und so ich ihn sprechen; es ist eben diese Stunde nah. —

Max an Heinrich.

Wiesbaden, den 6. März 1848.

Ich danke Dir und wünsche Dir Glück, obgleich ich gewünscht hätte, Du wärest in der Lage geblieben, als unabhängiger Mann einige Zeit noch zu wirken, um die Rheinhessen bei Deutschland zu erhalten.

Hier haben wir große Dinge erlebt; vorgestern eine Schlacht, eine geistige, gegen Bauern- und Proletarier-Massen gewonnen, wie Dir Dresel erzählt haben wird.

Der Herzog benimmt sich vortrefflich; sein Muth über alles Lob erhaben, und in politischen Dingen zu Allem entschlossen, was die Ehre erfordert und leidet. In den nächsten Tagen kann ich wohl zu Dir kommen, wenn es nöthig ist. Gott sei mit Dir, dem theuren Vater und den Unsrigen allen!

Nicht aus solch brüderlichem Drange des Wiedersehens und der Beredung, sondern im Auftrag seiner Nassauischen Regierung kam Max schon am nächsten Tage den 7. März nach Darmstadt. In Wiesbaden hatte, nach dem stürmischen Tage des 4ten, der Herzog von Nassau die Initiative ergriffen, um zunächst zwischen den benachbartesten Regierungen Süddeutschlands, und dann weiter zur Verständigung und zu einem gemeinschaftlichen Operationsplane zu gelangen, wie den dem Volke ertheilten Verheißungen zu genügen und der mächtigen Bewegung gegenüber sich zu verhalten sei. Max, der auf solche Entschließung des Her-

zogs wesentlichen Einfluß gehabt hatte, wurde mit den Vollmachten desselben betraut und kam zunächst zu uns nach Hessen. Auch meine bezüglichen Anträge wurden von dem Großherzog von Hessen genehmigt und der General Graf Lehrbach zum Hessischen Bevollmächtigten ernannt, um nach Maßgabe der übereingekommenen Punctation im Einklang mit dem Nassauischen Bevollmächtigten zunächst in Karlsruhe, dann in Stuttgart, München und weiter zu wirken.

Es ist hier nicht der Ort, diese Mission, die ursprünglich auch für den Fall äußerer Gefahren gemeinsame Maßregeln unter den Süddeutschen Staaten und eine einheitliche Leitung beabsichtigte, in ihrem Verlauf und in ihren Resultaten ausführlicher zu besprechen; nur deren Aufgabe ist dem Leser, zum Zweck des Verständnisses der nächsten Briefe, die sich damit befassen, in das Gedächtniß zurückzurufen.

Die Punctation, die den Gesandten wesentlich zur Instruction dienen sollte, lautete:

1) Die Bestimmung eines Ortes, wo die Verhandlungen geführt würden, z. B. Stuttgart, um von da aus Bayern zu gewinnen.

2) Erklärung der einzelnen Regierungen, die Leitung der Verhandlungen und weiteren Maßregeln an die eine unter ihnen zu übertragen, in Erwartung einer späteren Absprache, wodurch eine abwechselnde Leitung herbeigeführt werden könnte.

3) Versuch eines vertraulichen Benehmens mit den Lenkern der Bewegung; zunächst den sieben Männern, welche zur Nationalvertretung Vorschläge machen sollen — zu dem Zwecke, die Angelegenheit offen auch von ihrer Seite in die Hände obiger zu bestimmender Regierung zu legen.

4) Versuch, die Nationalvertretung mit den bestehenden Bundesformen in Verbindung zu bringen.

5) Sollte dieß nicht gelingen: Versuch, mit dieser Nationalvertretung im Unterhause, bestehend aus Mitgliedern oder Abgesandten der Kammern der einzelnen Staaten, ein Oberhaus, bestehend aus den Bundesfürsten in Person, oder fürstlichen Stellvertretern und Mediatisirten in Vorschlag zu bringen.

Bei den Verhandlungen zu Darmstadt und Karlsruhe ergaben sich weiter als leitende Ideen bezüglich der Competenz des künftigen Parlaments und der Centralgewalt:

1) Gemeinschaftlichkeit der Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens;
2) Heerwesen und Volksbewaffnung;
3) Handel (Zollverein), Münze, Maaß und Gewicht;
4) Vertretung gegenüber dem Auslande.

Unter Vorbehalt, auf die weitere Entwickelung dieser Instruction im Verlauf der Mission zurückzukommen, fahre ich fort, die in der Familie gewechselten Briefe aus jener Zeit mitzutheilen.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 8. März 1848.

Jeden Brief möchte ich mit der Frage anfangen: Wo soll ich beginnen und wo endigen? Und während ich schreibe, mögen wieder neue Vorkommnisse eintreten.

Hier in meiner Stube haus't also der Max, von Wiesbaden kommend, mit Heinrich officiell verkehrend und mit diesem in Allem einverstanden, — via Karlsruhe und Stuttgart.

Die Nassauer sind am weitesten vorangedrängt und handeln also auch — demgemäß. Die Forderung: sofortige Einberufung eines Deutschen Parlaments, war unter den Nassauischen Volksbegehren die dritte.

Wenn diese vier Staaten einig wären, soll München angegangen werden. Die Zustände zu München ändern sich jeden Tag.

Unter den Gehülfen des Heinrich ist Hallwachs factotum in den auswärtigen Angelegenheiten, und diese ganze Nacht mit Concepten und Ausfertigungen beschäftigt gewesen.

Max wandelt also in meiner Stube umher, eben wohl ausrufend, wenn ich dem Fritz schreibe, so weiß ich nicht was ihm Bedeutendes melden — denn er hat ja die Zeitungen zu Gebot — und was auslassen?

Sicher war er zu Wiesbaden, im Ministerium bei dem Vorsatz zu entschlossenem Handeln betheiligt, ausnehmend zufrieden mit dem Herzog und mit der Herzogin Mutter, die in Person, von ihrem Sohne Nikolaus begleitet und von Moritz geführt, Allocution hielt.

In Wiesbaden waren viele Tausende mit Mord und Plünderung drohend; am schlechtesten das Gesindel von Mainz und Castel, das Max auf 1500 anschlägt; im Ganzen aber am vorigen Samstag wohl an die 10,000, auf allerlei Weise bewaffnet, die Schwalbacher mit Holzärten. — Zum Theil dictirt mir Max; — ein Muster von Styl dieser Brief!

Graf Dönhoff und Menshengen, der Oesterreichische Geschäftsträger, haben das ganze Verfahren des Herzogs gebilligt. Bockelberg *) hier ist bocksbeiniger und dolirender, — klüger seine Frau, Knesebeck's Stieftochter, früher Hofdame der Königin.

Wir hatten gestern erste Kammersitzung, in welcher Heinrich in officio erschien mit einer Reihe von Beschlüssen und Vorverkündigungen. Du weißt, daß er des Anstandes schon Meister ist. Aber welcher Wechsel, welche Verschiedenheit der Physiognomien in dieser so gemischten, und dießmal ziemlich zahlreichen Kammer! Den Präsidenten, Prinzen Emil, sagen zu hören: Seine Excellenz der Herr Minister! Heinrich war mehrmals schon bei ihm; ja, der Prinz hat ihn schon über Dieses oder Jenes um Rath gefragt!

Gestern hat das Militär den Eid geleistet. Wittgenstein, auf Ersuchen und Rath, hatte sich nach Frankfurt entfernt.

*) Damals Preußischer Gesandter in Darmstadt.

Unter den Fragen bei der Deutschen National-versammlung ist die von Holstein, — wegen Schleswig, und die von Luxemburg — wegen Limburg — une des plus épineuses. — Sprechen wir wenigstens von Luxemburg!

Welche Rolle denkt man bei Euch Luxemburg zu und Limburg? Eine Sonderung von Deutschland wird Euch doch im Traume nicht einfallen?

Durch 20 Visiten wurden wir unterbrochen. Heinrich ist im Ministerium; Max ist eben zu ihm. Tausende von Bauern umlagern das Gebäude und rufen vivat, — so wird eben gemeldet. In Hanau, sagt man, fließe heute Blut.

Der oben genannte Bockelberg war eine Stunde hier. Max hat ihm den Zweck seiner Mission ausführlich und offen mitgetheilt, während dem ich meine Toilette im Schlafzimmer machte.

Nachschrift, 4 Uhr. Omnia bene. Der Regent genehmigt die Vorschläge. Graf Lehrbach, den Heinrich lobt, geht mit Max heute Abend weiter, versehen mit allen Vollmachten. Vale.

Max an Fritz.

Heidelberg, den 9. März 1848.

Lieber Alter, meine Mission kennst Du; Nassau und Darmstadt suchen durch diese Verhandlungen den Regierungen die Leitung der gesetzlichen Bewegung für das Deutsche Parlament zu erhalten. Die Begriffe sind noch unklar, aber die Zeit drängt und der gute Wille, meist überall, ist — wahrscheinlich. Drei Wochen werden über unsere Rettung oder unser Verderben entscheiden. Die alten Regierungen haben gegen sich:

1) Die nationale Opposition.
2) Die Bauern mit Localbeschwerden, und mit lange verhaltenem Grimm gegen Polizei und Bureaukratie im bisherigen Gewande.
3) Die Proletarier, hoch und niedrig. Die beiden ersten Elemente sind nur mit schweren Opfern zu gewinnen; diese wollen wir Regierungen bringen.

Ich habe eben, auf meinen Kopf, dem Preußischen Minister des Auswärtigen, Canitz, geschrieben *). Den Herzog habe ich gebeten, dem Erzherzog Albrecht zu schreiben, dem Prinzen von Preußen; auch Deinem König. Doch muthe ich Dir zu, dasselbe mündlich besser zu thun. Der König kann dadurch die Stimmung in Deutschland wieder gewinnen.

Mit Gervinus habe ich heute Nacht bis 12 Uhr gesprochen; Du wirst die Spuren morgen in der Deutschen Zeitung finden; er ist zufrieden mit meinem Nassauischen Entwurf.

(Folgt die obige Punctation.)

Gervinus macht den Vorschlag, zunächst und ehe Pos. 4 u. 5 regelmäßig organisirt werden, eine außerordentliche Versammlung zu bilden, nach der Seelenzahl aus allen Deutschen Landen, hervorgehend aus den Kammern mit Zugabe von Rechtsgelehrten und Specialitäten (bis zu 1/2 der Vertretung der Kammern).

---

*) Das Schreiben meines Bruders Max an den Minister von Canitz d. d. 9. März 1848, schloß, nach vorausgeschickter Auseinandersetzung des Gegenstandes seiner Mission, wie folgt:

„Se. Majestät der König kann uns nicht mißverstehen! Ist die Lage der Dinge im Norden Deutschlands, im Innern, besser, irren wir, sind wir zu ängstlich, nun so wollen wir Gott loben und uns unserer Schwäche schämen; wir urtheilen nach dem was wir hören, sehen und erleben. Können Sie eine stärkere Macht, eine bessere öffentliche Meinung, eine patriotischere Stimmung organisiren, oder besteht sie bereits wirklich, so verlangen wir nicht besser, als daß sie sich zu uns verbreite, uns in die Strömung aufnehme, die das Schiff aus der steuerlosen Finsterniß in den noch unbekannten Hafen bringe. Fassen Sie ein Herz zu uns, stellen Sie dem Könige vor, daß wir glauben, er könne uns retten, wenn er allen Provinzen dieselben Deutschen Waffen, die eisernen und die geistigen, gäbe, denen wir uns anvertraut haben. Vielleicht hat der König unterdessen bereits gethan, was wir hoffen. Wo nicht, oder war es noch nicht dringend, so verwenden Eure Excellenz sich, daß der König einen Mann, der Seiner Gedanken und Entschlüsse kundig, Seiner Vertretung würdig, über Stuttgart nach München und weiter schicke, einen Mann, der uns entgegen komme. Jetzt hat Jedermann guten Willen. — — Entschuldigen Eure Excellenz, was in diesen Zeilen Stürmisches, vielleicht Unschickliches ist, mit der Eilfertigkeit, der Ermüdung, aber auch dem Eifer und der treuen Anhänglichkeit an die Deutsche Sache, sie mag gerettet werden von wem sie wolle.“

Gott stärke mich ferner, wie er bisher gethan; meine Schultern sind etwas zu schwach für solche Last; aber nicht muthwillig habe ich sie auf mich geladen; fast bin ich stolz auf meinen ersten Schritt und sage jedenfalls: nunc dimittis servum tuum in pace!

Wer weiß wie es uns noch geht! Wärst Du nur bei uns!

Vater an Fritz.

Hornau, den 18. März 1848.

Seit gestern bin ich auf etliche Tage wieder hier. Und hier fand ich den Deinigen vom 1. wieder, worin es heißt: „Ich werde jetzt oft schreiben, wenn auch nur wenige Zeilen. Thun Sie deßgleichen und auch die Brüder."

Seitdem kein Wort mehr. Wie ich das Räthsel lösen soll — in diesen Zeiten, nach diesen Umwälzungen, weiß ich nicht. An mir hat es doch nicht gefehlt.

Heinrich bezieht sich stets auf die Zeitungen zu Deiner genügenden Belehrung.

Also der wichtigste Punkt dermalen ist, daß Oesterreich und Preußen in identischen Noten die Höfe, in specie die Süddeutschen, eingeladen haben, zum 25. d. M. in Dresden*) zusammenzutreten um das Weitere vorläufig zu verabreden. Diese Höfe wollen aber nicht, sondern Frankfurt sei der Ort! Was wird in specie Preußen nun thun?

Gestern hat Graf Colloredo am Bundestage das Präsidium wieder übernommen. Was er eröffnete, kann ich also nicht wissen. Wie verträgt sich die Preußische Hegemonie, oder wie ich das Kindlein nennen soll? mit jenem Oesterreichischen Präsidium?

*) Die Berufung des erwähnten Fürstencongresses, die Zwecke die man damit verfolgte, so wie das, was dem in Wien im Monat März 1848 zwischen Preußen und Oesterreich vorausgegangen ist, habe ich, veranlaßt durch Radowitz: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV.," bereits im ersten Band, Seite 391, 396, 398 bis 402 vorgreifend besprochen, und ich will hier darauf verweisen. Die Bezugnahmen in den nachfolgenden Briefen werden danach verständlich sein. —

Oesterreich, — in specie Metternich und auch Graf Münch — sind über die Gebühr verhaßt und gering geschätzt. — Du hast es längst an Heinrich bemerkt, wie sehr er Oesterreich, so als sei dieß ausgeschieden, gleichsam bei Seite ließ. Wird Oesterreich nun nachgeben, wird es sich in zweite Linie stellen? wird es froh sein, quovis modo im Deutschen Bunde dieses Deutschen Bundes Hülfe contra quemcunque ansprechen zu können?

Diese Würfel liegen auf dem Tisch.

Man sagt, man habe zu Wien über System und seine Modifikationen berathschlagt; Erzherzog Johann mit den jungen Erzherzogen sollte an die Spitze treten, — folglich in Dresden erscheinen.

Man sagt, Erzherzog Ludwig habe seinen Neffen, den Kaiser, vermocht, das Metternich'sche System beizubehalten.

Videbimus infra — und es steht sehr nah!!

Heinrich hat also Herrn von Gruben abgerufen und sich selbst zum Gesandten am Bundestag*) ad interim ernennen lassen. Wie wird er mit Colloredo und den andern Adversaires fertig werden? Mit Graf Dönhoff — jetzt auch mit Bockelberg in Darmstadt — ist er zufrieden.

Auch Scherff**) schien mir gestern sehr Heinrichisch, wenigstens so weit nöthig. Bockelberg sagte mir vor zwei Tagen, aus seinem Kabinet kommend: Eben empfange ich offizielle Depeschen sehr angenehmen Inhalts für Ihren Herrn Sohn, — kurz darauf — nämlich persönliches Lob. Scherff communicirte mir Deines Königs Nachgiebigkeit. —

Die Zeitungen melden Dir die Vorgänge in Weimar, — den Bauernkrieg im Württembergischen, — die Ungewißheit in Berlin.

Von Wiesbaden zurück, werde ich alsbald weiter schreiben.

*) Der hochbetagte und sehr kränkliche Großherzoglich Hessische Bundestagsgesandte, Freiherr von Gruben, hatte unter den obwaltenden Verhältnissen um seine Versetzung in den Ruhestand nachgesucht; sie wurde ihm zu Theil und er erhielt sehr bald einen Nachfolger in der Person des Freiherrn von Lepel.

**) Der Königlich Niederländische Bundestagsgesandte für das Großherzogthum Luxemburg.

Mit diesem Brief des Vaters an Fritz hatten sich diejenigen von Fritz an mich, d. d. 14. März, und an den Vater selbst, d. d. 17. März, welche nachfolgen, gekreuzt. Den ersteren des Fritz sendete ich dem Vater nach Hornau mit folgendem Begleitschreiben:

Heinrich an den Vater.

Darmstadt, den 18. März 1848.

Vielleicht haben auch Sie neuere Briefe des Fritz; wäre das nicht der Fall, so wird die Anlage zu Ihrer Beruhigung dienen.

Also auch Wien und Oesterreich tritt in die Bahn der Revolution, der Deutschen Revolution ein; es ist dort Blut geflossen; welche Folgen wird nun das für die Stellung Oesterreichs zu Deutschland haben! Deutschland wird die Einheit erringen; aber die Chancen der Reform werden immer zweifelhafter; die Wege zum Ziel dunkler und wir werden bis dahin mannichfach Freud und Leid zu durchleben haben. Max schreibt mir aus München; die Wiener Ereignisse haben dort das Eis gebrochen und man nähert sich. Bis dahin stand zu befürchten der König wolle die Parlamentsfrage, die er nur versprochen den Ständen vorzulegen, durch diese, wobei er auf die National-Baierische Partei rechnete, verwerfen lassen. Er wird sich aber irren. Uebrigens kann man von einer Regierung in Baiern kaum sprechen; die Stände sind versammelt um eröffnet zu werden; und ihnen gegenüber, die in der höchsten Aufregung hierher kommen, geschoben von zahlreichen Deputationen, die ihnen folgen um ihren Verlangen Nachdruck zu geben, ein Ministerium ohne alles Ansehen noch Einfluß. Nach einer Berliner Depesche vom 13., aus der Graf Bernstorff in München kein Geheimniß macht, geht Preußen auf die Parlamentsfrage ein, deutet aber gleichzeitig auf die Nothwendigkeit einer einheitlichen, höchsten Leitung hin.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 14. März 1848.

Lieber Bruder, ich möchte, wie der gute Vater, meinen Brief mit der Frage anfangen: wo soll ich beginnen? aber

die Reihenfolge ist gleichgültig. Du kannst Dir denken, wie in den letzten Tagen mein Gemüth bewegt war, wie gern ich zu euch geeilt wäre; — aber es war nicht möglich, weil es unter den jetzigen Verhältnissen den Schein hätte, als wollte ich mich den Schwierigkeiten meiner hiesigen Stellung aus Furcht entziehen. Seit gestern sind meine Besorgnisse fast ganz geschwunden. Der König will sich zu bedeutenden Veränderungen der Verfassung verstehen, und dadurch hat er gewiß sich und dem Lande große Gefahren erspart. Gegen die Art und Weise, wie er den Generalstaaten diese Sinnesänderung mitgetheilt hat, läßt sich von dem constitutionellen Standpunkte aus manche Einwendung machen; aber die Hauptsache ist, daß die Unzufriedenheit aufhört und das Vertrauen zurückkehrt. Die Fonds sind in 24 Stunden um 5 Procent gestiegen. Hiermit genug von hiesigen Dingen.

Dir wünsche ich von Herzen Glück zu Deinem wohlverdienten Ruhm, und ich hoffe, daß Deine Popularität dazu beitragen wird das große Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Du wirst es gewiß nicht aus den Augen verlieren, daß die Einheit und das Deutsche Parlament die Hauptsache ist; alles Andere wird und muß dann von selbst folgen.

Ich freue mich, daß Eigenbrodt Dir zur Seite steht; sein ruhiger, vorsichtiger Charakter macht ihn zum guten Rathgeber für den, der in hoher Stellung und in der Mitte der Bewegung mit Wärme und Enthusiasmus vorangehen muß. Ich schäme mich, daß ich vom sicheren Ufer blos zusehe, wie die Schiffe mit den stürmischen Wellen kämpfen. Lange halte ich das nicht aus, besonders wenn es hier ruhig bleibt und der Kampf in Deutschland noch ernster und hartnäckiger werden sollte.

Traut nicht zu frühe dem guten Willen! Wenn sie sich in Berlin nicht fürchten, wird man in Dresden (wo ein Fürstencongreß berufen werden soll) auf Reaction sinnen. Aber bis zum Monat Mai wird noch Manches geschehen, das die Fürsten verhindert, sich in großer Zahl in Dresden zu versammeln.

Der König von Preußen soll die Idee eines Deutschen

Parlaments sehr übel nehmen. Er kann aber in diesen stürmischen Wassern die Deutsche Krone nicht fischen ohne das Parlament, das dran hängt, und noch schwerer wiegt. — Zu Berlin muß es sich wo möglich nicht versammeln.

Alles was Du bisher gethan hast, billige ich nicht blos, sondern bewundere Dein Benehmen in so schwieriger Lage. Wenn Jaup ganz zu trauen ist, wäre seine Geschäftskenntniß und Ruf gewiß ein guter Zuwachs für Dein Ministerium.

Die Deutsche Heidelberger Zeitung lese ich mit großer Aufmerksamkeit und bewundere ihre Haltung und Consequenz. Sie ist ganz dazu geeignet den ernsten und denkenden Theil der Nation, die Gebildeten im doctrinären Sinne, zu leiten. Ihrem Urtheil über unsere auswärtigen Verhältnisse stimme ich in Allem bei. Was ihr fehlt, ist die Wärme und der Schwung, um die Massen zu begeistern.

Es ist viel werth, daß der Bund die Nationalfarben angenommen hat. Solche äußere Zeichen sind mehr als eine Spielerei; sie sind von Bedeutung, weil sie Jeden zwingen (wie die Seeleute sagen) seine Flagge zu zeigen, und Niemandem erlauben zweideutig hinter dem Berge zu halten.

Ich hoffe, die patriotische Partei läßt sich nicht verleiten, aus Abneigung gegen stehende Heere oder aus übel verstandener Sparsamkeit, die Deutsche Kriegsmacht zu sehr zu schwächen. Gegen den auswärtigen Feind können Landwehr und Bürgerbewaffnung allein nicht ausreichen. Wenn man dem Geist des stehenden Heeres mißtraut, so gibt es ein sicheres und kräftiges Mittel, es für die gute Sache zu gewinnen: Entfernung übelgesinnter Officiere und zahlreichere Beförderung der Unterofficiere.

Max hat mir aus Heidelberg einen interessanten Brief geschrieben und den Zweck seiner Sendung mitgetheilt. Seinen Auftrag in Beziehung auf Luxemburg und Limburg konnte ich nur halb ausrichten; es ist dazu für uns noch zu früh, weil die Bevölkerung der Deutschen Bewegung fremd bleibt. Ich habe aber dahin gewirkt, daß man vorläufig alle Schritte vermeidet, die positiv unpopulär sind. Der Idee eines Deutschen Kaisers ist unser König gar nicht abgeneigt.

Lebe wohl, lieber Bruder. Gott sei mit Dir und Deinem Werk. Sollten die Umstände sich so gestalten, daß Du meine Nähe für wirklich sehr nützlich hältst, so schreibe mir, ich will das Mögliche thun mich frei zu machen. Grüße den Vater.

Nachschrift: Es freut mich, daß auch Max seine Rolle so ganz in Uebereinstimmung mit Dir spielt und kräftig mitwirkt. Der Vater schweigt seit ein paar Tagen, ich weiß aber doch, daß er sich im Herzen freut, — wenn er auch nicht ohne Besorgniß ist. — Werdet ihr über die Proletarier Meister bleiben?

Ich habe auch viel zu thun, zeitraubende aber auch wichtige Geschäfte.

Fritz an den Vater.

Haag, den 17. März 1848.

Bester Vater, auch ich bin sehr in Anspruch genommen und finde wenig Zeit zum Schreiben; aber ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir so oft Nachrichten geben, welche das vervollständigen, was die Zeitungen melden. Vor einigen Tagen habe ich an Heinrich geschrieben und ihm meine Ansichten in groben Zügen mitgetheilt. Ich erwarte noch eine Reaction aus Berlin, ehe man sich auch dort zum Deutschen Parlamente entschließt. Nur nicht auf halbem Wege stehen geblieben.

Sie werden in den Zeitungen lesen, daß wir auch hier in einer Krisis sind. Der König hat, ohne seine Minister dabei zu Rathe zu ziehen, ja ohne ihr Vorwissen, den Generalstaaten erklären lassen, er sei bereit die Zugeständnisse zu machen, welche die Generalstaaten für das Wohl der Nation nöthig erachten würden. — Die Minister haben alle ihre Entlassung verlangt und erhalten. Die Generalstaaten sind innerhalb 24 Stunden über 16 Punkte einig geworden, welche Sie in der Zeitung lesen werden, und wodurch das constitutionelle System bei uns in liberalem Sinne vervollständigt und befestigt wird. — Die Schwierigkeit ist nun, ein neues Ministerium zusammenzusetzen; viele angesehene Stimmführer in den Generalstaaten sollen sich geweigert haben ein Ministerium anzunehmen, aus Furcht oder Bequemlichkeit, weil es reiche

unabhängige Leute sind. Genannt wird Capellen, der vorgestern aus Paris zurückgekommen ist und mit dem ich gestern beim Könige gespeist habe. Auch er soll Schwierigkeiten machen.

In Beziehung auf unsere (d. h. Niederl.) Deutsche Politik kann ich weiter nichts sagen, als daß man entschlossen ist in Uebereinstimmung mit Preußen zu handeln, und alle kleine griefs und Recriminationen zu vergessen. General Nepveu ist nach Berlin geschickt worden um in diesem Sinne Vorschläge zu machen und Rücksprache zu nehmen. Um patriotische Gesinnungen hier geltend zu machen und ihnen Eingang zu verschaffen, ist es noch zu frühe. Ich werde den günstigen Zeitpunkt nicht versäumen, wenn er kommt.

Die Vorfälle in Weimar, von der eigenen Tochter mitgetheilt, sollen großen Eindruck auf den König gemacht haben, und nicht ohne Einfluß auf seine hiesigen Entschließungen gewesen sein.

Ich erfreue mich hier des großen Vertrauens, nicht blos des Königs und der königlichen Familie, sondern auch aller Klassen, was mein Dienstverhältniß als Gouverneur der Residenz sehr erleichtert, aber auch das Abkommen erschwert. Videbimus. Sie können sich denken, wie gerne ich zu Ende des März in Ihrer Nähe wäre. Aber vierzehn Tage sind jetzt ein Jahrhundert.

Erwarten Sie also von hier wichtige Nachrichten, aber mehr durch die Zeitungen als durch mich, denn die Zeit könnte mir fehlen oder andere Pflichten mich abhalten. Auch hier wird der Name in Ehren gehalten.

Leben Sie wohl, bester Vater, und erhalten Sie sich frisch. Ich vermuthe, daß Sie jetzt so Heinrichisch sind wie die Darmstädter Bevölkerung, und freue mich darüber. Ein paar Stunden im Kreise des Vaters und der Brüder wären jetzt soviel werth für mich; aber es kann nicht sein. Die herzlichsten Grüße.

Fritz an den Vater.

Haag, den 23. März 1848.

Die Begebenheiten folgen sich so rasch, daß die Gedanken nicht zu Athem kommen können. Zum Schreiben bin ich da-

bei wenig aufgelegt. Hier hat der König noch zur rechten Zeit die Concessionen gemacht, welche unter den gegebenen Umständen eine Nothwendigkeit waren. Was die Zeitungen Ihnen sagen, will ich nicht wiederholen, und was sie nicht sagen, kann ich dem Papier nicht anvertrauen. Wir erhalten ein ganz neues Ministerium der äußersten Linken. General Nepveu wird wahrscheinlich Kriegsminister werden. Graf Schimmelpennink (den Sie nicht mit meinem Freunde verwechseln müssen) erhält das Präsidium und wird Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Die Uebrigen sind Ihnen ja doch unbekannte Namen. Der Minister der Colonien Baud tritt auch ab, aber da er schwer zu ersetzen ist, wird er wahrscheinlich wieder eintreten, sobald die politische Aufregung sich ein wenig gelegt hat. — Das constitutionelle oder liberale Princip hat einen vollständigen Sieg errungen, aber von zwei Seiten her droht noch immer hier wie in Deutschland einige Gefahr. Die Aristokraten oder die conservative Partei ist unzufrieden über den verlornen Einfluß und allarmirt durch ihre Befürchtungen; die radikale Partei hätte lieber eine gewaltsame Umwälzung als Reformen auf friedlicher Bahn. Ich habe das Vertrauen, daß die Ruhe und Ordnung nicht gestört wird, wenn Belgien fortwährend ruhig bleibt und wenn Republikanismus und Radikalismus nicht von dorther zu uns herübergebracht werden. — Ich bin als Gouverneur der Residenz verpflichtet, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie begreifen also, daß ich unter diesen Umständen nicht abkommen kann, ohne gewaltsam zu brechen.

Ein näherer Anschluß an Deutschland ist hier jetzt noch nicht populär, aber Viele sehen doch ein, daß die Verhältnisse dahin führen können, und bei der neuen Gestaltung der Dinge wird die Abneigung sich mindern.

Mit Luxemburg und Limburg wird man in Beziehung auf das Deutsche Parlament hier in Verlegenheit sein, wenigstens mit Limburg, das auch in den Generalstaaten vertreten wird.

Die freundlichsten Grüße an Heinrich.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 23. März 1848.

Nun was hat sich seitdem wieder Unermeßliches zugetragen? In Wien und Berlin! Und wie liegen nun meines Bedünkens die Karten ganz anders auf dem Tisch!

Max'sche Briefe habe ich denn gelesen.

In dem ersten an Heinrich klagt er noch über die Münchener Anarchie, es wisse Niemand wer Koch oder Kellner sei; —

Im zweiten: Er glaube dennoch soweit durchgedrungen zu sein, daß Baiern gleichfalls einen Bevollmächtigten mit nach Dresden und Berlin sende. Lehrbach tapfer ihm zur Seite. —

Quid porro? Nun, — da Oesterreich vortritt.

Freitag den 17. war ich bei Scherff, der sich eben rüstete in die Bundesversammlung zu gehen, wo Graf Colloredo den Präsidentenstuhl einnehmen sollte. Dies ist denn auch pro forma geschehen; es war aber sonst in der Sitzung von gar keiner Instruction oder Proposition die Rede.

Scherff apprehendirte besonders die Versammlung am 30. in Frankfurt, die unfehlbar Vivats der Masse hervorrufen würde, aber unmittelbar als revers de la médaille, Pereats und Insulten für die Bundestagsgesandten. Das möchte wohl so sein.

Also den 19. Wiesbaden. Tags vorher hatte ich den Moritz benachrichtigt, ich hätte keine Plane am Hof; — wohl aber möchte ich den Minister von Dungern, den einflußreichen Hergenhahn und den Präsidenten der Regierung Volbracht besuchen und sprechen. Moritz arrangirte das, ließ mich bei Franzina zu Mittag speisen, — und lud jene beiden Letztgenannten zum Abendessen bei sich.

So geschah es also; nach Tisch mein Schläfchen, der Besuch bei Dungern, sehr einfach und ordentlich. Seine Worte: „In etlichen Wochen werde ich wahrscheinlich nicht mehr Minister sein."

Er wäre es wohl jetzt schon nicht mehr, wenn Hergenhahn ernstlich darnach gestrebt hätte.

Nun traf sich aber, daß an demselbigen Sonntag ein großes

Festessen in den vier Jahreszeiten statt hatte, — ich habe die Veranlassung desselben vergessen — wohl etliche Hunderte, die Elite der Staatsdienerschaft und Bürgerschaft aller Klassen, — Breidbach natürlich unter ihnen.

Am Schluß, nach vielen Toasten, auch der auf die Männer der Vergangenheit. Dabei verlautete, daß ich in Wiesbaden anwesend sei. Also eine Deputation, mich einzuladen und abzuholen.

Als ich nun erschien, strömten sie schon bis in die Straße, machten Spalier, — und führten mich unter beständigem Jubel und Lebehoch in den langen Speisesaal.

Hergenhahn bestieg hinter mir einen Sessel und hielt mir eine Lobrede; andere machten Zusätze unter ungeheurem Jubel und Hoch, Hoch! Bisweilen sprach ich ein Wort, z. B. zu Stein's Andenken. Als das eine gute Weile, jeder an seinem Platz, gedauert hatte, kamen sie viritim an mir vorbei, und Jeder hatte son petit mot der Erinnerung aus alter Zeit. Alle drückten mir zärtlich die Hände und wohl die Hälfte — à mon corps défendant, — küßte diese ermüdete Hand. Alles ohne irgend eine Unart, oder Unordnung, wiewohl bei Vielen der Wein schon gewirkt hatte.

Später erschien ich dann bei Moritz und nacheinander die Eingeladenen, — aber auch Minister Dungern, der bis zum Nachtessen blieb, — auch er auf Du und Du von Jugend auf mit Hergenhahn, — diesem einst so zärtlichen Freund unseres August. Die Mutter behauptet, sie hätten sich wie Zwillinge geglichen. Auch die Todten sollen leben!

So weit war ich, besuchte um 8 Uhr früh den in der Nacht von Worms zurückgekehrten Heinrich, las die Depeschen von Berlin, Wien und Paris, — und abermals hat sich Europa umgestaltet. Ist noch ein Preußen?

Bei Empfang dieser Zeilen wirst Du schon mehr wissen.

Besser Wien!

Indessen wird die Versammlung in Frankfurt am 30. statthaben, und Heinrich ohne Zweifel eine bedeutende Rolle dabei

spielen! Aber was? Was nun? — Doch fürchte ich nicht oder noch nicht republikanische Ideen!

Rebus sic stantibus zerfällt die Sendung des Max mit Lehrbach also in Nichts! Wir erwarten sie jeden Augenblick zurück. Sie müßten denn die Kühnheit haben, nomine Germaniae in Berlin Ordnung und Königthum predigen zu wollen!

Die Feste zu Mainz und Worms, zu Ehren des Regenten, die Beiwirkung dort der Militärbehörden kann Heinrich nicht genug loben; — und nebenbei eine große Deferenz für seine Person.

Noch zur Zeit ist sein Ansehen überall sichtbar im Steigen.

Aber die neuesten Begebenheiten drücken ihn doch sehr und stören seine Concepte!

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 24. März 1848.

Dictum factum. Unser Max ist von Dresden aus allein nach Berlin gegangen, auf die Nachricht von den dortigen Ereignissen; welche Katastrophen und Auftritte!

Heinrich hat heute in der zweiten Kammer, als sein früherer Antrag mit Wernher und Consorten an der Tagesordnung war, umständlich vorgetragen, in seiner doppelten Eigenschaft, und vom ganzen Verlauf Rechenschaft gegeben mit ganz wenig Widerspruch und sehr allgemeinem Beifall — aller Classen; auch à tête reposée. Es hat ihn jedoch angegriffen, und die Berliner Zustände und Möglichkeiten beunruhigen ihn sehr.

Max holt nun in Dresden seine Collegen ab. Den Baiern traue ich nur halb.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 25. März 1848.

Die Verhältnisse drängen sich. Hier Maxens Erlasse an Heinrich, nach seiner ersten Berliner Erscheinung und Einwirkung. Erlasse mir jeden Commentar!

Eben geht Buhl — der Deidesheimer — von mir, nachdem er den Heinrich nur zu kurz gesprochen hat. Er war

mit Aufträgen der Badischen Regierung da, die bereits förmlich die Wahlen zur constituirenden Versammlung anordnen. Davon nächstens mehr.

Mir erklärte er den Wunsch vieler Badener, Dich an der Spitze des Badischen Armeecorps zu wissen; sie bedürften eines Generals, der sich Ansehen und Vertrauen zu erwerben wisse.

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 26. März 1848.

Zu Mittag empfing ich den Deinigen vom 23. und da Heinrich regelmäßig bei mir speiset, — die einzige Zeit, in der ich ihn sehen kann, — so hat er ihn sofort eingesehen.

Er ist gewaltig occupirt und von allen Seiten in Anspruch genommen. Am unangenehmsten von den Standesherrn und Edelleuten, die man allerdings mißhandelt; insbesondere die Riedesel.

Wie wandeln sich die Dinge um! In meinen Augen geht Alles de mal en pis. Die Person des Preußischen Königs ist eben nicht wieder zu heben; ich verspüre es von allen Seiten, und Heinrich giebt es zu.

Also hier Fragmente:

Lehrbach und Max erwarten wir stündlich.

Schon sammeln sich die Leute nach Frankfurt; ich fürchte sehr buntscheckige.

Das Wahlwesen beschäftigt mehr als Einheit und Hegemonie.

Republikanische Ideen gewinnen, wo nicht die Oberhand, doch ein starkes Gewicht.

Gestern sprach ich Dir von Buhl. Heute kam Hergenhahn von Wiesbaden gerade zu unserem Tisch. Wir waren nur zu Dreien, und die Lage der Dinge wurde vielfältig besprochen. Er führt das Nassauische ganz.

Morgen will Heinrich in der Kammer wieder politischen Vortrag halten. Seine erst so allgemein bewunderte Rede findet bereits viele Widersacher, wegen der Preußischen Tendenzen. Man wird ihn angreifen; indessen ist er noch stark. —

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 28. März 1848.

Was ich im Laufe des Tages hier noch anfügen werde, weiß ich nicht. Also le commencement — nicht eben de la fin.

Der Bundestag mobilisirt das 7te und 8te Armeecorps und verlangt den Chef von Bayern; vermuthlich also Prinz Karl. Heinrich hat gestern von der zweiten Kammer ad hoc — um bei der Nothwendigkeit für alle Fälle gerüstet zu sein, ein Vertrauensvotum verlangt und motivirt, das auch zugestanden ist; und heute früh wird er deswegen in der ersten Kammer erscheinen.

Die heutige O. P. A. Z.-Beilage spricht sehr umständlich von Marens Auftreten in Berlin. Unverfänglich insofern. Indessen sind seine Briefe — die neuesten — an Heinrich, augenblicklich mir nicht zur Verfügung, und ich werde sie Dir heute noch nicht beischließen können.

Jeden Augenblick erwarten wir die Herrn zurück; Lehrbach, um hier Kriegsminister zu werden.

Mich dünkt, es wird zu Frankfurt ein wahres Schariwari werden. Wie Viele werden sich zu Wortführern berufen fühlen! Die freien Städte wollen den Professor Dahlmann zu ihrem Organ; er ist aber eben nach Berlin berufen, um über ein Wahlgesetz seine Meinung und Antrag auszusprechen.

Gestern speiste Bürgermeister Smidt von Bremen mit uns, aus dem Norden, inclusive Hannovers kommend. Er war mit Bodelschwingh gereist, der ihn sicher sehr ächt von den Berliner Ereignissen unterrichten konnte.

Der König von Hannover, genesend, erklärte: Nun, wenn ich nicht mit den Tories regieren kann, so will ich mit den Whigs regieren. — Sofort die neuen Ernennungen.

Pechlin hat sich gegen Dänemark — für Holstein und Schleswig — erklärt und gerirt sich als Abgesandter der Herzogthümer und der provisorischen Regierung. Morgen werde ich das näher sehen.

Welcker hat hier mit Heinrich lange Unterredung gehabt. Ich habe ihn nicht kennen lernen.

Ich komme aus der ersten Kammer; wir haben ohne Anstand das Vertrauensvotum gegeben.

Heinrich geht eben nach Frankfurt ab, um der Bundesversammlung beizuwohnen, will aber den Abend wieder hier sein. Das Thema ist: die Wahl eines Oberfeldherrn; vermuthlich der König von Würtemberg.

Am unangenehmsten umtönen mich die gewaltigen, steigenden Klagelieder, mit den mißmuthigsten Gesichtern, der sämmtlichen Herrn in Oberhessen, Breidenstein à la tête, also in der Klasse, womit ich am meisten umgehe.

Nachschrift. Ich höre Stimmen — da das Odium gegen Preußen unglaublich groß ist und nur durch die Zeit geheilt werden kann — bei der künftigen Wahl des Oberhauptes, — den Erzherzog Johann — als Repräsentanten von Oesterreich; dann — den Erbgroßherzog hier, — eben weil er minder mächtig ist (!!), und die Eifersucht zwischen Preußen und Oesterreich entfernte!

Vater an Fritz.

Darmstadt, den 29. März 1848.

Ich fahre fort! Mein nächster wird aus Frankfurt oder Hornau datirt sein. Ich denke acht Tage von hier wegzubleiben.

Heinrich kam also gestern Abend 7 Uhr aus der Bundesversammlung und noch spät zu mir.

Die Frage vom Feldherrn ist aufgeschoben, bis sich die Sache der Freischärler gestaltet — und Appony von Lamartine Antwort empfängt. Die Frage von Krieg oder Frieden, von der Seite also, reift.

Die Bundesversammlung zog sehr ernstlich in Erwägung, wie innere Ruhe und Ordnung herzustellen sei. Hic Rhodus. Die meisten neuen Gesandten sind schon da.

Max kam in unglaublicher Schnelligkeit von Berlin und traf den Heinrich in Frankfurt. — Nun wird er wohl Zeit gewinnen, Dir selbst ausführlich zu schreiben.

Um 2 Uhr gehe ich nach Frankfurt; Heinrich um 5 Uhr. Was wird man also dort treiben? Ich glaube nicht viel mehr

als eben in Heidelberg. Die Frage von Republik wird kaum ernstlich zur Sprache kommen, — wenigstens beseitigt werden. Ein Deutsches Parlament ist ja schon entschiedene Sache. Also Proportionen und Wahlmodus; — diesem ersten Parlament werden sie die Frage vom Oberhaupt anheim stellen, — also höchstens das pro und contra discutiren. Vermuthlich unter drei Dingen: 1) Preußen, 2) Oesterreich, 3) ein Mindermächtiger. Augen richten sich auf den hiesigen.

Man muß das Mögliche zu erstreben suchen. Heinrich selbst, bei allen persönlichen Schwierigkeiten, neigt noch mit Recht für Preußen.

Ich möchte so formuliren: Dasjenige, wobei noch die Eintracht erzielt werden kann; denn daran wird es fehlen. Und da glaube ich, daß eine periodische Wahl noch am ersten zu solchem Ziele führt, so laut und erheblich auch die Einwände sein mögen.

Heinrich hat einige Spuren und Zeichen zur Besorgniß, daß sie ihn möchten zu Frankfurt zum Präsidenten wählen. Denn erstens, er hat starken Katarrh; zweitens, er kann hier gar nicht abkommen, und würde dann auch dort nicht Augenblicke entbehrt werden können. — Sic, für heute. Vale.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 31. März 1848.

So gar groß ist diesen Abend meine Ausbeute nicht. Vor 7 Uhr ging ich zu den Söhnen; Max hatte bei dem Bruder geschlafen. Gestern stieg die Wahrscheinlichkeit, was mir auch Cotta und die Schwaben bestätigten, daß Heinrich zum Präsidenten gewählt und respective um Annahme ersucht werden würde; heute früh schien die Präsidentenwahl ihnen noch zweifelhaft.

Die Zeitungen belehren Dich, daß sie doch auf Mittermaier gefallen ist. Das Nähere werde ich noch erfahren. Bürgermeister Smidt trieb mich noch in diesen frühen Stunden wiederholt an, den Heinrich zur Annahme zu bewegen. Der Einwand, daß er ein hoher Staatsbeamter sei, gelte

nichts, weil eben das ein Vortheil sei, Ansehen des Amtes und einen so hohen Grad der Popularität zu vereinbaren.

7 Uhr Abends.

Eben kommt der Max und meldet mir in der Kürze, äußerst eilig, daß er selbst Heinrichs Wahl entgegengewirkt habe, was ihm besonders die Aristokraten übelnehmen; Heinrich aber ist nach seinen Aeußerungen ganz zufrieden.

Sie kommen eben aus einer Specialversammlung, worin sie trachteten und Mittermaiern disponirten, die Sache auf dem kürzesten Wege schon morgen zum Schluß zu bringen und einen permanenten Ausschuß zurück zu lassen.

Dahlmann ist da! Der König von Preußen ist unmöglich geworden, — aber eben diese ganze Frage — Wer? — wird verschoben.

Ich habe heute zuverlässige Berichte aus Wien gelesen, nach welchen die Oesterreichischen Zustände kläglich sind. Aber — was mich am meisten frappirte, — am schlechtesten in Steyermark und Umgegend, wo Erzherzog Johann gar nichts vermöge. Ein starker Riegel gegen andere höhere Projecte mit seiner Person.

Heinrich geht diesen Abend nach Darmstadt und kommt erst morgen früh wieder.

Im Kampfe der unteren Klassen, — fremden Zuzugs besonders aus Mainz und Hanau — über Parlament oder Republik, sind einige Republikaner von den Darmstädtern, deren Heinrich eine zahlreiche Elite der Bürgerschaft herbeigeschafft hatte, um jene im Zaum zu halten, blessirt worden.

Diesen Morgen also kam die Mutter mit Amelie und Fräulein Marie um 8 Uhr an und debarquirten bei Heinrich, wo ich und Max gegenwärtig waren. Da sie beide Söhne seit ihren veränderten Schicksalen nicht gesehen hatte, war die Begrüßung und Umarmung weich genug! Sie ist ohnehin so gestimmt und ahnet wenig Gutes, wobei sie wenig Trost von meiner Seite finden kann.

Den 1. April, Morgens 8 — 9 Uhr.

Ich komme bereits von den Söhnen. Max hatte bei Heinrich — soi-disant geschlafen. Heinrich kam von Darmstadt zurück, als ich eben dort war!

Welche Confusion der Dinge und der Meinungen! Die größten Besorgnisse prädominiren!

1) Daß sie heute gewaltsam gestört werden, durch bewaffneten Zuzug, — am schlimmsten die Hanauer; dann die Marburger Studenten. In Darmstadt waren die mit den Bahnzügen von Westen bewaffnet Kommenden entwaffnet worden.

Sollte auf diese Weise die Versammlung gestört werden, so wird der Präsident schließen und nach Nürnberg verlegen. — Beide Brüder so!

2) Wenn nun die Sachen bessere Wendung hier nehmen und geschlossen werden, die Erschienenen nach Hause gehen, — wer garantirt, daß die republikanischen Desperados nicht den ersten besten Tag, von Bewaffneten unterstützt, gleich die Republik proclamiren und als provisorische Regierung handeln?

Es war die Frage von der Permanenz dieser Versammlung. Man einigte sich aber dahin, einen Ausschuß von 30 — 50 hier zu lassen, die überallhin die Hand reichen; diese doch wieder separirt von den 17, dem Bundestag beigeordneten Vertrauensmännern!

3) Die Proclamation der Republik im Badischen Westen, — Schwarzwald und Odenwald, Händereichung nach Frankreich und der Schweiz; Dinge, die gleichsam schon da sind.

Die besseren Seiten sind, daß die Majorität für Ordnung, Parlament und Monarchie ist. Die Blicke wenden sich heute nach Oesterreich! Erzherzog Johann wird stark genannt.

4) Die früher die Schlimmsten, sind jetzt die Besten und Brauchbarsten, — energisch und Wohlredner; darunter Welcker à la tête, auch Robert Blum aus Leipzig. Dieser und Heinrich sollen gestern am besten gesprochen haben, — nach allgemeiner Stimme.

Mit dem Heinrich habe ich heute, — doch ganz friedlich — Familienangelegenheiten besprochen; auf den Fall nämlich, daß

die Hauptquellen versiegen, was ganz möglich ist, ja wahrscheinlich. Wir blieben ziemlich d'accord.

Heinrich behält Kopf und Kraft oben; Max erschöpft sich, schläft nicht und ist in beständiger Agitation. Noch heute war Religion ein dritter Theil der Conversation, mit mir nämlich.

Lebe wohl, heiterer wie ich.

Vater an Fritz.

Frankfurt, den 1. April 1848 Abends.

Ich setze denn mein cahier de doléances fort.

Das schönste Wetter begünstigte das tolle Zeug!

Also nach Heddernheim, die große Hälfte des Tages zu Fuß. .

Vorher aber machte ich die erste Visite an Graf Colloredo im Bundespalais. Viel über Oesterreich und für Oesterreich; — auch von meiner Seite. Er scheint ein ganz verständiger Mann, tadelte Manches am vorigen Gange; möchte die Oesterreicher heranziehen. Nur mehr Spielraum zu den Wahlen, und ihren Modus der Wahlen, — der auch heute in den Beschlüssen so ziemlich nachgegeben worden ist — für Alle. Das war ein Hauptanliegen, — pro nunc.

Der Tag ist ruhig abgelaufen, Dank besonders dem Zuzug aus Darmstadt.

Das Hauptthema war die Permanenz, die die Republikaner wollten, Heinrich aber in einer Rede, die durchschlug, siegreich bekämpfte.

Den 2. April Morgens 9 Uhr.

Nachdem ich die Söhne ausgiebig gesprochen habe.

Ausgiebig! Im Ganzen sind sie doch mit dem Gang von gestern zufrieden; Jeder in seiner Art! Heinrich, sich waschend, sehr ruhig, kam ex abrupto zu der Aeußerung ungefähr:

„Welche Zeiten, welche Armuth, daß ein so mittelmäßiger Kopf wie ich zu solcher Rolle kommt.“

Auf meinen Einwand blieb er dabei: er verdanke es nur der Treue, mit der er zu jeder Zeit bei seinen ersten Ueberzeugungen geblieben sei; der Integrität seines Charakters, der ruhigen Energie und Geistesgegenwart.

Die beiden Brüder sind noch sehr einig mit einander. Wir sprechen unendlich viel von Dir, und denken noch mehr an Dich! —

Fritz an Heinrich.

Haag, den 1. April 1848.

Max ist also wieder heimgekehrt von seiner wichtigen Sendung. Durch die Zeitungen und auch durch die Briefe des Vaters war ich im Stande ihm zu folgen, wenn ich auch nicht Alles weiß. Es freut mich über Alles, daß ihr beiden Brüder so übereinstimmend denkt und handelt; was ihr gethan und gesagt habt, hat meinen ganzen Beifall, und Du kannst Dir denken, wie sehr ich bedaure, daß ich nicht mitwirken kann. Doch davon später.

Mit den Ansichten der Deutschen Zeitung bin ich noch immer einverstanden, obgleich meine Ueberzeugung weiter geht; aber ich begreife sehr gut, daß man in solcher Krisis und in solchem Wirrwarr der Meinungen und Leidenschaften nicht gleich Anfangs sein letztes Wort sagen kann. Der Wahlkaiser, und gar der Wahlkaiser auf drei Jahre, ist Narrheit und nichts als Intrigue der Höfe, um die Einheit und Centralisation, die sie nicht verhindern können, wenigstens soviel möglich zu annulliren. Gleiche Bewandtniß hat es mit der Oesterreichischen Candidatur. Der erbliche Kaiser muß am Sitze des Reichstags residiren, oder die Einheit ist avortirt. Wenn die Höfe sich nicht aufrichtig dazu verstehen, werden wir die Jakobiner oder die Kosaken bekommen.

Krieg, und vielleicht Krieg nach zwei Seiten, sehe ich als unvermeidlich an; es ist also dringendes Bedürfniß, sich darauf vorzubereiten. Ich hoffe, daß man die Armee, das stehende Heer, nicht aus unzeitiger Sparsamkeit vermindert und desorganisirt. Die Ersparnisse lassen sich wohl später finden, aber der Stand von einem Procent der Bevölkerung ist nichts zu viel.

Die Aufgabe, welche Max mir in seinem letzten Briefe hier zu lösen gab, habe ich nicht gelöst, obgleich ich es an Versuchen nach verschiedenen Seiten nicht fehlen ließ. Am aller=

wenigsten würde der König mich in dieser Angelegenheit brauchen wollen, obgleich er mir in so vielen anderen volles Vertrauen schenkt. Nur so viel: man begreift hier die Bewegung in Deutschland nicht, und man fürchtet den überwiegenden Einfluß, welchen die Einheit der Deutschen Nation geben würde. Selbst ein Krieg wird unter die Eventualitäten gerechnet. Die Verständigsten sagen: es ist noch zu frühe, man muß erst abwarten, welche Gestalt es nimmt.

Mündlich mehr darüber. Aber wann? So ungern man mir jetzt Urlaub giebt, so wird man mir einen kurzen von 8 bis 14 Tagen nicht weigern, wenn ich darauf bestehe, und ich werde darauf bestehen, sobald ihr mir schreibt: komme! Alles Weitere muß der mündlichen Verhandlung vorbehalten bleiben. Nur soviel: Ambition treibt mich nicht, aber ich bin zu Allem bereit, wenn die Stimme des Vaterlands ruft, besonders im Falle des Kriegs; im Frieden wird es an berufenen und unberufenen Rathgebern nicht fehlen.

Hier ist die erste Krisis glücklich vorüber, und man wird Ruhe und Ordnung erhalten, wenn Unruhe und Unordnung nicht aus der Fremde importirt werden. Nepveu ist Kriegsminister geworden; Du weißt, daß wir stets Freunde geblieben sind. — Während der paar kritischen Tage vor der Bildung des neuen Ministeriums hat man mir hier großes Vertrauen bewiesen; nicht blos der König, sondern auch die höheren Stände und die Bürgerschaft, die sich bewaffnet und als rustbewaarders (Ruhebewahrer) freiwillig unter meine Ordres gestellt haben. Jetzt drückt uns der erschütterte Credit, und demzufolge das Zurückhalten des baaren Geldes und der Stillstand aller Gewerbe. Ohne dringende Noth will niemand Geld ausgeben.

Den Krieg zwischen Deutschland und Rußland sieht man als wahrscheinlich an. Gestern ist ein Russischer Legations-Secretär, — Sievers — mit Depeschen hier angekommen. Was sie enthalten, weiß ich nicht, aber unsere Neigungen gehen dahin! Maltitz erkundigt sich oft nach Max; auch Esterhazy sehe ich viel, Königsmark nur selten. Er ist gerade klug genug um zu begreifen, daß es oft am Besten ist, wenn man schweigt.

Oesterreich scheint seiner Auflösung entgegen zu gehen, wenn nur die slavische Population in den Deutschen Provinzen zu Deutschland hält!

Grüße den Vater herzlich; ich bin ihm sehr dankbar, daß er mir so oft schreibt und mich au courant hält. Daß ich von Dir eigenhändig nicht öfter höre, kann ich unter diesen Umständen sehr wohl begreifen. Lebe wohl, vielleicht daß sich unsere Briefe kreuzen. Ich muß Euch sprechen, und zwar bald, das fühle ich; es handelt sich also blos um ein paar Tage früher oder später.

Fritz an Heinrich.

Haag, den 2. April 1848.

Bester Heinrich! ich komme so eben vom König und habe mir einen freilich nur kurzen Urlaub erbeten. Morgen reise ich ab, den 5. werde ich in Frankfurt sein; also wahrscheinlich einige Stunden nach dem Empfang dieser Zeilen, die ich auf gut Glück abgehen lasse. Ich habe es nicht länger aushalten können. In Eile

Dein Fritz.

Unter „Donnerstag, den 30. März" hatte Fritz in seinem Kalender vorgemerkt: „Die außerordentliche Vorsorge und Bereitschaft hat ein Ende." Da er sich nun abkömmlich glaubte, so hatte er am 1. April zwar nur erst geschrieben, er werde auf Urlaub bestehen, so bald wir ihm schreiben würden: „Komme." Aber schon am 2. April forderte und erhielt er den Urlaub, ohne jenen Ruf abgewartet zu haben; „er hatte es nicht länger aushalten können." Der Brief des Max, der das „Kommen" aussprach, traf den Fritz nicht mehr im Haag und lief zurück. Es lautet dieser Brief:

Max an Fritz.

Wiesbaden, den 3. April 1848.

Lieber Alter, auf einige Stunden der Nacht hier anwesend, um heute in Frankfurt die letzte Schlacht schlagen zu helfen, —

muß ich Dir ans Herz legen, ob Du schicklicher Weise in kürzester Zeit im Haag Deine Entlassung nehmen kannst? Innerhalb 4 Wochen des Ausschußregiments bis 3. Mai steht Vieles auf dem Spiel. Wir bedürfen Deiner.

Die Zeitungen sagen Dir das Uebrige; ich bleibe hier als Vertrauensmann für Nassau und Braunschweig, mit Dahlmann, Uhland, Jordan, — der Dich grüßt, — Bassermann u. s. w. — Heinrich ist der Held unserer Versammlung.

Dein treuer Bruder.

In das Vaterland zurückzukehren, dem Vaterlande zu dienen, besonders diesem dann zu dienen, wenn die Dienste eines Mannes von dem Gepräge Friedrich's von Gagern nützlich und gesucht sein könnten, das war sein Ehrgeiz; das war, wie in den vorderen Blättern gezeigt ist, längst feststehender Vorsatz bei ihm. Dieser Vorsatz hatte ihn vorwiegend bestimmt die Mission nach Indien anzunehmen, um mit solcher Widmung für die Zukunft seine Unabhängigkeit sich zu erwerben. Man erinnere sich, daß er damals der Mutter schrieb, d. d. 10. März 1844:

„Die Abwesenheit ist von kurzer Dauer, die Sendung höchst ehrenvoll und interessant, die Bedingungen vortheilhaft; und nach ein paar Jahren kann ich hoffen in die Heimath zurückzukehren und dort nach eigner freier Wahl entweder in angenehmer Unabhängigkeit oder vielleicht in ehrenvoller Thätigkeit den Rest des Lebens zuzubringen. Das ist das Opfer ꝛc. — — — wohl werth."

Aehnliche Aeußerungen finden sich in mehreren seiner Briefe aus Indien, und jener Vorsatz, seine Ausführung nur in weitere Ferne gerückt, blieb auch der maaßgebende für seine Entschlüsse, als nach Beendigung seiner Mission der Wunsch des Königs an ihn herantrat, daß er nach Indien zurückkehren und das Commando der Armee dort übernehmen möge. Bei der Zunahme der Deutschen Wirren handelte es sich für Fritz nur noch um den

geeigneten Zeitpunkt, sein Dienstverhältniß zu lösen. — Als nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Paris der innere Friede auch in Holland bedroht schien, hielt er es für seine nächste Pflicht, dort auszuharren auf dem Posten auf welchen ihn das Vertrauen des Königs gestellt hatte, und sein Entschluß war ohne Zögern gefaßt: „ich will es verdienen" dieses Vertrauen. Nachdem aber durch die Verfassungsveränderungen, zu welchen der König der Niederlande sich am 13. März verstanden hatte, die öffentliche Meinung in Holland befriedigt, und durch die energische Haltung aller conservativen Elemente des Holländischen Volks die Erhaltung der inneren Ruhe gesichert war, während in Deutschland die Anarchie drohender, und der Erfolg der Reformbestrebungen zweifelhafter wurde, — da war der Augenblick gekommen, von dem er zum Voraus d. d. 14. März mir geschrieben hatte:

„Ich schäme mich, daß ich vom sichern Ufer blos zusehe, wie die Schiffe mit den stürmischen Wellen kämpfen. Lange halte ich das nicht aus, besonders wenn es hier ruhig bleibt und der Kampf in Deutschland noch ernster und hartnäckiger werden sollte."

Seine Auffassung, daß er doppelte Pflicht habe, sowohl gegen sein wahres Vaterland als gegen das seiner Wahl und frühen Bestimmung; — und seine Ansicht, daß die großen Interessen beider Länder und Nationalitäten als identische zu betrachten seien, hatte er in Holland nicht verläugnet, sie waren bekannt.

Außer dem was ich darüber im 8. Kapitel aus der Feder vom Dr. Halbertsma zu Deventer mitgetheilt habe, bin ich glücklich auch hier das Zeugniß des Herrn W. A. Schimmelpenninck van der Oye anführen zu können, der in jenem, auch schon im 8. Kapitel erwähnten Briefe, sich also ausdrückt:

Il y a une certaine unité, pour ne pas dire uniformité, dans la famille des Gagern; et avec cela le défunt avait

un profond sentiment de piété filiale pour la personalité de son père, une haute opinion de l'avenir politique de son frère Henri, et jusqu' à l'amour d'un père pour son frère Max. Raisons assez plausibles pour comprendre, que le biographe consanguin en ait pris plus au large l'occasion de développer des argumens de tendance politique et germanique, qui étaient comme l'écho de Fritz de Gagern. Il était très vrai de dire, qu'il y avait deux hommes en scène. Un Néerlandais par l'actualité militaire de sa position, qui n'admettait pas de moitié; et avec cela sentant vibrer toutes les fibres de son noble coeur quand il s'agissait de l'avenir de sa patrie. Ici toute personnalité était chose secondaire. Ihm war das Leben des Lebens Höchstes nicht. Et s'il servait noblement notre pays, comme moyen d'activité et parce qu'il s'y fit des amis, c'est aussi qu'il voyait l'avant-coureur d'unité et de vie parlementaire dans ce qui était un point d'appui maritime pour le grand continent teutonique. Aussi lorsqu'il parlait d'intérêts nationaux, il s'évertuait à prouver qu'au fond il devait y avoir identité.

Wir haben aber auch gesehen, daß er mit Vorsicht in Bethätigung dieser Ansichten zu Werke ging, und die Verbreitung derselben in Holland nur von der allmähligen Erkenntniß der Uebereinstimmuug der Interessen erwartete.

Fritz reiste also am 5. April mit nur kurzem Urlaub aus dem Haag ab, in der Absicht den Begebenheiten, welche in Deutschland in der Entwickelung begriffen waren und darin sich drängten, nahe zu sein, und um den Stand der Dinge mit eigenen Sinnen zu prüfen. Die Parteinahme, der endliche Entschluß bei der Wahl die er getroffen, sind ein Moment der

politischen Entwickelung Deutschlands, das im Zusammenhang der Thatsachen und der Urtheile darüber, wie diese sich bei meinem Bruder ausgebildet hatten, zu erfassen ist.

Ehe ich daher fortfahre die nächsten, den Bruder unmittelbar berührenden Ereignisse zu erzählen, erscheint es nothwendig auf dem politischen Terrain das er betritt, uns genauer zu orientiren als es mittelst des vorausgeschickten Briefwechsels geschehen konnte.

Die früheren Blätter enthalten zwar manche Beiträge zu dem geschichtlichen Zusammenhang, wie die Zersplitterung Deutschlands, und in Folge davon die Hintansetzung der nationalen Interessen, — wie das absolutistische, freiheitsfeindliche Bundes-System und seine Einwirkung auf die minder mächtigen Bundes-Staaten, — wie auf Seiten der Nation die mehr geläuterte Erkenntniß des Bedürfnisses ihrer politischen Einheit und der unerläßlichsten Bedingungen derselben, — der Bewegung von 1848 seit dreißig Jahren vorgearbeitet hatten; — die ausführlichere Erzählung aber dieser Entwickelung, — wie dann zu den allgemeinen, nationalen Ursachen dieser Bewegung während der unmittelbar vorausgegangenen Jahre in den meisten deutschen Staaten noch besondere hinzugekommen waren, um den öffentlichen Geist in die aufgeregteste Mißstimmung zu versetzen; wie diese Mißstimmung und Aufregung durch materielle Noth, in Folge schlechter Ernten während der Jahre 1846 und 1847, auch unter der ländlichen und Arbeiter-Bevölkerung sich zu bedenklicher Höhe gesteigert hatte; wie endlich die Französische Revolution vom Februar 1848, wodurch die Orleans'sche Dynastie vertrieben und die republikanische Staatsform abermals verkündet wurde, gleichsam nur der elektrische Funke war, der bei solcher Spannung die Explosion bewirkte; — es gehört das der eigentlichen Geschichtschreibung an.

Die Rückwirkung der Pariser Februarereignisse auf Deutschland war eine überraschend unmittelbare und mächtige, und offenbarte sofort, wie trotz Polizeidrucks und Censur, oder gerade deßwegen, die Masse des Volks in Bildung, aber auch in politischer Verbildung und in Empfänglichkeit für Beides, vorangeschritten sei. In nicht unansehnlichen Theilen von Deutschland war die Einsicht tief bis in die untersten Schichten der Bevölkerung gedrungen, daß der Druck der politischen Zustände sich nur mit den Grundlagen der bestehenden Staatsordnungen selbst entfernen lasse; daß es sich um die souverainen Staatenexistenzen handle, die in einem Bundesverhältniß, zu dessen Ausbildung zum Besseren auf legalem Wege keine Aussicht bestand, der nationalen Entwickelung und der bürgerlichen Freiheit ein unbesiegbares Hinderniß waren. Nicht blos vereinzelte Männer von vorgeschrittener politischer Meinung, sondern Massen hatten sich seit längerer Zeit daran gewöhnt, die bestehenden Staatsordnungen als nur noch gefristete Provisorien anzusehen, die dem Sturme nicht widerstehen würden. Die idealistische Hoffnung, mit der die Nation früher auf repräsentative Constituirung der Einzelstaaten gedrungen hatte, — theils um der Freiheit und um gesicherter Rechtszustände willen, dann aber auch, um bei der Entwickelung freieren Staatslebens eine übereinstimmende Meinung hervorzubilden die als nationale gelten, und die mittelst organischer Einwirkung auf die Regierungen, und durch die einzelnen Regierungen auf die Gesammtvertretung derselben in der Bundesversammlung, dem Bedürfniß nationaler Einheit nothdürftig entsprechen mochte; — solche idealistische Hoffnung war längst aufgegeben. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß weder das Eine noch das Andere mittelst der repräsentativen Constituirung zu erreichen sei. Jene Hoffnung war in den liberal-conservativen Kreisen einer unbestimmten Sehnsucht gewichen nach nationaler Einheit unter irgend einer

Form, unter welcher Ordnung und Freiheit neben einander bestehen können; dann aber rührte sich auch eine radicale Partei, um unter rastloser Untergrabung der hergebrachten und festgehaltenen Begriffe von sittlicher und staatlicher Ordnung, die Meinung von der Nothwendigkeit einer totalen Staatsumwälzung zu verbreiten. Diese hatten sich mehr die unteren und darbenden Klassen der Bevölkerung zum Operationsobject ausgesucht, indem sie zugleich den Haß derselben gegen die an Behaglichkeit gewöhnten und darum friedlicher gesinnten, ihren Lehren weniger zugänglichen Mittelklassen (die radicale Partei bezeichnete sie gern mit dem französischen Ausdrucke Bourgeoisie in verächtlichem Sinne) aufstachelte.

Wesentlich war das Bemühen der radicalen Partei darauf gerichtet, die monarchisch-repräsentativen Staatseinrichtungen, nach deren gesichertem Bestand und Herrschaft die Mittelklassen strebten, als der Freiheit unzuträgliche und auf Unterdrückung der unteren Klassen abzweckende, zu verdächtigen. Aus der begründeten Erfahrung, daß Freiheit in der Kleinstaaterei und im abhängigen Bundesverhältniß der Staaten, keinen Boden findet, wenn ihre Cultur nicht mittelst der Bundesverfassung selbst gepflegt wird, waren aus verwandten, und von Demagogen tendenziös ausgebeuteten Erscheinungen, unrichtige Schlüsse gegen das monarchisch-repräsentative System überhaupt gezogen, und zu kritischem Urtheil weniger befähigten Kreisen eingeredet worden.

Namentlich hatte die Corruption des monarchisch-repräsentativen Systems in Frankreich, welche jetzt zu dem Sturz der Orleans'schen Dynastie den Vorwand geliehen, zur Herabsetzung des Systems selbst den willkommenen Stoff geboten. In der That aber war diese Corruption von der Deutschen liberalen und radicalen Presse viel strenger beurtheilt worden als das in Frankreich selbst geschah, wo der Abscheu gegen Corruption und gegen betrügerische Ausbeutung des Volks so groß nicht ist und nur bei

feierlichen Gelegenheiten zur Parade dient. Indem jene Radicalen die Wirkungen eines schlechten Wahlgesetzes und der Eigenschaften eines Volkes, das weder Herrschaft noch Freiheit zu ertragen weiß, der monarchischen Institution zur Last legten, und was zufällige Mängel waren, als dieser Institution wesentlich anhängende darstellten, war der Meinung bereits eine große Verbreitung verschafft worden, als ob ein wahrer und maaßgebender Antheil eines wohl repräsentirten Volkes an der Regierung eines Gemeinwesens mit monarchischer Institution unerreichbar sei, und solches System auf Täuschung beruhe.

Diese Anschauung war durch die vorausgegangenen Ereignisse in Preußen sehr genährt worden. Die Mißhandlung von Seiten der Preußischen Regierung, des ersten vereinigten Landtags, auf den in Deutschland so viele Blicke erwartungsvoll gerichtet gewesen waren, hatte der Monarchie nicht blos, sondern auch der auf den Preußischen Landtagen überwiegend vertretenen erblichen und Vermögensaristokratie tiefe Wunden geschlagen, und durch den Rückschlag dem allgemeinen Stimmrechte für die nächste Zukunft das Feld dort erobert.

Um der unbequemen Hinweisung von Seiten der Liberal-Conservativen auf das Beispiel Englands zu begegnen, wo die Institution der Monarchie wie die Aristokratie der Entwickelung der Freiheit günstig ist, war die Feindschaft gegen England, die Verunglimpfung der Englischen Institutionen und das ins Dunkle malen der dortigen Schattenseiten, zur constanten Politik des Deutschen Radicalismus geworden. Die Englische Regierung sollte nach ihm in den Händen einer wenig zahlreichen Oligarchie ruhen, die sie in ihrem Interesse ausbeutete; das aristokratische Patronat schloß das Volk und jede Capacität davon aus; die Contraste von arm und reich, die socialen Zustände waren davon die Wirkungen; Freiheit gering; und die Erfolge selbst, sofern sie nicht geläugnet werden konnten, der Englischen

Verfassungszustände, waren nach diesen Darstellungen unter singulären Bedingungen errungen die analoge Erwartungen nicht rechtfertigten.

Solche Versuche zur Untergrabung der monarchischen Gesinnung wurden in ihrer Wirkung unterstützt durch die Quelle republikanischer Sympathien, die in den vielfältigen Beziehungen zu Nordamerika fortwährend um so zahlreicher sprudelte, je mehr die demüthigenden politischen Zustände des Vaterlands zur Vergleichung aufforderten. Wo ist noch in der Pfalz, wo in Würtemberg, in Baden, Hessen oder Nassau, auch nur eine Dorfgemeinde, die nicht correspondirende Anverwandte in den Nordamerikanischen Freistaaten hätte, durch welche solche Sympathien genährt wurden, und die schwarzen Schatten, die über den dortigen Zuständen lagern, waren für Europäische Augen damals weniger hervorgehoben.

So erklären sich Anschauungen, Stimmungen und Neigungen, die während der 1848er Bewegung in Deutschland sich geltend machten, und welche die deutsche Zeitung bei nächstem Anlaß also besprach:

Vom 9. März.

„Sollen wir es uns verbergen, daß die Abneigung gegen die monarchische Ordnung auch in Deutschland jetzt schon viel tiefer gewurzelt ist, die Sympathien für die Republik viel kühner hervortreten, als im Jahre 1830? Dürfen wir die Thatsache wegläugnen, daß, was früher meist nur theoretische Ansicht oder frommer Wunsch war, sich jetzt bereits zur praktischen Forderung steigert, und die Freunde republikanischer Staatsformen, vor noch nicht langer Zeit als Ideologen verlacht, allmählich anfangen festen Boden zu gewinnen? Die Mehrzahl der Vertreter dieser Richtung hat unsere „monarchische“ Politik, hat die Fortsetzung der heiligen Allianz geworben. Oder sollte man die trockene Thatsache abläugnen, daß eine Politik der verwerflichsten Reaktion, zumal nach Zeiten wie die Jahre 1813 und 1814 waren, eine Staatskunst der

geheimen Beschlüsse, der Ministerconferenzen, der Ausnahmsgesetze, die moralische Macht der Monarchie untergraben mußten? Wollte man bestreiten, daß ein consequentes Ankämpfen gegen die verfassungsmäßigen und natürlichen Rechte des Volks, ein langsames Untergraben oder gar ein gewaltsames Umstürzen der beschworenen Verfassungen augenblicklich vielleicht zum erwünschten Ziele führen können, auf die Dauer aber nur der Monarchie selber tödtliche Wunden zufügen? Wir wollen nicht im Einzelnen aufzählen, was man dem deutschen Rechtsgefühl nur seit 1832 Alles zugemuthet hat.

Die offenen Verfassungsverletzungen, die Tendenzprozesse, die Wahlchikanen, die zweideutigen Finanzoperationen, die persönlichen Quälereien, die Verfolgungen wegen politischer und religiöser Meinungen, die raffinirten Polizeikünste bis zur unverkennbar an den Tag gelegten Absicht, eine bestehende Verfassung umzustürzen; — kurz, Alles was wir seit Jahren z. B. in Kurhessen erlebt haben, der Verfassungsbruch in Hannover, die reaktionäre Politik in den einzelnen Staaten und im Bundesrathe selber; die offiziellen Deutungen, die man dem unzweideutigen Buchstaben und Geiste bestehender Rechte aufzwang: das sind härtere Schläge gegen die Monarchie, als sie eine republikanische Partei oder eine revolutionäre Propaganda jemals zu führen vermag."

So erklärt es sich auch, wie die Rückwirkung der Pariser Februarereignisse am unmittelbarsten in den unteren und den darbenden Klassen der Bevölkerung sich äußerte. Mit merkwürdiger Gleichzeitigkeit in so verschiedenen und entfernten Gegenden Deutschlands, erzeugte unter jenen Klassen ein politischer Instinkt die Zuversicht, daß die bisherigen Regierungsmittel abgenutzt seien, nnd daß sie ihren Gelüsten und Leidenschaften ungestraft fröhnen könnten. Indem sie so handelten, schüchterten sie die überraschten Staatsbehörden mehr noch ein; Polizei und Justiz waren gelähmt; Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der Landleute und Arbeiterklassen, gegen ihre wirklichen oder vermeintlichen Dränger

aller Art: Juden und andere Gläubiger, Fabrikbesitzer und Maschinen, Grundherrschaften und unliebsame Beamte, waren nicht blos vereinzelte Erscheinungen, sondern trugen in manchen Gegenden den Charakter eines verabredeten Zusammenwirkens.

Im südlichen Deutschland hatte solcher Geist der Unbotmäßigkeit selbst die gemeine Mannschaft und die Unterofficiere des stehenden Heeres, bei mangelndem Vertrauen zu den Officieren, angefressen, und Beispiele der Indisciplin, deren Bestrafung erschwert war, gehörten nicht zu den Seltenheiten. Es verurtheilte und bestrafte sich darin das falsche System, welches Regierungen befolgten, die in der Treue und Widmung des stehenden Heeres eine Entschädigung für die Entbehrung der Unterstützung der öffentlichen Meinung und eine anderweite Stütze ihrer Allgewalt suchten, und diese Treue und Widmung zu sichern glaubten, indem sie den Officieren eine durch Gunst bevorzugte, aber von den bürgerlichen Kreisen sich ausschließende, abgesonderte Stellung anwiesen, während die aus dem Volke hervorgegangene, fortwährend mit demselben verkehrende, und bald wieder zu den gleichen Anschauungen und Interessen in den Schooß ihrer Familien zurückkehrende Mannschaft, bei irgend ernstlichem und dauerndem Zerwürfniß zwischen Regierung und Volk zu der Mehrheit des letzteren, zu der entschiedenen Volkssache stehen wird.

So hatte nach den Pariser Februarereignissen der revolutionäre Geist ansteckend die unteren Klassen schon mächtig ergriffen, als die politischen Parteien unter den gebildeten Ständen ihre Rolle und Aufgabe in Folge dieser Ereignisse noch erwogen.

An die Fürsten trat zunächst die Erkenntniß heran, wie fadenscheinig und hinfällig der Nimbus von Macht sei die sich nicht stützt auf die Achtung, die Liebe und auf das stolze Bewußtsein des Volkes, daß seine Regierung die Nationalinteressen nicht allein vertreten und wahren *wolle*, sondern, ihrer Macht nach, auch wahren *könne*; — wie grob sie getäuscht worden waren

durch diejenigen, die sie in dem Glauben erhalten hatten, daß es nur eine Handvoll Faktioser sei, welche gegen die bestehenden Zustände ankämpften; — wie die polizeilichen und militärischen Regierungsmittel zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nicht über, sondern unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung stehen, und daß sie in ernsten Augenblicken von Autoritäten gehandhabt sein wollen, die der moralischen Stützen in gesunden Staatszuständen nicht entbehren; daß dagegen der zum Regierungsarcanum gewordene Mißbrauch der polizeilichen und militärischen Regierungsmittel, zum Zweck der Darniederhaltung der öffentlichen Meinung und der Unterdrückung der Freiheit, diese abnutzt und sie auch für gerechte und gebotene Anwendung in besseren Händen unbrauchbar macht; — daß endlich der Versuch, solche Regierungsmittel außerhalb des Einflusses der öffentlichen Meinung zu stellen und zu erhalten, und zu bloßen Werkzeugen des Despotismus zu stempeln, in den Verhältnissen kleiner und mittlerer Staaten nicht ausführbar ist und ihre Kräfte übersteigen würde.

Im Vertrauen auf den Schutz Rußlands und Oesterreichs hatten die Fürsten und deren bisherige Regierungen das Vorgefühl des Herannahens einer neuen, für die bestehenden Zustände bedrohlichen Zeit, in sich niedergekämpft, und es war in den deutschen Staaten (mit Ausnahme Badens seit der Amtsführung des Ministeriums Beck, December 1846) keinerlei andere Veränderung in den sammt seinen amtlichen Vertretern völlig abgewirthschafteten, und jeder moralischen Stütze entbehrenden Regierungssystemen eingetreten, als daß sich eine größere Unsicherheit und Schwäche in ihrer Handhabung erkennen ließ. Als nun jenes Vertrauen auf den Schutz der Mächtiggeglaubten im Augenblick der Gefahr zu nichte ward; als die Partei des Absolutismus und des dem Nationalbewußtsein feindlichen Particularismus, auf welche die meisten Fürsten sich bisher gestützt hatten, schwach und widerstandsunfähig sich erwies, schien diesen keine

Wahl zu bleiben, als den gemäßigteren Männern der Bewegung, denen das Volk noch vertraute, versöhnlich entgegen zu kommen, mittelst ihrer die Bewegung zu leiten, oder darin unterzugehen.

Indem die Partei des Absolutismus ihr System, mit dem sie die Fürsten zu identificiren versuchte und dadurch diese in den Augen des Volkes herabgesetzt hatte, bei dem herannahenden Sturme als unhaltbar aufgab und sich fast unsichtbar machte, war es fürwahr nicht ihr Verdienst, daß das Volk, ungeachtet seiner Aufregung, vor den Thronen und Fürstenstühlen anhielt, in ehrerbietiger Berücksichtigung der Rechte und Pflichten ihrer Inhaber; daß es nicht vergaß, „daß es auch Fürsten giebt und wer zu diesen gehörte."

Alle Parteien, die in der Verurtheilung der in Deutschland bestehenden, politischen Zustände übereinstimmten, mußten sich sagen, daß Deutschland nur unter ernsten und bedrohlichen Anzeichen Aussicht habe Besserung dieser Zustände zu erringen. Diese ernsten und bedrohlichen Anzeichen waren nun in einer doppelten Richtung eingetreten.

Als Wirkungen der Pariser Februarereignisse hatten sich, wie wir gesehen haben, in Deutschland zunächst unter den unteren Klassen anarchische Gelüste, und, höher hinauf, republikanische Neigungen offenbart. Noch nie ist eine intensive, politische Bewegung ausgebrochen, „es muß denn unter dem Volke die Ueberzeugung von erlittenem Unrecht tiefe Wurzeln geschlagen haben." Bei solcher intensiver Bewegung sind Excesse schwer zu vermeiden. Ruhmvoll freilich ist es für eine Nation „wenn sie ohne Gewaltthätigkeit oder Taumel ihr Ziel erreicht und nicht überschreitet," — aber von so graver Natur und von so bedrohlicher Allgemeinheit waren zu Anfang der Bewegung des Jahres 1848 die anarchischen Excesse in Deutschland nicht, daß man an der Vernunft und an dem sittlichen Gefühle der Nation hätte verzweifeln müssen; und was die republikanischen Neigungen anlangt, so

durfte man schließen, daß bei dem, der monarchischen Staatsordnung geneigten Sinne der Nation im Allgemeinen, jene Neigungen weder tief gewurzelt noch weit verbreitet sein würden. Es kam also, um ihrer Herr zu werden, darauf an, ob ein Programm aufgestellt, und dafür eine mächtigere Partei gewonnen werden könne, welches unter Beseitigung der radicalen Ziele, die Erreichung der nationalen Aufgaben mit größerer, oder wenigstens eben so großer Wahrscheinlichkeit des Erfolgs in Aussicht stellte.

Noch in einer andern Richtung waren die Umstände ernstlicher Natur. Es schien wahrscheinlich daß die Französische Republik aus äußeren Gründen und innerer Nöthigung zur gewaltsamen Propaganda ihrer Grundsätze schreiten und Deutschland bekriegen werde. Für diesen Fall war auf ein einträchtiges Zusammengehen des deutschen Volkes mit seinen bisherigen Regierungen, wie es doch für eine erfolgreiche Kriegführung die erste Forderung ist, nicht allein nicht zu rechnen, sondern das Gegentheil offenbar. Die Gefahr des Vaterlandes war groß, wenn im Zustande seiner Zerrissenheit und bisherigen Unfreiheit ein Krieg von ihm geführt wurde. Diese Gefahr war von den bisherigen Regierungen, die alle ihre Gewalt und Einflußmittel wirkungslos geworden sahen, erkannt, und so dem Reformbestreben Bahn gebrochen worden. Schon in der Aufregung des ersten Momentes hätte sich die öffentliche Meinung mit größter Einmüthigkeit zwar gegen jede Einmischung in fremde Angelegenheiten erklärt; aber man forderte Einheit, Befriedigung des Verlangens nach nationaler Constituirung mit politischer Freiheit, und schnelle Kraftentwickelung auf der Gränzwacht, um dem Andrang der republikanischen Bewegung gegen die deutsche Westgränze Achtung gebietend entgegen treten zu können. Auf diesen Anschauungen gründete zunächst auch das so allgemeine Verlangen nach Volksbewaffnung.

Es waren dieß die Anschauungen der liberalen und nationalen Partei, und ihr Verhalten in der Bewegung

wurde dadurch bestimmt. Den damals bestehenden Gewalten ihre Unterstützung zu gewähren, um die augenblicklich herrschende Anarchie zu bewältigen, das konnte ihre Pflicht und Rolle nicht sein, denn, entweder wurde der Zweck erreicht: dann war die Herrschaft des Absolutismus und des dem Nationalbewußtsein feindlichen Partikularismus befestigt; damit hätte die Partei ihre ganze Vergangenheit verläugnet, sich selbst und was schlimmer war, die Hoffnungen vernichtet, die, um zu einer Besserung der politischen Zustände zu gelangen, an das compelle intrare, an den nothwendigen Druck so ernster und bedrohlicher Umstände wie der damals bestandenen, geknüpft wurden; dazu war die Gefahr der anarchischen Zustände nicht groß genug; — oder der Zweck wurde nicht erreicht: dann hatte die liberale und nationale Partei mit der des Absolutismus sich identificirt, und beide waren abgenutzt; dann war für die nächst Zukunft das Vaterland der Herrschaft der radicalen und anarchischen Partei überantwortet. Vielmehr wurde die Pflicht und die Aufgabe der liberalen und nationalen Partei darin erkannt, durch ihren Einfluß zu versuchen, die eingerissene anarchische Bewegung in ein Strombett patriotischer Bestrebungen zu leiten, darin zu bannen, und die Gunst des Augenblicks im Interesse der Einheit und der Freiheit des Vaterlandes zu benutzen. Die Träger solcher Ansichten standen aber den Regierungskreisen fern, und waren unter sich noch ohne Zusammenhang.

Das Jahr 1847 hatte zwar den schwachen Keim einer Partei-Organisation getrieben. Das Bedürfniß der Trennung, das sich in den Kreisen der Opposition im südlichen Deutschland, namentlich in Baden, geltend machte, zwischen der monarchisch-parlamentarischen Partei nämlich und der ins Vage auf den Umsturz rechnenden, und auf Republik zusteuernden, radicalen Partei, war die Veranlassung geworden zur Gründung der „Deutschen Zeitung," um welche sich Gervinus und Häußer verdient gemacht haben. Aber die

„Deutsche Zeitung“ sollte nicht sowohl das Organ einer bereits bestehenden, politischen Partei werden, als vielmehr eine solche, die sich um dieselbe allmählich schaaren mußte, erst schaffen; und es konnte nicht ausbleiben, daß die Liberal-Conservativen, die um diese Standarte Anfangs sich gesammelt hatten, nach rechts und nach links sich wieder zersetzten, und dann ein neuer Kern sich um die Anschauungsweise der Redaction bildete, als dieses Blatt nach den Ereignissen, die in die ersten Monate des Jahrs 1848 fallen, als das Organ einer tonangebenden und leitenden Partei auftrat.

Das Zukunftsprogramm aber, welches die „Deutsche Zeitung“ in ihrem Ankündigungsblatte vom 8. Mai 1847 schon, bezüglich des für Deutschland zu erstrebenden Einheitsbandes, aufgestellt hatte, wurde, bei der hereinbrechenden Krisis, von dieser in Folge der Februarereignisse rasch sich bildenden Partei festgehalten, die unzweifelhaft die große Mehrheit der Nation damals hinter sich hatte, und die ich die monarchisch-parlamentarische Bundesstaatspartei nennen werde.

Es besagte dieses Programm:

„Wenn in den Zeiten des wiedergekehrten großen Weltfriedens von 1815 die Straffheit der Verfassungsprojecte und alle Thätigkeit überhaupt nachließ, und der deutsche Bundesstaat, der in der Absicht der meisten Regierungen lag, sich unverhofft in einen Staatenbund lockerte, so nehmen wir in Aussicht, daß die Geschichte dahin führen wird bei einer ersten ernsten Gelegenheit und größeren Zeitforderung die schlaffen staatenbündlichen Bestimmungen in bundesstaatliche anzuziehen, die enge Befugniß des Bundes zu erweitern, und den vierten Artikel der Schlußakte, der die Entwickelung und Ausbildung der Bundesakte in Aussicht stellt, nach einer großen und freien Auslegung zu bethätigen.“

Die hier vorgesehene „erste und ernste Gelegenheit und größere Zeitforderung“ hatte sich nun ergeben. Gleichsam

in Vorahnung derselben war von Friedrich Bassermann am 12. Februar 1848 die bereits auf der so bezeichneten Bahn vorschreitende Motion in der Badischen Ständeversammlung begründet worden:

„Die Kammer möge an den Großherzog die Bitte richten, auf geeignete Weise dahin wirken zu wollen, daß durch Vertretung der Deutschen (Nation) Ständekammern am Bundestage ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werde."

Basserman hatte bei Begründung seiner Motion weiter gesagt:

„Nur in einem freien Parlamente ist die Kraft einer Nation bewahrt." — — „Mit einem Deutschen Parlament war kein Basler Friede, kein Rheinbund möglich, und nur mit einem Parlamente geht Deutschland der größeren Zukunft entgegen, die wohl viel besprochen und besungen, aber ohne Umgestaltung unserer ungenügenden, politischen Formen nicht verwirklicht werden kann. Haben wir gelernt uns als Eine Nation zu erkennen, so bleibt nun unsere Aufgabe, uns als Eine Nation zu constituiren."

Die Vertretung der Nation am Bundestage ist schon viel früher besprochen und verlangt worden, ohne daß es damals großen Eindruck gemacht hätte; jetzt aber, bei der schon vor den Pariser Februarereignissen dumpfgährenden Bewegung im Volke, war mit dem Verlangen nach Deutschem Parlamente ein großes Losungswort gegeben; die monarchisch-parlamentarische Bundesstaatspartei machte es zu ihrem Ausgangspunkte.

In der Badischen Ständekammer wurde die Bassermann'sche Motion an einen Ausschuß zur Prüfung und Berichterstattung verwiesen; der Bericht aber war noch nicht erstattet, als die Krisis in Folge der Februarrevolution eintrat.

Ich hatte schon vor dem Eintritt dieser Ereignisse die Absicht die Bassermann'sche Motion auf Nationalvertretung am Bundestage

in der damals gleichfalls versammelt gewesenen Ständeversammlung des Großherzogthums Hessen aufzunehmen, damit die Zustimmung der nationalen Meinung sich weiter kund gebe. Unter nun veränderten Umständen brachte ich mit Gesinnungsgenossen schon am 28. Februar folgenden Antrag an die 2. Kammer, deren Mitglied ich war:

„Die Kammer möge in einer Adresse an den Großherzog die Bitte richten: unverzüglich in der Bundesversammlung und außer derselben in geeigneter Weise dahin wirken zu wollen, daß unter so dringenden und von Außen Gefahr drohenden Umständen und für die Dauer derselben:

1) die Sorge für den Schutz der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, — insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerwesens und der Volksbewaffnung, — in die Hand eines Kabinets gelegt werde, dessen Minister dem interimistischen Haupt Deutschlands und der Nation verantwortlich seien;

2) daß das interimistische Haupt Deutschlands Gesetzgebung und Besteuerung in Uebereinstimmung mit einem Rath der Fürsten und einem Rath des Volkes, nach den wesentlichen Formen des repräsentativen Systems ausübe, und daß die Berufung der Nationalrepräsentation gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshauptes erfolge."

Die Bedeutung dieser Motion von so hohem conservativem Interesse, wurde, wie aus dem vorausgeschickten Briefwechsel sich ergiebt, selbst in bundestäglichen Kreisen nicht verkannt, wo jetzt Besorgniß und Angst vorherrschend waren.

Zu der Stellung dieses Antrags wurde ich durch die Erwägung bestimmt, daß, neben der Befriedigung des Verlangens nach nationaler Constituirung, schnelle Kraftentwickelung auf der

Gränzwacht das höchste Bedürfniß sei; daß Kraftentwickelung nur die Folge einheitlicher Leitung sein könne, und so erachtete ich die einheitliche nationale Constituirung für eine Forderung des Augenblicks, der, bei der voraussichtlichen Schwierigkeit der endlichen Lösung, durch ein Provisorium entsprochen werden müsse.

Dann schien es mir bei der nun so sehr gesteigerten Aufregung gefährlich und von dem Ziele ablenkend, die Agitation für das vage Ziel einer Nationalvertretung am Bundestag zu nähren, und ich glaubte daß das Verlangen auf eine bestimmter zu formulirende Bundesstaatsverfassung um so mehr zu richten sei, als nach meiner Ueberzeugung eine Nationalvertretung, soll sie der Nation nützen und nicht entweder null sein, oder alle Macht an sich reißen, einer von einem einheitlichen Willen geleiteten, und von diesem abhängigen Bundesregierung sich gegenüber befinden muß, also ein Bundeshaupt voraussetzt. —

Die Wirkung der Nachricht von dem Pariser Ereigniß des 24. und 25. Februar auf die verschiedenen Fraktionen der in der Verurtheilung der bestehenden politischen Zustände einverstandenen Parteien war eine sehr verschiedene, aber die rasche Entschiedenheit, mit welcher die Deutsche Zeitung die Aufgabe Deutschlands zu dem Ereignisse besprach, verschaffte der Anschauung derselben einen großen Anhang, und diese so einmüthige Zustimmung, welche selbst die radicale Partei für den Augenblick entwaffnete, so daß sie kein abweichendes Programm aufzustellen versuchte, zeugte wieder so sehr von überwiegender Gesundheit der öffentlichen Meinung, daß die besten Hoffnungen berechtigt schienen. Der Leiter der „Deutschen Zeitung" vom 29. Februar enthielt folgende Stellen:

„Wir haben die Republik in Frankreich. Wir wollen sehen, ob die Monarchie in Deutschland weise zu sein gelernt hat; wir zweifeln dann nicht, daß Deutschland zu sich selber stehen und von den Vorgängen in Frankreich nur Nutzen ziehen wird.

„Ueberläßt man Frankreich sich selbst, entschlossen die eigenen Werke zu Hause zu fördern, welche Möglichkeiten und Aussichten für Deutschland! Je überzeugter wir sind, daß eine sich selbst anheimgegebene Republik in Frankreich vorerst, und wohl für lange, nichts als Hader, Zerwürfnisse und innere Beschäftigung mit sich bringen würde, desto größer wachsen diese Aussichten vor uns.

„Einer französischen Republik gegenüber würde sich der Deutsche Bund straffer zusammenziehen; die Fürsten würden willig werden ein gemessenes Theil ihrer Souverainetät dem Heil des Ganzen zu opfern.

„Es würde Oesterreich wieder als ein lebendiges, nicht als ein todtes, halb weggeschiedenes Glied in den Bund eintreten.

„Man würde unter diesen Conjuncturen den Staatenbund in einen Bundesstaat abändern lassen, ohne Eingriffe und Proteste von Außen; wir würden plötzlich ein einiges, ein mächtiges Glied in der Reihe der Mächte bilden.

„Wollte man uns Schwierigkeiten machen im Osten, so haben wir eine Waffe, die der Republik im Westen zu gleicher Zeit die Hände bände und der Despotie im Osten die Hände lähmte; diese Waffe heißt Polen! Würde aber das Kriegsspiel nicht versucht, — welche Zeit für uns, um im Innern den Bau unserer Staaten freier und kühner auszubauen, zugleich sicherer Schirm für die Fürsten und Völker.

„Wird man auf Seiten unserer Regierer die Zeit zu begreifen wissen!"

Unter der einverstandenen, wenn auch nicht verabredeten Leitung der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei setzten die vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgericht, Volksbewaffnung und Deutsches Parlament, — in welchem sich die Volkswünsche mit nie dagewesener Einmüthigkeit concentrirt hatten ihren Siegeszug durch ein Volk von vierzig Millionen

mit unerhörter Schnelligkeit fort, so daß darüber die Deutsche Zeitung sagen konnte: *)

„Denn was sind drei Tage eines kriegerischen Erfolgs in einer Hauptstadt (Paris) von einer Million Menschen, wo das Regiment den Zügel verloren hat, in einem Lande, wo das Volk den Ton der Hauptstadt immer noch zu singen pflegte, — gegen diesen unblutigen Triumph des Geistes in dreißig bis vierzig Staaten, wo nicht Eine Form und Ein Geist der Regierung, sondern 30 bis 40 ganz verschiedene Elemente von Menschen und Zuständen zu überwinden waren; und wo trotz dreißig Abweichungen der Stammsitte und der herkömmlichen staatlichen Isolirung der Eine Volksgeist Herr geworden ist über allen Particularismus, und den kleinen Kranz von Forderungen überall durchgeführt hat, zu denen Bedürfniß, Einsicht und Ehrgefühl das Deutsche Volk reif und fähig macht."

Schon wichen die Regierungen den Reformbestrebungen; Freiheiten wurden mit vollen Händen gespendet, und es galt nun, bei so großem Glücke Mäßigung im Gebrauch der erworbenen Güter, damit nicht der Neid der Götter gereizt und dem Unheil die Bahn bereitet werde; es galt aber auch nichts zu versäumen.

Nachdem wir gesehen, wie die verschiedenen politischen Parteien und Interessen bei dem Ausbruch der Bewegung von 1848 Stellung genommen haben, will ich die weiteren Schritte besprechen, welche in diesen ersten Stadien für die Reform der Bundesverfassung von den verschiedenen thätigen Kräften geschehen sind.

Preußen's Regierung war seit der traurigen Führung von ihrer Seite und seit dem unglücksschwangeren Schluß des vereinigten Landtags (26. Juni 1847), ernster wie je mit dem Volke

*) Nr. 81 vom 21. März.

zerfallen. Friedrich Wilhelm IV. hatte die ersten Opfer seiner früheren Ueberzeugung, welche gleich der seines Vaters einer parlamentarischen Gesammtvertretung des Preußischen Volks widerstrebte, mit verhängnißvollem Zögern, mit beklagenswerther Halbheit und mit unverhohlener Mißstimmung gebracht, so daß die Wohlthat in ihr Gegentheil verwandelt und das schon verbreitete Mißtrauen in sein Verständniß der Zeit gerechtfertigt war. Auch der loyale, ruhige, leider nur zu nachgiebige Geist des vereinigten Landtags hatte den König mit einer Institution nicht versöhnen können, die er als eine, die königliche Gewalt zu sehr beschränkende erachtete; seine Abneigung die gemäßigtesten Forderungen und Folgerungen des Repräsentativsystems zuzugestehen, hatte er unumwunden ausgesprochen. Die wohlbegründetste und wohlmeinendste Opposition, die je bestanden haben mag, war in schulmeisterhaftem Tone zurückgewiesen, gescholten und den Theilnehmern königliche Ungnade und Feindseligkeit der Regierung zu erkennen gegeben worden. In kurzsichtigster Verblendung hatte man sich mit solch wohlfeiler Tapferkeit noch gebrüstet. Mächtig war die Gährung gestiegen und während Männer von gemäßigten Meinungen, die nach keiner Seite hin mehr Gehör fanden, sich zurückgezogen, hatte die öffentliche Meinung der Führung der Radicalen immer mehr anheim fallen müssen.

Unter solchen Umständen war der Eindruck den die Französische Staatsumwälzung auf Preußen machte, das mit seiner so bewegten Rheinprovinz an Frankreich gränzte, mächtiger wie irgend sonst wo in Deutschland; und wenn auch die mächtigere Staatsorganisation einige Zeit zu widerstehen versuchte, so stand doch bald die Preußische Regierung der Volksbewegung so rathlos gegenüber wie immermehr die des kleinsten Deutschen Staates. Da die schwächlichen, regierungsseitigen Mahnungen zum ruhigen Genuß des Bürgerglücks, dessen Preußen sich seit lange erfreue, nichts verfangen wollten, so kam endlich auch die Preußische

Regierung zu der Einsicht, daß das bisherige System unhaltbar sei. Aber noch immer widerstrebte man Concessionen die, nachdem das Preußische Volk dreißig Jahre mit den gerechtesten und gemäßigtesten Wünschen in unbilligster Weise hingehalten worden war, als abgetrotzte erscheinen könnten; und man ließ auch befreundete Regierungen durch Abgesandte auffordern, sich keine Concessionen entreißen zu lassen und bei dem Widerstand des Preußischen Rückhalts sich versichert zu halten. Dagegen that die Preußische Regierung, der König vielmehr, und gewiß in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit derselben, Schritte zur Reform der Bundesverfassung. Diese würden ihm vielleicht mehr Dank eingetragen haben und von größerem Erfolg belohnt worden sein, wenn der König mit Reformen zu Hause, nämlich da angefangen hätte, wo zuletzt am meisten gesündigt worden war; und wenn dadurch Garantien geboten gewesen wären, daß der Geist der Preußischen Regierung ein anderer und freierer geworden sei.

Die Mission nach Wien, womit der General von Radowitz am 1. März 1848 von Seiten der Preußischen Regierung betraut wurde, ist bereits in diesen Blättern episodisch ausführlicher*) besprochen worden, als ein Versuch zur Reform der Bundesverfassung, welcher seinem Ausgangspunkte, seiner Anlage, und der Aufnahme nach die er gefunden, eine größere Bedeutung für die Geschichte des Deutschen Bundeswesens in Anspruch nimmt. Oesterreich und Preußen hatten sich in Folge dieser Mission am 10. März verständigt, gemeinsam einen Congreß nach den 17 Stimmen des engeren Bundesraths auf den 25. März nach Dresden einzuberufen, um von diesem Congreß, also durch und für den Bund, nur nicht am Sitze des Bundestags, Beschlüsse in den drei Richtungen fassen zu lassen, nämlich die Wehrhaftigkeit zu stärken, den Rechtsschutz zu ordnen und zu ergänzen, die materiellen Bedürfnisse zu befriedigen; Beschlüsse,

*) I. Band. Seite 388 bis 410.

die zum Voraus zwischen Oesterreich und Preußen vereinbart werden sollten. Während diese Verhandlungen in Wien noch fortgeführt wurden, hatte die revolutionäre Bewegung Oesterreich ergriffen; Fürst Metternich war (am 13. März Abends) veranlaßt worden von den Staatsgeschäften zurückzutreten, und die Resultate jener Verhandlungen blieben einstweilen in Frage gestellt.

Auch der Bundestag hatte seines Berufs sich erinnert und zu später Stunde nöthig erachtet, sich der allgemeinen Stimmung zu nähern. In einer Proklamation vom 1. März drückte er die Ueberzeugung aus, daß die innere und äußere Sicherheit Deutschlands ungefährdet nur bleiben können:

„wenn in allen Deutschen Landen das einmüthigste Zusammenwirken der Regierungen und Völker und die innigste Eintracht unter allen Deutschen Stämmen mit gewissenhafter Treue erhalten werde".

Er sagte dann zu, daß er:

„von seinem Standpunkte aus, Alles aufbieten werde, um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach Außen, sowie die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Inneren zu sorgen";

und es schließt diese Proklamation mit dem Ausruf:

„Deutschland wird und muß auf die Stufe gehoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt; aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts, und die einheitliche Entwickelung führt dahin."

Schon Tags zuvor, am 29. Februar, war von der Bundesversammlung eine Commission niedergesetzt worden, Behufs schleuniger Berichterstattung über die Lage Deutschlands. Namens dieser Commission erstattete der Badische Gesandte Freiherr von Blittersdorff, am 8. März den bekannten Bericht, der sich in

diplomatischen Kreisen die Bezeichnung des bundestäglichen Sündenregisters erworben hat, und in Folge dessen beschlossen wurde:

„Die Bundesversammlung spricht die Ueberzeugung aus, daß eine Revision der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig sei."

Auf weiter erforderten Bericht über die Art und Weise, wie diese Revision zur Ausführung zu bringen sei, wurde dann am 10. März beschlossen:

„sämmtliche Bundesregierungen einzuladen, Männer des allgemeinen Vertrauens — und zwar für jede der 17 Stimmen des engeren Raths einen, — alsbald mit dem Auftrag abzuordnen, der Bundesversammlung und deren Ausschüssen zum Behufe der Vorbereitung der Revision der Bundesverfassung mit gutachtlichem Beirath an die Hand zu gehen".

Nachdem dieser Bundesbeschluß wegen des, einige Tage später erfolgten Vorschlags der Deutschen Mächte, einen Congreß in Dresden abzuhalten, suspendirt; dann, weil die Beschickung eines solchen Congresses von mehreren Staaten abgelehnt wurde, wieder aufgelebt war, kam er, wie wir sehen werden, später zu theilweiser Ausführung.

Badische, Rheinpreußische und Pfalzbayrische Ständemitglieder ergriffen gleich nach dem Bekanntwerden der Pariser Februarereignisse die Initiative zur Berufung einer Versammlung von Ständemitgliedern der benachbarten Staaten, um „über die dringendsten Maaßregeln für das Vaterland sich zu besprechen". Es fand diese Versammlung am 5. März in Heidelberg statt und 51 Männer wohnten ihr bei, in deren Namen eine Erklärung abgefaßt wurde, wovon der wesentlichste Inhalt folgender war:

„Einmüthig entschlossen in der Hingebung für Freiheit, Einheit, Selbständigkeit und Ehre der Deutschen Nation, sprechen Alle die Ueberzeugung aus, daß die Herstellung und

Vertheidigung dieser höchsten Güter im Zusammenwirken aller Deutschen Volksstämme mit ihren Regierungen — so lange auf diesem Wege Rettung noch möglich ist, — erstrebt werden müsse.

„Einmüthig nicht minder war der Ausdruck des Schmerzes, daß die traurigsten Erfahrungen über die Wirksamkeit der Deutschen Behörde das Vertrauen zu derselben so sehr erschüttert haben, daß eine Ansprache der Bürger an sie die schlimmsten Mißklänge hervorrufen würde; tief betrübend in einem Augenblicke, wo diese Behörde sich auf die traurigen Erfahrungen der Geschichte beruft und mit schönen Worten von der hohen Stellung spricht, welche die Nation unter den Völkern einzunehmen berufen ist".

„Die Versammlung einer in allen Deutschen Landen nach der Volkszahl gewählten Nationalvertretung ist unaufschiebbar, sowohl zur Beseitigung der nächsten inneren und äußeren Gefahren, wie zur Entwickelung der Kraft und Blüthe des Deutschen Nationallebens".

„Daher haben die Versammelten beschlossen:

„Ihre betreffenden Regierungen um Beförderung, so viel an ihnen liegt, des Zusammentritts einer Nationalvertretung anzugehen.

„Zugleich haben sie verabredet dahin zu wirken, daß bald möglichst eine vollständigere Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme zusammentrete, um diese wichtige Angelegenheit weiter zu berathen und dem Vaterlande wie den Regierungen ihre Mitwirkung anzubieten. Sieben Mitglieder sollen Vorschläge vorbereiten und die Einladung besorgen."

Das Bedürfniß des Vaterlandes und die Zurückhaltung der officiellen Kreise hatten in dieser Heidelberger Versammlung noch einmal, und zum letzten Male vor ihrer gänzlichen und feindlichen Trennung, Männer von sehr auseinander gehenden politischen Ueberzeugungen zu gemeinsamer Berathung zusammen geführt; schon waren in ihr die republikanischen Tendenzen lebhaft vertreten; und nicht

ohne ernsten Kampf sind die obigen, anscheinend gemäßigten, Beschlüsse durchgesetzt worden. Die Republikaner hatten eingeräumt, in kleiner Minorität der überwiegend monarchischen Gesinnung der großen Mehrheit des Deutschen Volks gegenüber sich zu befinden; und darum, da Eintracht Noth thue, der Ansicht der Mehrheit sich unterwerfen und mit dieser im Einklang handeln zu wollen.

Während in Baden das Ministerium Bekk schon seit seinem Bestehen (December 1846) eine aufrichtig constitutionelle Bahn eingeschlagen hatte, auf welcher ein großer Theil der früheren Opposition der Regierung wieder befreundet worden war, so daß schon bei den Ergänzungswahlen im Herbst 1847 zwei Parteien, die liberale und radicale, früher gegen die Regierung vereinigt, jetzt als Gegner gegen einander über standen und die erstere die Regierung unterstützte, so, daß seit Jahren zum ersten Male wiederum eine ministerielle Mehrheit in der Kammer wie im Lande schon damals sich gebildet hatte; während also in Baden die Regierung schon das ganze Jahr 1847 hindurch in der Vorahnung der neuen Zeit die angebrochen war, wenigstens an aufrichtig constitutioneller Haltung es nicht hatte fehlen lassen, traten in andern Staaten, so in Bayern, Würtemberg, den beiden Hessen, Nassau, Sachsen, — Ministerveränderungen und Systemwechsel in Folge der entschiedenen Reformbewegung in den ersten 1848er Märztagen, in Preußen und Hannover erst in der zweiten Hälfte des März ein, die auf den weiteren Verlauf der Reformbestrebungen von Einfluß wurden.

Die Ueberzeugung, daß unter allen Reformen, welche die Zeit gebot, die Errichtung eines Deutschen Parlaments die dringlichste sei, hatte sich nicht nur des Deutschen Volkes in den verschiedensten Kreisen bemächtigt, sondern auch die Regierungen, wenigstens die aus der Bundesstaatspartei neu gebildeten im Süden, erkannten die Nothwendigkeit in diesem Sinne rasch zu handeln.

Am 5. März Abends war ich von der Versammlung in Heidelberg nach Darmstadt zurückgekommen; am 6. März wurde ich von dem neuen Mitregenten des Großherzogthums Hessen mit der Leitung der Hessischen Staatsangelegenheiten betraut; und in der Proclamation vom 6. März, wodurch dieser die Annahme der Mitregentschaft und Uebernahme der Regierung verkündigte, ist unter meiner Contrasignatur von demselben ausgesprochen:

„Die Bundesverfassung hat die gerechten Forderungen des Deutschen Volkes auf nationale Geltung nicht befriedigt; dabei haben Wir die Ueberzeugung gewonnen, daß eine Nationalvertretung zur Vervollständigung der Organisation und zur Erstarkung Deutschlands wesentlich beitragen wird. Wir werden Uns nach Kräften bemühen, bei den mitverbündeten Deutschen Fürsten dieser Ueberzeugung Eingang zu verschaffen."

Aehnliches war in Nassau, in Baden und an demselben Tage wie in Hessen, auch in Bayern durch Königliche Proclamation gesagt und verheißen worden. In Würtemberg wurde erst am 9. März Römer, der gleichfalls der Heidelberger Versammlung beigewohnt hatte, mit Gesinnungsgenossen zum Ministerium berufen, und in dem von Paul Pfizer verfaßten neuen Ministerprogramm vom 11. März war auch hier der Entschluß des Königs verkündigt, sich dem Rufe nach Vertretung der Deutschen Nation am Bundestage anzuschließen. Die gleiche Zusage gab am selbigen Tage der Kurfürst von Hessen. Schon am 7. März aber erschien in der Person meines Bruders Max ein Nassauischer Bevollmächtigter in Darmstadt, der im Auftrag seiner Regierung zunächst an das Großherzogthum Hessen das Ansinnen stellte:

„die verschiedenen Staaten, welche durch die neuesten Ereignisse auf die gleiche Grundlage der inneren Entwickelung gestellt seien, sollten sich über die Wege, die zur Umgestaltung der Bundesverfassung und Berufung des Nationalparlamentes führen könnten, unter einander verständigen".

Hessen ging auf dieses Ansinnen ein; man kam über leitende Gesichtspunkte und nähere Bestimmung der Aufgabe*) überein; ein Hessischer Gesandter wurde in der Person des späteren Kriegsministers Grafen Lehrbach für diese Circulargesandtschaft ernannt, um in Gemeinschaft sowohl mit dem Nassauischen als den etwa ernannt werdenden Gesandten derjenigen Staaten, die sich zu gleichen Zwecken ferner anschließen würden, auf der übereingekommenen Grundlage weiter von Staat zu Staat fortzuwirken. Diese Circulargesandtschaft verfolgte ihre Bestimmung rasch; in Darmstadt wurde sie am 9., in Karlsruhe am 11. expedirt, traf noch an demselben Tage in Stuttgart, am 12. schon in München ein.

Der ernannte Badische Gesandte, Freiherr von Porbeck, schloß sich der Circulargesandtschaft entweder mit ungenügenden Instructionen oder mit ungenügendem Verständniß der Aufgabe, erst später an.

In Stuttgart war von dem Könige selbst in Uebereinstimmung mit seinen neuen Ministern vorgeschlagen worden, die Leitung der Deutschen Angelegenheiten unter den dringenden Verhältnissen wie sie vorwalteten, in die Hände eines der Deutschen Regenten zu legen, und zwar in die Hände desjenigen, auf welchen die vereinigten Stimmen sich fixiren würden.

Natürlich konnte diese Leitung, damals in der Form der Hegemonie gedacht, nur einem solchen Staate übergeben werden, dessen nationale und politische Stellung zu einem solchen Verhältniß berechtigt. Und so wurde von dem Könige von Würtemberg Preußen als der Staat bezeichnet, dem diese eben so schwierige als beneidenswerthe Verantwortlichkeit übertragen werden müsse. Aber freilich nicht das alte, autokratische Preußen, sondern nur ein verjüngter, durch die begeisterte Zustimmung des Volkes getragener Staat konnte einer solchen Mission genügen.

---

*) Oben Seite 645 bis 647.

Daher schlug der König von Würtemberg selbst den Vorbehalt vor:

„daß es die Ueberzeugung der vereinigten Höfe, die Leitung Preußens sei nur dann möglich, die öffentliche Meinung und Unterstützung von ganz Deutschland nur dann dafür zu gewinnen, wenn Preußen seinem Volke im Wesentlichen dieselben Rechte und Freiheiten verleihe, welche die süd- und westdeutschen Stämme bereits besitzen, und daß sich die vereinigten Höfe nur unter dieser Voraussetzung einen Erfolg ihres gegenwärtigen Bestrebens versprechen".

In München fand die, Würtembergischer Seits durch den Freiherrn von Sternenfels verstärkte, Gesandtschaft eine weniger günstige Aufnahme. Unglücklicher Weise kam sie während eines ministeriellen Interregnums an, nachdem das Ministerium Wallerstein Tags zuvor beseitigt worden war. Der neu ernannte Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Waldkirch, hatte das Amt noch nicht angetreten; schon dadurch entstand eine nachtheilige Stockung; und die ernsten Lolaskandale die in diese Tage fielen, und alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit auf das nächste Innere concentrirten, waren dem Fortgang der Unterhandlung eben nicht förderlich.

Der König Ludwig von Bayern, wie später sein neuer Minister, glaubten die eingegangene Verpflichtung genügend zu erfüllen, wenn, was auch Anfangs die Meinung in Karlsruhe gewesen zu sein scheint, die Frage des Deutschen Parlaments und der damit in Verbindung stehenden Bundesverfassungsreform, ihrer Seits der Bundesversammlung empfohlen und in deren Hände gelegt werde. Unter mancherlei Schwankungen, die durch die Nachricht von den mittlerweile in Wien eingetretenen Ereignissen noch vermehrt worden waren, wurde die Gesandtschaft bis zum 18. März in München hingehalten.

Auch in Dresden, wo sie am 20. ankam, war ein ministerielles Interregnum eingetreten. Die provisorisch designirten Sächsischen

Minister wollten sich und Andere noch mit der Hoffnung auf den von Oesterreich und Preußen berufenen Congreß vertrösten, und es war natürlich, daß diese Congreßidee den Sächsischen Ministern mehr zusagte, solange es sich darum handelte daß der Congreß in Dresden zusammen treten sollte. Unterdessen war in Berlin das schwere Verhängniß über Deutschland und Preußen gekommen.

Ich habe erzählt, durch welche verschiedene Kräfte und auf welchen verschiedenen Wegen in den ersten Märzwochen des Jahres 1848 wesentlich dasselbe Ziel: der Uebergang aus der Verfassung des Staatenbundes in die des monarchisch-parlamentarischen Bundesstaats, angestrebt wurde. Der Bassermann'sche Antrag und meine Novelle dazu; die Heidelberger Versammlung und ihre Siebener-Commission; die neuen Regierungen und ihre Circulargesandtschaft; — Alles das steuerte demselben Ausgangspunkte zu. Worum es sich jetzt handelte war, daß diejenigen Grundlagen für die Zusammensetzung des Parlamentes und für die Reform der Bundesverfassung überhaupt, worüber sich eine Mehrzahl von Regierungen geeinigt hatten oder noch einigen würden, auch von der Nationalpartei befriedigend befunden und dann zur Ausführung gebracht würden; daß alle Kräfte an einem Seile zogen, demselben Ziele zu. In wie fern dieß der Fall war oder nicht, wird sich aus dem weiteren Verlauf der ersten verschiedenen Reformbemühungen, den ich verfolgen will, ergeben, und ich habe daher übersichtlich zu besprechen: die Initiative der Mächte Oesterreich und Preußen; die Circulargesandtschaft Süddeutscher Regierungen; die Siebener-Commission der Heidelberger Versammlung; den Bundestag und die Männer des allgemeinen Vertrauens; das Vorparlament und den Fünfziger Ausschuß.

Die Initiative der beiden Deutschen Großmächte.

Die Beschickung des von Oesterreich und Preußen auf den 25. März nach Dresden ausgeschriebenen Ministercongresses war von den meisten constitutionellen Staaten abgelehnt worden. Unter den zur Zeit seiner Berufung in Oesterreich und Preußen herrschenden Einflüssen konnte ein von diesen Staaten geleiteter Ministercongreß nur die Ungunst der öffentlichen Meinung erfahren und düsteres Mißtrauen erwecken, dem die constitutionellen Regierungen ihrer Seits keine Nahrung bieten durften.

Von den Voraussetzungen und Ansprüchen, von welchen jene Congreßidee ausgegangen war, wurde die Voraussetzung, daß das Oesterreichische und Preußische Kabinet über eine das Bedürfniß der einheitlichen Führung der Bundesangelegenheiten genügend befriedigende Verfassungsreform sich würden verständigen können, mit Recht bezweifelt; — der Anspruch dagegen, daß nämlich die Wiedergeburt des Deutschen Bundes die Aufgabe und der Beruf der Regierungen ausschließlich sei, widerstritt den nun geltenden Anschauungen, welche in den gemachten Erfahrungen, wie die Regierungen und namentlich die der vorantretenden Großstaaten diese Aufgabe und diesen Beruf seit vierzig Jahren verstanden hatten, ihre volle Berechtigung fanden. Oesterreich, seit dem 14. März in der Umgestaltung seiner Staatsverhältnisse begriffen, war ohnehin nicht in der Verfassung, die zu solcher Leitung vorausgesetzt wird. Die Bevollmächtigten beider Großstaaten in Wien mußten in Folge der neuesten Ereignisse am 19. März schon dasjenige selbst als veraltet und nicht mehr ausreichend anerkennen, worüber erst am 10. März als Grundlage und Ziel der Reform zwischen ihnen übereingekommen worden war, und es wird behauptet daß an diesem Tage über eine neue Grundlage für ausgedehntere Revision der Bundesverfassung abgeschlossen worden sei, auf welche von beiden Mächten gemeinschaftlich bei dem von ihnen in Aus-

sicht genommenen Congresse angetragen werden sollte, und daß dabei auch das allgemeine Verlangen nach Nationalvertretung beim Bunde Berücksichtigung gefunden habe. Mittlerweile hatten sich aber auch in Berlin die Verhältnisse geändert. Das königliche Patent vom 18. März bildet gleichsam Preußischer Seits den einseitigen Abschluß der Wiener Verhandlungen.

Nur ungern versage ich es mir, den ganzen Inhalt dieses Patents hier anzuführen, welches die Erfüllung von Hoffnungen verhieß, welche bisher dem Vaterlandsfreunde als die kühnsten erschienen waren. Wie man das Bild eines theuern Freundes sich im Augenblick schmerzlichen Abschieds noch einmal in die Seele gräbt um es nie zu vergessen, so sollte der Deutsche den Inhalt jenes Patentes stets sich vergegenwärtigt halten. Sein Eingang lautet:

„Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maaßregeln zu beschließen, welche die Unseren Deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung unserer Vorschläge wesentlich erleichtern; andrerseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden. — Jetzt, nach jenen wichtigen Ereignissen, finden Wir uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutschlands, — so es Gottes Wille ist — bald innigst vereintem Volke laut und unumwunden auszusprechen, welches die Vorschläge sind, welche Wir Unseren Deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deuschland aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dieses eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Vereine der Fürsten mit dem Volke ausgeführt werden kann;

daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller Deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller Deutschen Länder nothwendig erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig neben einander sitzen."

Die Circulargesandtschaft Süddeutscher Staaten.

Die von Nassau angeregte Circulargesandtschaft Süddeutscher Regierungen hatte, wie vorerwähnt, den Zweck einer Verständigung unter den Staaten über ein zum Voraus im Allgemeinen übereinzukommendes Ziel bei dringender Umgestaltung der Bundesverfassung, und über die Wege dahin zu gelangen. Die Regierungen der südwestlichen Deutschen Staaten hatten sich zu dieser Initiative vorangestellt, weil sie ihrer Lage nach zuerst und am intensivsten von der unwiderstehlichen Bewegung ergriffen worden waren.

Wenn sich die Regierungen, — nicht mißtrauisch gegen die berechtigte Nationalbewegung, sondern in wesentlicher Uebereinstimmung mit ihr, an die Spitze derselben stellten, wenn ein Mandat der Leitung der wichtigsten nationalen Angelegenheit, der Verfassungsumgestaltung nämlich, einträchtig von den Fürsten und Regierungen selbst zuerst ausging und von ihnen angetragen wurde, — dadurch konnten kleinere Staaten den Anspruch auf diejenige selbstständige Existenz, die mit dem Gemeinwohl verträglich ist, rechtfertigen; konnten sie Achtung und Vertrauen wieder erwerben; konnten sie unter den damaligen Verhältnissen hoffen, von der Bewegung nicht überholt zu werden und die Revolution abzuwenden.

Ueber das Ziel selbst, in der Allgemeinheit ausgedrückt: Verwandlung des Deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat; — Nationalvertretung bei der Bundesgewalt, — Competenz der Bundesgewalt, — darüber gingen die Meinungen derjenigen Regierungen, welche von der Mission berührt wurden, wesentlich damals nicht auseinander. Das Ziel, wie es die gemäßigteren Volkswünsche bis dahin bezeichnet hatten, war auch das dieser Regierungen. Was den Weg zum Ziel anlangte, so war die Aufgabe: Sicherung desselben in kürzester Zeit, um gegen die von Außen und von Innen drohende Gefahr in Rüstung zu sein; und weil, was in der Gefahr sich voranstellt und erprobt, Aussicht und Anspruch auf Dauer hat. Concentration der Bundesgewalt zu einem einigen Willen, mittelst Schaffung eines Organs desselben das zu selbstständigem und raschem Handeln berechtigt und befähigt würde, mußte jeder unbefangenen Einsicht als die unerläßlichste Bedingung erscheinen, sowohl um als definitive Institution in der revidirten Bundesverfassung festgehalten zu werden, als provisorisch, um zu einer reformirten Verfassung zu gelangen.

Die Wahl mußte, sollte die Leitung der Deutschen Angelegenheiten Einer Regierung in jenem Augenblick der Gefahr von den Fürsten und ihren Regierungen übertragen werden, auf Preußen fallen. Es schienen die neuen bewegenden Ideen, wenn es sie in den gemeinsamen Nutzen weise verwendete, eigens im Interesse Preußens zur Geltung gekommen zu sein. Worauf es durch seine ganze politische Tradition hingewiesen war, — was als Bedingung seiner Existenz betrachtet wurde, daß es nämlich mit dem übrigen Deutschland in die festeste und innigste Verbindung trete, um hier die Ergänzung der Kräfte zu finden deren es bedarf, um eine Großmacht mitgestalten zu helfen die es für sich nicht sein, als solche sich nicht behaupten kann, — das zu ergreifen schien ihm unter Umständen jetzt erleichtert, ja

ihm entgegengetragen, wie sie so günstig für Preußen sich nicht wieder gestalten werden.

Für Oesterreich blieb es dagegen ein schwer zu lösendes Problem, sowohl dem Deutschen als dem eigenen Bedürfniß nach politischer Einheit neben politischer Freiheit, trotz der centrifugalen Bestrebungen seiner mannigfaltigen Bevölkerungen, zu genügen. Schon vor den Wiener Ereignissen vom 14. März war Oesterreich in seinem Inneren, — in Italien, in Ungarn, in Böhmen, — so aufgewühlt und bedroht, daß es mit sich selbst genug zu thun zu haben schien, und bei dem, was Deutschland betreffen konnte, auf Oesterreichs Macht schwerlich zu zählen war. Nach dem 14. März war diese Ansicht noch mehr berechtigt, und Oesterreich selbst, indem es dem Wunsch Preußens zustimmte, daß der Congreß, zu welchem es mit Preußen die Deutschen Verbündeten nach Dresden geladen hatte, in Potsdam abgehalten werde, schien einzuräumen, daß für den Augenblick wenigstens, der Schwerpunkt der Macht Deutschlands in Preußen beruhe.

Von denen, welche zu jener Circulargesandtschaft den Anstoß gegeben hatten, war nicht versäumt worden Preußen über den Zweck derselben zu verständigen, in der Erwartung daß es entgegen komme. Der Versuch, dieses durch die Preußischen Gesandten bei den verschiedenen Höfen zu thun, zeigte sich bei der Persönlichkeit mehrerer dieser Diplomaten unfruchtbar. Auf die directe Eröffnung, welche mein Bruder Max dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Canitz in einem Privatschreiben vertraulich gemacht hatte, war von diesem noch am 12. März unter Anderem geantwortet worden:

„daß die Sache von den Regierungen erwogen werde, dagegen wird Preußen keine Einwendung machen, wie es sich denn überhaupt ausweisen wird, was von dem Vorwurf reactionärer Tendenzen zu halten und was, für eine vernünftige Freiheit Deutschlands, in Preußen zu erwarten ist.“ —

„Meines Ermessens muß der erste Schritt eine Vereinigung der Regierungen sein und dazu ist der Vorschlag bereits von meinem Könige gemacht. Man hat nicht verfehlt einen Fürstencongreß als eine reactionäre Maaßregel zu verdächtigen; in der That ist es doch nur der einzige praktische und legaler Weise mögliche Schritt, an den weitere sich anreihen können, ohne von Hause aus in ein Chaos zu gerathen. Congreß und Parlament sind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein monstrum."

„Ew. 2c. sagen in Ihrem Schreiben, Sie verlangen nichts Besseres, als daß sich eine stärkere Macht, eine bessere öffentliche Meinung, eine patriotische Stimmung bei uns organisire und ausbreite; wir hoffen, daß es also geschehe. Bis jetzt hat der Revolutionstaumel uns noch nicht ergriffen, ich hoffe, er wird sich nicht regen und es wird dem Könige nicht unmöglich gemacht werden, die Entwickelung unserer inneren Verhältnisse mit sanfter Hand zu leiten. Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß Deutschland den Sturm, in den es leider durch eigenes Verschulden gerathen ist, kräftig und ehrenhaft überwinde; noch sind unsere geistigen und eisernen Waffen nicht abgestumpft, noch haben wir den Kopf und den Muth nicht verloren."

„Congreß und Parlament sind nicht contraria, aber ein Parlament ohne Haupt wäre ein monstrum". Das war gerade der Grundgedanke meiner Motion und auch der der Circulargesandtschaft, welcher energischer als in diesen Worten des Herrn von Canitz kaum ausgedrückt werden kann. Und doch schien Herr von Canitz diese Weisheit erst lehren zu wollen, während er es unterließ die einfachsten Consequenzen zu ziehen und sich selbst klar zu machen. Das Parlament war die Forderung; die Bedingung der nationalen Einheit; darum die dringendste der zu lösenden Aufgaben; Ein Bundes- oder Oberhaupt, die anerkannt nothwendige Voraussetzung schon zu dieser Lösung. Ein Congreß unter der dualistischen Leitung Oesterreichs und Preußens konnte die Erfüllung dieser Bedingung nicht bringen; denn gerade die duali-

stische Leitung, oder die Trias, oder jede andere Vervielfältigung von Wille und Macht an der Spitze, bildet den Gegensatz zu der Forderung eines Hauptes zum Zweck einheitlicher Führung. Daß ein Congreß unter dualistischer Führung zur Einigung der Regierungen über das unter den gegebenen Umständen für nothwendig Erachtete nicht führen konnte, das wurde unter Anderem schon bald durch die Oesterreichische Circulardepesche vom 24. März 1848 bestätigt, worin, im Widerspruch gegen die Preußischen Patente vom 18. und 21. März, Oesterreichischer Seits erklärt wird, an den alten Grundlagen des Bundesvertrages vorläufig festhalten zu wollen.

An die Stelle des Congresses, zum Zwecke der Verständigung unter dualistischer Leitung, sollte mittelst der Circulargesandtschaften versucht werden vorerst das Einverständniß einer Anzahl von Staaten und deren Regierungen über neue Grundlagen des Bundes zu sichern, so daß es der weiteren Entwickelung des Bedürfnisses überlassen blieb die Mitwirkung und Zustimmung Aller herbeizuführen. Daß dieser Weg die Aufgabe Preußens erleichtere, wollte Herr von Canitz sofort nicht einsehen; aber schon sechs Tage später, nachdem er noch im Vollgefühl großstaatlicher Sicherheit geglaubt hatte den ihm vorlaut geschienenen Schritt so kleiner Höfe von oben herab behandeln zu müssen, hatte derselbe Herr von Canitz das Patent vom 18. März gezeichnet; am 19. war er vom Ministerium abgetreten, und am 21. griff man in Berlin gern den Faden jener Eröffnung wieder auf. — Doch damit bin ich den Ereignissen vorausgeeilt.

Die Erklärung des Königs von Würtemberg (11. März) die Leitung der Deutschen Angelegenheiten, unter den dringenden Verhältnissen wie sie vorwalteten, in die Hände eines der Deutschen Regenten legen, und zwar unter dem oben angeführten Vorbehalt, Preußen anvertrauen zu wollen, schien den Weg zum Ziel zu erleichtern. Nachdem offen und unumwunden der

Kreis bezeichnet war, innerhalb dessen ein einträchtiges Handeln allein möglich sei, gingen jene vier Staaten in diesem Sinne vorwärts, indem sie vergangener Rivalitäten sich entäußerten, oder wenigstens dieß thun zu wollen, in so kritischem Momente sich vornahmen. Der constitutionelle Süden war bereit jede Schranke wegzuräumen, die ihn von dem Norden trennte. Die Männer die in dieser Richtung führten, konnten auf die Unterstützung der öffentlichen Meinung, die damals eine Macht war, zählen; und wenn man auch in München in der Deutschen Verfassungsfrage „nicht ohne Oesterreich" vorgehen wollte, so würden doch, wäre Preußen ungeschwächt geblieben, die Bayerischen Schwankungen unter dem Eindruck der mittlerweile überhandgenommenen Oesterreichischen Wirren aller Art, und der dadurch gesteigerten Besorgniß vor Revolution, die für ganz Deutschland, und für Bayern in der Pfalz, in Franken, in München selbst nicht am wenigsten drohend geworden war, überwunden worden sein.

Am 14. März hatte sich der Widerstand des Königs von Preußen gegen die constitutionelle Organisation seines Reiches gebrochen, und die von diesem Tage datirte Einberufung der Stände „weil Wir überhaupt in so großen und entscheidenden Epochen, wie die gegenwärtige, Uns nur in Vereinigung mit Unseren Ständen stark fühlen" — enthielt ihrer ganzen Fassung nach bereits die Erfüllung des von dem Könige von Würtemberg ausgedrückten Vorbehalts, bezüglich der Uebertragung an Preußen, der Leitung der Deutschen Angelegenheiten.

Doch die aufgeregte Stimmung Berlins und fast aller größeren Städte Preußens war durch die Einberufung des vereinigten Landtags überhaupt, und für einen so entfernten Zeitpunkt nicht beschwichtigt; sie wurde nicht allein durch die Verbreitung der Wiener Nachrichten vom 14. und 15., sondern auch durch die Entwickelung bedeutender militärischer Kräfte gegen eine bewegte Bevölkerung die man für blos aufrührerischen Pöbel nahm,

und durch die verletzende Haltung eines Theils der Officiere gegen die Bürger, noch gesteigert, und als nun am 18. März das so viel verheißende königliche Patent von diesem Tage bekannt wurde, und der König auch im Geiste dieses Patentes die am gleichen Tage vor ihm zahlreich erschienene Deputation der Stadt Köln beschieden hatte, war doch die Befriedigung keine so allgemeine, als nach dem Inhalt hätte erwartet werden sollen; das Mißtrauen hatte zu tief eingefressen. Zwar drängte sich eine enthusiastische Masse nach dem Schloß; der König, der auf dem Balkon erschien, wurde freudig begrüßt; aber während dieser Freudenbezeugungen entspannen sich Conflicte zwischen dem Militär, dessen erbetene Zurückziehung der König, als unehrenvoll für die Armee, verweigert hatte, und einem anderen Theile der Bevölkerung; — jene verhängnißvollen zwei Schüsse fielen, — die Volkswuth entflammte sich, der blutige, ziellose Aufruhr brach los, und seine Beendigung, durch nunmehr zugestandene Zurückziehung der bewaffneten Macht, kam einer Niederlage der Regierung gleich. Eine Autorität, die in ihrer verblendeten Zuversicht so lange Zeit hindurch geglaubt hatte von der öffentlichen Meinung keine Notiz nehmen zu müssen, ließ sich nun entreißen was sie eben verweigert hatte; legte sich in ihrer ganzen Schwäche blos, und zwar in dem Augenblicke, wo sie ihrer ungeschwächten, vernünftig verstandenen und gehandhabten Autorität, im eigenen wie im Interesse Deutschlands, am nothwendigsten bedurft hätte.

Als die Circulargesandtschaft am 20. März nach Dresden kam, war man hier in großer Spannung, in Erwartung der Nachrichten über die außerordentlichen Dinge, die sich in Berlin begeben haben mußten. Darüber Gewißheit sich zu verschaffen, begab sich mein Bruder Max am 21. nach Berlin und die anderen Gesandten folgten am 22.

In dieser fürchterlich bewegten Stadt hatte am 19. sämmtliches Militair die Stadt verlassen, ein neues Ministerium stand

an der Spitze der Geschäfte; der Aufruhr hatte sich zwar dann gelegt, die Barrikaden waren geräumt, aber das bewaffnete Volk durchzog die Straßen. Die Proklamation vom 21. März war schon vor der Ankunft meines Bruders erfolgt und hatte folgenden Eingang:

An mein Volk und an die Deutsche Nation.

„Mit Vertrauen sprach der König vor fünf und dreißig Jahren in den Tagen hoher Gefahr zu seinem Volke, und sein Vertrauen ward nicht zu Schanden; der König, mit seinem Volke vereint, rettete Preußen und Deutschland von Schmach und Erniedrigung.

„Mit Vertrauen spreche ich heute, wo das Vaterland in höchster Gefahr schwebt, zu der Deutschen Nation, unter deren edelste Stämme Mein Volk sich mit Stolz rechnen darf. Deutschland ist von innerer Gährung ergriffen und kann durch äußere Gefahr von mehr als einer Seite bedroht werden. Rettung aus dieser doppelten, dringenden Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der Deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. (1). Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. (2). Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird Mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich Mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten Deutschen Farben angenommen, und Mich und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reichs gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf.

„Als Mittel und gesetzliches Organ, um im Vereine mit meinem Volke zur Rettung und Beruhigung Deutschlands voranzugehen, bietet sich der auf den 2. April bereits einberufene Landtag dar. Ich beabsichtige, in einer unverzüglich näher zu erwägenden Form, den Fürsten und Ständen Deutschlands die Gelegenheit zu eröffnen, mit Organen dieses Landtages zu einer gemeinschaftlichen Versammlung zusammenzutreten. Die auf diese Weise zeitweilig sich bildende Deutsche Ständeversammlung wird in gemeinsamer freier Berathung das Erforderliche in der gemeinsamen, inneren und äußeren Gefahr ohne Verzug vorkehren."

Mit dem ersten der hervorgehobenen Sätze, in Verbindung mit dem Eingehen auf die Organisation eines nationalen Parlaments, hatte Preußen den der Circulargesandtschaft zu Grunde liegenden Gedanken sich angeeignet; mit dem ersten und zweiten der hervorgehobenen Sätze in jener Verbindung, zugleich meiner in der Hessischen Kammer eingebrachten Motion, der Absicht nach, seiner Seits entsprochen. Es fragte sich nun welche Thaten den Worten folgen würden. Die angedeutete Absicht, ein provisorisches Deutsches Parlament auf den vereinigten Preußischen Landtag zu pfropfen, erschien als ein Mißgriff, besonders nachdem die frühere Regierung das Ansehen, dessen dieser Landtag hätte genießen können, selbst untergraben hatte. Aber bei Allem dem, — wie hatten sich seit den ersten Märztagen, bei der Zögerungspolitik in Preußen, die sich die der Freiheit zu machenden Concessionen nur abnöthigen und abtrotzen ließ, die Umstände, — wie die Stimmung seitdem in ganz Deutschland verändert? Welche Garantien ungeschwächter Autorität, die bis zum 17. März noch der Preußische Staatsorganismus geboten hatte, waren nicht am 18. zusammengesunken!

Deutlich fühlte man durch, daß „über das Licht, in dem noch vor wenig Tagen die Deutschen Sachen standen, ein tiefer Schatten gefallen war.“ Nirgends wurde die Mißstimmung gegen Preußen, wegen des Verhaltens der Regierung in letzter Zeit, lebhafter und geringschätziger ausgesprochen, und von der Demokratie, die ihre Actien damit steigen sah, mit größerem Behagen ausgebeutet, als in dem benachbarten Sachsen, wo die Circulargesandtschaft noch weilte. Aber, — so mußte man, der gegen Preußen aufgeregten Stimmung gegenüber, fragen: fiel die Erwägung heute weniger in das Gewicht, daß eine Föderation monarchischer Staaten, mit einer Bundesgewalt ohne Haupt neben einer mächtigen Nationalrepräsentation, im günstigsten Falle die nur noch verhüllte Republik sei? War der Gedanke etwa jetzt weniger der richtige, daß man, um zum erwünschten Ziele zu gelangen,

streben müsse, die Impulse von dem mächtigsten, in seiner Macht am wenigsten bedrohten, in der Anwendung derselben durch innere Schwierigkeiten am wenigsten behinderten Staat, ausgehen zu lassen? daß es unerläßlich sei diesem und seiner Regierung, von den Mitständen und einem Nationalparlament controlirt, die Leitung zu übertragen? Sollte auf solche Absicht, um jener Zwischenfälle willen, verzichtet, die Constituirung Deutschlands allen Zufälligkeiten preisgegeben werden? Oder gab es etwa einen anderen Regenten oder einen anderen Deutschen Staat, der den Mindermächtigen zur Anlehnung an seine Einsicht, Organisation und Macht, bessere Garantien bot? Müssen diese Fragen verneint werden, so war es das Richtige, daß die Süddeutschen Regierungen mittelst der Circulargesandtschaft, so weit es an ihnen lag, ihr Ziel, auch unter den eingetretenen erschwerenden Umständen, weiter verfolgten.

In Berlin hatte seit dem 19. März Freiherr Heinrich von Arnim das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen. Die Proclamation vom 21. März läßt die Kenntniß des Ministers voraussetzen, von den Zwecken und bisherigen Ausrichtungen der Circulargesandschaft der einverstandenen Regierungen von Nassau, Hessen und Würtemberg. Die Ankunft meines Bruders mußte ihm genehm sein, und es erfolgte sogleich von Seiten des Preußischen Ministers die Einladung an die zum Theil noch in Dresden verweilenden Circulargesandten, nach Berlin zu kommen, um hier die Verhandlung fortzusetzen. — Am 23. fand eine Conferenz statt, deren Resultate den Erwartungen nicht entsprachen. — Die Gesandten von Würtemberg, Hessen und Nassau blieben in dieser Conferenz der ursprünglichen Punctation treu; Baden und Sachsen, welches letztere durch seinen Gesandten in Berlin sich vertreten ließ, nahmen diese Punctation ad referendum; Preußen schien vorerst nur anhören zu wollen, und legte dann das, was es für sich als Resultate

dieser Conferenz betrachtete, in eine Circulardepesche vom 25. März an die bei den Deutschen Regierungen accreditirten Preußischen Gesandtschaften nieder, durch welche von der am 23. in Berlin mit der Circulargesandtschaft der Süddeutschen Regierungen stattgehabten Conferenz Mittheilung gemacht und bemerkt wurde, Preußens Antwort sei durch die Proclamationen vom 18. und 21. März ertheilt. Dann wird in der Circulardepesche der Auffassung, als habe Preußen dadurch Befugnisse usurpiren wollen, entgegen getreten, der Preußisch-Oesterreichische Vorschlag der Ministercongresse aufgegeben, der in der Proclamation vom 21. März angedeutete Weg zur Verständigung zwischen den Fürsten und Organen der Landtage verlassen, und erklärt: daß Preußen an den durch den Bundesbeschluß vom 10. März angeordneten Berathungen über die Bundesreorganisation Theil nehmen werde. Organe der Preußischen Ständeversammlung würden mit der durch die 17 Vertrauensmänner verstärkten Bundesversammlung, sofern dieses in den Wünschen der letzteren liegen sollte, zusammentreten können.

Es war offenbar, daß man sich in Berlin nicht zu der Bedeutung des Augenblicks zu erheben oder auf solcher Höhe zu erhalten wußte. Von der übernommenen Leitung für die Tage der Gefahr war nirgends etwas wahrzunehmen; vielmehr schien Preußen mittelst der Circulardepesche vom 25. März der Rolle und dem Beruf wieder entsagen zu wollen, die es kaum erst durch die Proclamation vom 21. sich zugesprochen hatte. Die in dieser Proclamation angedeutete Absicht, ein provisorisches, mitconstituirendes Deutsches Parlament gleichsam gelegenheitlich, als Anhängsel zu dem berufenen Preußischen vereinigten Landtag, in Berlin zu bilden, oder mit einer Deputation des letzteren in Verbindung zu setzen, war eine unglücklich erdachte und noch unglücklicher formulirte. Die Deutsche Verfassungsfrage durfte nicht als ein Lückenbüßer der Preußischen Politik mißbraucht

werden, und andere Garantien mußten dafür, daß dieß nicht geschehen werde, geboten sein als solche, die populäre Persönlichkeiten in schwierigen und schwankenden Stellungen etwa bieten mochten. Es war allerdings eine Schwierigkeit für Preußens König, gleichsam die Deutsche Gesammtkrone — einem Parlamente gegenüber an einem Orte zu repräsentiren, wo der Krone Preußen die Territorialhoheit nicht zustand; aber wer die Leitung der Deutschen Angelegenheiten für die Tage der Gefahr freiwillig übernommen hatte, der mußte sich bewußt sein solcher Schwierigkeiten Herr werden zu können. Darum oder aus andern Gründen den ganzen Gedanken der Leitung, — die constitutive Initiative aufzugeben, welche doch am leichtesten auf dem von der Circulargesandtschaft angebahnten Wege für Preußen erworben werden konnte, das zeugte allerdings von Unreife der Vorbedingungen. Auch den Circulargesandten, welche von dem Könige vor der Conferenz vom 23. in Audienz empfangen worden waren, konnte bei dessen kleinlauter Haltung nicht entgehen daß der König gleichsam vor seiner eigenen That erschrocken war; daß er zu der Proclamation vom 21. März nicht zu stehen gedenke; daß seine Minister sein Vertrauen nicht besaßen; und — weil sie auch von einem parlamentarischen Parteiorganismus, woran es fehlte, nicht gestützt wurden, — machtlos waren.

Sehr bald gaben sich die Folgen dieser Schwankungen des Preußischen Kabinets in der Stimmung Deutschlands zu erkennen; selbst die conservativen Organe der Presse wurden rathlos und schwankend. Wenn die Leidenschaften erst entzügelt sind, — wenn die Zeit und Gelegenheit zur besonnenen Ueberlegung fehlt, — wenn die Begierde zu schaffen und zu einem Ziele zu kommen, ohne Mittelpunkt der Verständigung sich überstürzt, — dann kommt Verwirrung in alle Begriffe und Handlungen. So stellte sich auch im Beginn der Deutschen Bewegung der Mangel eines Centrums, einer Hauptstadt, den mein Bruder Fritz so oft betont, und deren Schaffung als ein erstes Postulat der Einheit bezeichnet

hat, höchst nachtheilig heraus; und manche Fragen waren schon bei der sporadischen Erörterung derselben im Keim verdorben, ehe nur die centralen Einflüsse dazu gelangen konnten eine Parteiparole auszugeben.

Am 24. März hatte die „Deutsche Zeitung", noch unter dem Eindruck des Preußischen Patents vom 18., die Ueberzeugungen der weitaus überwiegenden Partei der Patrioten im südwestlichen Deutschland also ausgedrückt:

„das Gemüth wird von vielen Sachen verletzt und erschüttert, die gleichwohl der politische Verstand zu ergreifen und zu benutzen suchen muß. Preußen soll festhalten an diesem Patente" — (vom 18.) — „es soll es ausführen, aber ohne allen Zeitverlust. Es soll einen constituirenden Bundestag nach Frankfurt ausschreiben, dessen Glieder, in nicht zu geringer, in nicht zu großer Zahl, von den Deutschen Ständen, nicht aus Ständen ꝛc. . . . . gewählt würden". „Es soll nicht warten, bis jeder Bundesfürst eingestimmt hat zu kommen und zu beschicken, es soll einladend ausschreiben." — „Große Handlungen, wahre Hingebung an die Nation und ihren erhabenen Aufschwung können vielleicht auch noch retten." — „Für unsere Gemeindeutsche Sache ist nach jener furchtbaren Verstimmung irgend ein großer Schritt dieser Art, sei es der Resignation, sei es der großen That, eine Nothwendigkeit.

„Das Patent vom 18. März hätte ohne die nachfolgenden Ereignisse ganz Deutschland in Einen Jubel versetzt. Es war fertig, sagt man, ehe überhaupt in Berlin Unruhen entstanden. Warum zögerte man es bekannt zu machen? Man war sich in jedem Winkel von Deutschland klar darüber, welchen Werth jetzt die Stunden und Minuten haben, nur in Berlin nicht. Der Tag, der große Tag, auf den man Jahrzehnte bei uns gewartet hatte, war mit diesem Patente für Preußen, für Deutschland erschienen. Denn Alles, was wir wünschten, war hier mit vollen Händen gegeben, und zum ersten Male in einer Sprache gesagt, die plan, rund, staatsmännisch, warm und bestimmt zugleich war. Wir haben der Versammlung

in Heidelberg beigewohnt und glauben sagen zu dürfen, daß Niemand dort solche Grundzüge der künftigen Gestaltung Deutschlands von Preußen, von dem Bunde, von irgend einem Hofe Deutschlands ausgehen zu sehen erwartet hätte. Um dieses Programm hätte sich Deutschland mit Jauchzen geschaart, sich schaaren dürfen und müssen. Jetzt ist es wie zu Boden gefallen, seine Züge wie verblaßt und verwischt. Es ist als ob sich Niemand, im Angesichte dieser blutigen Vorgänge, getraute das Werk zu loben, das mitten in sie hineinfiel; als ob Niemand wagte der Aufrichtigkeit des Patents zu vertrauen, da man nach seinem Erlasse einen halbtägigen Bürgerkrieg fortdauern ließ. — Es ist die Pflicht der Presse — wie undankbar sie auch sein möge — die trübe Stimmung der Leidenschaft zuerst zu bemeistern, und die erhitzten Gemüther zur Ruhe und Besonnenheit zu sprechen."

Doch nicht in der Presse allein war man sich solcher Pflicht bewußt, wie sie in den letzten vorstehenden Worten bezeichnet ist. Ueber den Antrag, welchen ich am 28. Februar in der Hessischen Ständeversammung gestellt hatte, an den Großherzog die Bitte zu richten dahin wirken zu wollen, daß unter so Gefahr drohenden Umständen und für die Dauer derselben, unter gleichzeitiger Berufung der Nationalrepräsentation ein Bundeshaupt auserwählt werde, über diesen Antrag war umsichtig, eingehend und entsprechend, schon am 2. März berichtet worden. Die seitdem eingetretenen Ereignisse hatten es mir wünschenswerth erscheinen lassen daß die Berathung darüber, damit ich einen Anfang des Erfolgs anzeigen könne, verzögert werde; sie fand am 24. März statt, an demselbigen Tage, von welchem obiger Artikel der Deutschen Zeitung datirt; sie fand statt, nachdem eben die entmuthigenden Berliner Nachrichten bis zum 21. in Darmstadt sich verbreitet hatten. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten, — gegen eine, der nun drohenderen Anarchie bereits zuversichtlicher zujauchzende radicale Faction, — begründete ich als Antragsteller den Antrag; als seitdem zum Amt berufener

Minister hatte ich damit die Rechenschaftsablage darüber zu verbinden, was ich zur Verwirklichung der in der Proclamation vom 6. März jenem Antrag zum Voraus entsprechenden Verheißung des Großherzogs gethan, oder was sonst geschehen sei. Ich schloß meine Rede mit folgenden Sätzen:

„So war die Lage der Dinge, als die neuesten Ereignisse in Wien und Berlin eintraten. Niemand kann die Wirkungen derselben auf die Gestaltung unserer vaterländischen Verhältnisse voraussehen.“ — „Das Vertrauen aber beseelt mich, daß, welche Schicksale der Nation auch beschieden sein mögen, der feste Wille, zusammen zu halten, alle Stämme der Nation erfüllt, und von dieser Ueberzeugung gestärkt und getragen, habe ich heute die Fragen unserer Zukunft vor Ihnen behandeln zu müssen geglaubt.“ — „Ich habe aber auf die Frage noch einzugehen, ob, wenn die Politik, die wir für die künftige Gestaltung des Vaterlandes bis daher befolgt haben, die richtige und gebotene war, die Ereignisse der letzen Tage diese haben ändern, ihr eine andere Richtung haben gebieten können? Ich halte diese Ereignisse nicht von der Art, daß wir jetzt einen andern Weg einzuschlagen hätten. Was Oesterreich betrifft, so ist es im Begriff sich erst in sich neu zu constituiren, das wechselseitige Verhältniß der verschiedenen in ihm vereinigten Nationalitäten zu einander zu bestimmen. Dann erst wird es zur Lösung kommen, wie die so verschiedenen Theile der Monarchie zu Deutschland sich verhalten? Wir aber dürfen bis dahin die Hände nicht in den Schooß legen. Wir müssen voranschreiten zur Constituirung Deutschlands, Oestreich überlassend, künftig seine Rolle darin selbst zu finden. — Dagegen walten dieselben Gründe ob, welche früher bestanden, daß wir Alles aufbieten, um eine Trennung in Deutschland zu vermeiden, die unglücklichste aller Trennungen, die in Nord und Süd. Dieselben Gründe walten ob, welche früher bestanden, an den mächtigsten Kern Deutscher Macht sich anzuschließen, und dadurch das Band fester zu knüpfen, das nach den neuesten Ereignissen alle Deutschen

Stämme um so inniger umschließt, je mehr sie auf gleichem Rechtsboden stehen und je mächtiger Alle von der Liebe zur Freiheit beseelt sind. Es handelt sich dabei nicht um Sympathien für Personen, sondern ich rede von den Forderungen einer gesunden Politik. Ich frage, ob die Ereignisse der letzten Tage uns bestimmen können, der Krone Preußen die Rolle jetzt nicht mehr zuzugestehen, die eine gesunde Politik ohne persönliche Sympathien bisher ihr zugestanden hat, und diese Frage glaubte ich verneinen zu müssen.

„Man bietet in Preußen die Hände zum Frieden und zur Versöhnung denen, mit denen man eben in heißer Schlacht gekämpft hat. Wenn dieß auf dem Schlachtfeld möglich war, meine Herrn, haben wir nicht erhöheten Beruf, die Aufregung zu beschwichtigen, Versöhnung zu vermitteln und eingedenk zu sein, daß wir Alle zusammenstehen müssen, um den Bau aufzuführen des einigen Deutschen Reichs, auf der Grundlage der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande." —

Aber schon mangelte dieser Politik, die vor wenigen Tagen noch sehr allgemeine Anerkennung im Süden gefunden haben würde, die ihr nothwendige Unterstützung der Presse; es zeigte sich, daß eine hinreichend starke und disciplinirte Partei noch nicht bestand. Selbst die „Deutsche Zeitung" vom 27. März enthielt einen Leiter, aus welchem ich folgende Stellen entnehme, um die Zerfahrenheit der Anschauungen zu charakterisiren, die dadurch nur noch vermehrt wurde:

„Wir haben vorgestern erklärt daß wir uns nicht anmaßen, aus unserer Ferne den eigentlichen Stand der Stimmungen in Berlin und die zunächst moralischen Folgen der Ereignisse des 18. März zu beurtheilen. Zwischen dem Preußischen König und Volk scheint in Berlin eine glänzende Versöhnung durchgeführt zu sein". — — „Es ist uns eine traurige Pflicht zu sagen, daß die Stimmung auswärts keineswegs so versöhnt ist und sich auch nicht so leicht versöhnen wird. — Dieß ist nun für Preußens

eigene Lage und Verhältnisse völlig gleichgiltig. Aber für sein Verhältniß zu Deutschland leider nicht so. Und dieß ist jetzt eben die Hauptsache, um die es sich handelt. Dies Verhältniß ist in dem Momente, wo es sich nach den langjährigen Wünschen der Deutschen Nation auf's Erfreulichste zu gestalten versprach, durch das Blutbad vom 18. März so gut wie zerstört. Wir haben die allgemeine Stimme, die wir hier außen im Reiche hören, bezeichnet, und wir können zu unserem Bedauern nicht sagen, daß sie sich geändert habe."

„Daß der Deutsche Bund zu der Ausbildung komme, die ihm das Patent vom 18. verspricht, daß Preußen die oberste Leitung der Deutschen Dinge an sich nehme, daß es sich an die Spitze der politischen Bewegung stelle, daß es mit seiner Politik in der Deutschen aufgehe, und daß sich dafür Deutschland vertrauend an Preußen anschließe, das waren von jeher die Wünsche aller Patrioten auch in diesem Süden, es waren auch unsere Wünsche. Es sind unsere Wünsche auch noch. Politische Ueberzeugungen und Grundsätze können sich nicht so leicht durch ein ungelegenes Ereigniß ändern. Aber die Wünsche der Massen, der Trieb und die Leidenschaft der Vielen spricht anders als unser politischer Verstand. Wir werden für jene Wünsche fortwährend einstehen, obgleich wir fürchten, daß es eine danklose Anstrengung geworden sein wird." — „Und wie unangenehm es in Preußen hallen mag, wir halten es für unsere Pflicht wiederholt die Gründe zu sagen warum die Wirksamkeit für Preußens Häuptlingschaft in Deutschland jetzt eine ungemein schwierige und wahrscheinlich fruchtlose geworden ist. Die Gründe können dort nicht lästiger fallen als sie uns selber sind; hat man sich dort das Spiel verdorben, so hat man es auch Deutschland verdorben, und das ist die schmerzhafte Seite für uns.

„Die Menge abstrahirt nicht von den Personen auf die Sachen. Preußen an die Spitze der Deutschen Dinge stellen, heißt ihr nichts Anderes als den König von Preußen an diese Spitze stellen. Alles was der Staat Preußen, wenn er sich und seine Politik an

Deutschland hingiebt, uns von Opfer und Vortheil bringen wird, fällt ihr nicht in die Wage gegen den Antheil, den der König von Preußen an jenen gehaßten Scenen des 18. März gehabt hat."

„Preußens König konnte am ersten und auch noch am achten Tage der Französischen Republik diese Stelle der Hegemonie von Deutschland mit kaiserlicher Gewalt, unter sofortiger Gewährung großer Freiheiten in Preußen und in Deutschland, in der ganzen Integrität der Zustände und der persönlichen Handlungen, an sich nehmen, ohne Anstand und Widerstand. Aber nachdem die Bundesverfassung ein Gegenstand der Berathung des Volkes und seiner Stände geworden war, mußte Preußen mitwirkend abwarten, wohin sich die Ansichten wandten. Es konnte sie zu seinem Gunsten zu wenden suchen, aber durch Thaten, nicht durch Worte." — „In guten Werken würde man nur die Wohlthat gesehen haben, in den besten Worten sieht man vorerst nur den Ehrgeiz und die Herrschsucht. Es wird daher eine ganz natürliche Folge sein (!) daß, während man sonst eine Annäherung an das Einheitlichmonarchische in der Verfassung Deutschlands für das Wünschenswertheste hielt, man jetzt eine Annäherung an das Föderalistisch-Republikanische, an die Amerikanische Verfassung anstreben wird."

Man müßte versucht werden bei dem Verfasser dieses Artikels einige Idiosynkrasie für den größeren Vorzug des Föderalistisch-Republikanischen auch für Deutschland vorauszusetzen, wenn die Annäherung an dasselbe jetzt „eine ganz natürliche Folge" sein sollte, — und von was? Davon, daß der König von Preußen schuld sei — was sich als unrichtig erwiesen hat, — „an jenen gehaßten Scenen des 18. März" —, wovon die Gerüchte, wie beklagenswerth immer die Thatsachen gewesen sind, von den Anarchisten maaßlos zu dem Zwecke übertrieben worden waren, um eine Politik zu nichte zu machen, welche sich bestrebte die von der patriotischen Meinung geforderte Reform der Deutschen Zustände herbeizuführen, ohne der Anarchie zu verfallen. Und

der Zweck der Untergrabung dieser Politik ist der anarchischen Partei nur zu gut, wie jener Artikel beweist, selbst ihren entschiedensten Widersachern gegenüber, gelungen.

So mangelhafte Beurtheilung der öffentlichen Stimmung, wie sie aus dem angeführten Artikel sich ergiebt, ist nur erklärlich aus dem Mangel einer Hauptstadt, eines Centrums, in welchem das politische Leben pulsirt. Es geschieht nur zu leicht, daß in einer kleinen Stadt und in einem engen Kreise für die allgemeine Stimme gehalten werde, was nur der Wiederhall einflußreicher Stimmen in einer auf diesen engen Kreis beschränkten Coterie ist. Aber auch abgesehen von den thatsächlichen Irrthümern desselben, wurde mit jenem Artikel ein politischer Fehler begangen, der dadurch nicht gesühnt werden konnte, daß die Deutsche Zeitung sogleich mit Ernst wieder für das einheitlichmonarchische System und für die Preußische Häuptlingschaft in die Schranken trat. Es konnte nicht die Rolle eines bedeutenden Führers der Bewegung sein, wie die Deutsche Zeitung war, seinen politischen Verstand als entgegengesetzt „den Wünschen der Massen, dem Trieb und der Leidenschaft der Vielen“ und sich selbst damit ohne Partei zu erklären, was vollkommen unbegründet war. Ein Parteiorgan hat sein Programm selbst in verzweifelten Fällen, so lange es nichts Neues, Besseres zu bieten weiß, mit der Zuversicht zu vertreten, daß seine Partei hinter ihm stehe, ihm folge, und daß eine andere Meinung als die seinige nicht „die natürliche Folge“ aus den Ereignissen sein könne. Unrichtig war die Behauptung, daß „die Bundesverfassung ein Gegenstand der Berathung des Volkes und seiner Stände geworden war“ und Preußen hat ja abwarten zu wollen erklärt und wirklich abgewartet, „wohin sich die Ansichten wandten.“ Daß Preußen im Widerspruch zu der Proclamation vom 21. März, diese Erklärung abgab, noch ehe die Bundesverfassung ein Gegenstand der Berathung irgend einer officiellen Behörde geworden

war, — das machte ich ihm, ganz der Deutschen Zeitung entgegengesetzter Meinung, zum Vorwurf. Preußen solle provisorisch an die Spitze treten, die Initiative zur Bundesreform den künftigen constituirenden Versammlungen gegenüber ergreifen, und nicht abwarten „wohin sich die Ansichten wandten," — das war der Gedanke der Circulargesandtschaft gewesen; diesen hatte die Deutsche Zeitung bisher vertreten, und jetzt schien sie ihn plötzlich verlassen und die bisher gleichgesinnten Regierungen mit dieser Politik im Stich lassen zu wollen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Preußen, welches ohnehin schwächer war, als man im Süden vorausgesetzt hatte, noch bedenklicher wurde, als es die Unzuverlässigkeit der Unterstützung wahrnahm, die man ihm von daher entgegen trug. Indem aber Preußen nicht zu seinen Worten stand: „Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr" — indem es denselben in dem Moment keinerlei Folge gab, in welchem eine starke Anlehnung und Leitung ersehnt war, in welchem die Furcht vor socialistischen und communistischen Ausbrüchen der Revolution viele Gemüther beherrschte, wurde es natürlich des besten Titels verlustig, den es hätte geltend machen können, und der sich von selbst geltend gemacht haben würde, um bei der versuchten Reform der Bundesverfassung an der Spitze eines parlamentarischen Bundesstaates sich zu behaupten: des Titels nämlich des mächtigen Helfers und Retters in der Noth.

Die Circulargesandtschaft hatte ihre Zwecke insofern erreicht, als eine Anzahl von Staaten, einschließlich Preußens (Circulardepesche vom 25. März), durch Bevollmächtigte über wesentliche Grundlagen der Bundesreform sich vorläufig unter der Absprache vereinigt hatten, daß ein Verfassungsentwurf von dem durch die 17 Vertrauensmänner zu verstärkenden bisherigen Bundestag zu entwerfen; dieser einer unverzüglich zu berufenden vorläufigen Bundesrepräsentation zur Berathung vor-

zulegen; dann im Verein der Regierungen mit dem Volke auf dem bisherigen Bundestage zu Frankfurt a. M. darüber zu beschließen sei. Die Circulargesandtschaft hatte aber ihre Zwecke nicht erreicht, in sofern diese dahin gingen die Krone Preußen zu veranlassen in diesen Tagen drohender Gefahr auf den Ruf der Fürsten und ihrer Regierungen, und mit deren Vollmachten soweit sie zu haben waren, eine dem Begriff des Bundesstaats bereits entsprechende, vorläufige Bundesregierung in der bisherigen Bundesstadt zu Frankfurt a. M. zu organisiren; sofort eine, dem zu erstrebenden Definitivum ähnliche Nationalrepräsentation, der jene Regierung mit verantwortlich würde, zu berufen; dieser gegenüber bezüglich der Reform der Bundesverfassung die Initiative zu ergreifen; Vertheidigungs- und Bundesheerwesen, sowie die Vertretung des Bundes im Auslande sogleich in die Hand zu nehmen; und damit ein Provisorium herzustellen, bei dessen Bestehen man den Eventualitäten mit größerer Sicherheit hätte entgegen sehen können.

Die Siebenercommission der Heidelberger Versammlung.

Von der Heidelberger Versammlung war, wie wir gesehen haben, am 5. März beschlossen worden „durch sieben Mitglieder Vorschläge, wie der Zusammentritt einer Nationalvertretung einzuleiten und zu befördern sei, vorbereiten zu lassen," um einer größeren Versammlung von Männern des Vertrauens aller Volksstämme, die berufen werden sollte, und welche sich zugleich über Grundzüge der Verfassungsreform aussprechen würde, zur Berathung vorgelegt zu werden.

Dieser Beschluß war gefaßt worden von Männern sehr auseinandergehender Ansichten, die früher und damals noch in der

Opposition gegen das noch nicht gebrochene Bundessystem und die entsprechenden Regierungssysteme sich vereinigt fanden, — doch am Vorabend solchen Bruchs in mehreren Staaten. Als dann ein Theil jener Männer in die Regierungen berufen worden war, ein anderer Theil den Regierungskreisen näher trat; als, mit einem Worte, das Programm der Opposition zum Programm der Mehrzahl der Deutschen Regierungen geworden war, — da galt es, diesem Programme Folge zu geben, und auf dem Boden desselben den Staatenregierungen das moralische Gewicht wieder zu gewinnen, welches sie während der Reactionsperiode verloren hatten. Nur wenn die Regierungsthätigkeit stockte oder nicht zum Ziel kommen konnte, mochten außerordentliche Agitationsmittel eintreten.

Die Circulargesandtschaft der Süddeutschen Höfe entsprach jener Aufgabe der neuen Regierungen; schon zwei Tage, nachdem die Heidelberger Versammlung statt gehabt hatte, war sie am Werk. „Vertrauliches Benehmen mit den Lenkern der Bewegung, zunächst den sieben Männern welche zur Nationalvertretung Vorschläge machen sollten" — war der Circulargesandtschaft ausdrücklich empfohlen worden; und es wurde von den Gesandten oder Einzelnen unter ihnen auch nicht versäumt, an den verschiedenen Hauptorten die sie berührten, mit sich hervorthuenden Persönlichkeiten in Beziehung zu treten und diese über ihre Aufträge zu verständigen. Da die Heidelberger Siebenercommission aus Mitgliedern bestand, von denen einige den neuen Regierungen angehörten oder Vertrauensmänner derselben waren, so blieb sie in fortgesetzter Kenntniß von den Erfolgen der Circulargesandtschaft, und in Erwartung der Erfolge derselben übereilte sie die Vorbereitung ihrer Vorschläge nicht; doch hatten die bekannt gemachten Erklärungen und Beschlüsse der Heidelberger Versammlung die Aufregung erhöhet; und zur Beschwichtigung der allgemeinen Ungeduld, und zum Beweis, daß man die Hände

nicht in den Schooß lege, war einstweilen die Einladung zu einer nach Frankfurt a. M. auf den 30. März anberaumten Versammlung von der Siebenercommission schon unter dem 12. März erlassen worden, und zwar war diese „an alle früheren und gegenwärtigen Ständemitglieder und Theilnehmer an gesetzgebenden Versammlungen in allen Deutschen Landen," — ergangen, mit dem Zusatze: „Eine bestimmte Anzahl anderer durch das Vertrauen des Deutschen Volkes ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren, werden noch besondere Einladungen erhalten."

Sowie die Circulargesandtschaft der Süddeutschen Regierungen ihre Zwecke erreichte, war diese Versammlung unnöthig geworden, daher sprach sich auch die Deutsche Zeitung also aus:

Am 21. März: „Wie wir hören, so haben mehrere Süddeutsche Fürsten das Erscheinen auf dem Dresdener Congresse abgelehnt, der durch die neuesten Vorgänge in Wien, und die die in Berlin folgen werden, ohnehin gestört sein wird. Es ist das Beste was sie thun konnten; etwas Definitives konnten sie ohnehin dort nicht abschließen wollen; die Deutschen Ständeversammlungen werden es jetzt durchzusetzen wissen, daß ohne ihre Zustimmung über Deutschlands Vertretung und Verfassung Nichts festgesetzt wird. Dieß sind nicht Zeiten für Laibacher Congresse. Dieß sind nicht Zeiten, dieß sind nicht Dinge, die das Dunkel der Kabinette ertragen. Möge der König von Preußen den großen Entschluß fassen, nach Frankfurt zu kommen, dorthin seine Bundesgenossen oder ihre vollmächtigen Abgesandten zu berufen, im Angesichte der Nation von dieser ihre Wünsche hinzunehmen, sie im Schooße der Bundesbehörde rasch zu berathen und das Fundament des großen Baues zu legen, zu dem sich, wie auf jenen Amphionischen Klang der Harmonie und Eintracht hin, die Werksteine im ganzen Lande drängen."

Am 23. März: „Presse, Stände, Privatthätigkeit sollte nun, da die Versprechungen aller Deutschen Fürsten gegeben sind, in Einmüthigkeit darauf dringen, daß alle die provisorischen, vorbereitenden, einleitenden Schritte von Oben

und Unten, Frankfurter und Dresdener Congresse, der Einen umfassenden, allein richtigen, allein befriedigenden Maaßregel weichen: daß durch Wahl der Landstände ein constituirender „Bundestag" (dieß sollte wohl eigentlich der Deutsche Name des künftigen Parlaments sein), nach Frankfurt berufen werde, mit dem die Fürsten, in möglichster Vollzähligkeit selbst anwesend, das Werk der Regeneration des Bundes auf dem Wege des Vertrages festsetzen. Es ist der Weg, der am sichersten zur Verträglichkeit stimmen wird."

Auch die Veränderung, die in der Stimmung und Haltung der Nation vor sich gegangen war, ließ es als dringend erscheinen, daß die Deutschen Regierungen über die Grundlagen der Bundesreform geeinigt seien, und daß ein Regiment bestehe vor dem Termin der Frankfurter Vorversammlung. In diesem Falle würde derselben eine sehr bescheidene Rolle zugefallen sein; bedenklicher aber war die Sache, wenn diese Versammlung, zu welcher die Einladung an so zahlreiche Kategorien erfolgt war, zusammentrat, ehe man ihr mit einem fait accompli bezüglich der Einleitung zur Bundesreform und Berufung der Nationalvertretung, entgegentreten und ihre Zwecke als bereits erfüllt erklären konnte.

Die Propaganda der gewaltsamen Revolution und der Republik machte fortwährend die größten Anstrengungen um ihre Partei zu vergrößern und als größer darzustellen als sie wirklich war. Wenn die gemäßigte Reformpartei keine Erfolge errang, so mußte ihr zahlreicher Anhang, der überwiegend aus wohlgesinnten zwar, aber ängstlichen Bürgern bestand, mißtrauisch gegen deren Leitung werden. Dieser Anhang wurde dann durch den Terrorismus der Radikalen entweder in deren Lager geschreckt, oder, und zwar in der Mehrzahl, jeder auftauchenden Reaction, die nur Ruhe und Friede bot, zugänglich gemacht.

In nachstehenden Artikeln der Deutschen Zeitung ist der allmähliche Umschwung der Gesinnungen und die damalige Lage geschildert:

Vom 16. März: „Alles schwärmt jetzt von Republikanern in Deutschland; zu den Bauern und Soldaten ist dieß Loosungswort gedrungen; zu verzweifelten Streichen ist die Jugend so rasch; an der Gränze lauern die Aufstifter und Unterstützer; auf einen Anlaß hin, wie die Haltung der Hanauer war, sammeln sich Tausende dieser Freischärler; man wird die ähnlichen Anlässe wieder suchen; man gebe irgend einen festen Anhaltspunkt, eine kecke Reaction oder einen hartnäckigen Widerstand oder eine Notabelnversammlung, die sich zu einer constituirenden darzuleihen verspricht, — wer will dafür stehen, daß nicht ein toller Handstreich versucht wird, das Zeichen der Republik aufzupflanzen? Will's Gott, so wird uns diese Prüfung erspart. Wenn aber je irgend ein unbesonnener Versuch der Art doch gemacht werden sollte, arbeite dann Jeder, der es mit Deutschland gut meint, mit aller kriegerischen Energie zur schleunigsten Unterdrückung, denn jeder größere Erfolg der Republik wäre für Deutschland eine ganz unausbleibliche Kalamität. Es ist unbegreiflich, wenn dieß nicht begriffen werden sollte. Ihr größter Erfolg würde sich nur auf eine kurze Zeit, nur auf diesen südwestlichen Winkel beschränken; er würde nur mit fremder Hülfe auch da zu behaupten sein; eine furchtbare Reaction, von dem Norden und Osten Deutschlands, würde die Republik erdrücken oder sie in die Hände des Auslandes werfen; Deutschland würde zerrissen und zerfleischt werden in dem Momente, da es in einem so beneidenswerth einigen Zuge nach Verbindung strebt; die Macht der Nation, da sie eben eine erste Basis und Begründung suchte und fand, würde gebrochen werden, vielleicht für immer.

Ehe wir unsere Einigung in einer neuen-Bundesverfassung und einem Deutschen Reichstage gefunden, ehe wir uns in jährlichen Versammlungen desselben zusammengelebt, der Entwickelung der Nationalkräfte einen großen gemeinsamen Aufschwung gegeben haben, ist uns, bei den ganz lockeren Fäden unseres Zusammenhanges, jede

größere Parteiung und Spaltung, jeder kleinste Bürgerkrieg tödtlich und von sicherem Verderben. Haben wir nur erst ein Jahrzehnd der Wirksamkeit eines Deutschen Parlaments hinter uns, dann wird Niemand mehr Deutschland erkennen: so wird sich plötzlich zeigen, was ein einheitliches Volk unter einer einheitlichen Leitung bedeutet.

Und dann sind dem Ehrgeize unserer Freiheitsmänner ganz andere Ziele gesteckt, als mit der Französischen Republik in Deutschen Republikchen zu wetteifern! Laßt uns unserer eigenen Freiheit erst sicher sein, laßt uns den Bau unseres eigenen Schutzes erst ausbauen, laßt uns uns fühlen in unserer Gemeinsamkeit und wachsenden Kraft, dann lassen sich der Deutschen Nation auf dem jährlichen Volks- und Bundestag die Programme einer großen Politik stellen, von der wir bisher keine Ahnung hatten." „Dann giebt es Gegenstände, mit jener Französischen Republik zu rivalisiren und zu fraternisiren. Dann laßt uns thun, was in Frankreich so oft besprochen wurde. Laßt uns zurückdenken an jene niedergeworfene Nation der Polen, deren Vernichtung wir mit verschuldet, deren Befreiung darum uns vor Allem zukommt. Laßt uns bei der Gelegenheit fragen nach der Nationalität der Deutschen an der Ostsee. Laßt uns im Süden die Thore der gesperrten Donau öffnen. Laßt uns durch friedliche Einwirkung dem Orient unsere Colonisation und Civilisation aufthun! — Welch andere Ziele des Ehrgeizes, des nationalen Bestrebens sind das, als die Träume des Communismus und des ewigen Friedens unter industriellen Heeren! Es ist nicht die Eine und alleinige Art des Freiheitsbestrebens, in Republiken zu leben: die Natur und Macht der Despotie zu brechen, ist ein eben so großer, ja ein größerer Zweck." „Es wird sich zeigen, wer der Welt die größeren Dienste thut. Aber um dieß zu können, müssen wir uns in der freien Staatsform vereinigt halten in aller Kraft und Ueberzeugung, für die jetzt Alles gewonnen werden kann, — nicht uns auf Republiken zersplittern, die die Volksnatur und die politische Stufe großer Strecken des Vaterlandes gleich unmöglich macht. Bewährt

sich die Republik in Frankreich als das, was sich die Phantasie davon verspricht, so wird sie uns zeitig genug erreichen: Besser, sie findet uns dann in Eine Nation bereits umgewandelt, als so. Bis dahin aber laßt uns den Weg verfolgen, auf den uns die Natur und die Geschichte geworfen haben; laßt uns den Bund und die Vertretung am Bunde ausbilden um uns zuerst und zum ersten Male als Ein Volk zu erkennen und zu prüfen: dann wird sich von selber zeigen, ob diese Staatsform der Repräsentation diesen Volkskörper kleidet oder nicht."

Es war fürwahr keine leere Besorgniß, die in diesem warnenden Programm der Zukunft ausgedrückt ist: die republikanische Partei strebe danach eine constituirende Versammlung zu improvisiren und das Zeichen der Republik aufzupflanzen! Es hatte sich sehr bald gezeigt, daß auch die in Heidelberg anwesend gewesenen Mitglieder der republikanischen Partei ihr gegebenes Versprechen, mit der Mehrheit auf monarchisch-repräsentativer Grundlage und nach solchen Zielen zusammen wirken zu wollen, nicht zu halten gemeint seien; und als am 26. März, — vier Tage vor der Frankfurter Vorversammlung, in der Badischen Kammer über die Bassermann'sche Motion berathen wurde, sagte, damals noch mit einiger Zurückhaltung, Friedrich Hecker:

„Sagunt geht zu Grunde, während Rom beräth. Die Nation muß in möglichster Schnelle einen Sammelpunkt haben, und dabei darf man nicht nach Wahlgesetzen und Vollmachten fragen. In wenigen Tagen werden Abgeordnete aus allen Theilen des Vaterlandes beisammen sein. Diese Versammlung muß den Muth haben, sich als constituirende Versammlung zu erklären und das Vaterland zu retten. Dann mögen auch die Regierungen sie beschicken und mitberathen über die Reichsverfassung. Der Schwerpunkt muß in der Nation, in dem Rathe der Repräsentanten liegen."

Der für die Frankfurter Versammlung anberaumte Tag nahte heran, und die Regierungen hatten sich, Angesichts der seit Wochen

drohenden Revolution, nur darüber geeinigt, daß sie in der verstärkten Bundesversammlung berathen wollten. Schon lag aber der Protest Oesterreichs gegen das Preußische Vorgehen in der Circulardepesche vom 24. März vor; und doch hatte es Preußen bei den Worten belassen und sich zu keinerlei Initiative ermannt. Welche Aussicht für eine Einigung des Bundestags! Daß unter solchen Umständen, und nach dem Scheitern der Circulargesandtschaft durch die freiwillige Thätigkeit des Volks für seine Gesammtvertretung ein neuer Anstoß erfolgen müsse; daß der Erfolg der Bundesreform im Schooß der durch die Vertrauensmänner verstärkten Bundesversammlung nicht gesichert sei; daß die Bundesversammlung auch in dieser neuen Gestalt das zur Lösung einer solchen Aufgabe erforderliche Vertrauen der Nation nicht besitze; darüber bestand in der Bewegungspartei keine Verschiedenheit der Ansichten; wurde doch selbst von dem Hannöverschen Ministerium (Bennigsen) bald darauf erklärt:

„daß nicht sowohl die Personen der bisherigen Bundestagsgesandten es sind, gegen welche der Andrang der öffentlichen Meinung gerichtet ist, sondern daß eben die ideelle Person des Bundestags in den Augen des Deutschen Volkes einen Abbruch erlitten hat, bei dem leider die Regierungen der einzelnen Bundesstaaten selbst nicht unversehrt geblieben sind."

Aber da es die in Heidelberg ausgesprochene Absicht war, daß durch eine Versammlung von Vertrauensmännern der Nation der Entwurf einer Bundesverfassung, den ihr die Siebenercommission entgegen bringen solle, wirklich berathen werden möge, so tadelte man mit Recht die Einladung so zahlreicher Kategorien, welche eine solche Berathung ausschloß. Dieß veranlaßt mich, im Interesse auch meiner persönlichen Vertheidigung über die Heidelberger Siebenercommission und ihre Thätigkeit einige Erläuterung zu geben.

Nach Abhaltung der Heidelberger Versammlung hatten sich deren Theilnehmer nach allen Winden zerstreut; mehrere waren

selbst nicht bis zum Ende geblieben, daher unbetheiligt bei der Abfassung des Protokolls; und ich habe Ursache zu glauben, daß es Andern ebenso ergangen ist wie mir, daß sie nämlich erst aus der öffentlichen Einladung der Siebenercommission vom 12. März und den darunter gesetzten Unterschriften erfuhren, sie seien Mitglieder dieser Commission. Die Heidelberger Versammlung war von den Badenern in das Badische berufen gewesen, daher natürlich, daß die Badischen Mitglieder der Siebenercommission, Itzstein und Welker, als unterstellte Mandatare handelten; und Itzstein, mit seiner Routine der Agitation und oppositionellen Organisation, scheint sich hauptsächlich der Leitung bemächtigt zu haben. Man sieht hieraus, daß nicht blos in der Heidelberger Versammlung, sondern auch in der von ihr erwählten Commission, Männer von sehr auseinander gehenden politischen Ueberzeugungen zusammen gestellt waren; die Commission selbst trat nie zusammen; die Einladung vom 12. März war der einzige Act ihrer gleichsam gemeinsamen Thätigkeit.

Welker war zugleich Mitglied der Commission der Badischen Ständekammer, welche über die Bassermann'sche Motion zu berichten hatte und deren Berichterstatter; die Aufgabe dieser Commission fiel wesentlich mit derjenigen der Heidelberger Siebenercommission in Eins zusammen; und so sollte der Bericht Welkers, welcher aber kaum wenige Tage vor der Vorversammlung zu Frankfurt zur Oeffentlichkeit gelangte, als die Lösung der Aufgabe von Seiten dieser beiden Commissionen gelten. Bei Begutachtung der Bassermann'schen Motion auf Nationalvertretung hatte Welker einen Grundriß künftiger Bundesverfassung entworfen, von dem behauptet wurde daß zugleich die Heidelberger Siebenercommission damit „in allem Wesentlichen" übereinstimme, was nach dem Obigen cum grano salis zu verstehen ist. Ich wenigstens habe über diesen Grundriß nie eine Meinung abgegeben, und ein Vorschlag war darin enthalten, daß nämlich das Bundeshaupt je auf drei Jahre

gewählt werden solle, welcher meiner, bereits vorher bekannt gegebenen Ueberzeugung über die Bedingungen der Einheit Deutschlands, gänzlich zuwider war. Fast gleichzeitig mit dem Welker'schen Bericht war in der Deutschen Zeitung*) ein Aufsatz von Robert von Mohl, unter der Ueberschrift: der Deutsche Reichstag erschienen, welcher ebenfalls die Umrisse einer Bundesstaatsverfassung entwickelt, mit dem Welker'schen in Bezug auf die Nationalvertretung überhaupt und in zwei Kammern, Rath der Fürsten und Volkshaus, übereinstimmte, dagegen entschieden gegen das Wahlreich und ein auf bestimmte Zeit zu wählendes, vielmehr für ein erbliches Bundeshaupt sich aussprach.

„Wenn nun aber dieses (erbliche Bundeshaupt) mächtig aus eigner Macht sein muß" — (so fährt Mohl fort) — „dann kann nur von einem der beiden großen Deutschen Staaten die Rede sein. Welchem von diesen nun aber die Kaiserwürde zu übertragen sei, darüber werden allerdings die Stimmen in Deutschland getheilt sein und getheilt bleiben. Wir unseres Theils sprechen uns für Oesterreich aus." —

Der große Zwiespalt, an dem das Reformbestreben für Deutschland scheiterte, ist hierin richtig durchgefühlt; man war so, noch vor der Vorversammlung zu Frankfurt, in der vorbereitenden öffentlichen Erörterung zu dem praktischen Kern der Einheitsfrage gedrungen, und auch die Deutsche Zeitung gab darüber ihr Votum ab, das gleichsam die Programme der späteren Parteien vorwegnimmt und gegeneinander abwägt, und dem ich darum folgende Stellen entnehme:

Vom 28. März. „Die Frankfurter Versammlung des 31. März naht heran. Es ist Zeit, daß wir unser unbedeutendes Votum in der großen Sache der neuen Bundesverfassung abgeben." — „Wir gestehen, daß wir fast jeden andern Theil

*) Deutsche Zeitung von 1848. Nr. 86 bis 89.

der Verfassungsfrage — (außer dem von dem Bundeshaupt und der ausführenden Gewalt) — jeder beliebigen Versammlung mit vollem Vertrauen zur Entscheidung überlassen hätten.“ — — — — „Wir schieben diese anderen Gegenstände vor der Hand bei Seite, um bei der Hauptfrage über die exekutive Gewalt zu verweilen.“

„Durch die einstimmige Gutheißung beider Badischen Kammern hat die (Welker'sche) Ansicht: das Bundeshaupt soll aus dem Hause der Landesregierungen aus ihrer Mitte auf je drei Jahre gewählt werden, — bereits ein gewichtiges Votum für sich. Aus Baiern hat man vorgeschlagen, die Kaiserwürde von fünf zu fünf Jahren unter den Häusern Oestreich, Preußen und Baiern alterniren zu lassen. In Oestreich setzt man nichts Anderes voraus, als daß die Kaiserwürde wieder in der alten Weise dorthin zurückkehre. In Preußen denkt man an ein Preußischdeutsches Königthum. In allen kleinen Staaten und Regierungen, das begreift sich wohl von selbst, wird man für die kurzzeitige Wahl oder Alternation sein. — So fängt man also in dieser Sache, die der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Deutschen Einheitsfrage ist, mit Zwiespalt, mit Partikularismus und Egoismus an.“ — „Wenn wir uns in dieser wichtigsten unserer ersten Aufgaben einigen sollen, so müssen zwei Maximen unabweislich die Richtschnur unserer Erwägungen und Handlungen bilden. Wir müssen das Wohl des ganzen Deutschlands in unseren Betrachtungen dermaßen allein ins Auge fassen, daß wir von allen einzelnen Bundesverhältnissen ganz absehen, die Rücksicht auf allen Partikularismus ganz vergessen, über alle rückwirkenden Folgen einer zweckmäßigen Bundesverfassung auf die Territorien vollkommen gleichgültig sind. Wir müssen dann, wenn wir das Resultat dieser ganz nur auf das Heil des geeinigten Deutschlands gerichteten Erwägung ziehen, von vornherein zu jedem Opfer des Sonderinteresses bereit sein.“ — „Diese beiden Maximen werden uns in dieser und jeder künftigen Betrachtung unverrückt die Wege zeigen.“

„Wir wollen ein einiges und starkes Deutschland, ein freies

und mächtiges Deutschland! — Dafür heben sich, wenn man aufriefe, alle Hände empor.

Bei den Vorschlägen, die der Commissionsbericht macht, könnte die Freiheit Deutschlands gedeihen; insofern sind sie gute."

„Die Einigkeit wird von Seiten einzelner widerstrebender Regierungen, im Anfange wenigstens, gefährdet sein, — welche Bestimmungen über den Chef des Bundes überhaupt getroffen werden mögen; in sofern ist es gleichgültig, wie sie lauten.

Macht und Stärke aber (insofern finden wir diese Vorschläge gänzlich unangemessen) werden uns durch die Wahl oder die Alternation des Bundeshauptes auf kurze oder lange Zeit ganz unausbleiblich verloren gehen. Verloren gehen? Vielmehr, wir werden sie auf diesem Wege trotz aller Parlamente eben so wenig erlangen, als wir sie bisher unter der Bundesbehörde erlangt haben. Darüber hat der Aufsatz von Mohl so vortrefflich gesprochen, daß wir uns wesentlich auf ihn beziehen dürfen. Angesichts der Erfahrung aller Geschichte ist alles Wahlreich, auf Lebenslänge oder auf Jahreskürze, so verwerflich und verworfen, daß allerdings unter politischen Männern davon gar nicht die Rede sein sollte." — „Wir sind bisher, bei der Errichtung des Deutschen Bundes, der Unmacht verfallen gewesen, aber der Verwirrung entgangen; bei dieser Veränderung werden wir der Unmacht nicht entgehen, aber ganz sicher zugleich der Verwirrung verfallen. Wir haben bisher in einem Unschuldstande gelebt, der von der Sünde nichts wußte; diese Veränderung wird den Saamen der politischen Laster in unser armes Vaterland reichlich hineinstreuen. Wir haben bisher, bei der Bundesverfassung wie sie war, keine Ansprüche auf eine Geltung nach Außen, keine politischen Prätensionen, keine aktiven Plane gehabt; die Absicht unserer Großmächte bei der Stiftung des Bundes ging bloß auf eine mehr neutrale Zwischenmacht in den negativen Zwecken der Friedensgarantie; insofern waren wir bei unserer Unmacht und Schwäche nicht gerade compromittirt. Jetzt aber erheben wir in der Nation politische Ansprüche, und nehmen eine herausfordernde,

durch Einigung imposante Stellung an. Geben wir uns dabei eine Verfassung, die uns in der alten Unmacht bei der neuen Prätension erhält, so gibt das Deutsche Volk in dem ersten Moment seiner Wiedergeburt eine Blöße der politischen Unmündigkeit, deren Folgen sehr schwer zu verwinden sein werden."

„Man wird vielleicht die Amerikanische Präsidentenwahl zur Rechtfertigung dieser Vorschläge anführen. Die Candidaten zu den Amerikanischen Präsidentenstellen sind spärlich; sie sind machtlose Privatleute und keine erblichen Fürsten; sie sind in weiten Strecken zerstreut; hinter und neben ihnen kann Neid und Ehrgeiz nicht in wirksamer Weise schieben; jedes Verhältniß macht eine Vergleichung unstatthaft. Wären die inneren Verhältnisse aber auch gleiche, so ist in der äußeren Lage ein Unterschied, der für sich allein jede Vergleichung noch weit entschiedener abweist. Wenn die Amerikanischen Freistaaten zwischen lauter mächtigen, compakten Nationalitäten und Monarchien gelegen wären, zwischen gebildeten, geordneten, strebenden Staaten, so wäre es eine sehr große Frage, ob sie nur als Republik bestehen könnten; es wäre bei politisch halbverständigen Leuten ganz außer Frage, daß die wechselnde Präsidentschaft nicht bestehen könnte." „Wir, bei unserer Lage im Centrum aller Europäischen Verwickelungen und Zusammenstöße, müssen vor Allem nach Außen stark und einheitlich constituirt sein. Diese starke und einheitliche Verfassung ist nur in einer erblichen Monarchie gelegen. Die Republik, auch die Eine und untheilbare Republik, kann uns unter den heutigen Verhältnissen diese Stärke nicht geben, wo die Bevölkerung nicht republikanisch gesinnt ist. Wäre von einer Föderativrepublik die Rede, von der in Deutschland fast allein die Rede sein könnte, und auch fast allein ist, so würde sie uns noch viel weniger Stärke geben, weil sie uns nicht einmal die gewünschte Einheit gäbe. Das Allermonströseste aber scheint uns die vorgeschlagene Verfassung zu sein, die in ihrer Basis Monarchie, und auf dem Giebel Amerikanische Republik ist.

Wird der Giebel schwer und mächtig durch eine Usurpation der executiven Gewalt von Seite des Bundestags oder Parlaments, so drückt er die monarchische Grundlage zusammen. Laßt ihn durch die dreijährige Wahl leicht und schlank, so wirft ihn der erste Sturm bei der mangelnden Verbindung mit dem Unterbau in alle Lüfte. — Wir dächten, dieß sind so elementare und einfache politische Betrachtungen, daß sie von keinem erfahrenen Manne widersprochen werden sollten."

Vom 29. März. „Wenn die constitutionellen Monarchien in Deutschland erhalten werden sollen, wenn es Ernst mit dieser Verfassungsform ist, so muß sie wie den Grundstein so auch den Schlußstein des deutschen Staatsgebäudes bilden." — „Nur dann wird auf Einheit gehofft werden können wie auf Freiheit. Auf Macht und Stärke aber auch dann nur in dem Falle, daß die erbliche Würde des Bundeshauptes auf eine der beiden Großmächte übertragen wird, auf Oesterreich oder Preußen. Wir hoffen daß die Köpfe in Deutschland weder so hart sind noch so heiß, daß sie uns nicht die zufälligen Fürsten von Oesterreich und Preußen im Eifer mit den Staaten von Oesterreich und Preußen zusammenwerfen und verwechseln." „Sonst ist es wohl ein Zeichen politischer Neulingschaft unter uns, daß wir uns viel zu viel an Persönlichkeiten stoßen: das politische Gefühl ist bei uns nicht hartschlägig genug." — „Wir sind unserer Seits so überzeugt, nur Preußen sei die rechte Wahl, daß wir den ganzen Sturm der Unpopularität nicht scheuen, auch in diesem gegenwärtigen Momente uns laut für diese Entscheidung auszusprechen." „Wir können nicht einmal zugeben, daß Oesterreich der bei weitem mächtigere Staat unter beiden ist." „Auf Oesterreichs staatliche Verbesserungen kann man vielleicht jetzt rechnen, aber wir haben keine Zeit darauf zu warten." „Eine Verbindung Deutschlands mit Oesterreich wird dem Letzteren mehr geben als Deutschland von ihm empfängt; die Intelligenz der Deutschen Bevölkerung wird in kurzer Zeit wieder obenan treten und wird derselben die Herrschaft in Oesterreich wieder

verschaffen, die sie zu verlieren im Begriff war und ist; für diesen großen moralischen Aufschwung ist es nicht zu viel verlangt, daß uns Oesterreich 2c. — — — den Einfluß seiner großmächtigen Stellung darleihe."

„Soll Preußen allein Vortheile ernten, ohne Opfer zu bringen? Keineswegs! Es soll uns seine Selbstständigkeit zum Opfer bringen; es soll jeder eignen Preußischen Vertretung im Auslande so gut entsagen wie jeder kleinste Fürst; es soll in Deutschland aufgehen, es soll nur eine Deutsche Politik haben und keine Preußische, es soll Deutschland an seine Fersen fesseln, aber nur dadurch, daß es an seiner Spitze gefesselt ist. Diese Verschmelzung der Interessen kann nur Preußen eingehen, nicht Oesterreich; diese Verschmelzung legt allein von Seite Preußens für Deutschland etwas Großes in die Wage, nicht von Seiten der kleinen Staaten, deren Aufgehen in Deutschland selbst verstanden ist. Diese Verschmelzung Preußens mit Deutschland ist von jeher als das einzige Heil für Beide angesehen worden; wie schrecklich das Ereigniß des 18. März ist, es ist nicht der Art, daß es plötzlich diese Ueberzeugung verrücken könnte." — — „Was immer geschehen sei, Nichts ist geschehen, was uns bewegen könnte, die Deutsche Bundesverfassung auf einem lockeren Boden zu errichten. Im Gegentheil: je erschütterter die Ordnung in Deutschland ist, je schrecklicher sich plötzlich der Horizont verdunkelt hat, je wankender die Throne stehen, desto einträchtiger eile man, einen mächtigen und starken Mittelpunkt zu schaffen, der das Ganze zusammenhält."

Wie der Mangel an einverstandenem Denken und Handeln selbst unter solchen Solchen, die nicht durch Prinzipien getrennt waren, sondern sich nahe standen, frühe öffentlich zu Tage trat, um so natürlicher war es, daß die prinzipiell gegenüberstehenden Parteien, die in der Heidelberger Versammlung noch zum Zusammengehen für Reform sich verbunden hatten, in feindlichen Lagern bald strenge sich schieden, sowie die Radicalen

zu dem Glauben sich verleiten ließen, als ob sie stark genug seien ihre radicalen Ziele auch gegen die monarchisch-parlamentarische Bundesstaatspartei verfolgen zu können.

Die Erfüllung der Aufgabe der Siebenercommission kam unter solchen Umständen vorerst nicht mehr in Frage; keine Partei drang darauf, weil die ursprüngliche Bestimmung dieser Versammlung, die als eine von Notabeln in beschränkter Zahl hätte zusammen kommen sollen, um fähig zu bleiben, einen umfassendern Verfassungsentwurf zu berathen, von allen Seiten aufgegeben war, vielmehr dem Zusammentritt der Versammlung mit sehr gemischten Gefühlen entgegen gesehen wurde. Von den Revolutionären wurde kein Hehl daraus gemacht, daß man die Versammlung zu einer Parteidemonstration im republikanischen und socialistischen Sinne zu benutzen gedenke; die Reformpartei erkannte schon darum die um so dringendere Nothwendigkeit, die baldigste legale Berufung einer provisorischen und constituirenden Nationalvertretung zu erstreben, als damit die Frankfurter Vorversammlung zwecklos geworden wäre. Da vor dem Termin derselben die Berufung eines wirklichen Parlaments nicht stattfand, so handelte es sich darum die Frankfurter Vorversammlung für jenen Zweck nutzbar zu machen. Erst im Augenblick des Zusammentritts derselben kam die Aufgabe der Heidelberger Siebenercommission zu dem Ende wieder in Betracht.

Der Bundestag und die Männer des allgemeinen Vertrauens.

Es ist oben des Bundesbeschlusses auf Abordnung von Männern des allgemeinen Vertrauens, für jede der 17 Stimmen des engeren Raths einen, und zur Berathung über die Revision der Bundesverfassung, — und der Suspension der Ausführung desselben, — Erwähnung geschehen.

Auf Antrag von Oesterreich und Preußen wurde am 25. März diese Suspension wieder aufgehoben und die als Männer des allgemeinen Vertrauens Bezeichneten, bestimmt die Bundesversammlung mit ihrem Rath zu unterstützen, kamen zum Theil gleichzeitig mit denen in Frankfurt an, die sich zu der für den 30. März berufenen freien Versammlung dahin begaben. Der Einfluß der Ersteren auf die Bundesversammlung machte sich sogleich geltend; es fand noch am 30. März eine gemeinschaftliche Sitzung der Angekommenen mit dem Revisionsausschuß der Bundesversammlung statt, in Folge deren diese an demselben Tage noch die Wahlen von Nationalvertretern, — ein Vertreter auf 70,000 Seelen der Bevölkerung, nach dem bestehenden Bundesmatrikularverhältnisse — verordnete, „um zwischen den Regierungen und dem Volke das Deutsche Verfassungswerk zu Stande zu bringen," — eine Anordnung, welche sodann, was die Verhältnißzahl für die Vertretung und was das active und passive Wahlrecht betrifft, in Folge der Berathungen des Vorparlaments, durch Bundesbeschluß vom 7. April modificirt und mit den Beschlüssen des Vorparlaments in Uebereinstimmung gebracht worden ist.

Außerdem wurde an dem gleichen 30. März der Geschäftsgang bezüglich der 17 Vertrauensmänner vorläufig regulirt, und es blieb auch definitiv dabei, daß diese 17 Vertrauensmänner, statt sich in die Bundesversammlung zu versenken, und diese dadurch mit den Verfassungsrevisionsarbeiten zu identificiren, sich als besondere collegiale Commission, nach Analogie der Bundesmilitaircommission, constituirten. Die Initiative für das Geschäft der Verfassungsrevision wurde mit vollem Vertrauen in die Hände dieses Collegs der 17 Vertrauensmänner, welches meinen Bruder Max zum Vorsitzenden gewählt hatte, gelegt, und ihnen anheim gestellt, nach Befinden mit dem Verfassungsrevisionsausschuß der Bundesversammlung, nicht mit der Bundesversammlung selbst, in Communication zu

treten. Aus dem Schooße dieses Collegs der 17 Vertrauensmänner ging jener bekannte, von Dahlmann schließlich redigirte „Entwurf eines Reichsgrundgesetzes" hervor, welcher der Bundesversammlung am 27. April übergeben, von dieser die Erklärung der Einzelstaaten darüber erfordert wurde, und der, ohne daß es in der Bundesversammlung darüber zur Berathung und Beschlußfassung gekommen wäre, lediglich als Material an die Nationalversammlung übergegangen ist.

Bei den die Wahl und Berufung der Nationalversammlung betreffenden Bundesbeschlüssen aber vom 30. März und 7. April ist es von Interesse hervorzuheben, daß die Bundesversammlung, indem sie diese Beschlüsse faßte, bezüglich der Initiative welche, der Nationalversammlung gegenüber, von der Bundesexecutive zu ergreifen war, in keiner Weise schlüssig wurde; daß der Beschluß, die Nationalvertretung aus einem Hause, aus einer Versammlung bestehen zu lassen, zuerst von ihr ausgegangen ist; daß also die Deutsche Bundesversammlung, durch ihre damals noch von keinem Fünfzigerausschuß beeinflußten Beschlüsse es verschuldet hat, wenn der Bund, — ohne Oberhaupt, ohne verantwortliche Executive, ja ohne die Möglichkeit einer solchen, — ohne das Gegengewicht endlich eines Staaten- oder Regierungshauses angeordnet zu haben, — einer constituirenden Nationalversammlung von über 600 Köpfen die Initiative zur Verfassungsrevision lediglich überlassen hat. —

Das Vorparlament und der Fünfzigerausschuß.

Lange hatten wir Deutsche einen Zeitraum in unserer Geschichte entbehrt, auf den mit solchem Stolz zu blicken wäre, als auf die ersten Märzwochen des Jahres 1848. Es war einer Partei, die durch ihre Vergangenheit, — durch das, was sie für natio-

nalen Aufschwung und Freiheit gethan, geopfert und gelitten, — Bürgschaften geleistet und die Achtung des Volkes sich erworben hatte, — es war dieser Partei gelungen das erste Hervorbrausen, — nachdem in Folge der Ereignisse der Druck entfernt und das Ventil gelüftet war, — eines wilden und anarchischen Hasses gegen die bestehenden Zustände, und des Rachedurstes gegen die bisherigen Unterdrücker, in ein Strombette patriotischer Bestrebungen zu bannen, und es herrschte eine feierliche Begeisterung für den großen Moment des Deutschen Vaterlandes, der von allen Stämmen und Schichten des Volkes begriffen zu sein schien, der durch keinerlei Parteiforderungen und Sonderwünsche getrübt wurde. Aber schon um die Mitte des Monats hatte sich der Horizont verfinstert. Eine Reihe von fast gleichzeitigen Ereignissen bezeichneten den Uebergang aus den Flitterwochen zu der ernsteren Versuchung des Einheitsbandes. —

Oesterreich schien zwar durch die am 14. März eingetretenen Staatsveränderungen Deutschland wieder näher gerückt; aber mit sich selbst, mit dem Zusammenhalten seiner heterogenen Theile, zu sehr beschäftigt, und im Bewußtsein, daß es in solchem Augenblicke der Krisis von Deutschland eher zu fordern als ihm zu bieten habe, beschränkte es sich, der Entwickelung der Deutschen Einheit gegenüber, auf die Negative und den Protest, die in der Circulardepesche vom 24. März dahin ausgedrückt sind:

„Deutschland soll und muß verjüngt werden, dieses ist Oesterreichs, in seiner heutigen Gestaltung, entschiedener Wunsch und fester Entschluß. Eben so ungebeugt steht aber auch unsere Ueberzeugung, daß dieses hohe Ziel nur zu erreichen ist auf rechtmäßig gebahnten Wegen und unter dem Zusammenwirken Aller."

Oesterreich wußte, daß das nicht zu erreichen war.

In dem Augenblicke, in welchem man von Preußen Thaten erwartete, hatte es nur Worte geboten, die es heute sprach um sie

morgen wieder zu verschlucken. Statt einen kräftigen Organismus zu entwickeln, um den sich die Einheit krystallisiren mochte, hatte der Preußische Staat in seiner durch Parteihader zwischen versumpften und sich überstürzenden Ansprüchen herbeigeführten Schwäche sich blos gelegt.

Die Kleinstaaten, plötzlich auf den Schutz angewiesen, den die eigenen conservativen aber zugleich populären Elemente, ihnen bieten mochten, hatten sich der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei in die Arme geworfen, deren Einfluß und Macht durch die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs ihres Strebens für Einheit und Freiheit bedingt war. — Jedes Ereigniß, welches dieser Wahrscheinlichkeit Abbruch that, jeder Tag um den sich die Lösung verzögerte, verminderte ihren Einfluß und stärkte die revolutionäre Partei, wovon ein Theil principiell eine föderative Bundesverfassung für Republiken, nach dem Muster der Amerikanischen Freistaaten, und mit mehr oder weniger Hinneigung zum Communismus oder Socialismus, erstrebte; — ein anderer Theil, — der von positiver principieller Vorliebe zu oder von Abneigung gegen bestimmte Verfassungsformen vielleicht absah, aber es für unmöglich hielt, daß die nothwendigen Reformen der Bundesverfassung auf friedlichem Wege erreicht würden, — eine Revolution für unvermeidlich erachtete, welches auch die Folgen sein möchten.

Auch unter der Reformpartei waren Viele und die Besten, die vor der Revolution nicht zurückgeschreckt, die mit der von meinem Bruder so formulirten Maxime gegangen sein würden: „durch die Fürsten, wenn es kann, — ohne diese und selbst gegen sie, wenn es muß:" und die über die Rechtmäßigkeit und die Klugheit einer Revolution, worüber auch mein Bruder meinte, daß die Acten längst geschlossen sein sollten, gedacht haben werden wie dieser*).

*) III. Band Seite 10 und 11.

Wohl erkannte die Bundesstaatspartei die der Reform entgegentretenden Schwierigkeiten; sie hielt sie aber nicht für unüberwindliche. Was schien nicht möglich nach den überraschenden Ereignissen, die sich in den ersten Märzwochen begeben hatten! Sie glaubte, daß die Politik, die Preußen in dem Patente vom 18. März proclamirt hatte, eine Deutsche und zugleich eine Preußische sei, für deren Verwirklichung Preußen, im Interesse des Volkes wie des Königthums, seine ganze Kraft werde einsetzen müssen; die Politik nämlich, die sich auf die Sätze zurückführen läßt: daß Preußen nur in der festesten, innigsten Verbindung mit dem übrigen Deutschland die Ergänzung der Kräfte finden kann deren es bedarf; — daß dafür in dem Geist der Nation selbst der mächtigste Verbündete zu suchen ist; — daß dieses Bündniß nur mittelst der Verwirklichung der die Zeit bewegenden Idee der nationalen Einheit und der politischen Freiheit unter der Form des repräsentativen Verfassungsstaats zu gewinnen ist. — Sie hielt dafür, daß die Macht der Thatsachen diese Politik, auch gegen das Widerstreben von Einzelwillen, für Preußen als eine Bedingung seiner Existenz darthun werde; — sie rechnete darauf, daß im übrigen Deutschland diese Uebergangs-Politik als der Weg zur Einheit begriffen und hinreichend unterstützt werden würde; — sie erachtete, bei solchen Hoffnungen auf Reform, das Loslassen einer Revolution, das allerdings in ihrer Hand lag, für einen Act der Immoralität.

Später, als die Hoffnungen auf Reform schwanden, ergab es sich nur noch mehr, wie wenig aus dem Gesichtspunkt der Moralität wie der Klugheit, das Loslassen der Revolution damals gerechtfertigt gewesen wäre. Denn es hatte sich gezeigt, daß die Mehrheit der denkenden Patrioten wohl von der Nothwendigkeit einer Veränderung überzeugt war; daß sehr allgemein die vage Sehnsucht oder das ungestüme Verlangen nach Einheit, nachdem Freiheit im Uebermaaß gewährt oder gewonnen war, sich kund gab;

aber ein Gedanke, wie die Einigung erfolgen solle, war noch nicht allgemein, noch nicht übereinstimmend genug, in das Bewußtsein der Nation eingedrungen, und dennoch glaubten Viele ein so hohes, so lange ersehntes, so oft verfehltes Ziel jetzt erreichen zu können, und berechtigt zu sein es zu erreichen, ohne auch nur eine der partikularistischen Neigungen, der traditionellen Sympathien und Antipathien, Anschauungen oder Vorurtheile abzulegen, welche der nationalen Spaltung zu Grunde liegen, die Zerrissenheit bisher erhalten haben, Zwietracht nähren und die Einheitshoffnungen vertagen.

Führer, welche das erforderliche allgemeine Vertrauen des Volkes besaßen, und die dadurch und durch ihre Eigenschaften in den Stand gesetzt gewesen wären eine Revolution zu dem bestimmten und gewünschten Ziele zu führen, waren nicht vorhanden; und wenn man wahrnahm, welche unreife oder verwahrlosete Jugend, und welcher verluderte Pöbel sich breit machte, Urtheil und Führung sich anmaaßte und auch wirklich zur Geltung kam, — Volksgunst und Ansehn gewann, — so mußten gewissenhafte Männer, im Zweifel an der Urtheilsfähigkeit und Moralität auch gebildeter Kreise und Bürgerschaften, deren Sinne wie vom Rausche umnebelt schienen, die in der Verzweiflung, so herrliche und große Hoffnungen schwinden zu sehen, sich jeder Täuschung in die Arme stürzten, — ich sage, gewissenhafte Patrioten mußten von Revolutionsgedanken, wenn sie dieselben gehabt hätten, abstehen; — es mußte sich ihnen die Ueberzeugung aufdringen, daß die Dinge noch nicht reif und dazu angethan seien; — daß dadurch, ohne alle edlere revolutionäre Begeisterung, unter Gefährdung und unter dem Preisgeben der bestimmten und beschränkten politischen Ziele, nur den Schauern einer socialen Revolution und den Ekel erregenden Excessen einer Pöbelherrschaft, die Bahn gebrochen werde, — einer allgemeinen Verwilderung, welche bereits den Anlauf dazu genommen hatte die Früchte einer mehrhundertjäh-

rigen Civilisation, und alle Begriffe, die dem sittlichen Menschen achtbar und theuer sind, unter die Füße zu treten.

Eines der bösartigsten Ereignisse, welche den Uebergang zu den schlimmeren Tagen bezeichneten, war die am 19. März in Offenburg stattgehabte Volksversammlung, durch welche, — nach einem abgegebenen Mißtrauensvotum gegen einen benannten Prinzen des Badischen Hauses, gegen Mitglieder der Regierung, die Umgebung des Großherzogs, den größeren Theil der Beamten, eine große Anzahl der Mitglieder der zweiten Kammer, gegen die erste Kammer als Institution, — dann ausgesprochen wurde, daß die dem Volke angeblich mangelnden Bürgschaften „für die Verwirklichung seiner Forderungen und die Begründung eines dauerhaften Zustandes der Freiheit" dieses sich selbst verschaffen müsse. Zu diesem Ende wurde die Organisation politischer Vereine, eines Landesvereins, mit unterstehenden Kreisvereinen, Bezirksvereinen und vaterländischen Vereinen in jeder Gemeinde, beschlossen und kam sofort zur Ausführung. In den Centralausschuß wurden die hervorragendsten Mitglieder der republikanischen Partei, Friedrich Hecker von Mannheim als Obmann, gewählt, und bald concurrirte in dem Anspruch auf Herrschaft im Lande, dieser, die Auflösung aller Ordnung in einer Clubwirthschaft anstrebende politische Landesverein, der seine Autorität auf leicht zu lenkende Volksversammlungen stützte, mit der verfassungsmäßigen Landesregierung, deren Organe jener ohnmächtig zu machen sich bestrebte.

Je mehr sich der Tag der Frankfurter Vorversammlung näherte, um so energischer wurde die Agitation der republikanischen Partei, um in Volksversammlungen die sie beriefen, Demonstrationen zu Gunsten einer republikanischen Staatsverfassung hervorzurufen, und dadurch glauben zu machen, ihre Partei sei stärker, als sie wirklich war, und die Frechheit der Faction ging so weit, daß sie Volksversammlungen, z. B. einer in Heidelberg am 26. März abgehaltenen, Beschlüsse im republikanischen Sinne andichtete

und unterschob, welche diese gar nicht gefaßt hatten. In der Badischen Kammer, auch in der Hessischen, hatte sich eine republikanische äußerste Linke von früheren Parteigenossen feindlich abgesondert, da die Reformpartei eine volksthümliche und gewissenhafte Regierung, welche ihr eignes Programm vertrat, nun unterstützte. Diese Scheidung war etwa zwischen dem 24. und 28. März erfolgt, zu dem Zeitpunkt, in welchem auch die Verbindungen der Deutschen demokratischen und socialistischen Vereine mit dem Ausland, zum Zweck, dessen Unterstützung zum Umsturz der bestehenden Verhältnisse in Deutschland zu gewinnen, abgeschlossen worden zu sein scheinen. Denn es ist zu schimpflicher Gewißheit geworden, daß Badische und andere Deutsche Revolutionäre mit leitenden revolutionären Comités in Frankreich, welche Hülfe und Zuzüge organisirten, und dabei von den Französischen Machthabern unterstützt wurden, Verbindungen pflogen und Verpflichtungen gegen sie eingegangen sind. Darum hatte auch das Badische Ministerium schon am 26. März in den Kammern erklärt, daß beunruhigende Berichte aus Frankreich die Regierung veranlaßt hätten, die übrigen Staaten des 8. Armeecorps (Würtemberg und Hessen) um Zuzug anzugehen, da die eigenen Truppen nicht ausreichten.

Unter solchen Auspizien und bei äußerster Spannung der Nation war der Vorabend der Frankfurter Vorversammlung, 30. März herangekommen. Eine Umgestaltung der Deutschen Dinge oder ein mächtiger, Vertrauen erweckender Anstoß dazu, war vielfach von denselben Menschen eben so sehr für nothwendig erkannt als gefürchtet. Blieb dieser Anstoß zur Reform aus, so deuteten viele Symptome auf unmittelbar bevorstehenden, bewaffneten Aufstand, auf Bürgerkrieg in zum Voraus unberechenbaren Dimensionen; denn von den zunächst bedrohten Staaten waren kriegerische Maaßregeln zur Abwehr und zur Erhaltung der Ordnung kaum getroffen. Man war sich also in zahlreichen und weiten Kreisen bewußt, daß es bei der Frankfurter Versammlung

recht eigentlich zunächst freilich für das südwestliche Deutschland, um die Frage sich handeln werde: ob Reform oder Revolution? Niemand, der in den benachbarten Ländern eine politische Stellung hatte, zur Theilnahme an der Versammlung berechtigt oder eingeladen war, mochte sich ausschließen, wollte er seine Stellung bewahren; es galt, das ernste Turnier zu bestehen.

Adam von Itzstein, einer von der Heidelberger Siebenercommission, unter dessen vorherrschenden Einfluß das Frankfurter Vorbereitungscomité sich stellte, — der damals noch mit einiger Zurückhaltung auftrat und eine Vermittelungsstellung einnehmen zu wollen schien, hatte von dem Vorbehalt von Einladungen zur Theilnahme an der Versammlung:

„an eine bestimmte Anzahl anderer, durch das Vertrauen des Deutschen Volkes ausgezeichneter Männer, die bisher nicht Ständemitglieder waren" —

zahlreich im Sinne seiner, der republikanischen Partei, Gebrauch gemacht; eine gleiche Vertheilung von Einladungskarten unter die Mitglieder der Siebenercommission war nicht erfolgt; mir wenigstens sind nur sehr wenige solcher Karten, und diese zu ganz später Stunde, zur Verfügung gestellt worden. Weil nun im Amte, war ich auch schon des Abfalls von der nationalen Sache, und als Aristokrat der radicalen Partei ohnehin verdächtig; daher mir der berechtigte Einfluß auf die Zusammensetzung der bevorstehenden Versammlung möglichst verkürzt zugemessen wurde.

Zuerst in Frankfurt, nachdem die Angekommenen bereits Vorberathungen über die Präsidentenwahl pflogen, traten mehrere Mitglieder der Siebenercommission, darunter Welker und ich — ich erinnere mich nicht mehr wer sonst noch, — zusammen, um sich über die Vorschläge zu verständigen, welche die Aufgabe der Siebenercommission waren. Dieser zusammengetretene Bruchtheil der Siebenercommission hatte sich eigenmächtig durch andere Gesinnungsgenossen verstärkt.

Nach der ergangenen Einladung war vorauszusehen, daß in der bevorstehenden Versammlung die nächste Umgegend, welche in der letzten Zeit am meisten republikanisch bearbeitet worden war, das zahlreichere Contingent stellen werde, daß dagegen Ost- und Norddeutschland, wo man conservativere Gesinnungen als vorherrschende voraussetzte, nur spärlich würde vertreten sein. Es war bekannt, daß bei derselben Voraussetzung auch von Seiten der republikanischen Partei, diese der Versammlung ein republikanisches Programm vorlegen, und die Permanenzerklärung derselben bis zum Zusammentritt einer Nationalversammlung, um bis dahin das während solcher Permanenz zu gewinnende Terrain weiter ausbeuten zu können, durchzusetzen versuchen werde. Das Gerücht überdem, es sei die Absicht, die Versammlung mittelst herbeizuziehender bewaffneter Schaaren zur Proclamirung der Republik zu nöthigen, entbehrte nicht aller Wahrscheinlichkeit, da Hecker nach der Erzählung eines politischen Flüchtlings in der Schweiz Solchen, die schon früher in ihn gedrungen waren zu einem republikanischen Aufstand zu schreiten, und die er auf das Vorparlament verwiesen, auf deren Einwand, daß vom Vorparlament nichts zu erwarten sei, geantwortet hatte: „ich werde sie terrorisiren." Dagegen jedoch schützte unter Anderem die damals vortreffliche Haltung der Frankfurter Bürgerschaft und ihre Bürgerwehr, und im Darmstädter Bahnhof hatte ich die nicht überflüssige Vorkehr gegen etwa aus dem Süden kommenden, bewaffneten Zuzug in der Art treffen lassen, daß Bewaffnete, die nach Frankfurt passiren wollten, zuvor die Waffen ablegen mußten.

Unter solchen Umständen, und da, wie schon bemerkt, längst davon abgesehen war, der Frankfurter Vorversammlung einen umfassenderen Verfassungsentwurf zur Berathung vorzulegen, kam der zusammengetretene Bruchtheil der Siebenercommission überein, daß zwar versucht werden müsse die Versammlung und das Gewicht, das sie in so kritischem Momente üben könne und werde,

dazu zu benutzen, einen neuen Antrieb zum baldigen Zusammentritt einer legal zu berufenden constituirenden Nationalversammlung zu geben; auch im Gegensatz zu den zu erwartenden republikanischen Demonstrationen vielmehr eine Erklärung des Festhaltenwollens an dem Prinzip der Monarchie, und in Verbindung damit, zu Gunsten allgemeinster Grundzüge einer künftigen Bundesverfassung, in Antrag zu bringen, dabei aber Alles aufzubieten, daß die unter ganz andern Umständen veranlaßte, Versammlung in kürzester Zeit ihrem Ziele und Ende zugeführt werde.

Diesen Zwecken sollte das nachstehende Programm entsprechen, welches Namens der Heidelberger Siebenercommission der Versammlung vorgelegt wurde:

Programm.

I. Ein Bundesoberhaupt mit verantwortlichen Ministern.

II. Ein Senat der Einzelstaaten.

III. Ein Haus des Volks, hervorgehend aus Urwahlen nach dem Maßstab von 1 zu 70,000.

IV. Competenz des Bundes durch Verzichtung der Einzelstaaten auf folgende Punkte zu Gunsten der Centralgewalt:
1) Ein Heerwesen,
2) Eine Vertretung gegenüber dem Auslande,
3) Ein System des Handels, der Schifffahrtsgesetze, Bundeszollwesens, der Münze, Maaß, Gewicht, Posten, Wasserstraßen und Eisenbahnen,
4) Einheit der Civil- und Strafgesetzgebung und des Gerichtsverfahrens. Ein Bundesgericht.
5) Verbürgung der nationalen Freiheitsrechte.

V. Der Beschluß der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung auf obige Grundlagen erfolgt durch die mit Vertrauensmännern verstärkten Bundesbehörden.

VI. Ein aus gegenwärtiger Versammlung zu wählender permanenter Ausschuß von 15 Mitgliedern ist beauftragt,

die Vollziehung der Einberufung der constituirenden Nationalversammlung zu betreiben. Wenn innerhalb 4 Wochen von heute der Zusammentritt nicht erfolgt ist, so tritt diese Versammlung am 3. und 4. Mai hier wieder zusammen. Im Fall der Dringlichkeit kann der Ausschuß die Versammlung auf einen früheren Termin zusammenberufen.

Die vier ersten Punkte dieses Programmes stimmen mit denjenigen überein, worüber Süddeutsche Regierungen mittelst der Circulargesandtschaft sich unter sich und mit Preußen bereits verständigt hatten. Der fünfte Punkt wollte die Grundlagen, welche nach den vier ersten Punkten für die definitive Bundesstaatsverfassung gelten sollten, auch schon bei der constituirenden Nationalversammlung, also einen Senat und ein Haus des Volks, in Anwendung gebracht wissen. Diese Absicht machte der Bundesbeschluß vom 30. März zunichte, obgleich der Bundesversammlung bei Abfassung desselben das Siebenerprogramm vorlag.

Nach vier stürmischen Sitzungen der Versammlung, welchen blutige Straßenkravalle, in denen die Anhänger der verschiedenen politischen Parteien an einander geriethen, zur Seite gingen, waren folgende wesentliche Beschlüsse gefaßt worden:

1) Die Versammlung hat ihre Aufgabe darin erkannt, die Art und Weise festzustellen, in welcher die constituirende Nationalversammlung gebildet werden soll.
2) Auf je 50,000 Seelen, nach Maaßgabe der Bundesmatrikel, werde ein Vertreter zur Deutschen constituirenden Versammlung gewählt.
3) Es bleibe zwar jedem Staat überlassen, auf welche Weise er die Wahlen zu ordnen angemessen finde, doch dürfe die Wahlberechtigung und Wählbarkeit nicht beschränkt werden durch einen Wahlcensus, durch Bevorrechtung einer Religion, durch eine Wahl nach bestimmten Ständen. Jeder volljährige, selbstständige Staatsangehörige ist wahlberechtigt und wählbar.

4) Die Versammlung spricht aus, daß die Beschlußnahme über die künftige Verfassung Deutschlands einzig und allein dieser vom Volke zu erwählenden constituirenden Versammlung zu überlassen sei.

5) Die Versammlung wählt einen permanenten Ausschuß von fünfzig Mitgliedern, der bis zum Zusammentritt der constituirenden Versammlung, welche bis zum 1. Mai gewählt sein soll, in Frankfurt a. M. verweilt, um die nöthigen Anträge an die Bundesversammlung zu bringen, und diese bei Wahrung der Interessen der Nation und bei der Verwaltung der Bundesangelegenheiten selbstständig zu berathen.

Mit diesen Beschlüssen hatte sich das Vorparlament, der Reform gewärtig, auf die Schwelle gestellt zwischen Reform und Revolution, und diese Stellung war damals eine, im Interesse der Erhaltung des öffentlichen Friedens, heilsame.

Ihre höhere Bedeutung erhielten diese Beschlüsse dadurch, daß der Bundesbeschluß vom 7. April sich mehrere derselben als Grundlage für die Wahl und Berufung der constituirenden Nationalversammlung aneignete. Nicht alle waren der Bundesversammlung durch den Präsidenten des Vorparlaments, Mittermaier, mitgetheilt worden, sondern in Berücksichtigung der Aufgabe, welche das Vorparlament nach dem ersten der obigen Beschlüsse sich selbst gestellt, mit Recht nur diejenigen, welche die Bildung und Berufung der constituirenden Nationalversammlung und die Bestimmung des Fünfziger Ausschusses betrafen, von den obigen also die unter 2, 3 und 5, nicht die unter 1 und 4.

Es darf aus der demokratischen Richtung ihrer Beschlüsse nicht auf die Gesinnung der Versammlung geschlossen werden; die Versammlung war vielmehr weit weniger revolutionär ausgefallen als vorher befürchtet wurde. Mehrere ihrer Beschlüsse könnten darum als unbegreifliche erscheinen; doch mögen zur Lösung des Räthsels nachstehende Erläuterungen dienen.

Während die republikanische, oder vielmehr demokratische und

revolutionäre Partei sich schon in dieser Versammlung durch ihre feste Organisation auszeichnete, war diese Organisation von der Reformpartei, im Verlaß auf die große Zahl ihrer Anhänger, vernachlässigt worden; oder vielmehr es hatten sich dazu der Mittelpunkt, Zeit und Anlaß noch nicht geboten. Das Programm der Reformpartei mußte ein den Massen weniger verständliches, unbestimmteres und der individuellen Auffassung und Auslegung mehr Spielraum gewährendes sein, so lange dieses Programm nicht von einem der Deutschen Großstaaten, namentlich von Preußen, angenommen war, und die Partei sich an diesen nicht anlehnen, mit dem selbst noch Unschlüssigen und Schwankenden nicht gehen konnte. Viele unter der Masse ließen sich daher durch augenblickliche Eindrücke bestimmen und waren danach heute mehr rechts und morgen mehr links. Es gewährt einiges Interesse, aus den Listen der namentlichen Abstimmungen*) zu ersehen, welche heutige Conservative von reinstem Wasser damals nicht allein für das Prinzip der directen Wahlen auf breitester demokratischer Grundlage, — sondern auch für die Permanenz der Versammlung, die den Ausbruch der Revolution unzweifelhaft zur Folge gehabt hätte, gestimmt haben. Dann war es eine neue und überraschende Erscheinung, daß eine Partei offen und zuversichtlich die Forderung einer Deutschen Republik stellte. Dieses Auftreten verfehlte seinen verblüffenden Eindruck auf die Furchtsamen, die weniger Einsichtigen und die Schwankenden nicht; nur allmählich kehrten Besonnenheit und Muth zurück.

Da die revolutionäre Partei mit Austritt aus der Versammlung gedroht hatte, für den Fall daß diese jetzt schon über die Form der künftigen Verfassung Beschlüsse fassen sollte, wodurch das republikanisch-socialistische Programm verworfen gewesen

*) Verhandlungen des Deutschen Parlaments. Erste Lieferung Seite 162 bis 169.

wäre, und da sie auch mit der Ausführung dieser Drohung schon einen Anfang gemacht hatte, so verschaffte sich unter der Reformpartei die Ansicht Geltung, daß es wo möglich zu vermeiden sei, die republikanische Partei jetzt zum Austritt aus der Versammlung zu nöthigen; man hielt in jenem Augenblick solche Trennung für das Signal zum Bürgerkrieg, und die folgenden Ereignisse rechtfertigten diese Besorgniß. Hierin liegt der Grund, warum auf das obige Programm der Siebenercommission nicht weiter eingetreten wurde; man gab es auf, um nicht ebenso in die Discussion der von Gustav von Struve aus Mannheim im Namen seiner Partei vorgetragenen, auf Umgestaltung zur Republik gerichteten, Anträge*) sich einlassen zu müssen; — sonst würde sich leicht eine Majorität für den wesentlichen Inhalt des Siebenerprogramms in dem Vorparlament haben gewinnen lassen. Der Beschluß darauf sich beschränken zu wollen, über die Art und Weise sich auszusprechen, in welcher die constituirende Nationalversammlung zu bilden, und wie ihre Berufung zu befördern wäre, war ein durch solche Rücksichten erwirktes Compromiß der Parteien.

Mehrere der die künftigen Wahlen zu der Nationalversammlung betreffenden Beschlüsse waren allerdings gemeinschädlich. Nachdem die Reformpartei den Beschluß durchgesetzt hatte, daß es jedem Staate überlassen bleiben solle, in welcher Weise er die Wahlen anzuordnen für angemessen finde, und daß dabei namentlich das Prinzip der directen Wahlen nicht obligatorisch sein solle, — glaubte sie mit diesem

*) — — — „und es ist die Aufgabe — — — — neue Bande vorzubereiten, mit denen das gesammte Deutsche Volk zu einem freien und großen Ganzen umschlungen werden soll.“ — — — —

15) Aufhebung der erblichen Monarchie und Ersetzung derselben durch frei gewählte Parlamente, an deren Spitze freigewählte Präsidenten stehen, alle vereint in der föderativen Bundesverfassung nach dem Muster der nordamerikanischen Freistaaten.

Siege Alles gewonnen, und blieb nur zu gleichgültig bei den, die aufgestellte Regel wieder beschränkenden, vielmehr mit derselben im Widerspruch stehenden, ferneren Abstimmungen, aus denen die breiteste demokratische Grundlage für die Wahlen hervorging, welche nach den Protokollen einstimmig angenommen worden sein soll. Thatsächlich ist, daß, weil die Reformpartei zum Schluß des Vorparlaments drängte, dessen längere Dauer zu nichts Gutem führen konnte, darum dieselbe an den weiteren Verhandlungen, um diese nicht zu verlängern, kaum mehr Antheil nahm. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß auch unter der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei die ultra-demokratischen Anschauungen bezüglich der activen und passiven Wahlrechte sehr verbreitet waren; eine Folge des Rückschlags der Erfahrungen, die man unter der Herrschaft der allzuconservativen landständischen Wahlgesetze während der Reactionsperiode gemacht hatte; und eine Folge des Mangels an Erfahrungen, die bezüglich der allzudemokratischen Wahlgesetze in späterer Zeit erst bevorstanden. Aber es ist selbstverständlich daß eine große Anzahl der Mitglieder des Vorparlaments, wenn dieselben Männer noch einmal zum gleichen Zwecke zusammen gedacht werden könnten um über dieselben Fragen zu beschließen, mit der breitesten demokratischen Grundlage für die Wahlen nicht einverstanden sein würden, und es war tadelnswerth an sich und ein politischer Fehler daneben, daß die mit dieser Grundlage Nichteinverstandenen es unterlassen haben ihren Dissens zu erkären. Es erachtete nämlich die Reformpartei diese Beschlüsse für solche, mit denen, der aufgestellten Regel nach, die Staatenregierungen bei Anordnung der Wahlen würden machen können was sie wollten; und wie gesagt, nur darauf ausgehend, alle Weiterungen zu vermeiden und den Schluß des Vorparlaments zu beschleunigen, blieben die Dissidenten bei der Abstimmung, fehlerhafter Leitung folgend, sitzen, statt aufzustehen.

Die Reformpartei hatte aber auch dabei nicht die Ahnung von der Wichtigkeit, die diese Einzelbeschlüsse des Vorparlaments später erhielten; denn Niemand dachte sich noch in die spätere Stellung des improvisirten Fünfzigerausschusses hinein, und wie dieser, um sich nicht selbst in Frage zu stellen, wenn er die Quelle seiner Autorität verläugnen würde, an jedem Beschlusse des Vorparlaments festzuhalten genöthigt sein werde. Niemand bedachte, daß Rechte sich leichter ausdehnen, als, wenn einmal mit einer gewissen Sanction versehen, sich wieder nehmen oder beschränken lassen; und daß die Aufgabe, Verfassungs- und Wahlgrundsätze zu sanctioniren, die als an sich gute und entsprechende sich geltend machen sollen, einer aus demokratischen Wahlen hervorgegangenen zahlreichen Volksvertretung, wie die spätere Nationalversammlung war, durch ihren Ursprung erschwert werde. Und hierin gerade lag der Nachtheil jener Beschlüsse des Vorparlamentes, daß sie die späteren, von der Nationalversammlung ausgegangenen Wahlgesetze, gleichsam schon im Schooße trugen, — nicht in der Zusammensetzung der nach denselben gewählten constituirenden Nationalversammlung, die unter den damals gegebenen Verhältnissen, und bei der damaligen Stimmung und Bewegung des Volkes, eine in conservativem Sinne möglichst günstige war.

Bei Allem dem ist die Ausrichtung und der Ausgang des Vorparlaments im Ganzen genommen als ein Sieg der Reformpartei über die Revolution anzuerkennen. Der mit dem unzweifelhaftesten Widerwillen der Nation beladene Bundestag, — ein Widerwille, der keineswegs den Personen der Gesandten, die großentheils unbekannte Größen waren, sondern der Institution, ihren Thaten nnd Unterlassungen galt, wurde, — bis eine andere legitime Autorität an die Stelle treten konnte, — zu fortdauernder, nun aber von dem Einfluß der öffentlichen Meinung beherrschter Wirksamkeit möglich gemacht, indem man ihm im Fünf-

zigerausschuß einen populären Strebepfeiler an die Seite setzte. „Die Frankfurter Versammlung geht mit dem Bundestag; also helft Euch selbst" — Das wurde dann die Anklage, — und zur Parole der revolutionären Partei.

Bei der damals in fast allen Theilen von Deutschland insoweit überwiegend revolutionären Stimmung der Nation, daß der Bruch mit dem alten Bundessystem und die Begründung des parlamentarischen Bundesstaats als nicht aufzuschieben, die Anwendung drastischer Mittel, um die Deutschen Zustände in dieser Richtung umzugestalten, als nothwendig erkannt wurden; — bei der Abwirthschaftung aller, in den früheren Verhältnissen begründet gewesenen Autoritäten; — bei solchen Zuständen und Stimmungen war, wenn nicht Anarchie in Permanenz treten sollte, das Bedürfniß ein dringendes geworden, daß eine neue Autorität sich geltend mache; und es lag in der Stimmung und Noth des Augenblicks begründet, daß nach der Legitimation einer solchen Autorität nicht viel gefragt wurde, wenn ihr Wirken sich dankbare Anerkennung verschaffte. Eine solche Autorität konnte nur erwachsen, wenn sie für ihre thatkräftige Uebereinstimmung mit den nationalen Bestrebungen Bürgschaften gab; und wenn sie, indem sie diese Bestrebungen zu leiten suchte, zum Ausdruck der in der Nation noch vorherrschenden, gesunderen, politischen Anschauung wurde. Es kam wesentlich auf den zugleich vorwärts drängenden und dennoch erhaltenden Geist ihrer Thätigkeitsäußerungen an, und die zuweilen etwas rücksichtslose Form derselben muß in der Erinnerung an die damals noch frische Vergangenheit einer freiheitstödtenden Reaction, und in der tumultuarischen Aufregung des Augenblicks, ihre Entschuldigung finden. Eine den bestehenden Behörden gegenüber rücksichtsvolle, sollicitirende Haltung des Vorparlaments und besonders des Fünfzigerausschusses, würde Mißtrauen erzeugt, diese Versammlungen bei der damaligen Volksstimmung um Popularität und Einfluß gebracht,

würde den revolutionären Bestrebungen Vorschub geleistet haben. Der Präsident des Fünfzigerausschusses, Alexander von Soiron, den ein geistreicher Freund später den Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes genannt; der damals in raschem Aufschwung von einem kleinstaatlichen Demagogen, wie er selbst einmal mir gegenüber seine frühere Qualität humoristisch bezeichnet, zu einem besonnenen und einsichtigen Patrioten sich emporgearbeitet hat, den die höchste Uneigennützigkeit zierte; — dieser war, seiner ganzen biderben Persönlichkeit nach, an seiner Stelle der Ausdruck des Bedürfnisses für jenen gefährlichen Augenblick bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung; — er hat Anspruch darauf in der dankbaren Erinnerung der Nation fortzuleben.

Daß der Fünfzigerausschuß so zahlreich wurde, war eine zweckmäßige Verbesserung des Siebenerprogramms; weil der Charakter des Fünfzigerausschusses der eines Repräsentanten der öffentlichen Meinung in der Bewegungszeit sein sollte; und weil eine durch repräsentative Versammlungen zu übende Autorität, deren Begründung oder Verstärkung so nothwendig war, nur zahlreicheren Versammlungen zukommt.

Die, dem ihm beigelegten Charakter, entsprechende Wahl und Zusammensetzung des Fünfzigerausschusses erscheint bereits als die Frucht einer besseren Disciplin der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei, die in den drei Tagen des Vorparlaments und unter dem Eindruck der Verhandlungen desselben, gelungen war.

Die Lage der Dinge unmittelbar nach dem Vorparlament.

Da die demokratisch-socialistische Partei im Vorparlamente mit ihrer Absicht gescheitert war, „die Permanenz dieser großen Versammlung durchzusetzen und damit die Sache der Republik auf jenem Felde für ganz Deutschland zu entscheiden," — eine Absicht und eine Zuversicht, die von Friedrich Hecker mit den angeführten Worten später zugestanden worden ist; — da aus der Haltung dieses gleichsam Südwestdeutschen Vorparlaments geschlossen wurde, daß eine von ganz Deutschland zu wählende Nationalversammlung noch weit weniger zu republikanischen Experimenten sich hergeben werde; — da endlich die demokratisch-socialistische Partei auch im Fünfzigerausschuß in entschiedener Minderheit sich befand; — so war es gleich nach Beendigung des Vorparlaments zur Gewißheit geworden, daß diese Partei mit Waffengewalt versuchen werde, dem gemäßigten Reformbestreben entgegen zu treten, und die bestehenden Zustände über den Haufen zu werfen. Sie wollte ohne Zweifel damit anfangen im Südwesten von Deutschland, wo sie glaubte die Massen nachziehen zu können, an Frankreich und die Schweiz sich anlehnend, eine Winkelrepublik einzurichten, und so, unbekümmert um die Schicksale des Gesammtvaterlands, das kleine Baden in den Revolutionsstrudel zu werfen.

Der Eindruck, den die republikanische, vielmehr social-revolutionäre Partei, mit ihrem cynischen und tumultuarischen Gebahren während des Vorparlaments auf die gebildete Welt in Deutschland gemacht hatte, war an sich schon ein ungünstiger gewesen. Bei der geringen Zahl ihrer Anhänger mußte sich dieselbe, wollte sie ihre Zwecke verfolgen, mit allem Schaum und Abschaum verbinden, den die Gährung der gesellschaftlichen Zustände an die Oberfläche getrieben hatte. Nicht mehr Republik, sondern Socialdemokratie ward das Verbrüderungswort. Lehnte sich diese Partei nun auch gegen die Beschlüsse des Vorparlaments auf,

die sie doch mit gefaßt hatte, so lag es klar vor aller Augen, daß sie nicht den Volkswillen zur Herrschaft bringen, nicht dem Mehrheitswillen sich unterwerfen, vielmehr ihren abweichenden Willen dem Mehrheitswillen unterschieben wollte. Damit stellte sie sich auf die gleiche Stufe mit den Tyrannen oder Alleinherrschern aller Zeiten. Insofern mußte es jetzt der Partei des monarchisch-parlamentarischen Bundesstaats in der öffentlichen Meinung zum Vortheil gereichen, daß im Vorparlament die Linke keinen Anlaß zum Austritt gefunden hatte, sondern darin festgehalten worden war. Selbst Schwankende und Gegner sahen ein, daß die demokratisch-socialistische Partei von ihrem Standpunkte aus, weit weniger als die anderen Parteien, Ursache hatte zu mißtrauen, ob die künftige Nationalversammlung der wahre Ausdruck der Volksgesinnung sein werde. War doch für das Wahlgesetz zu dieser Versammlung, in Folge des Antrags und Andrangs eben jener Partei, die breiteste demokratische Grundlage von dem Vorparlament nicht allein adoptirt, sondern auch den Staatenregierungen gleichsam octroyirt worden. Es mußte Jeder begreifen, daß während des tobenden Bürgerkriegs, der auch im äußersten Falle der Noth als ein schweres Verhängniß zu erachten ist, die Vornahmen der Wahlen gestört, theilweise unmöglich gemacht, und der Zusammentritt der Nationalversammlung gehindert sein werde. Da nun nach diesem Zusammentritt, als nach dem Grundstein der nationalen Constituirung, die große Mehrheit der Nation mit ungeduldiger Sehnsucht verlangte; da kein anderes Hinderniß ihm entgegen stand; so verurtheilte sie um so entschiedener die gewaltsame Opposition, die ihn zu hindern drohte. Bei so bevorstehendem Bruch mit der revolutionären Partei, konnte die Partei der Reform sich versichert halten, in dem größten Theil von Deutschland einer vertrauenden Stimmung der Bevölkerungen zu begegnen. Es war das die Frucht der gemäßigten zugleich und zuversichtlichen

Haltung der Reformpartei in dem Vorparlament. Auf dem Punkt selbst aber, wo der Aufstand auszubrechen drohte, vereinigten sich mancherlei Umstände, um die Gefahr nicht unterschätzen zu lassen.

Ich will hervorheben: die Stimmung des Landes, wo der Aufstand wahrscheinlich zuerst ausbrechen würde; die Verfassung des stehenden Heeres in diesem Lande; die auswärtigen Verhältnisse Deutschlands.

Die Stadt Constanz war der Heerd der anarchischen Gelüste. Von da aus streckte die revolutionäre Partei ihre Fühlhörner aus durch das Badische Oberland und soweit sie gegen Norden dringen konnte; dann in nächster Nähe in das Würtembergische und das Hohenzollernsche. Die benachbarte Schweiz gewährte einen Rückhalt mit Sympathien, welche durch daselbst eingebürgerte Deutsche Flüchtlinge in einem Theil der Bevölkerungen für die republikanischen Bestrebungen in Deutschland genährt wurden.

Das Badische Oberland und der Schwarzwald sind von einer Bevölkerung bewohnt, die durch Stammesverwandtschaft, durch Nachbarschaft und durch Handelsbeziehungen nach der Deutschen Schweiz gravitirt; die nicht nur von der Liebe zur Freiheit beseelt ist, sondern auch Neigung zur Selbstregierung in engerer Sphäre hat, und sich dazu wohl eben so befähigt hält, als die Schweizer sich befähigt zeigen. Diese Neigung war während der Reactionsperiode natürlich noch verstärkt worden, indem der Beamtenstand, durch den Mißbrauch seiner früheren Popularität, Ansehen und Einfluß verloren hatte. Doch wäre es ein großer Irrthum, wollte man annehmen, daß der Kern dieser Bevölkerungen irgend Etwas mit den demokratischen und socialistischen An-

schauungen gemein gehabt hätte, durch die sie zu beglücken, die Absicht der republikanischen Führer war. Diese Erfahrung hat Friedrich Hecker nach seinen eigenen Geständnissen*) gemacht, nachdem die Enttäuschungen eingetreten waren.

Als er, wie wir sehen werden, in der Stadt Constanz, von wo aus zwar einige Demagogen das Landvolk bearbeitet hatten, im Uebrigen aber „Frauen und Mädchen sich muthiger und begeisterter zeigten als die Männer," den erwarteten Enthusiasmus nicht fand, gab Hecker der Ueberzeugung sich hin: „daß das Volk auf dem Lande und in den Landstädtchen entschlossener und glühender für die Sache sein werde, als die weichlicheren Bewohner der Stadt." Als jedoch diese Voraussetzung auch in den Landstädtchen, — weder in Ueberlingen noch in Stockach, noch in Donaueschingen, viel weniger noch in Stühlingen und Bonndorf, und am wenigsten zuletzt in Kandern in Erfüllung ging, redete er sich ein: „die Erbitterung des Landvolkes über die Städte, von welchen die Agitation ausging, die dasselbe fortwährend angingen, bearbeiteten, Verbindungen schlossen, und die dann vor der That zurückschreckten, war nicht gering und ist es heute noch." Aber auch das beruhte auf Irrthum oder Täuschung, insoweit es von dem eigentlichen Landvolk, von dem besitzenden Bauern gelten sollte, der ja mit dem wohlhabenderen ackerbauenden Bewohner der kleinen Landstädte ganz dieselben Interessen und Anschauungen theilt, — und der Bauern-Aristokratie noch mehr sich zuneigt.

Mit dem alten würdigen Gottschalk, einem bedeutenden Fabrikherrn in Schopfheim, hatte Hecker früher in der Badischen Ständekammer sich überworfen gehabt, weil dieser das Bestehen eines Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit in gleicher Art wie jener nicht anerkennen, und die Erhebung der Arbeit zur Gleich-

*) Dr. Friedrich Hecker: die Erhebung des Volkes in Baden für die Deutsche Republik im Frühjahr 1848. Basel, 1848.

stellung mit dem Kapital nach Louis Blanc'schen Ideen nicht gut finden wollte. Gottschalk war daher von Hecker Aristokrat und Geldsack gescholten worden. Demselben Manne standen ein Jahr später seine bewaffneten Arbeiter vertrauensvoll und aufopfernd zur Seite, um anarchische Excesse abzuwehren. Die Forderung der Gleichstellung ihrer Arbeit mit dem Kapital, die ja nur ihre Arbeit und Verdienst gefährdet hätte, war ihnen nicht in den Sinn gekommen. Jetzt aber, kurz vor der Niederwerfung des ersten Aufstandes, fruchtete die Abmahnung nichts, die Gottschalk feuchten Auges an Hecker, den er liebte, richtete.

Zu spät mochte Hecker einsehen, daß es der Volks- und Landesart nicht entspreche, Besitz, Wohlstand und Behäbigkeit darin zu begeifern, und mit einem habgierigen Proletariat zu sympathisiren, als sei dieses von Rechtswegen zur Herrschaft im Staate berufen. In jenem Lande, in welchem, vielfach durch Schweizerisches Kapital, eine blühende Industrie geschaffen und den ärmeren Classen Verdienst geboten ist, besteht die von Hecker gehegte und ausgesprochene Abneigung gegen „hohe Fabrikgebäude mit kaltem Aeußeren", die ihm „wie große Kerker" vorkommen, durchaus nicht, und Niemand theilte dort seine Vorliebe für die Utopien Fourier'scher „Phalansteren." Die nüchternen und praktischen Leute sehen vielmehr ein, daß der Verdienst der Arbeiter kein höherer sein kann, wenn Fabrikgebäude, statt, wie das dort und überall der Fall ist, ihrer Bestimmung und der zu benutzenden Triebkraft entsprechend, auf sparsamem Raume hoch aufgeführt zu werden, mit Verschwendung der Bodenfläche in die Breite und Tiefe angelegt würden. Und so ist es begreiflich, wenn Hecker zuletzt seine Enttäuschung gesteht und klagt, es könne nichts zu Stande kommen, „weil die rücksichtslose, schöpferische Kraft, weil die schaffende Revolutionskraft, die Radikalverbesserungskraft, weil Republikaner und Republiken fehlen," — und es ist wahrscheinlich, daß Hecker, als er, auch von der Republik Basel-

stadt ausgewiesen, nach Baselland reiste, „um bei einem stammverwandten biedern Volke in einer reinen Demokratie sich niederzulassen“ — selbst in Liestall seine socialistischen Ideale nicht verwirklicht befunden haben werde.

Wenn aber auch unter jenen der Schweiz benachbarten Bevölkerungen für socialistische Utopien, die ihnen von der revolutionären Partei zugedacht wurden, kein Boden war, so haben nichts desto weniger republikanische Sympathien, und nicht allein unter einem zugelaufenen Proletariat von Litteraten, Schullehrern und Winkeladvokaten, sondern auch unter der eigentlich einheimischen Kernbevölkerung bestanden. Wie weit umfassend ist nicht der Begriff der Republik! Welch reifes Urtheil und welche geübte Unterscheidungsgabe erfordert nicht seine Zerlegung zur praktischen Anwendung. Wie vielfach mag bei dem ausgedrückten Wunsch für Republik nichts verstanden gewesen sein, als der Wunsch und vielleicht das Bedürfniß der Selbstverwaltung in Anwendung auf lokale und nächste öffentliche Interessen.

Wie vielfach mag die vage Sympathie nur dem Worte: Republik, — bei dem Gefühl der Entbehrung der Größe und der einigenden Kraft der Monarchie in kleinen Staaten bei laxem Staatenbunde, gegolten haben?

Bei gewohnter Anschauung Schweizerischer Zustände war man der so verschiedenen nationalen Stellung und Aufgabe, war man des darum bestehenden Bedürfnisses einer strammeren, politischen Einheit und centralen Leitung wohl weniger eingedenk; schwerlich hatten sich Viele den Begriff der Republik in seiner Anwendung auf die größern Gebiete, — in seinen Folgen für Gesammtdeutschland klar gemacht; man verglich die gewünschte Deutsche Republik wohl nur mit dem zwieträchtigen Staatenbund, wie er bestand, und nicht mit dem monarchisch-parlamentarischen Bundesstaat, wie er von der Reformpartei erstrebt wurde. Und so waren kräftige und naive Menschen, wie sie den Schwarzwald bevölkern,

leicht zu überreden, daß, was sie wünschten, auch der Wunsch im übrigen Deutschland sein müsse.

Die Führer der republikanischen Partei, oder diejenigen die es jetzt wurden, waren Männer, die in trüber Zeit sich Verdienste um das Land, um seine Freiheiten und Rechtszustände erworben hatten; die darum in Ansehen standen und bei einer dankbaren Bevölkerung Vertrauen genossen. Die Gesinnung Itzstein's, der ein Netz organisirter Agitation über Baden ausgespannt hatte, konnte nicht wohl zweifelhaft sein, wenn auch bezweifelt werden muß, daß er damals schon den Augenblick zum Losschlagen für gekommen hielt. J. Fickler in Constanz war im dortigen Umkreis der rührigste Agitator. Schon während des Vorparlaments hatte er an verschiedenen Orten Volksversammlungen gehalten, und den nahen Losbruch, für welchen man sich bereit halten solle, verkündet. Gustav von Struve, mit seiner bemessenen und doch höchst leidenschaftlichen Sophistik, wurde die eigentliche Triebfeder. Friedrich Hecker's Ruf als einer bedeutenden, politischen Persönlichkeit, seine feurige Beredsamkeit, seine politische Fieberglut bei höchst einnehmendem Wesen, — bezeichneten ihn zum Führer der Partei, wenn er sich ihr hingab. Lange widerstand seine bessere Natur, bis Struve sich allmählich gänzlich seiner bemächtigte. Durch die Wahl zum Obmann des Landesausschusses hatte man seiner Eitelkeit geschmeichelt und ihn vorgeschoben; er hatte zu viel schon gesagt und gesprochen; er glaubte nicht mehr zurück zu können.

Am Abend des 2. April erklärten Hecker und Struve einer gesinnungsverwandten Deputation in Frankfurt, es sei jetzt die Zeit zum Handeln gekommen; Frankfurt sei aber nicht der Ort; man müsse es in Baden versuchen.

„Wer will dafür stehen, daß nicht ein toller Handstreich, — nicht versucht wird, das Zeichen der Republik aufzupflanzen? Will's Gott, so wird uns diese Prüfung erspart. Wenn aber je irgend ein unbesonnener Versuch dieser Art doch gemacht werden sollte, arbeite dann Jeder der es mit Deutschland gut meint, mit aller kriegerischen Energie zur schleunigsten Unterdrückung; denn jeder größere Erfolg der Republik wäre für Deutschland eine ganz unausbleibliche Kalamität."

So hatte die Deutsche Zeitung, wie oben ausführlicher angeführt wurde, bereits am 16. März gemahnt; aber solche „kriegerische Energie" unterlag Bedingungen, deren Vorhandensein in Baden, und auch in andern Theilen von Deutschland, zu jener Zeit sehr fraglich war.

Die Stimmung des Landes Baden begünstigte sicher nicht eine frivole republikanische Schilderhebung; Sympathien dafür bestanden wie gesagt nur lokal und bei einer kleinen Minderzahl; aber die Stimmung des ganzen Landes war während der langen Reactionsperiode eine oppositionelle gewesen, und von dieser Stimmung war auch das Heer nicht unberührt geblieben.

Da die Reactionspartei davon ausging oder glauben machen wollte, daß es nur eine Hand voll Factioser sei, welche die sogenannten „liberalen Meinungen", — die vaterländischen und constitutionellen Ziele, — vertraten, so wurde es natürlich von den Militärautoritäten als Aufgabe betrachtet, das Heer, auf welches man sich in letzter Instanz zur Aufrechterhaltung des Regierungssystems stützen mußte, vor Ansteckung zu bewahren. Diese Aufgabe hätte sich von selbst gelöst, wenn jene Voraussetzung richtig gewesen wäre; unlösbar war sie, und der Versuch zur Lösung mußte in seiner Rückwirkung auf den Geist des Heeres sehr nachtheilig wirken, wenn jene Voraussetzung sich als eine irrthümliche erwies.

Wo, in Folge des Conscriptionssystems bei kurzer Dienstzeit,

das Heer nichts anderes als das Volk in Waffen ist, da bildet der Soldat keinen eignen Stand; da widerspricht es der politisch-militärischen Institution der Heerbildung, wenn man in Friedenszeiten oder auch bei nur kurzer Unterbrechung des Friedens, bei dem Heere einen anderen Geist oder eine andere Stimmung voraussetzt oder erzeugen will, als welche im Volke durchschnittlich herrschen. Der Soldat wird bei kurzer Dienstzeit in den Anschauungen und Interessen fortleben, welche in seiner Familie, seiner Gemeinde, seiner heimathlichen Landschaft die vorherrschenden sind. Auf die Erfahrung, wie die Stimmung des Landes in der Stimmung des Heeres ihren Wiederhall finden müsse, ist in diesen Blättern*) von meinem Bruder wiederholt hingewiesen worden; je kleiner Land und Heer, um so stärker und rascher muß die Einwirkung sein. Nur ein langer Kriegszustand unter großen und glücklichen Feldherrn löset den Soldaten von den heimathlichen Anschauungen allmählich los; kann ihn sogar denselben bis zu einem gewissen Grade entfremden und zu unbedingt gefügigem Werkzeug machen, schon in der Hand von Officieren, bei denen er kriegerische Tüchtigkeit kennen und ihnen darum vertrauen gelernt hat; um so viel mehr in der Hand des ruhmreichen Feldherrn selbst, dessen Gebot ihm über Alles geht.

Das Bestreben der Militärautorität in Friedenszeiten, zumal in kleineren Staaten, bei zweifelhafter Stimmung des Volks, sich des Heeres durch die Officiere zu versichern, und in dem Officiers-Corps zu dem Ende einen, den blos dynastisch-absolutistischen Anschauungen zugeneigten, besonderen Corps- oder Kastengeist auszubilden, muß nothwendig die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung haben. Die Officiere werden dadurch unter sich gespalten, dem Lande entfremdet und um das Vertrauen der Truppen gebracht, wenn diese deren Meinungen über die Verwerflich-

*) II. Seite 92. III. Seite 183 folgende. 186 und 187.

keit der im Volke vorherrschenden politischen Gesinnungen kennen und nicht theilen. Es ist besonders dem Markgrafen Wilhelm von Baden, dem Bruder des Großherzogs Leopold, und damaligem oberstem Badischen Militärchef der Vorwurf gemacht worden, daß er während der Reactionsperiode einen absolutistischen Corpsgeist von den Badischen Officieren gefordert und denselben dadurch genährt habe, daß er diejenigen die dieser Forderung am besten entsprachen, und am schroffsten, der herrschenden, politischen Stimmung gegenüber, sich gebärdeten, begünstigt, und eine eigene Clientel von solchen Exclusiven gebildet gehabt habe. Kein Zweifel besteht darüber, daß der Markgraf Wilhelm von Baden längst vor dem Ausbruch der Bewegung des Jahres 1848 die Irrthümer erkannte, die während der Reactionsperiode begangen worden sind; daß er erkannte, wie in Baden die Revolutionäre von oben gesäet haben, damit die von unten ernten konnten. In soweit aber diese Irrthümer auf den Geist des Heeres Einfluß geäußert hatten, erschien es schwer sie schnell wieder gut zu machen. Die Civilverwaltung war schon seit Ende 1846 in neue Bahnen eines aufrichtigen Constitutionalismus eingetreten; hatte sich mit Kräften verstärkt, die von dieser Milch gesäugt waren. Männer, die früher von den Reactionären als Feinde des Landes und des regierenden Hauses wegwerfend beurtheilt und behandelt worden waren, standen jetzt der Regierung nahe; sie hatten sich als Andere bewährt. Ein solcher Wechsel der leitenden Personen ist in den militärischen Reihen erschwert; und es war nicht zu erwarten, daß das von hoher Stelle gegebene Beispiel auf die niedereren Grade den Einfluß üben werde, daß nun auch diese über Personen und Dinge anders urtheilen und andere politische Anschauungen sich plötzlich aneignen würden, als sie bis dahin gewöhnt worden waren zu thun. Der Ansicht, daß das System in den obersten Regionen nicht aus wirklicher Ueberzeugung, sondern unter dem Drang der Umstände gewechselt worden sei, konnte

das Beharren bei dem alten absolutistischen Glauben verdienstlich erscheinen. Als nun die Bewegung fieberhaft alle Kreise ergriffen hatte, wurde die Kluft immer weiter und das Mißtrauen wuchs, welches die bürgerliche, auch die wohlgesinnte bürgerliche Bevölkerung, von einem großen Theil der Officiere schied; diese Stimmung steigerte sich noch bei Unterofficieren und Soldaten.

Solche Zustände hatten die Anarchisten schon vor dem entscheidenden Momente zu ihrem Vortheil benutzt; auch hier hatte der Absolutismus den Revolutionären in die Hand gearbeitet. Letztere boten Alles auf um die Unterofficiere und Mannschaften gegen ihre Officiere mehr noch aufzuwiegeln, sie zu demoralisiren und für ihre Zwecke zu gewinnen. Durch Trinkgelage, wobei Soldaten gratis traktirt wurden, und durch Liebkosungen anderer Art, war die Verführung der Truppen in der letzten Zeit systematisch, besonders in Mannheim, betrieben worden; die Disciplin war bedenklich gelockert; der Gehorsam und die Kampfbereitschaft der Truppe unter ihren damaligen Officieren war selbst Vielen von diesen zweifelhaft. —

Und dieser Zustand der bewaffneten Macht war herbeigeführt worden, — und das ist der schwerste Vorwurf der die revolutionäre Partei trifft, und ihr die Maske des Patriotismus, mit der sie sich geschmückt hatte, von dem Gesichte reißt, — in dem Augenblick, als große Wahrscheinlichkeit bestand, daß Deutschland in einen Krieg verwickelt werden könne, zu dessen glücklicher Führung es mehr wie je seiner Einheit und ganzen Machtentfaltung bedurft haben würde. Und in solchem Augenblick hat jene Partei nicht nur durch den Aufstand selbst Deutschlands Kräfte zersplittert und gegen sich selbst gekehrt, sondern auch durch die nicht ohne Erfolg versuchte Demoralisation des Heers die Angriffs- und Vertheidigungsmittel abgeschwächt.

Mein Bruder Fritz, ich erinnere daran, hatte am 1. April*) mir geschrieben:

„Krieg, — und vielleicht Krieg nach zwei Seiten, sehe ich als unvermeidlich an; es ist also dringendes Bedürfniß sich darauf vorzubereiten.“ — „So ungern man mir jetzt Urlaub giebt, — ich werde darauf bestehen, sobald Ihr mir schreibt: komme!“ — „Nur so viel: Ambition treibt mich nicht; aber ich bin zu Allem bereit, wenn die Stimme des Vaterlandes ruft, besonders im Falle des Kriegs; im Frieden wird es an berufenen und unberufenen Rathgebern nicht fehlen.“

Betrachten wir die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs näher; und zwar in Bezug auf Frankreich und Rußland.

Zwar war nach vollbrachter Revolution von Lamartine, der die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete, in einem ersten Rundschreiben vom 2. März an die diplomatischen Agenten verkündet worden, daß die Politik Frankreichs eine Politik des Weltfriedens und der ruhigen inneren Gestaltung sein wolle; aber ein Umlaufschreiben vom 8. März seines Collegen Ledru Rollin, des durch Charakter und Stellung, als Minister des Innern, einflußreichsten unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, worin dieser den Departementscommissären Instruction ertheilte, wie sie bezüglich der Wahlen zur constituirenden Nationalversammlung vorgehen sollten, hatte zu der Lamartine'schen Politik des Weltfriedens den entschiedeneren Commentar geliefert. Die Mission dieser Commissäre war danach, mit unbeschränkten Vollmachten, d. h. mit der äußersten Gewaltsamkeit, „Frankreich, das bisher keine politische Erziehung gehabt hat,“ „eine Nationalversammlung zu geben, welche fähig ist, das Werk des Volks zu begreifen und zu vollenden; — neue Männer, soviel als möglich aus dem Schooße des Volks hervorgegangen.“ Mit diesem Rundschreiben wurde das Vertrauen zu der Mäßi-

---

*) Oben Seite 669 bis 670.

gung der neuen französischen Staatsgewalt, im Inlande wie im Auslande, erschüttert, und die Börsen spiegelten dieses erschütterte Vertrauen wieder. Niemand konnte anderes erwarten, als daß eine Französische Nationalversammlung, im Geiste Ledru Rollin's gewählt, der Regierung Frankreichs eine Politik der äußersten Propaganda „zur endlichen Gründung der Demokratie" aufnöthigen werde, wenn diese Regierung auch nicht von selbst schon dazu neigte. Waren doch die Friedensversicherungen selbst Lamartines keineswegs unzweideutige gewesen:

„die Französische Regierung wird also gegen Niemand einen Krieg beginnen, — — — der Gedanke der Männer, die für den Augenblick in Frankreich regieren, ist der: Es ist ein Glück für Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärt, und wenn man es, trotz seiner Mäßigung zwingt, an Stärke und Ruhm zu wachsen! Es ist eine fürchterliche Verantwortlichkeit für Frankreich, wenn die Republik selber den Krieg erklärt, ohne dazu herausgefordert zu sein."

„In den Augen der Französischen Republik haben die Verträge von 1815 ihre Rechtskraft verloren. Jedoch erkennt sie die Territorialgränzen, welche diese Verträge geschaffen haben, als einen Zustand (un fait) an, der ihr als Basis und Ausgangspunkt in den internationalen Beziehungen gilt. Aber wenn die Verträge von 1815 nur noch als ein Zustand bestehen, der durch gemeinsamen Beschluß abzuändern ist, und wenn die Republik offen erklärt, daß ihr Recht und ihre Aufgabe darin bestehen, regelmäßig und friedlich diese Abänderung herbeizuführen, so besteht daneben das Gewissen und die Klugheit der Republik —".

„Bei ihrer Geburt und in Mitte der Hitze eines Kampfes, den das Volk nicht hervorrief, sprach die Republik drei Worte aus, die ihre Seele offenbart haben: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit." Ist Europa verständig und gerecht, so bedeutet keines dieser Worte Krieg; — so heißen alle drei Friede." —

Mehr aber als in solchen officiellen Zweideutigkeiten war die Wahrscheinlichkeit des Kriegs, und daß Frankreich dazu genöthigt werden würde, in der Macht der obwaltenden Verhältnisse begründet.

Man verhehlte sich nicht, daß die Masse der Französischen, so kriegerischen Nation des Friedens müde war; daß die Hoffnung, die vermeintlich eingebüßte „gloire" wiedereinzubringen, im Hintergrunde der jüngsten Revolution, ungeachtet der Ziele, welche die kleine Schaar idealer Socialisten ihr zu geben trachteten, schlummerte; daß solche Voraussetzung namentlich von den „neuen Männern" gelten müsse, die „aus dem Schooß des Volks hervorgegangen," in die constituirende Nationalversammlung eben berufen wurden; daß zu des König Ludwig Philipp's Sturz dessen friedfertige auswärtige Politik wahrscheinlich mehr noch beigetrage habe als die innere; was namentlich durch die spätere so freiwillige, durch sieben Millionen Stimmen bekräftigte Verzichtleistung Frankreichs auf alle Freiheit, sich offenbarte. Diese kriegerische Nationalstimmung mußte um so bedrohlicher erscheinen, als nach den ersten Honigtagen der jungen Republik manches Erstrebte, die ganze Ideologie Louis Blanc's, sich im Lichte der Unmöglichkeit zeigte, die Geschäfte stockten, Handel und Gewerbe darnieder lagen, die Unzufriedenheit also zunahm. Damit war der Unterschied zwischen 1792 und 1848 aufgehoben, den Lamartine sich bemüht hatte, zwischen den damaligen und nunmehrigen Bedürfnissen der Regierung, geltend zu machen; das Bedürfniß der Regierung war jetzt dasselbe wie damals, den Krieg als eine Diversion zu wünschen, um „das Volk abzuwenden, und es auf die Schlachtfelder zu werfen, damit es nicht an der Regierung theilnehmen könne." Oder wäre es weniger gewesen als eine vorläufige Erklärung Europa's in Belagerungszustand, wenn, nachdem Frankreich in drei Tagen eine Socialrevolution gemacht hatte, in den Dekreten der provisorischen Regierung der Sieg

des Proletariats gefeiert, und der fortwährende Krieg der Armen gegen die Besitzenden erklärt wurde? wenn dieß zu einer Zeit geschah, da noch von den Hungerjahren her die bitterste Noth fast in allen Ländern Europa's herrschte? wenn in Paris das arbeitslose und arbeitsscheue Proletariat in Bataillonen organisirt, auf Staatskosten ausgerüstet, und mit 1½ Franken täglich Mann für Mann besoldet wurde? Das war der „Glanz der Ideen," durch welche, wie Lamartine gesagt hatte, Frankreich „von seinem Platze aus am Horizont der Völker leuchten wollte, um ihnen voranzugehen und sie zu führen zugleich."

Es mußte daher für wahrscheinlich gelten, daß jede Veränderung, die in Frankreich eintreten werde, mehr nach der Linken gehen, daß die Larmartine'sche Politik des Weltfriedens unvermeidlichen Erschütterungen werde weichen müssen. Eine solche Erschütterung wurde namentlich für die ersten Apriltage befürchtet.

Seit dem 30. März hatte Frankreich mit Rüstungen den Anfang gemacht; die Zusammenziehung eines Lagers von 90,000 Mann bei Dijon beschlossen; alle Reserven und Altersklassen von 1846 und 1847, und unterm 1. April die Jugend als Freiwillige unter die Waffen gerufen, „wenn auch kein Krieg zu befürchten stehe."

Während Frankreich die fremden, namentlich die Deutschen Arbeiter auszutreiben für nöthig erachtete, um den eigenen mehr Arbeit zu verschaffen, bildeten sich in Paris Deutsche Comités um die dort lästigen, exaltirten Landsleute in organisirten Bataillonen an die Grenze des Vaterlands zu führen; — wiegelten Deutsche in der Schweiz die Deutschen Arbeiter demoralisirend in öffentlichen Versammlungen auf; — und Verräther im Auslande rüsteten sich, um auf den Spitzen der Bajonette die Herrlichkeiten der socialen Republik Deutschland und Belgien aufzudringen. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß solche Expeditionen von der provisorischen Regierung Frankreichs begünstigt, mit Geld-

mitteln versehen wurden, und Waffen ihnen zugesagt waren. Der Moniteur vom 1. April hatte die Notiz gebracht:

„Donnerstag den 30. März sind das 2. und 3. Bataillon der Deutschen demokratischen Legion, 1000 Mann stark, nach Deutschland aufgebrochen. Sonnabend (1. April) geht das 4. und Montag (3. April) das 5. Bataillon ab. Am 7. April werden alle Führer der Expedition in Straßburg eintreffen:"

Diese aus den inneren Zuständen Frankreichs drohenden Kriegsgefahren wurden noch durch die Vorgänge in Italien vermehrt, welches in allen seinen Theilen von der Revolution theils bereits ergriffen, theils unmittelbar davon bedroht war. Während die Piemontesen zur Unterstützung der Lombardischen Revolution am 21. März an Oesterreich den Krieg erklärt hatten und in die Lombardei eingerückt waren, in der ausgesprochenen Absicht Oesterreich aus Italien hinauszudrängen, hatte sich Frankreich in jenem Lamartine'sche Rundschreiben bezüglich Italiens also erklärt.

„Daher sagen wir es offen: wenn die Stunde der Wiedergeburt einiger unterdrückten Nationalitäten in Europa oder anderwärts uns nach den Beschlüssen der Vorsehung gekommen zu sein scheint; — — — wenn die unabhängigen Staaten Italiens von fremdem Fuß betreten würden, wenn man ihrer inneren Umgestaltung Grenzen oder Hindernisse in den Weg legte; wenn man ihnen mit Waffengewalt das Recht bestreiten wollte, sich unter sich zu vereinigen und sich ein Italienisches Vaterland zu gründen, so würde sich die Französische Republik berechtigt glauben sich zu bewaffnen und die rechtmäßigen Fortschritte der Nationalitäten zu beschützen."

Ein wahrscheinlicher Krieg mit Frankreich, — theils durch die in den inneren Zuständen von Frankreich liegenden Nöthigungen, theils durch die Lockungen welche in der Schwäche und Desorganisation Deutschlands liegen, theils endlich durch die im vollen Aufruhr stehende Lombardei hervorgerufen; — eine unmittelbar

bevorstehende Revolution in dem von bedenklichen Trennungsgelüsten erfüllten Ungarn; — eine, Gallizien, Croatien, Böhmen und Deutschland bis in das Herz, nach Kärnthen und Steyermark hinein, in Gährung versetzende Slavische Bewegung; — Russischer drückender Einfluß und unerträgliches Uebergewicht überall; — das war die Mitgift, mit welcher die vorausgegangene Politik, die sich für die erhaltende und vorzugsweise monarchische ausgab, für diese Krisis Deutschland ausgestattet hatte.

Wenige von denen, die in die Deutsche Bewegung thätig eintraten, mögen gewesen sein, die nicht die Herstellung Polens, innerhalb solcher Grenzen wie sie durch das bereits errungene Uebergewicht der Bevölkerung Deutscher Nationalität auf vormals Polnischem Boden gezogen wurden, für eine Sache der Gerechtigkeit, ja der politischen Weisheit erachtet haben werden. Solcher Versuch der Herstellung Polens heißt für Deutschland, in sofern es dafür Partei nimmt: Krieg mit Rußland. Zu dem großen und allgemeinen Interesse, welches Deutschland bei der Wiederherstellung eines unabhängigen Polens hat, kam noch ein besonderes, augenblickliches hinzu. Der Krieg mit Rußland, — um der Ostsee und der Ostseeprovinzen willen, — um Polen, — um der Donau und der orientalischen Verhältnisse, — endlich um Schleswig-Holsteins willen — war ohnehin früher oder später für Deutschland unvermeidlich, und es schien nützlich ihn zu verfrühen. Das neue einheitliche Deutschland mußte „nicht allein mit Freiheiten, sondern zugleich mit Thaten in die Geschichte eintreten." Ein Krieg mit Rußland war der populärste durch ganz Deutschland; er würde zum heilsamen Mittel der Beruhigung der gährenden Stoffe geworden sein; er war das geeignetste Mittel der, während eines dreißigjährigen Friedens in der Nation genährten, Abneigung gegen das stehende Heer zu begegnen, diese Abneigung über der Gränze zu sühnen, und dadurch zu lehren daß der Soldat, wie er nothwendig ist, auch nützlich sein könne.

Der Anstoß zu der Herstellung eines Polens war Preußischer Seits gegeben, indem der König von Preußen am 21. März die nationale Reorganisation des Großherzogthums Posen unter seinem Schirm zugesagt hatte. Und noch ein anderer Anstoß zum Kriege mit Rußland ist zunächst von Preußen ausgegangen. An demselben 21. März nämlich, an welchem die nationale Reorganisation von Posen zugesagt worden war, wurde auch das bekannte Schreiben an den Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg erlassen, durch welches der König von Preußen, im Namen Deutschlands, die bestehenden Rechte der Herzogthümer Schleswig-Holstein, die er gegen Uebergriffe und Angriffe mit den geeignetsten Mitteln schützen zu wollen erklärt, in nachstehenden Sätzen anerkennt und als unverletzliche verkündet:

daß die Herzogthümer selbstständige Staaten sind;
daß sie fest miteinander verbundene Staaten sind;
daß der Mannsstamm in den Herzogthümern herrsche.

Diese Sätze waren aber im Europäischen Völkerrechte, theilweise wenigstens, und in ihren Consequenzen, bestrittene; der, ebenso wie die Dänische Dynastie, dem Oldenburgischen Hause entsprossene Kaiser von Rußland, wies sie zurück; und als nach dem revolutionären Siege der Eyderdänenpartei in Kopenhagen die Herzogthümer sich genöthigt sahen zum Schutz ihrer Rechte sich unter einer provisorischen Regierung wehrhaft zu machen, diese provisorische Regierung von dem Deutschen Bunde anerkannt worden war, und zuerst Preußen den Herzogthümern bewaffnete Hülfe brachte, — da drohte auch aus diesem Grunde ein Deutscher Krieg gegen Rußland.

Solcher Beschaffenheit erschienen die politischen inneren und äußeren Zustände Deutschlands in den ersten Apriltagen des Jahres 1848.

Es war am 5. April, als mein Bruder Fritz in Frankfurt a. M., dem nunmehrigen Mittelpunkt der deutschen Reformbestrebungen, ankam, wo er den Bruder Max als Nassauischen und Braunschweigischen Vertrauensmann und als Vorsitzenden dieses Collegiums der 17 Vertrauensmänner anwesend fand.

Die Physiognomie der meinem Bruder Fritz aus früherer Zeit so wohl bekannten Stadt Frankfurt war für den Augenblick sehr verändert. Nach der Aufregung der vergangenen Tage, da eben erst das Vorparlament zu Ende gegangen war, schien eine Art Abspannung eingetreten die, in der Erwartung der kommenden und drohenden Ereignisse, zugleich die Wirkung der Schwüle der politischen Atmsophäre war.

Das sonstige Salonleben blieb eingestellt; aber um so lärmender gestaltete und gebärdete sich die Association und Agitation in den Wirthshäusern und Kneipen, wo die niederen Volksschichten bearbeitet wurden.

Der Fall aller Effekten und Staatspapiere, Folge zunächst der Französischen Umwälzung, hatte für den vornehmern Handelsstand große Verluste zur Folge gehabt; dieser zagte und klagte und hütete mißtrauisch und ängstlich seine Koffer. Fabriken und Gewerbe stockten; die Nahrungslosigkeit des kleineren Gewerbes und des unbeschäftigten Arbeiterstandes warb zahlreiche und schlagfertige Contingente für Demokratie, Socialismus und Anarchie.

Der Fünfziger Ausschuß wurde zwar bald der Ausdruck der allgemeinen Parteiung; behauptete sich aber in Majorität als Moderator des stürmischen, auch ihn von Innen und Außen bedrohenden, anarchischen Andrangs.

In solcher Zeit, in welcher nach vorausgegangener Erstickung alles öffentlichen Lebens neue Männer sich plötzlich geltend machten, die noch keinerlei Bürgschaft für ihre politische Fähigkeit, Charakterfestigkeit, und die Richtung die sie verfolgen würden, gegeben hatten, und vor denen sich die abgenützten Handlanger

der Reaction, die aber allein mit den Beziehungen der Höfe und Staaten unter sich und mit den Staatsgeschäften vertraut waren, sich zurückziehen mußten, in solcher Zeit wird es zum Spiel des Zufalls, welchen Charakter eine aus Wahlen hervorgehende, allgemeinere Versammlung erhält. Männer, die gestern noch, ohne auf Herz und Nieren geprüft zu sein, für national, einheitlich, parlamentarisch, monarchisch und von kluger Mäßigung galten, — schlugen über Nacht zu Partikularisten, oder zu Demokraten und Anarchisten der schlimmsten Art um; solche Erfahrungen wurden auch in dem Fünfziger Ausschuß gemacht; aber auch Erfahrungen in entgegengesetzter Richtung. Hatten nicht schon in den Tagen des Vorparlaments treue Vaterlandsfreunde, kaum aus langjähriger Gefangenschaft oder Verbannung zurückgekehrt, unter den muthigsten Vertheidigern einer bürgerlichen Ordnung vornangestanden, die von nagelneuen Volksfreunden wie zum Fastnachtsmuthwillen umgekehrt werden zu sollen schien? Wurden nicht dieselben Männer jetzt für dieselbe Ueberzeugung Märtyrer uud bewiesen der dynastischen Reaction, wie täppisch ihre Häscher zugegriffen hatten?

Die Bundesversammlung war in ihrer Personalepuration noch begriffen, zu welcher das Vorparlament einen neuen Anstoß gegeben hatte, und verschleierte sich vor dem sie mißachtenden Auge der nationalen Vehme. Die noch anwesenden Bundestagsgesandten alten Styls und was sonst zum diplomatischen Corps gehörte, — meist ohne Continuität ihrer Beziehungen und ohne alle Inspiration gelassen von ihren theils erschütterten, und von inneren Schwierigkeiten absorbirten, theils in der Umgestaltung begriffenen Regierungen, — im Ungewissen eben so wohl über deren Politik als über die Bestätigung ihrer eigenen diplomatischen Funktion durch neue Ministerien, — lebten zurückgezogen, und vermieden ängstlich jeden offiziellen Anschein, jedes eingehende Gespräch. Bundesdiplomaten von neuestem Gepräge bewegten

sich mehr in den Kreisen des Fünfzigerausschusses und der Vertrauensmänner.

Die neueren officiellen Kreise fanden sich in Clubs zusammen, die damals zur Deutschen Sitte wurden, und im Gasthaus zum Englischen Hof hatte die monarchisch-parlamentarische Bundesstaatspartei, der die Mehrheit der Mitglieder des XVII. Collegs und die Mehrheit des Fünfzigerausschusses angehörte, ihr sehr bescheidenes Gesellschaftslocal.

In diese Kreise wurde auch mein Bruder Fritz bei seinem kurzen Aufenthalt in Frankfurt durch Max eingeführt, und er trat hier zum ersten Male in Berührung mit den Männern, welche die Deutsche Bewegung nun in den Vordergrund stellte.

Von den ausgezeichneten Patrioten, die in Baden während der Reactionsperiode an der Spitze der Opposition gestanden, die dann das aufrichtige constitutionelle Ministerium Bekk-Dusch unterstützt, und, als die Verhältnisse ernsthafter sich gestalteten, die Verpflichtung gefühlt hatten, der solcher Stützen bedürftigen Regierung ihre Kräfte und ihren Einfluß zu widmen, befanden sich damals in Frankfurt:

Karl Welker, Bundestagsgesandter an der Stelle Blittersdorffs, seit dem 21. März; Friedrich Bassermann, der unter den 17 der Bundesversammlung beigegebenen Vertrauensmännern die Badische Stimme führte; Alexander von Soiron, Präsident des Fünfzigerausschusses; Karl Mathy, der bald für kurze Zeit dem Badischen Ministerium einverleibt wurde, und Franz Buhl. Alle diese waren zugleich hervortretende Mitglieder der versammelten Badischen Stände, und in ihren doppelten Stellungen nach Bedarf hier und dort thätig. Aus früherer Zeit meinem Bruder Fritz bekannt war von den Genannten nur Franz Buhl.

In Frankfurt und überall im westlichen Deutschland war die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Entwickelung der Dinge in Baden gerichtet. Gleichsam als eventuelle Kriegserklärung der revo-

lutionären Partei übergaben an demselben 5. April, an welchem Fritz in Frankfurt angekommen war, Struve und Fickler dem Badischen Bundestagsgesandten Welker in Frankfurt ein Promemoria, worin sie (ganz ernsthaft) vorschlugen, die Badische Regierung solle in allen Gemeinden abstimmen lassen, ob sie die constitutionelle Monarchie oder die Republik haben wollten.

Fickler hatte, wie wir gesehen, schon während des Vorparlaments eine ungewöhnliche Thätigkeit entwickelt; er war der Zwischenträger zwischen Frankfurt, der revolutionären Partei in Baden und der auswärtigen Propaganda der Republik gewesen; die revolutionären Fäden liefen durch seine Hände; von seinen Beziehungen zu auswärtigen Emissären besaß die Badische Regierung die Beweise. Karl Mathy, ehe die Parteien sich gezeichnet und strenger geschieden hatten, näher mit Fickler befreundet, jetzt durch die Kluft der reinsten und uneigennützigsten patriotischen Ueberzeugung von ihm geschieden, konnte nach seiner Kenntniß der Personen und Zustände nicht zweifelhaft sein über die Zwecke und die Bedeutung seines Hin- und Herreisens. Das Signal zum Losbrechen, wenn Alles bereit war, mußte von ihm ausgehen. Die Arrestation Ficklers, der in seinen „Seeblättern" zur offenen Gewalt, zur Verjagung der Fürsten, aufgefordert hatte, war schon früher von der Badischen Regierung befohlen, aber nach einem Bericht des Amtsvorstandes in Constanz vom 21. März dort damals, wegen befürchteten Aufstandes, für unmöglich erachtet worden. Als nun Fickler am 2. April im Begriff stand, von Unterländischen Wühlereien und Anzettelungen nach dem Oberlande zurückzukehren, hielt Mathy ihn im Bahnhof zu Karlsruhe an und ließ ihn arretiren. Mit dieser entschlossenen That war das Netz der Verschwörung zerrissen, und der Losbruch wurde nun aus Besorgniß vor den gefürchteten Entdeckungen von der revolutionären Partei übereilt.

Friedrich von Gagern übernimmt die militärische Führung in Baden.

Nachdem mein Bruder einige Tage in Frankfurt verweilt hatte, kam er, am 8. April, auf wenige Stunden nach Darmstadt, zu dem Vater, der seinen Platz in der ersten Hessischen Kammer einnahm, und zu mir. — Es war dieß das letzte Mal, daß ich meinen Bruder gesehen; es waren die letzten flüchtigen Stunden, in denen sich sein geliebtes Bild in meine Seele eingegraben hat. — Bei dem Vater zu Tisch, und mit diesem besprachen wir die Lage der Dinge und des Fritz mögliche Rolle. Er hatte in Frankfurt von Verlegenheiten vernommen, in denen man sich in Karlsruhe bezüglich des Militaircommando's befand, und er war schon sondirt worden. Aber noch eine andere Chance kam in Frage, die ihm geboten werden konnte, in die Deutschen Angelegenheiten einzugreifen. Der Niederländisch-Luxemburgische Vertreter am Bundestage, Herr von Scherff, gehörte noch zu den älteren Bundestagsgesandten, die sich nach dem Wunsche des Vorparlamentes zurückzuziehen hatten; es war also von einem Ersatzmann für ihn die Rede. Es war nicht unwahrscheinlich daß, sich der König der Niederlande würde bestimmen lassen können, dem General von Gagern diese temporäre Mission zu übertragen; und solcher offenbar temporäre Ersatzmann würde wohl auch Herrn von Scherff der am wenigsten unangenehme gewesen sein. Beide diese Chancen wurden nun zwischen uns durchsprochen und ich trat beiden entgegen.

Ob es sich gleich bei der letzteren nur um einen Uebergang, um einen Anknüpfungspunkt in Deutschland handelte, so wollte ich doch den intacten Namen meines Bruders nicht durch eine Lückenbüßerrolle im vervehmten Bundestag compromittirt sehen. Was aber ein etwaiges Commando in Baden betraf, so

befürchtete ich, daß die nächste Aufgabe bei einem solchen ein Kampf gegen Insurgenten sein werde; ich sah diesen für so gefährlich nicht an, daß nicht ein Anderer genügen konnte; ich besorgte bei solcher Voraussetzung, für meinen Bruder, bei seinem Einschub in ein ihm ganz fremdes Truppencorps, die Folgen der Verstimmung und selbst der gerechten Eifersucht der höheren Officiere; ich hielt unter solchen Umständen, und im Augenblicke des ausbrechenden Bürgerkriegs, solche Aufgabe für einen Landfremden für all zu verantwortlich und schwer. Endlich hatte ich die Wahrscheinlichkeit eines nahen auswärtigen Kriegs vor Augen, in welchem Falle bei Uebertragung eines Commandos an Fritz über ein aus Truppen verschiedener Staaten zusammengesetztes Armeecorps, obige Rücksichten des verletzenden Einschubs in eine andere Truppe, und der Unbekanntschaft mit Personen und Landesverhältnissen, weniger in Betracht kamen. — Zu der Hoffnung aber, daß im Falle eines auswärtigen Kriegs, bei dem unzweifelhaftesten Mangel erprobter Officiere in Deutschland, der in der langen Friedensperiode seine natürliche Erklärung findet, Fritz zu einem Commando berufen werden würde, — zu solcher Erwartung durfte sich wohl sein und unser Ehrgeiz für den Bruder erheben.

In Bezug auf die Badischen Schwierigkeiten theilte der Vater meine Bedenken; weniger rücksichtlich der temporären Luxemburgischen Vertetung am Bundestage; im Allgemeinen aber glaube ich, daß der Vater, obgleich er dem entschiedenen Wunsche des Fritz, dem Vaterlande zu dienen, nicht entgegen trat, doch bei sener geringen Zuversicht auf den Erfolg der Deutschen Reformbewegung, und bei seiner erschreckten Mißbilligung der sie begleitenden Excesse, am liebsten gesehen hätte, wenn dieser in seinen Niederländischen Dienstverhältnissen ruhig verblieben wäre. Fritz aber, der eben aus den damals fieberhaft bewegten Frankfurter Kreisen und aus der dortigen heißeren Atmosphäre kam, unter-

brach meine nüchternen Einwendungen*) mit einer der ihm eigenen lebhaft ungeduldigen Bewegungen und mit dem unzufriedenen Ausruf: „Du willst also daß ich gar nichts thue!“

Ich konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, welche Entschlüsse der Bruder fassen werde.

Nach diesen kurzen Stunden des letzten Wiedersehens begleitete er an jenem Nachmittag den Vater nach Hornau. —

---

*) Der Zufall will, daß zur genauen Wiedererzählung meines obigen letzten Gesprächs mit Fritz meinem Gedächtniß ein Brief zu Hülfe kommt, den ich bald darauf an meinen Bruder Max geschrieben. Derselbe hat sich unter den Aufzeichnungen über den Tod des Bruders gefunden, die der Vater bald nach dem Ereigniß sorgfältig sammelte, und die nach des Letzteren Ableben wieder an mich übergegangen sind:

Heinrich an Max.

Darmstadt, den 21. April 1848.

„Als ich Fritz zum letzten Male sah, hier bei dem Vater zu Tisch, besprachen wir die Chancen der verschiedenen Wege für ihn, in die Deutschen Angelegenheiten einzugreifen:

1) Scherff's Ersetzung durch ihn am Bundestag.

2) Seine Badische Aussicht.

An beiden hatte ich keine Freude und vertröstete: seine Zeit werde, auch abgesehen von diesen beiden Wegen, nahe sein. Da antwortete er mir mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit, — ungeduldig weil ich nicht eingehen wollte:

„Du willst also daß ich gar nichts thue!“

Ich erkannte seinen festen Entschluß und lenkte ein.“

Durch diese Mittheilung, — durch meinen weiter unten folgenden Brief an Max vom 12. April, des Max Antwort vom 13., des Fritz Note vom gleichen Tage an die Badische Regierung, und durch die Großherzoglichen Entschließungen vom 13. und 14. April, welche bestätigen, daß Fritz in Baden nur eine zeitliche und vorübergehende Verwendung im Augenblicke ernster Gefahr annehmen zu wollen erklärt und so erhalten hat, — antworte ich auf die Nachrede, daß wir Brüder, in ehrgeizigen Absichten für ihn und uns, den Bruder Fritz zu diesem Badischen Vollbringen gedrängt und unsere Verbindungen zu diesem Zwecke benutzt hätten. Es ist diese Nachrede enthalten in: „Deutsches Volksblatt“ Nr. 191 vom 14. August 1849; „Heinrich von Andlaw. Der Aufruhr und Umsturz in Baden.“ Freiburg 1850. Erste Abtheilung. Seite 145 bis 148, wo jener Artikel des Volksblatts zu gleichen Zwecken ausgebeutet wird.

An demselben Tage hatte, wie oben bemerkt, Mathy den Fickler arretirt, und darauf erhielt ich nachstehenden Brief:

Friedrich Bassermann an Heinrich von Gagern.

Mannheim, den 10. April 1848.

„Theuerster Freund!

Wie vollständig bei uns die Vernunft gesiegt, wirst Du schon wissen. Mathy gab durch seine Mannesthat das Zeichen und man fühlt sich wie erlöst. In der gestrigen Kammersitzung ward Mathy, später auch sämmtliche Minister, mit endlosem Jubel empfangen, (bei gedrückt vollem Hause), Itzstein, nachdem er seine Mäkeleien wieder begonnen, verhöhnt.

Doch nicht dieß wollte ich Dir mittheilen, sondern ich habe den Auftrag von unserer Regierung, Deinen Bruder den General zu ersuchen, doch schleunigst nach Karlsruhe kommen zu wollen. Sie wollen ihn kennen lernen und wenn nur er seine Bedenken überwindet, so steht er in wenigen Tagen an der Spitze der Badischen Armee. Solche Männer wie er, braucht das Vaterland jetzt. Er wird sich doch nicht überwinden können jetzt nach Holland zurückzukehren! Also, Theurer, schicke ihn sogleich nach Karlsruhe. Ich gehe eben nach Frankfurt. In Eile, Dein treuer Freund."

Diesen Brief sendete ich nach Hornau und ich wurde darauf benachrichtigt:

„Max an Heinrich von Gagern.

Frankfurt, 11. April.

Fritz kommt eben mit dem Vater hier an und wir sprechen sogleich mit den Badnern."

Die Nothwendigkeit einer Entscheidung war also nun an Fritz herangetreten.

Die Gründe, welche die Badische Regierung bestimmt haben mögen, meinem Bruder eine hohe militärische Stellung anzutragen, werde ich um so flüchtiger berühren, als mir von den Badischen

Personalverhältnissen, die dabei in Betracht kamen, wenig bekannt ist*).

Man darf wohl annehmen, die in Karlsruhe leitenden Staatsmänner werden allmälig zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß der Geist des Badischen Truppencorps im Allgemeinen weit entfernt sei ein befriedigender zu sein, wovon die Gründe oben entwickelt wurden; — daß es unumgänglich nothwendig war, Maaßregeln zu treffen, geeignet diesen Geist zu bessern; — daß diese Aufgabe zunächst die Ernennung von Führern erheische, die eines Theils durch ihre Persönlichkeit und ihre Gaben so ausgestattet waren um den Truppen zugleich imponiren, ihr Vertrauen erwecken, und dadurch Disciplin wieder herstellen zukönnen; die andern Theils dem Lande durch eben jene Gaben, durch erworbenen Ruf ihrer Tüchtigkeit und Gesinnung, durch ihre sociale Stellung und Verbindungen, Bürgschaften boten gegen die Fortdauer und

*) J. B. Bekk, damaliger Vorstand des Badischen Ministeriums des Innern, sagt darüber in seinem Werke: „Die Bewegung in Baden von Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. Mannheim 1850.“ Seite 144 und 145. „Inzwischen hatte der Markgraf Wilhelm, der damals körperlich leidend war, das Kommando des 8. Armeecorps abgegeben, und es wurde dasselbe dem Prinzen Friedrich von Würtemberg übertragen. Es war dieser Schritt nicht nur wegen der ausgezeichneten militärischen Eigenschaften des Markgrafen und wegen des großen Ansehens, das er bei den Truppen hatte, sondern auch darum zu beklagen, weil es den Schein gewann, als weiche derselbe den unwürdigen Verdächtigungen gegen seine Person, und dazu lag um so weniger Grund vor, als es jetzt ohnehin zur offenen Gewalt kam, also die Stimmung der bethörten Menge, die sich dem Gesetze ja doch nicht mehr fügen wollte, nicht mehr zu berücksichtigen war. Nur von einem Gesichtspunkte aus konnte der Rücktritt als angemessen erscheinen, darum nämlich, weil es nach den neuesten Vorgängen im Seekreis jetzt klar war, daß die Truppen, die nur zur Deckung der Grenze gegen die Zuzügler bestimmt waren, nun auch mit Landesangehörigen in Kampf kommen werden, was wegen vielfach möglicher Zwischenfälle für die Mitglieder des eigenen Regentenhauses, wo thunlich, zu vermeiden ist. Dieß ist auch der Gesichtspunkt, aus dem es gerechtfertigt erschien, an die Stelle des Markgrafen Max als Kommandanten der Badischen Division am 14. April interimistisch den General von Gagern zu setzen, dem der Ruf eines sehr hervorragenden Kriegsmanns voranging.“

Wiederkehr der im Heere und namentlich in einem Theile des Officierscorps früher abſichtlich genährten, den nationalen und freiheitlichen Beſtrebungen feindlichen, Sonderrichtung; daß alſo jene Aufgabe die Ernennung von Führern erheiſche, die geeignet waren, das Mißtrauen in die Aufrichtigkeit des in ſchwieriger Zeit ſo nothwendigen, einverſtandenen Zuſammengehens der Civil- und Militärautoritäten zu entfernen und zu beſiegen; ein Mißtrauen, welches nicht etwa in einer bethörten Menge vorherrſchte, ſondern welches unverhohlen in den Kreiſen ausgeſprochen wurde, auf welche ſich die Regierung, wollte ſie nicht allein ſtehen, ſtützen mußte; — daß endlich, wie tüchtige Officiere immer das Badiſche Truppencorps zählen mochte, doch nur Wenige von den Höheren, ihrer Antecedentien wegen, unter den außerordentlichen Umſtänden, in denen man ſich befand, einer ſolchen Aufgabe würden genügen können. —

Alle dieſe Erwägungen müſſen die täglich beſtärkten Ueberzeugungen der leitenden Männer in Baden zur Ergreifung der entſprechenden thatkräftigen Maßregeln gereift haben, und die unterm 22. März erfolgte Uebertragung des Kriegsminiſteriums an den zum Generalmajor beförderten Oberſten Hoffmann ließ die erſte Bethätigung ſolcher Ueberzeugung erkennen.

Mein Bruder Fritz war, worauf ich im Eingange des Capitels aufmerkſam gemacht habe, nach ſeiner Rückkunft aus Indien, im Vaterlande kein Unbekannter mehr; es hatte ſich, nach ſeinem erſten flüchtigen Erſcheinen in Frankfurt, unter den der Badiſchen Regierung nahe ſtehenden Männern dort raſch die Anſicht geltend gemacht, daß er zur Führung der Badiſchen Truppen der rechte Mann für die Lage ſei, in der man ſich befand. Den Nachtheil der Unbekanntſchaft im Heere hat nach langer Friedenszeit jeder General (und beſonders jeder General über ein Truppencorps, das aus Truppen mehrerer Staaten zuſammengeſetzt iſt oder werden ſoll), zuerſt bei dem Zuſammenziehen und der Auf-

stellung des Corps, und dann in der Action selbst zu überwinden. Und wer konnte denn damals, unter den Badischen Generalen und höheren Officieren, die Markgrafen ausgenommen, dem Truppencorps als bekannt gelten?

Die Entscheidung nun anlangend, die mein Bruder selbst zu treffen hatte, so war seine erste vorläufige Entschließung schnell gefaßt, nachdem er von den in Frankfurt anwesenden Badnern (darunter auch Bassermann, der nach Inhalt seines mitgetheilten Briefs am 10. April nach Frankfurt zurückkehrte) den Stand der Dinge weiter vernommen hatte. Sie ging dahin: sich mit der Badischen Regierung persönlich in Verbindung zu setzen, ihre Anträge zu vernehmen, und wenn er dieselben annehmbar finde, darauf einzugehen.

Seinen Wunsch, dem Vaterlande zu dienen, — für die Größe und den Ruhm des Vaterlands zu wirken, wo dazu eine Bahn sich öffne, — haben wir längst kennen gelernt, und von ihm selbst galt seine Strophe:

„Der jetzt dem Vaterlande sich versagt,
Er hätt' sein Leben für und für gewagt; —
Gieb Du ein würdig Ziel nur seinem Streben. —"

Der Augenblick, den er seit lange ersehnt, schien ihm nun gekommen. — Politische Einheit Deutschlands im parlamentarischen Bundesstaat, die er als das entsprechende Ziel patriotischer Bestrebungen unter den Frühesten selbst aufgestellt und Begriff und Voraussetzungen entwickelt*) hatte, dafür war nun eine Bewegung begonnen, welche die Hoffnungen der Jugendzeit wieder aufleben ließ. Zu den Ansichten und Bestrebungen, welche im Beginn der Bewegung von der gemäßigten Bewegungspartei, von der Deutschen Zeitung namentlich, vertreten worden waren, hatte er sich freudig bekannt.

„Zu den Ideen der Deutschen Zeitnng können und müssen wir uns bekennen" 2c.**).

*) I. Seite 361 bis 390. **) Seite 639.

„Ich hoffe, die patriotische Bewegung wird Eindruck in den höheren Regionen machen, so daß die gemäßigten die Oberhand behalten; daß das große Ziel erreicht wird ohne bedeutende Störung des inneren Friedens von Deutschland; und daß man Kraft behält, das communistische Treiben zu bemeistern ꝛc.“*).

Zwar sollte sich nicht all „das Grün der Hoffnung“ so entfalten, wie Fritz es in trüben Tagen „durch den schwarzen Flor der Gegenwart“ schimmern gesehen:**)

„Duldung und gegenseitige Annäherung der Religionsparteien,“ — eine Aufklärung die mit wahrer Frömmigkeit nicht allein verträglich, sondern eine Folge derselben sind, — hatten eher Rückschritte gemacht. —

„Die kräftige Constitution der Seele, welche den Krankheitsstoff bemeistert und von sich wirft,“ — „die auf Religiosität gegründete Sittlichkeit der Mittelklassen“ — hatte sich als so unfraglich und kräftig nicht erwiesen. —

Der Wahrheit war „der freie Kampfplatz“ zu kurze Zeit erst, und unter zu ungünstigen Verhältnissen gewährt, als daß ihr Sieg im Streite der Meinungen ein unbestrittener geworden wäre; als daß sie von überspannten Ansichten hätte heilen, die abstracte Speculation überwinden, und die denkenden Köpfe der Nation in der Richtung ihrer Thätigkeit auf das zunächst Anwendbare hätte vereinigen können.

„Das jüngere Geschlecht, unähnlich dem alten“ — hat es zwar an Betheuerungen seiner Vaterlandsliebe nicht fehlen lassen, — auch war es freiheitsliebend und rauh genug, — aber die Vorbilder der Altvordern, die Schule der Griechen und Römer, die Erfahrungen der Geschichte überhaupt, schien es zu verachten; — neueren, unfruchtbareren Schulen, theilweise mit Vorliebe, sich zuwendend, schien es „seine Zeit und seine Stelle

*) Seite 644. **) I. Seite 276 und 277.

ungeduldig" — nicht erwarten, sondern, anmaßend im Rath, vorwegnehmen zu wollen, ehe es noch „im Kampfe gestählt und bewährt" war. —

Doch je größer die Noth des Vaterlands, — an dem niemals zu verzweifeln ist, und das Verzweifeln war meines Bruders Sache nicht, — um so stärker der Antrieb sich ihm zu widmen: „Das Volk bedarf des Führers Mahnung, des Lenkers in des Sturmes Drang." Und wenn es des Bruders Wunsch und seine Hoffnung war, vorzugsweise im Falle des Kriegs nach Außen, auf Schlachtfeldern, dem Vaterlande zu dienen, so sprach ja große Wahrscheinlichkeit dafür, daß dazu bald werde Anlaß geboten sein. —

Die Rücksicht, daß zwei Brüder thätig in die Bewegung verflochten waren, mochte den Wunsch in ihm verstärken, diesen kräftigend zur Seite zu stehen. Ein Opfer wohl, — aber fürwahr nicht das Opfer seiner Ueberzeugung war es, das er mit seiner Entschließung dem alten Bruderbunde brachte. Mit verjüngter Kraft und Widmung würde er ihn, wäre er nicht geschlossen gewesen, jetzt freudiger noch geschlossen haben; wie er denn, in den letzten Stunden seines Daseins, vor dem Freunde, der ihm die letzten Grüße von Hause gebracht, das Handeln der Brüder überhaupt, und Deren einiges Handeln, mit der Freude eines Vaters gerühmt hatte.

Nachdem Fritz die Ueberzeugung gewonnen, daß er seine Pflichten gegen das Vaterland, bei so dringender Gefahr für dasselbe und bei Allem was auf dem Spiele stand, in den Vordergrund zu stellen habe, lag es ihm ob, die Schritte, die er zu thun im Begriff stand, mit seinen Niederländischen Pflichten entweder in Einklang zu bringen, oder diese Pflichten zu lösen.

Bei diesem Momente habe ich mit Bedacht zu verweilen und die Wahrheit urkundlich zu berichten; theils weil man in Holland allerdings sehr empfindlich war über die Entschließung, die mein

Bruder faßte, und ich es daher seinem Andenken schuldig bin, sie auch für das Holländische gerechte Urtheil, worauf Fritz mit Recht so hohen Werth legte, in das wahre Licht zu setzen; theils weil darüber auch in Deutschland von Feinden und Verläumdern Unwahres, mit Entstellung der Thatsachen, verbreitet worden ist.

Ich berichtete am Schlusse des achten Capitels*), daß Fritz vor Annahme der Mission nach Indien seine Bedingungen gemacht habe, die ihm zugestanden wurden. Diese Zugeständnisse waren als eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Pensionsreglement geheimer Natur, und die entscheidenden Urkunden, und Königlichen Entschließungen, vom 5. und 25. März 1844, deren er, wie ich dem „Tagebuch einer Reise nach Indien" als Vorbemerkung**) vorausgeschickt habe, — auch in seinem „Gedenkbuch" erwähnt, — werden vielleicht im Archive des Kabinets des Königs, nicht in den Archiven des Kriegs- oder Colonialministeriums, im Haag, sich befinden.

Durch dieß persönliche Königliche Zugeständiß seiner Bedingungen war es in seinen Willen gestellt, nach der Rückkehr aus Indien entweder in den Niederlanden fortzudienen, oder, mit seiner für ihn ausnahmsweise höher bestimmten Pension, aus dem Niederländischen Dienste sich zurückzuziehen und diese Pension, *facultativ in jeder Beziehung*, im Auslande zu verzehren.

Man erinnere sich, wie er in den damals an die Eltern geschriebenen Briefen vom 2.***), 10.***) und 16. März***) 1844 als mitentscheidendes Motiv für Annahme jener Mission, und wie er für den wesentlichsten Vortheil den er davon haben werde den erklärte, daß ihm „*zugestanden und deßfalls ihm Sicherheit verheißen sei*" — „die bedungene Pension unverkürzt in Deutschland verzehren zu können" — „*dort nach eigener freier Wahl* entweder in angenehmer Unabhängigkeit,

*) Oben Seite 399 u. folg. **) S. 429. ***) S. 399, 401 u. 402. 404. 429.

oder vielleicht in ehrenvoller Thätigkeit, den Rest des Lebens zuzubringen; — das ist das Opfer von anderthalb Jahren wohl werth." —

Seine Indische Mission hatte Fritz zur Zufriedenheit des Königs erfüllt; die Verbindlichkeit nun, von Seiten Hollands, die entsprechenden Bedingungen gegen ihn zu erfüllen, konnte nicht zweifelhaft sein.

Die Entlassung aus dem Niederländischen Dienst, unter Beibehaltung der stipulirten Pension, wenn er sie in einem Augenblick forderte, in welchem nach militärischen Ehrengesetzen überhaupt von dem Soldaten Entlassung erbeten werden darf, konnte meinem Bruder nach dessen vertragsmäßigen Dienstverhältnissen zu jener Zeit nicht verweigert werden. So wie Fritz sich entschloß der Deutschen Sache sich zu widmen, hatte er sich also zu entscheiden, ob er seine Entlassung aus dem Niederländischen Dienste sofort nehmen solle. Er war durch fünf und dreißigjährigen Dienst, seit dem Bestehen des Königreichs der Niederlande, mit diesem und mit dem Niederländischen Heere verwachsen; hoch achtete er die Niederländische Nation; er hatte dort aufrichtige und warme Freunde; die Trennung, wenn nothwendig, würde ihm eine schmerzliche gewesen sein. Er wußte, daß der König der Niederlande nur ungern seine Dienste gemißt haben würde; der König und die Königliche Familie hatten ihm Wohlwollen und das höchste Vertrauen erwiesen; er war dem König in Treue und Dankbarkeit ergeben. Diese Gefühle und Rücksichten konnten zwar sein patriotisches Pflichtgefühl nicht wankend machen; sein Entschluß, in der Gefahr dem Vaterlande zu dienen, stand fest; aber sie bestimmten ihn dem König Wahl und Entscheidung in die Hand zu geben, ob dieser ihn nur vorübergehend, oder für immer seiner Dienstpflichten entbinden wolle.

Unter solchen Erwägungen schrieb Fritz am Tage, an welchem er die ersten officiellen Anerbietungen Badischer Dienste erhalten hatte, an den General Nepveu, den Niederländischen Kriegs-Minister, nachstehenden vertraulichen Brief:

Frankfort s. M., le 11. Avril 1848.

Mon cher Général!

Je vous écris dans un moment bien difficile et je dois vous prier d'être mon interprète et mon défenseur auprès de Sa Majesté le Roi. Toute l'Allemagne est dans une commotion violente. Le pays de Bade est dans un état qui approche de l'anarchie; le parti républicain lève la tête; on est menacé d'une invasion des colonnes qui viennent de France; l'obéissance des troupes badoises est ébranlée. Les Markgraves n'ont pu conserver le commandement.

Dans cette crise le Gouvernement de Bade me l' a fait offrir. J'ai répondu que je ne veux pas quitter définitivement le service des Pays-bas, et que je ne puis accepter un commandement sans le consentement du Roi mon maître. — Néanmoins on me presse ici, on m'offre de la part des 17 hommes de confiance adjoints à la diète une pièce officielle qui atteste l'urgence du cas, et qui doit me faire obtenir le pardon du Roi pour une démarche insolite et contraire aux règles du service.

Je pense que la crise extraordinaire et vraiment Européenne me servira d'excuse; je crois même bien servir le Roi en tâchant de préserver le Grand-duché de Bade d'une anarchie qui se communiquerait rapidement aux pays voisins.

Je pars pour Carlsruhe pour prendre connaissance de l'état des choses, et je vous écrirai officiellement et d'une manière circonstanciée aussitôt que je serai mieux informé.

J'espère que vous me ferez obtenir de Sa Majesté la permission de me charger temporairement du commandement des troupes de Bade, et si l'espoir de l'obtenir ne pouvait se réaliser et s'il n'y a pas d'autre moyen de régu-

lariser ma position, je me verrais forcé de demander ma pension, aux conditions qui m'ont été assurées lors de mon départ pour les Indes.

Veuillez dire à Sa Majesté que je suis persuadé que le Colonel de Spengler a le dévouement, le calme et la fermeté nécessaires pour être chargé ad interim des fonctions que je remplis à la Haye.

Bien sincèrement tout à Vous.

Nachdem Fritz mit den Badnern in Frankfurt jene Conferenz gehabt und diesen Brief geschrieben hatte, reiste er noch am 11. von Buhl begleitet, nach Karlsruhe und ließ durch Letzteren den Ministern anzeigen, daß er bereit sei, sich ihnen vorzustellen. Es scheint nun, daß entweder die Absichten der Badischen Regierung bis dahin noch nicht bestimmt formulirt gewesen, so daß sie von den Männern in Frankfurt, die im Auftrag der Regierung mit meinem Bruder verkehrt hatten, mißverstanden waren, oder daß die Ansichten sich geändert hatten; wie dem sei: Minister Bekk eröffnete Buhl, die Absicht gehe dahin, dem General von Gagern das Commando der Bürgerwehr zu übertragen, was, wie Buhl wußte, dieser nicht annehmen wollte. Als nun Buhl in den Gasthof zurück kam, und mein Bruder, der Einladung zu einer Conferenz mit den Ministern gewärtig, die nicht erfolgte, Buhls Verlegenheit bemerkte, auch durchschaute, daß Schwankungen beständen, sagte Fritz in seiner bestimmten Weise:

„Die Herren wollen mich heute nicht sehen? — ich reise morgen frühe wieder ab.“ —

Er hatte sich zwar entschlossen und war gewillt, dem Vaterlande in einem Augenblick der Gefahr an der Spitze der bewaffneten Macht, — mit seinem Leben, seine Einsicht und seine Kräfte zur Verfügung zu stellen; — aber schon bei dem blosen Gedanken empörte sich sein gerechter Stolz, daß man ihn als einen, nicht Gefahren=, sondern Aemtersuchenden, betrachten möge. Die

Erklärung meines Bruders setzte Buhl, um die Badische Regierung zu andern und rascheren Entschließungen zu veranlassen, sofort wieder in die Bewegung, in der er bei Zwecken, die er für wichtig hält, nicht ermüdet, und wobei er seine Schritte wohl zu bemessen weiß. Als er aber, nach so benützter Nacht, am 12. April Morgens in den Gasthof zurück kam, um meinen Bruder noch fest zu halten, war dieser abgereist, ohne sonst irgend Jemanden gesprochen zu haben.

Von diesem Tage datirt, und an diesem Tage noch, erhielt ich folgenden Brief des Badischen Ministers Bekk:

„Der Herr General von Gagern, der Bruder von Euer Excellenz, war hier, ist aber so schnell abgereist, daß ich ihn nicht sprechen konnte. Wir hatten die Absicht, ihn für eine wichtige Stellung in unserem Truppencorps zu gewinnen, insofern er geneigt wäre, hier Dienste zu nehmen. In unserer Lage ist es für jetzt besonders dringend, Männer von großen Eigenschaften des Geistes und Charakters zu besitzen, welche den Sturm zu beschwören und insbesondere bei den Truppen die Mannszucht aufrecht zu erhalten vermögen.

Eurer Excellenz ist es bekannt, wo sich Ihr Herr Bruder gegenwärtig befindet, daher wende ich mich an Sie und lege Ihnen eine mit meinem Collegen, dem General Hoffmann besprochene und von ihm aufgesetzte Note bei, mit der dringenden Bitte, sie Ihrem Herrn Bruder mittheilen und ihn bestimmen zu wollen, daß er zur näheren Besprechung und schleunigen Feststellung der Sache hierher komme.

E. E.

Karlsruhe, den 12. April 1848.

Note im Anschluß: — — — — —

General von Gagern anzubieten:

1. Das Commando der gesammten Bürgerwehr zu übernehmen, ihre Organisation, insbesondere die Organisation der mobilen Bürgerwehr (erstes Aufgebot) zu leiten.

2. Zugleich würde er für jetzt und für die Dauer der Aufstellung als Zweitcommandirender und Stellvertreter in der mobilen II. Division des VIII. Deutschen Armeecorps verwendet.

3. Sollte die Aufstellung aufgelöst werden, so würde er das Commando der Bürgerwehr wieder übernehmen, oder aber eine andere Stellung erhalten, z. B. die als Gouverneur der Festung Rastadt.

Das Commando des Großherzoglichen Armeecorps, wie es vor dem Rücktritt des Herrn Markgrafen Wilhelm bestand, soll nicht wieder hergestellt werden."

Nach Empfang dieses Briefs schrieb ich:

Heinrich an Max.

Darmstadt, Mittwoch, den 12. April Abends 10 Uhr.

So eben erhalte ich anliegenden Brief des Minister Bekk zu Karlsruhe. Die Stellung des Fritz zum stehenden Heer ist nach diesen Propositionen zu precär, zu im zweiten Rang, als daß ich sie, bei der ungeheuern Verantwortung, die er übernehmen würde, annehmbar hielte.

Man will ihn offenbar nur zur Organisation der Volksbewaffnung, und diese kann, nach des Fritz gewiß richtigen Ansichten, nicht isolirt, sondern nur im engsten Zusammenhang mit dem stehenden Heer, gedacht werden. Ein Geist und ein Wille muß beide beseelen und beherrschen.

Also ausgedient; und es ist mir damit ein Stein vom Herzen.

Frau von Bockelberg schickt mir den anliegenden Brief, den Fritz im Haag bestellen soll.

Euer Heinrich.

Darauf:

Max an Heinrich.

Frankfurt, den 13. April 1848 Mittags.

Lieber Heinrich. Fritz wird dennoch annehmen unter bestimmten Bedingungen, die Bassermann nach Karlsruhe über-

bringt. Ich habe zugerathen, nach fester Ueberzeugung, daß 8 Tage in Baden über Anarchie oder Deutsche Einheit entscheiden.

„Wir sind heute Nacht in Wiesbaden; Fritz bleibt bis zum 15. Abends hier; doch, sollte er morgen Abend schon Antwort erhalten, so geht er schon den 15. nach Karlsruhe."

Von der Hand meines Bruders Fritz liegt der Entwurf einer Erklärung vor, von welcher ich voraussetze, daß sie diejenige ist, welche, wie vorstehend bemerkt, durch Bassermann der Badischen Regierung am 13. überbracht worden ist. Der Entwurf lautet:

„Der Badische Bundestagsgesandte Herr Welker, und die Herrn Abgeordneten, Bassermann, Buhl und Mathy haben mir gesagt: Baden sei durch die äußerst erbitterte republikanische Partei und durch die aus Frankreich heranziehenden Arbeitercolonnen bedroht; — die Mannszucht der Badischen Truppen durch die Ereignisse und durch mancherlei Verführung erschüttert; — Prinzen des Hauses seien nicht geeignet die Truppen gegen Aufruhr im Innern anzuführen; — die Badische Regierung trage mir in dieser Krisis das Commando der Truppen an, weil ein populärer Name erfordert werde, gegen welchen der Verdacht reactionärer Absichten bei der Bevölkerung nicht leicht Eingang finden werde; — Gefahr sei bei dem Verzuge.

Ueber die Schwierigkeit der Aufgabe täusche ich mich nicht; noch weniger habe ich die Anmaßung mir Eigenschaften zuzutrauen, welche nicht auch bei vielen Badischen Anführern gefunden werden könnten. Was mich bestimmt, ist das Pflichtgefühl, mich im Augenblicke der Noth einem ehrenvollen Auftrage nicht zu entziehen; die Hoffnung meinem Vaterlande einen Dienst zu leisten; vor Allem die Erwartung, daß ich von der Badischen Regierung und allen Wohlgesinnten mit Rath und That kräftig unterstützt werde.

Ich setze voraus, daß es sich nur von zeitlicher Uebernahme des Commandos der mobilen Badischen Truppen für die Dauer der Krisis handelt, da ich noch im Niederländischen Dienste stehe, den ich nicht gesonnen bin zu verlassen.

Um den außerordentlichen, nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigenden, Schritt der Uebernahme eines Com-

mandos, ohne Autorisation meines Königs, vor diesem rechtfertigen zu können, bedarf ich eines Documents von einer Behörde des Deutschen Bundes, welches die Nothwendigkeit und die Gefahr bei dem Verzuge constatirt. Dieses ist mir zugesagt und bleibt Bedingung der Annahme.

Etwas Anderes werde ich nicht annehmen, als das zeitliche Commando der mobilen Badischen Division, mit der Vollmacht, welche ein commandirender General im Kriege besitzt. Ich verlange keinen anderen Rang, als den, welcher erfordert ist, um den Befehl zu führen über die, welche mir untergeben sind.

Ob ich bei der Organisation der Bürgerwehr mitwirken und den mobilisirten Theil derselben commandiren kann, hängt ganz ab von dem darüber bestehenden oder zu erlassenden Gesetz. Wenn die Ansicht gelten sollte, daß eine Bürgerwehr, die zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung und zum Schutze des Eigenthums aufgestellt wird, zugleich die Landwehr bilden kann, welche das stehende Heer gegen den auswärtigen Feind verstärken soll, — wenn man glaubt, Beides in einer Institution vereinigen zu können, so muß ich bitten, bei dieser Aufgabe auf mich keinen Bedacht zu nehmen.

Mein Urlaub geht zu Ende, aber ich nehme es auf mich, bis zum 15. dieses hier in Frankfurt die Entscheidung der Badischen Regierung abzuwarten. Ich hoffe diese Regierung ist überzeugt, daß weder Anmaßung noch selbstische Absichten meiner Bereitwilligkeit zum Grunde liegen.

Andere Bedingungen als die oben angedeuteten kann ich nicht annehmen."

Es erfolgten nachstehende Entschließungen des Großherzogs von Baden:

„Wegen der gegenwärtigen unruhigen Verhältnisse haben Seine Großherzogliche Hoheit der Markgraf Max gebeten, für die Dauer derselben einen Stellvertreter für das Commando der mobilen Truppen der Badischen Division zu ernennen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben dieser Bitte gnädigst entsprochen, und nach dem Antrage des Herrn

Markgraf Max, den General von Gagern zum zeitlichen Stellvertreter Seiner Großherzoglichen Hoheit ernannt."

Karlsruhe, den 13. April 1848.

(gezeichnet) Leopold.

(gegengezeichnet) Hoffmann.

„Nr. 56. Nachdem der Commandirende Meines aufgestellten Truppencorps, Generallieutenant Markgraf Maximilian von Baden Großherzogliche Hoheit, in Betracht der gegenwärtigen unruhigen Verhältnisse gebeten hat, für die Dauer derselben einen Stellvertreter für das Commando der mobilen Truppen der Badischen Division zu erhalten, ernenne Ich in Entsprechung dieser Bitte und auf den Antrag des Commandirenden Meiner mobilen Truppen, den Königlich Niederländischen General von Gagern zum zeitlichen Stellvertreter des Generallieutenant Markgrafen Maximilian von Baden Großherzogliche Hoheit, im Commando Meiner mobilen Truppen.

Zugleich ertheile ich dem General von Gagern für diese Function den Rang und die Befugnisse eines Generallieutenants.

Karlsruhe, den 14. April 1848.

gez. Leopold.

(gegengez.) Hoffmann.

Die letzte entscheidende Entschließung, in Folge deren er seine Erklärung an die Badische Regierung abgegeben und seine Bedingungen gestellt hatte, war von Fritz in Frankfurt nach langer Ueberlegung mit Max, nach einem schweren inneren Kampf widerstreitender Pflichten, gefaßt worden. Nachdem er aber die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Entschluß sogleich gefaßt werden müsse, daß es, bei so drohenden Ereignissen, nicht Zeit war, die Genehmigung seines Vorhabens oder die Entlassung aus Holland abzuwarten, erhob er sich plötzlich mit Heftigkeit von seinem

Sitze und sprach seinen Entschluß aus mit den Worten des Ajar, der eben das Loos zum Zweikampf gezogen:

Ω ΦΙΛΟΙ ΗΤΟΙ ΚΛΗΡΟΣ ΕΜΟΣ ΧΑΙΡΩ ΔΕ ΚΑΙ ΑΥΤΟΣ.

(„Mein Loos! Freunde, fürwahr, auch ich nun freue mich dessen.")

Nachdem die Badischen Abgeordneten, die mit ihren Vorstellungen und Bitten noch am selben Morgen lebhaft in beide Brüder gedrungen waren, nun endlich von dem gefaßten Beschlusse Kenntniß erhalten hatten, wurde die obige Erklärung aufgesetzt, von Bassermann nach Karlsruhe gebracht, und noch an demselben Tage (13.) kehrte dieser mit der ersten Entschließung des Großherzogs, wonach die der Badischen Regierung gegenüber gestellten Bedingungen angenommen waren, nach Frankfurt zurück.

Die zweite förmlichere Bestallung vom 14. April erfolgte wahrscheinlich erst nach Ankunft meines Bruders in Karlsruhe, und nach dem er sich definitiv dort zur Verfügung gestellt hatte.

Jene Erklärung hatte jedoch auch, „um den außerordentlichen, nur durch den Drang der Umstände zu entschuldigenden, Schritt der Uebernahme eines Commandos, ohne Autorisation des Königs, vor diesem rechtfertigen zu können" die Ausfertigung eines Documents von einer Behörde des Deutschen Bundes vorbehalten, welches die Nothwendigkeit und die Gefahr bei dem Verzuge constatirte. Eine solche Erklärung, bündig gegeben, hätte in einem aufrichtigen, stark constituirten Bunde, für den, der sich dem Auftrag unterzog, wenn auch nicht als volle Autorisation, doch aus Rücksichten auf die Bundesbehörde als volle Entschuldigung gelten müssen.

Es hätte freilich der Deutsche Bund ganz anders, als geschehen ist, sich entwickelt, und seine Autorität gegenüber der Selbstständigkeit der verbündeten und affiliirten Staaten ganz anders begründet haben müssen, um zu Bundeszwecken die Ein=

richtungen und Kräfte derselben unmittelbar in Anspruch nehmen und darüber verfügen zu können.

Das Ansinnen, welches an die Bundesversammlung gestellt wurde, anticipirte in seinen Voraussetzungen eine neue Aera der Bundesverhältnisse. Dieser verfrühten Hoffnung wurde also nicht vollkommen entsprochen; es erfolgte vielmehr, da man sich doch nicht die Energie fühlte, zu versagen, das bedungene Document ganz der Natur des alten Bundes entsprechend und ganz in seinem grundsätzlich nichtssagenden Styl, wie folgt:

„Auszug aus der in der 33. Sitzung der hohen Deutschen Bundesversammlung aufgenommenen Registratur.

Die Deutsche Bundesversammlung, nachdem sie von den gegenwärtigen Verhältnissen im Großherzogthum Baden und davon unterrichtet wurde, daß die Großherzogliche Regierung dem Königlich Niederländischen General von Gagern das Commando ihrer Truppen angetragen habe, erklärt hierdurch in Gefolge des Antrags des Badischen Gesandten, daß sie, insofern die Großherzogliche Badische Regierung in der alsbaldigsten Annahme dieses Antrags eine Bedingung der Sicherung ihres Landes findet, in derselben auch eine Sicherung der südwestlichen Grenze Deutschlands erkenne."

Frankfurt, den 13. April 1848.

Bundes-Canzlei.

(gez.) v. Weißenberg;
als Bundescanzleidirector.

Nach gefaßtem Entschluß, ehe Fritz sich zum zweiten Male nach Karlsruhe begab um das Commando der Badischen mobilen Truppen zu übernehmen, und ehe er von dem Niederländischen Kriegsminister auf seinen vertraulichen Brief vom 11. Antwort haben konnte, schrieb er an den König der Niederlande:

Sire,

Dans un moment de crise et de danger imminant j'ai accepté le commandement temporaire des troupes de Bade qui m'a été offert par S. A. R. le Grand-Duc, et

que les personnes les plus respectables m'ont sollicité d'accepter. Si les pièces ci-jointes ne m'excusent pas aux yeux de Votre Majesté, je n'ai pas d'autre justification. Votre Majesté décidera de moi dans sa justice, comme: rappel immédiat, congé limité, pension ou démission, — je n'ai pas de condition à faire dans la position exceptionelle dans laquelle je me suis placé.

Mais votre Majesté sera persuadé que je n'aurais pas accepté cette position, si je n'y voyais dans le moment actuel le moyen le plus éfficace de servir les interêts de Votre Majesté et de son Royaume.

Sire

de Votre Majesté le très-humble et très-obéissant serviteur.

Hierauf erfolgte aus dem Kabinet die Entschließung, wovon nachstehend die Uebersetzung, während ich jedoch auch das Holländische Original in der Note*) beifüge.

---

*) Kabinet
La. No. 11. Geheim.

's Hage, de 16. April 1848.

In antwoord op den Brief, die WHEG, onder dagteekening von den 14. dezer, uit Franfort aan Zyne Majesteit den Koning hebt gerigt, haaste ik my WHEG. te doen kennen, dat Zyne Majesteit verlangt, dat U onverwyld en voor alles, naar herwaards terugkeere, ten einde het standpunt waarop U zoude kunnen komen te staan, meer bepaald en duidelyk aan Hoogst dezelve kenbar te maken.

Zyne Majesteit is in het onzekere of de bedoeling alléén is, dat door het tydelyk kommando der Badensche troepen, krygstucht hersteld worde, en binnenlandsche orde en rust worde gehandhaafd, dan wel of een maal het kommando hebbende aanvaard en aan het Hoofd von de Badensche troepen staande, WHEG. ook, al gold het dadelykheden tegen fransche troepen, ja zelfs slechts democratische fransche benden, door U de leger aanvoering zoude worden of wel moeten worden bybehouden. — In zoodanig geval voorziet Zyne Majesteit soms moeyelykheden en verwikkelingen, die haar voors' hands beletten eenige beslissing te nemen. — Ik moet dus herhalen den last von wege Zyne Majesteit, om met ter zydestelling van alles, U onverwyld naar herwaards terug te begeven.

De Minister van Oorlog, a. i.

(sign.) Nepveu.

Kabinet
L^{a} No. 11.
Geheim. Haag, den 16. April 1848.

In Antwort auf den Brief, welchen Ew. unterm 14. dieses aus Frankfurt an Seine Majestät den König gerichtet haben, beeile ich mich Ihnen zu wissen zu thun, daß Seine Majestät verlangt, daß Sie unverweilt und vor Allem hierher zurückkehren, um Höchstdenselben den Standpunkt, auf welchen Sie zu stehen kommen könnten, bestimmter und deutlicher zu erklären.

Seine Majestät ist darüber in Unsicherheit, ob der Zweck allein ist, daß durch das zeitliche Kommando der Baden'schen Truppen die Disciplin hergestellt und die innere Ordnung und Ruhe gehandhabt werde, oder aber ob Ew., wenn Sie einmal das Kommando übernommen und sich an die Spitze der Baden'schen Truppen gestellt haben würden, dann auch, selbst wenn es Thätlichkeiten gegen französische Truppen, ja sogar nur gegen demokratische Französische Banden gölte, den Heerbefehl beibehalten würden oder müßten. In solchem Falle besorgt Seine Majestät leicht Schwierigkeiten und Verwickelungen, welche ihn vor der Hand verhindern einen Beschluß zu fassen.

Ich muß daher den Befehl im Namen Seiner Majestät wiederholen, daß Sie sich mit Beiseitsetzung von Allem, unverweilt hierher zurück begeben möchten.

Der Kriegsminister.
(sign.) Nepveu.

Dieser Kabinetsbefehl, von einem dringlichen Privatschreiben des Niederländischen Kriegsministers begleitet, wurde von Frankfurt aus meinem Bruder nachgesendet, und kam in seine Hände in Schliengen, am Abend des 19. Aprils, als bereits die Angriffsdispositionen für den nächsten Tag, der sein letzter sein sollte, getroffen waren. Der ritterliche König der Niederlande, Wilhelm II., hat sicherlich nicht verlangen wollen, daß einer seiner ausgezeichnetsten Officiere unter solchen Umständen den Posten

verlasse, auf den ihn die Ereignisse gestellt hatten, um augenblicklich seinem Befehl zur Rückkehr zu gehorchen, der in weiter Ferne und in Unkenntniß der außerordentlichen Lage, in welcher sein Officier sich unmittelbar befand, erlassen war. Er hat das gewiß um so weniger verlangt, als in dem vorangeführten rücksichtsvollen Kabinetsschreiben die Erlaubniß für den General, zur Uebernahme des Commandos der Badischen Truppen, unter gewissen Voraussetzungen in Aussicht gestellt war, und die von dem Könige besorgten „Schwierigkeiten und Verwickelungen, welche ihn vor der Hand verhinderten einen Beschluß zu fassen", — bei der von dem General angeordneten und unmittelbar bevorstehenden kriegerischen Action, nicht zu befürchten waren.

Indem der General von Gagern die Verantwortlichkeit einer unbefugten Disposition über seine noch in andern Dienstpflichten stehende Person, und des Ungehorsams gegen den Befehl seines Königs, in der Ueberzeugung, dabei dessen und den Interessen des Königreichs gut zu dienen, und unter dem Anerbieten des Opfers seiner bisherigen Stellung, in jenem kritischen Augenblick auf sich nahm, handelte er, wie auch andere Kriegsmänner in hoher Stellung und in unvorgesehener, außerordentlicher Lage, vor ihm rühmlich gethan haben. —

Das Verfahren des Generals von Gagern, bei dem von ihm übernommenen Commando der Badischen Truppen, unterliegt hiernach, in Bezug auf den disciplinarischen Rechts- und Ehren-Punkt, nach den mitgetheilten Thatsachen, folgender Beurtheilung:

Seine sofortige Entlassung aus dem Niederländischen Dienste, mit bedungener Pension, stand nicht zu verweigern, so wie er sie in jenem Augenblick forderte. Als er am 11. April an den Kriegsminister schrieb, schien ihm eine Wahl und Entschließung

in dieser Hinsicht noch nicht dringend; er wollte in Karlsruhe den Stand der Dinge erst selbst kennen lernen; ein formulirter Antrag war an ihn von da noch nicht gelangt. Er erbat also eventuell: „la permission de me charger temporairement du commandement des troupes de Bade“, und nur für den Fall: „si l'espoir de l'obtenir ne pouvait se réaliser et s'il n'y a pas d'autre moyen de régulariser ma position“ — deutete er auf sein vertragsmäßiges Recht hin: „je me verrais forcé de demander ma pension, aux conditions qui m'ont été assurées lors de mon départ pour les Indes.“ Würde der General am selbigen 11. April, statt im Vertrauen auf die einsichtige Billigung seines Monarchen die Rücksichten zu beobachten, deren bei der Mittheilung seines Briefs an den Kriegsminister vorgängige Erwähnung geschehen ist, — würde er damals seine Entlassung gleich verlangt, und nicht das berechtigte Verlangen, erst für den Fall der Verweigerung der in erster Linie erbetenen Erlaubniß, in Aussicht gestellt haben, so hätte bis zu dem Zeitpunkte Alles in Ordnung sein können, mit welchem seine Uebernahme des Commandos, sollte sie überhaupt statt finden, dringend wurde. — Dann war zwar der Dienstordnung, aber nicht den zarteren Rücksichten der Schicklichkeit, und der Forderung seiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegen den König, genügt.

Erst in Folge der nach dem 11. April erworbenen genaueren Kenntniß vom Stand der Dinge in Baden trat der Drang zu sofortiger Entschließung an ihn heran. Obgleich die Gewährung seiner Entlassung aus Niederländischem Dienst unweigerbar und, so wie er sie verlangte, die Vollziehung nur eine Sache der Form war, so forderten immerhin die Regeln des Dienstes, sie abzuwarten, ehe er neue Dienstverbindlichkeiten förmlich einging. Dieser Pflicht konnte er oder wollte er jetzt allerdings nicht mehr nachkommen. Wohl sah er, daß das Document der Bundesversammlung seinem Verfahren den Charakter der formellen

Dienstwidrigkeit nicht nehmen, dasselbe nicht rechtfertigen, sondern nur etwa entschuldigen könnte; — darüber läßt die Fassung seines Briefes an den König keinen Zweifel. Seine Widmung kostete ihn daher noch ein weiteres Opfer. Nachdem er aus den Schranken herausgetreten war, die durch die Regeln des Dienstes gesteckt sind, hat er auf sein vertragsmäßiges Recht sich nicht weiter gestützt; hat er seine Entlassung mit Pension nicht mehr als ein Recht begehrt, sondern die Entscheidung: ob Rückberufung, ob Urlaub, oder Pension, Entlassung selbst ohne Pension, — von der Einsicht in die Verhältnisse, von der Gerechtigkeit und von der Würdigung seiner Lage und seiner streitigen Pflichten, von Seiten eines Monarchen erwartet, und diesem anheim gegeben, der im mannigfaltigen Wechsel der Zeiten, und in nicht weniger schwierigen Lagen, seinen Charakter und seine Eigenschaften hatte erproben können und wirklich erprobt hatte.

Wie der König urtheilte, das ist bekannt. Nachdem er durch den Kabinetsbefehl vom 16. April die Erlaubniß für den General von Gagern, zur Uebernahme des temporären Commandos der Badischen Truppen, nicht verweigert, sondern von der Beantwortung von Vorfragen abhängig erklärt hatte, vergoß, bei der Nachricht von dem Tode desselben, der im Kriege von frühester Jugend an schon gegen soviele Eindrücke abgehärtete, tapfere und kriegerische Fürst, Thränen des Schmerzes und der Rührung über den Verlust. Es hatte nämlich mein Vater, acht Tage nach dem Tode des geliebten Sohnes, sich in soweit von seinem Schmerze ermannt, um dem Könige Wilhelm II. die Todes-Anzeige selbst machen zu können, — (sie wird unten mitgetheilt werden) — und er erhielt darauf nachstehende Antwort durch das Organ des im Haag gerade anwesenden Bundestags-Gesandten, Staatsrath von Scherff:

„Hochwohlgeborner Freiherr!

Hochgeehrtester Herr Minister!

Von Sr. Majestät dem Könige, unserm allergnädigsten Herrn, bin ich gestern persönlich beauftragt worden, E. E. den richtigen Eingang des Schreibens anzuzeigen, wodurch Sie Sr. Majestät von dem großen Verluste Nachricht geben, welchen Wir Alle mit Ihnen auf das schmerzlichste beklagen. Der König ist durch diesen Vorfall auf das tiefste gerührt und hat mir befohlen, E. E. in den wärmsten Worten sein aufrichtiges Beileid über diesen Trauerfall auszudrücken, der Ihn eines so sehr hochgeschätzten, treuen Dieners beraubt habe.

„Schreiben Sie, — dieß sind die Worte des Königs, — daß, so leid mir die Entfernung des Generals von hier gethan habe, ich ihm doch nicht das Mindeste dieserhalb nachtrage und nur den unglücklichen Ausgang beklage.“ —

Dabei, — das kann ich mit Wahrheit versichern, — traten dem Könige die Thränen in die Augen und Er hatte Mühe, seine Rührung zu bemeistern. —

Von allen Seiten hier vernehme ich die ehrendsten Aeußerungen über den General, und Klagen über dessen unerwarteten Verlust!

Unter diesen ehrenvollen Stimmen wage ich es kaum, auch die meinige noch hören zu lassen. E. E. kennen meine Gesinnungen und sind gewiß von meinem tiefen Mitgefühl überzeugt. Möge der Himmel, — dieß ist auch der Wunsch des Königs — E. E. und Ihrer Frau Gemahlin Kraft verleihen, diesen harten Schlag des Schicksals mit Muth und Ergebung zu ertragen!

Genehmigen Sie zugleich den Ausdruck der ausgezeichnetsten Hochachtung, womit ich die Ehre habe zu beharren

E. E.

gehorsamster Diener

Haag, den 2. Mai 1848. von Scherff.“

Aus den Reihen der Niederländischen Kameraden aber ist dem General von Gagern über das Grab hinüber damals ein Nachruf erklungen, aus dem folgender Auszug hier seine Stelle einzunehmen berechtigt ist:

„Le Général de Gagern portait un nom en ce moment d'une extrême popularité parmi les hommes qui veulent une Allemagne unie, forte et puissante, et dont tous les efforts tendent depuis longtemps à ce but. Nous avons appris depuis que c'est ce nom qu'on voulait opposer à un parti égaré et que c'était par la garantie que ce nom offrait contre toute réaction absolutiste, qu'on espérait le ramener et prévenir la guerre civile. Gagern a pu un instant partager cette opinion; il a pu croire qu'en ruinant par un coup décisif ce parti qui menace le monde entier, il servait la cause de tous les pays et la nôtre en particulier; il a pu croire que dans une position aussi suprême, aussi exceptionelle, il était permis de disposer de sa personne et qu'un résultat aussi immense valait la vie d'un homme et des sacrifices plus pénibles encore!

Nous ne poussons pas plus loin nos suppositions; nous terminons en disant que quant à nous personnellement, nos regrets et notre affliction sont inexprimables et sans bornes! Ce n'était pas seulement de l'amitié que nous lui avions vouée, c'était un culte religieux. Son caractère si noble, si élevé, ses connaissances si profondes, si variées, un coeur si bon et d'une générosité inépuisable, en faisait pour nous un modèle digne à suivre et nous n'admettons pas, et nous ne pouvons pas admettre, qu'aucun acte de sa vie ait jamais manqué aux sévères principes de la plus parfaite rectitude. — "

Der General selbst aber hat seine Handlungsweise schon in dem vorläufigen Schreiben an den Kriegsminister vom 11. April als das bezeichnet, was sie ist, indem er die Verzeihung erbat „pour une démarche insolite et contraire aux règles du service," für eine Handlungsweise aber, bezüglich deren er den König gebeten hatte überzeugt zu sein, daß er sie nicht sich erlaubt haben würde, wenn er damit nicht geglaubt hätte, dem König gut zu dienen, und hoffte, daß die außerordentliche und wahrhaft Europäische Krisis ih'm zur Entschul-

digung dienen werde, die vorherige Genehmigung des Königs, oder die ihm nicht zu versagende Entlassung aus dem Dienste der Niederlande, nicht abgewartet zu haben.

Nachdem Fritz am 14. Morgens den vorher mitgetheilten Brief an den König der Niederlande geschrieben hatte, beschleunigte er seine Abreise nach Karlsruhe, wovon ich durch die folgenden Zeilen Kenntniß erhielt:

Frankfurt, 14. April 1848 Nachmittags.

Max an Heinrich.

„Fritz ist also fort und an Dir vorbei gesegelt — schweren Prüfungen entgegen. Um so mehr haben wir die Verpflichtung die Augen aufzuhalten und Hände anzulegen. Es scheint kaum zu bezweifeln, daß die wortbrüchigen Verräther in diesen Tagen ihr Glück gegen uns versuchen werden, und überall zugleich."

Der General von Gagern, am 14. in Karlsruhe angekommen, von dem Großherzog freundlich und gnädig, überall sonst gut empfangen, durch den Kriegsminister General Hoffmann instruirt, begab sich den 15. nach Willstett bei Kehl, dem Hauptquartier des Operationscorps, und übernahm das Kommando desselben.

Nach der Bundeskriegsverfassung bildet die Badische Division einen Bestandtheil, und zwar die 2. Division des 8. Deutschen Armeecorps (Württemberg die erste, Baden die zweite und das Großherzogthum Hessen die dritte). Dieses 8. Deutsche Armee-Corps war in Folge Bundesbeschlusses vom 26. März mobil gemacht, aber noch nicht zusammengezogen; doch hatte man einstweilen aus Bestandtheilen der Badischen Division ein Operationscorps gebildet, verstärkt durch Hessische Truppen, welche, auf das besondere und dringende Ersuchen der Badischen an die Hessische Regierung, zur Verstärkung des Badischen Operations-Corps, theilweise schon am 5. April, ein weiteres Bataillon am 14. April, in Baden eingerückt waren.

Nachdem die Bundesversammlung die Mobilmachung und das InMarschsetzen des 7. und 8. Deutschen Armeecorps beschlossen und an Baiern (7. Armeecorps) gesonnen hatte, den Oberbefehlshaber zu ernennen, mußte auch für das 8. Armeecorps ein Corpscommandant ernannt werden, was nach dem Herkommen durch Uebereinkunft der Staaten geschieht, deren Truppen das Corps bilden. Nach älterer Verabredung war Markgraf Wilhelm von Baden zu diesem Corpscommando bestimmt; er wurde aber, nachdem er unter den obwaltenden Verhältnissen und seiner Kränklichkeit wegen resignirt hatte, durch den Prinzen Friedrich von Württemberg (Neffen des Königs) ersetzt, dessen Ernennung von den betheiligten Staaten am 11. April der Bundesversammlung angezeigt worden war.

Nach weiter vorgeschrittener Mobilmachung übernahm Prinz Friedrich das Corpscommando mittelst folgenden Tagsbefehls:

Tagsbefehl:

Hauptquartier Stuttgart, den 16. April 1848.

„Von Seiner Königl. Hoheit dem Großherzog von Baden, im Einverständniß mit den Allerhöchsten Souverainen der beiden andern verbündeten Staaten, zu dem Oberbefehl des 8. Deutschen Armeecorps berufen, habe ich denselben unter dem heutigen Tage angetreten.

Württemberger, Badner und Hessen! Mit freudigem Stolz trete ich an Eure Spitze, verhehle mir aber nicht, daß ich zur erfolgreichen Führung meines Commandos, der Mitwirkung meiner sämmlichen Untergebenen, namentlich aber so vieler ausgezeichneten kriegserfahrnen Officiere in Euren Reihen bedarf.

Ich rechne darauf, daß Ihr das Vertrauen, welches Eure bisherigen Führer in den ernsten Tagen kriegerischer Vergangenheit sich zu erwerben gewußt haben, auf meine Person übertraget.

Eure gegenwärtige Verwendung, die voraussichtlich von kurzer Dauer sein wird, hat den Zweck, die von verschiedenen Seiten der Südwestgrenze Deutschlands drohenden Einfälle bewaffneter Arbeiterschaaren abzuwehren und die Bewohner der Gauen des Schwarzwaldes und des Rheinthals, Eure Brüder, in ihrem Besitze und in ihrer Ruhe zu schirmen.

Ich darf von Euch erwarten, daß Ihr diese Eure wichtige Aufgabe ehrenvoll lösen und unter allen Umständen denjenigen Geist der Disciplin und des Gehorsams an den Tag legen werdet, welcher den Vertheidigern der verfassungsmäßigen Ordnung geziemet und welche ich durch alle in meine Hände gelegten Mittel aufrecht zu erhalten suchen werde. Sollte es die traurige Aufgabe werden, Ruhestörungen im Innern entgegen treten zu müssen, so wird dies nur auf Anrufen der gesetzlichen Staatsgewalt und wo es sein kann im Verein mit der Bürgerwehr, stets aber unter sorgfältiger Wahrung der verfassungsmäßigen Freiheit jedes Landes geschehen, denn ferne sei von uns Allen der Gedanke, auch nur eines der Rechte, welche namentlich die jüngsten Tage den Völkern verliehen haben, antasten zu wollen.

Gegen die mit Euch in Berührung tretenden Truppen anderer Armeecorps empfehle ich Euch dringend bundesbrüderliche Rücksicht und Eintracht.

Zeigt Euch als Krieger würdig des alten Waffenruhms Eurer Stämme und füget dazu den nicht minder schönen Ruhm Deutscher Gesinnung und Treue.

Corpscommandant ꝛc., Generallieutenant

Prinz Friedrich von Württemberg.

Prinz Friedrich von Württemberg war also der obere Chef auch über die Badische Division, doch kam es eigentlich zu einer Gesammtaction des Armeecorps unter seinem Commando nicht, und der Commandant des Badischen Operationscorps handelte selbstständig.

Dieses Operationscorps hatte, als General von Gagern den Befehl übernahm, folgenden Bestand:

1) Von der 2. (Badischen) Division (Ausweis vom 13. April 1842) eine Dienststärke der streitbaren Mannschaft von

10 Bataillonen Infanterie mit . . .	6146	Mann,
8 Schwadronen Cavallerie mit . . .	767	"
und an Artillerie	249	"
mit 14 Geschützen, zusammmen . .	7162	Mann

und 1052 Pferde.

2) Von der 3. (Hessischen) Division unter dem Befehl des Großherzogl. Hessischen Generalmajors Pfaff:

4 Bataillone Infanterie die ganzen 2. und 3. Regimenter mit etwa	3200	Mann,
2 Schwadronen Cavallerie mit etwa .	300	"
und an Artillerie etwa	100	"
mit 6 Geschützen, zusammen . . .	3600	Mann

mit 400 Pferden.

Das Operationscorps zählte also zwischen zehn und eilf Tausend Mann von allen Waffengattungen.

Auf die Nachricht von der Aufruhrproclamation Heckers und Struves im Seekreis, hatte überdem die Bundesversammlung am 15. April beschlossen, an die Regierungen von Hessen-Cassel und Nassau die Aufforderung zu erlassen, in Gemäsheit der Bundesbeschlüsse vom 29. März, 4. und 10. April, alle disponiblen Truppen zum Anschluß an das achte Bundesarmeecorps sofort in Marsch zu setzen; diese konnten noch nicht eingetroffen sein.

Die zwei Brigaden des Badischen Operationscorps waren zur Zeit zu zwei Beobachtungscorps formirt. Die erste Brigade, unter dem Befehl des Generals von Gayling, wurde das Beobachtungscorps von Kehl genannt, und das Hauptquartier desselben war in Willstett, wo auch das Divisionscommando sein Hauptquartier genommen hatte; die zweite Brigade, unter dem Befehl des General von Cloßmann, wurde das Beobachtungscorps vom Oberrhein genannt, und hatte sein Hauptquartier zuerst zu Emmendingen, dann zu St. Georgen. Der Hessische Zuzug war vertheilt.

Den Generalstab der Division bildete:
Major Kuntz, Chef des Generalstabs,
die Hauptleute Keller und von Neubronn,
die Oberlieutenants Heisler, Dürr und Stölzel.

Nachdem der General von Gagern in Willstett angekommen war und den Befehl übernommen hatte, machten die Officiere der dortigen Besatzung, bestehend aus dem Divisions- und Brigade-Stab, dem Bataillonsstab und einer Compagnie des 1. Bataillons des Hessischen 3. Infanterieregiments, einem Zug des Badischen 2. Dragonerregiments und einem Zug (zwei Geschütze) Badischer reitender Artillerie, dem neuen Befehlshaber ihre Aufwartung.

Bei diesem Anlaß sprach er etwa in folgender Weise das Officierscorps an:

„Meine Herrn, ich fühle wie schmerzlich es für Sie sein muß, mich, an der Stelle geliebter Führer wie die Markgrafen, hier zu sehen. Ich würde Anstand genommen haben einem so würdigen Manne im Commando zu folgen, wenn nicht die politischen Verhältnisse einen Wechsel im Commando nöthig gemacht hätten. Ich kann bestimmt versichern, daß ich nur zeitweise den Befehl führe und ihn wieder abgebe, sowie der Anarchie gesteuert ist. Unser Auftreten soll dem Deutschen Parlament Zeit verschaffen, sich zu constituiren und alsdann für das Wohl Deutschlands zu sorgen.“

Am nächsten Tag schrieb mein Bruder an mich:

Fritz an Heinrich.

Willstett bei Kehl, den 16. April 1848.

Seit gestern bin ich hier und habe als Generallieutenant das Commando der mobilen Badischen Truppen übernommen; wie ich eben gehe und stehe, ohne Uniform. Der Großherzog hat mir Pferde zur Disposition gestellt, und zwar seine eignen. Er war äußerst freundlich und gnädig; und überall war der Empfang sehr gut, obgleich der Abgang des Markgrafen, der sehr beliebt war, den Officieren leid thut.

Wenn es hier etwas giebt, so wird es wohl in den nächsten Tagen sein. Der Geist der Truppen soll im Ganzen gut sein, und wo er es nicht war, soll er sich gebessert haben. Ich habe gutes Vertrauen. Besonders habe ich mich des Generals von Gayling zu beloben der mir sehr offen entgegen gekommen ist; er commandirt die hier stehende Abtheilung. Auch mein Chef des Generalstabs gefällt mir; Max weiß was das heißen will.

Den Vater und Max grüße ich herzlich. Bald mehr.

So war der General in seiner Befehlshaberstelle installirt. In den ersten Tagen nach dem Antritt derselben, bis zum 17. April, scheint die Hauptaufmerksamkeit dieses mobilen Corps, wie der Tagsbefehl des Prinzen Friedrich von Württemberg ersehen läßt und auch vorstehender Brief andeutet, gegen Westen, gegen die besorgten Einfälle von Frankreich her, gerichtet gewesen zu sein.

Am Palmsonntag, den 16. April wurde in Straßburg ein Fest zur Verherrlichung der Republik gefeiert. Unter diesem Tage berichtete der General von Gagern an den Badischen Kriegsminister:

„Schon am 11. dieses Monats marschirte eine Arbeiterabtheilung von 150 Mann durch Kraft (von Straßburg rheinaufwärts); den 13. eine solche von 200 Mann über Kraft nach Gersheim, wo sie einquartirt wurde und übernachtete. Am 14. marschirte die Colonne weiter und steht, was keinem Zweifel unterworfen ist, am 15. in Markolsheim. Die Arbeiter sind mit Pistolen und Dolchen bewaffnet und halten gute Mannszucht.

Es verlautet ferner, daß entweder bei Sponeck oder bei Rheinau eine Landung versucht werden soll; letzterer Ort soll der günstigere sein. Es dürfte vielleicht auch eine gleichzeitige Landung an beiden genannten Orten statt finden.

Auf den (heutigen) 16. April werden 400 bis 500 Deutsche Arbeiter, aus dem Innern Frankreichs kommend, in Straßburg erwartet. Auf den letzten Stationen von dieser Stadt werden

sie durch die Einwohner auf Wagen freiwillig geführt, damit sie noch rechtzeitig bei dem heutigen Feste eintreffen können.

Die bei Markolsheim stehende Colonne erwartet 1500 Mann Deutsche, welche Zahl durch französische Proletarier bis auf das Dreifache anwachsen könnte.

Der heutige Tag dürfte ein ernster werden; — doch ist das Festungsthor in Straßburg gegen Kehl heute bis zur Beendigung der Feierlichkeit geschlossen."

Hauptquartier Willstett, den 16. April 1848.

Solche Befürchtungen gingen aber nicht in Erfüllung; in Paris hatten die friedlicheren Gesinnungen und völkerrechtlicheren Rücksichten gesiegt, Kriegswaffen waren den Arbeiterhaufen in Straßburg verweigert worden; diese kamen auch so zahlreich nicht; und die Französischen Zuzügler wurden von den Elsassischen Behörden abgemahnt. Schon vom 17. an trat der Aufruhr im Seekreis, nach den Nachrichten, wahren und falschen, welche darüber eintrafen, seiner Bedeutung nach für das Operations-Corps in den Vordergrund, und am 18. April wurde das Hauptquartier desselben von Willstett bei Kehl nach Freiburg im Breisgau verlegt.

Der von Friedrich Hecker geleitete Aufruhr im Badischen Oberland.*)

In der Voraussicht des nahen Ausbruchs des Aufstandes in Baden hatte, wie wir gesehen haben, Karl Mathy schon am 8. April den J. Fickler von Constanz in Karlsruhe arretirt,

*) Ich habe für die Erzählung benutzt:

J. B. Bekk. Die Bewegung in Baden rc., Mannheim 1850. Aus „Die Gegenwart" Leipzig bei Brockhaus. 3. Band 1849. Seite 474 und folgende, den Aufsatz: „Baden im Frühjahr 1848." Dr. Friedrich Hecker. Die Erhebung des Volks in Baden für die Republik im Frühjahr 1848. Basel 1848, worin auch die Erzählungen anderer Insurgenten-Führer, Sigel's, Kaiser's und Mögling's enthalten sind.

und darauf verließ Hecker am 9. Mannheim, um sich in den Seekreis zu begeben. Am 11. kam dieser in Constanz an, wo er Struve fand, und am 12. pflanzte er dort nun offen die Fahne des Aufruhrs auf, zum Zweck der Begründung einer Republik. Im Namen einer „provisorischen Regierung" beorderte er die waffenfähigen Männer der benachbarten Aemter, Freitag den 14. April mit Waffen, Munition und Lebensmitteln auf sechs Tage, in Donaueschingen sich zu versammeln. An demselben Tage noch war Struve nach Donaueschingen vorausgeeilt; nirgend fand er die gehoffte, thatkräftige Unterstützung, welche die vorhergegangenen Prahlereien in Aussicht gestellt hatten; der Erfolg blieb unter der Erwartung.

Ich kann das letzte kriegerische Vollbringen des Bruders in seinem Zusammenhange nicht weiter erzählen, — und es gehört zu meiner Aufgabe das zu thun, — ohne der Absichten und Schritte des Feindes zu gedenken, und ich werde dabei eigne Darstellungen des letztern benutzen. Indem ich der vorausgegangenen Bewegungen der Aufständischen erwähne, wird mir Anlaß geboten auf die mannigfaltigen Einkleidungen bedingter Möglichkeiten des Erfolgs hinzudeuten, in welche Hecker das Geständniß seiner Täuschungen einhüllt; es gehört zur Charakteristik dieser unglücklichen Verirrung.

Hecker schickt seiner Erzählung einleitend voraus:

— — — — — „Alles sagte dem Politiker, daß der rechte Moment gekommen sei und nicht vorüber gelassen werden dürfe, und man war der festen Zuversicht, daß es keines Schwertstreichs und keines Schusses bedürfe, daß der Zug ein wahrer Festzug sein und ganz Deutschland dem Beispiele Badens, das immer vorgegangen, folgen würde, —

und dann fährt er so fort:

„und wahrlich, hätten nicht diejenigen, welche bei allen politischen Bewegungen, Versammlungen und Handlungen in

vorderster Reihe das große Wort geführt, sich im Moment der That feige und verrätherisch zurückgezogen, hätten sie nicht offen und geheim abgewehrt, hätten sie nicht ihre Erbärmlichkeit soweit getrieben, unseren Aufforderungen zum Zuzug nicht nur offene und geheime Abmahnungsschreiben, sondern sogar auch unter schändlichem und verrätherischem Mißbrauch von Struve's und Hecker's Namen, Lähmung des Unternehmens entgegen zu setzen, es wäre Alles gelungen."

Am 13. folgte Hecker Struve nach Donaueschingen nach, und als er von Constanz auszog, betrug das Gefolge der sechs republikanischen Führer: Hecker, Kaiser, Willich, Doll, Sigel, (welcher wieder zurück ging) und Mögling, nach Angabe des Letzteren 53 Mann, doch diese wohlbewaffnet.

Im Hinblick auf dieses geringe Gefolge sagt Hecker:

„Hätten die von Constanz, welche erst des folgenden Tages, theils aus Scham, uns allein gehen zu lassen, theils nach überwundenen Bedenklichkeiten, auszogen, sich gleich unserem Abmarsche angeschlossen, wären wir gleich einige hunderte von dorten ausgerückt, kein Zweifel, daß eine Erhebung in Masse statt gefunden hätte, denn Alles fragte: „Wo sind die Constanzer und ihre Kanonen"."

Er ging bis Stockach, wohin er für diesen Tag eine bewaffnete Volksversammlung angesagt hatte, die aber aus einander gelaufen war, noch bevor er angekommen. In Bezug darauf bemerkt Hecker nun weiter:

„Konnten wir uns in Stockach der Besorgniß nicht erwehren, weil wir aus den Aemtern Constanz, Ueberlingen, Radolfzell, Stockach einer Erhebung in Masse versichert worden waren und nun nicht 400 stark (am 14.) gegen Engen kamen, so wurden unsere Hoffnungen neu belebt durch den Empfang in Engen selbst."

und beim Ausmarsch von da (am 15.) fährt er fort:

„Willich theilte nun die auf ungefähr 800 Köpfe angewachsene Mannschaft ein, Büchsenschützen, Flintenträger und Sensenmänner gesondert; flatternde Fahnen, grüne

Reiser, heitere Gesichter, ein heller Himmel, Alles versprach einen guten Fortgang. Wir bedurften ja keiner großen Mannschaft, denn nach feierlichen Versicherungen, daß die Linientruppen zu uns übergehen würden, — Versicherungen, schwarz auf weiß und vielfach mündlich, bestätigt dadurch, daß einzelne Soldaten verschiedener Regimenter mit Sack und Pack später bei uns eintrafen und mitfochten, — nach alle dem kam es nur darauf an, daß ein ziemlicher Heerhaufe vorrücke, die Größe desselben brauchte nicht übermäßig zu sein; und wäre nur eine Compagnie übergetreten, so hätte dieses energisch gewirkt."

Ich lasse Hecker selbst weiter erzählen:

„Schon von Stockach aus hatte ich eine Aufforderung an Struve und Bruhn (nach Donaueschingen) erlassen, sich der Fürstenbergischen Familie und einflußreichsten Beamten als Geiseln zu versichern. Diese Depesche, so wie manche andere, ist nie an den Ort ihrer Bestimmung gelangt, und doch wäre dieser Akt von der größten Wichtigkeit gewesen; er hätte eine Menge Maaßregeln der Gegenpartei vereitelt, dieselbe entmuthigt, in das Netz ihres Spionirwesens einen bedeutenden Riß gemacht. Ueberhaupt hatten wir mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß wir einerseits mit großer Humanität verfuhren, anderseits uns große Geldmittel nicht zu Gebote standen, während die Royalisten über volle Kassen, parates Kriegsgeräth, organisirtes und wohlbezahltes Beamten-, Staffeten- und Spionenwesen geboten. Hätten wir 500,000 fl. zur Verfügung gehabt, es wäre Alles anders gegangen.

Kaum war ich (am 15.) in Donaueschingen angelangt, so erfuhr ich, daß statt gehofften Tausenden nur zwischen 2 bis 300 Bewaffnete in der Stadt sich befänden und die Württemberger heranrückten. 2c. Sofort wurde ein reitender Bote an Willich gesandt, im stärksten Eilmarsche nach Donaueschingen vorzurücken. Alles hing an einer halben Stunde; hätten wir, ungefähr 800 Mann

stark, Donaueschingen vor den Württembergern besetzt, so waren wir nicht allein im Stande, die Stadt zu halten, sondern auch die auf den folgenden Tag angesagten Zuzüge von Hüfingen her aufzunehmen, und angriffsweise zu verfahren, wenn die Gegner eine feindliche Stellung einnehmen würden. Die Position von Donaueschingen hätte uns die Verbindung mit dem Kinzigthale, Höllenthale, Rheinthale und der Seegegend gesichert, und Donaueschingen, was theils durch Sumpf und Berg, theils durch seine Höhenlage gedeckt ist, wäre dann der Ort gewesen, von welchem aus die provisorische Regierung ihre Dekrete und Proclamationen nach allen Richtungen hätte erlassen können" — (mit einem Wort: zu regieren hätte anfangen können) — „und der Aufstand in Masse wäre sicher erfolgt; den Württembergischen Truppen wäre die nachrückende Seecolonne, die Aufgebote der Nachbarschaft in den Rücken und in die Flanken gekommen und der Erfolg nicht zweifelhaft gewesen, trotz ꝛc."

Man glaubt das Milchmädchen zu hören, und nun kommt der zerbrochene Topf:

„Kaum war der Bote fortgejagt, so eilte ich Struve nach, von welchem man mir sagte, er sei dem Württembergischen Anführer in Begleitung des Bürgermeisters entgegen; und kaum aus der Stadt, so sah man bereits die Truppen heranrücken — Fußvolk, Reiterei und Geschütz, wohl 1800 bis 2000 Mann stark. Struve kam mir entgegen, er hatte kapitulirt, daß die Republikaner ungehindert die Stadt verlassen könnten, die Württemberger erst mit einbrechender Dunkelheit in die Stadt rücken sollten."

Fort war nun die vortreffliche Position von Donaueschingen; die Organisation und Action der hier zu etablirenden provisorischen Regierung; die Offensive gegen die Württemberger in Verbindung mit der nun nicht mehr nachrückenden Seecolonne. Die Aufgebote der Nachbarschaft blieben zu Hause, die Zuzüge von Hüfingen her unterblieben ohnedem, und Hecker hatte noch

den Verdruß zu hören, wie ihm von einer Donaueschinger „Bedientenseele“ wie er meint, nachgerufen wurde: „Jetzt wird's Ruhe geben, ihr rebellischen Spitzbuben.“ —

Hecker war seiner Schaar, die Willich herbeiführte, entgegengegangen, fand sie über die Capitulation Struve's sehr unwillig, und es wurde nun berathschlagt, was zu thun? Nachdem Willichs Vorschlag, über Pfohren nach Hüfingen zu marschiren, verworfen war, ging man noch an demselben 15. in einem forcirten Nachtmarsche über Pfohren, Sumpfohren und Riedböhringen nach Riedeschingen, dann am 16. über Füzen und Stühlingen nach Bonndorf,

„um die Rheincolonne Weishaars aufzunehmen, und auf anderem Wege mit der sich bildenden und nachrückenden Seecolonne in Verbindung zu bleiben.“ —

Diese sich bildende Seecolonne war unter Sigel am 15. Nachmittags, etwa 100 Mann stark, von Constanz gegen Radolfzell ausgerückt, um in Donaueschingen zu Hecker zu stoßen. Mit der Nachricht, daß Donaueschingen von den Württembergern besetzt sei, erhielt Sigel den Befehl über Engen gegen Blumberg sich zu wenden, wo man eine feste Stellung nehmen wolle. Er langte den 16. in Thiengen an, und ging noch bis Füzen weiter; eine halbe Stunde von Blumberg. Hecker hatte aber den Plan, bei Blumberg eine Stellung zu nehmen, aufgegeben und war, wie wir gesehen haben, am 16. von Riedeschingen über Füzen und Stühlingen nach Bonndorf gerückt. Dahin wollte ihm Sigel folgen, dessen Colonne schon in Füzen 1000 Mann mit 2 Geschützen, die von Constanz nachgefolgt waren, zählte.

Wir kehren zur Heckerschen Schaar und seiner Erzählung zurück:

„Von Stühlingen aus übernahm es Dr. Kaiser sich zu Weishaar zu begeben, welcher in Unthätigkeit und Unentschlossenheit zu verharren schien, und auf dessen treffliche Schützen und

wohlorganisirte Mannschaft wir so sicher gerechnet und stündlich den Zuzug erwartet hatten. Wir waren erbittert über die Führer und Wortführer, welche nicht Wort gehalten, und grimmige Reden und Verwünschungen und Drohungen wurden gegen die laut, von welchen man glaubte, daß sie uns nun im Stiche ließen."

Von Bonndorf aus reiste auch Struve noch zu Weishaar: „um ihn von unsern Plänen in Kenntniß zu setzen und dessen Vereinigung mit uns zu beschleunigen; um, je nach den Nachrichten aus dem unteren Lande, durch den Höllenpaß oder mehr südlich in das Rheinthal vorzudringen, oder die Württemberger zurückzudrängen, uns den Rücken frei zu machen, oder sie zwischen uns und die nachfolgende Seecolonne in die Mitte zu nehmen,"

oder? — Welche Litanei von Dingen, die der ersehnte deus ex machina, Weishaar, entweder hätte thun oder lassen sollen! —

„Montag den 17. April brachen wir bei ziemlich heiterem Himmel gegen Lenzkirch auf. Die Nachrichten von dem Anrücken der Württemberger bestätigten sich. Freunde aus der Rheinebene kamen uns auf dem Wege entgegen und setzten uns von dem Kriegsplane der Royalisten, welchen sie in Erfahrung gebracht hatten, in Kenntniß; eben so erfuhren wir, wie die Truppencorps dislocirt waren. Es ergab sich, daß man uns in den Höllenpaß, auf dessen Besatzung durch die Unterländer wir vergebens gehofft hatten," — (Hecker mußte ja doch wissen, daß bei seiner Abreise von Mannheim im Unterlande noch nichts organisirt war) — „eindringen zu lassen Willens war, durch die Besetzung von Neustadt und das Vorrücken in das Kinzigthal, — den Rückzug dahin verlegt hatte; von Neustadt und Lenzkirch her uns im Rücken, und von Freiburg her in der Fronte, packen und im Höllenpaß erdrücken wollte.

Wären wir stark genug gewesen, so würden wir bei Neustadt durchgebrochen, uns entweder in das Kinzigthal, oder den Höllenpaß hinab nach Freiburg geworfen haben, und hatten wir Freiburg nur einige Tage inne,(!!)

so war die moralische Wirkung ungeheuer und die Sache entschieden. Vergeblich gab Dr. Kaiser rc. — — — — den Rath, das Synntachthal in der Gegend von Kappel zu besetzen. Hätte man diesen Rath befolgt, so hätte der ganze Kriegsplan der Württemberger vereitelt werden müssen (!), weil die Württemberger im Centrum ihrer Operationslinie bedroht waren, ihre Flügel nicht so weit ausdehnen konnten; unsere Hauptcolonne hätte Luft bekommen, wir hätten Zeit gewonnen neue Mannschaft an uns zu ziehen, hätten uns entweder nach dem Kinzigthale werfen oder in zwei Richtungen gegen Freiburg hinabziehen können. So — kamen wir gegen das romantisch gelegene Lenzkirch."

„Inzwischen hatte ich (von Lenzkirch am 17.) wie schon von Stockach aus Aufforderungen ergehen lassen, sofort in Masse aufzustehen, allenthalben die Republik zu proklamiren, Heerhaufen zu bilden und gegen die Mitte des Landes vorzurücken, so das stehende Heer allenthalben zu beschäftigen und dessen Kraft zu zersplittern, die Brücken an den Eisenbahnen zu sprengen, und so die schnelle Herbeiführung größerer Soldatenmassen zu verhindern. Eine Kleinigkeit wäre es gewesen, dieß alles auszuführen; es geschah aus Muthlosigkeit nichts; überall wollte man offenbar abwarten, bis wir einen Sieg errungen haben würden.

Wie leicht wäre es gewesen, durch Besetzung der Bahnhöfe, oder der kurz vor Ankunft der Züge gesprengten Brücken, feindliche Soldatenzüge zu entwaffnen. Da wir nun sichere Nachrichten von der Stellung der Gegner in unserer Fronte, unseren Flanken und Rücken hatten, mithin weder in den Höllenpaß noch in das Kinzigthal, bei der geringen Zahl unserer Mannschaft, einzudringen gerathen war, überdieß eine Begegnung Badischer Truppen rc. wünschenswerth sein mußte, da wir endlich durch unerwartete Märsche den Operationsplan der Gegner verwirren und diesen zu stets neuen zeitraubenden Planen und Stellungen treiben konnten, so schlugen wir nun einen Seitenmarsch über Glashütte nach Dorf Bernau ein. Hätte

man uns hierher verfolgt, so mußten die Gegner das Gewehr strecken."

Der Marsch ging über die rauhesten Höhen des Schwarzwaldes, über die Hinter- und Vorder-Menzenschwand, nach der Glashütte. Das Dorf Bernau liegt in dem hinteren Thal der Alb, die von da über St. Blasien in den Rhein bei Hauenstein hinabfließt. Aber die Gegner folgten nicht, ihr Operationsplan wurde nicht verwirrt, die Hecker'sche Schaar aber entzog sich durch diesen Seitenmarsch der Fühlung ihres eigenen Nachschubs; Sigel wußte sie nicht mehr zu finden, und war am Gefechtstage bei Kandern mit 3000 Mann anderthalb Märsche entfernt.

Alle diese eigenen Fehler halten Hecker nicht ab zu urtheilen:

„Die Gegner waren überhaupt so sorglos und entwickelten in der That bei ihren Aufstellungen sowohl bei Kandern als bei Güntersthal so wenig strategische Umsicht, daß, wären wir stärker an Zahl und mit wenigen hundert tüchtigen Büchsenschützen versehen gewesen, so wohl plötzliche Ueberfälle als förmliche Treffen sie hätten verderben müssen." —

An dem Tage des 17., an welchem Hecker von Bonndorf über Lenzkirch, Glashütte nach Bernau rückte, ging die Sigel'sche Schaar oder die Seecolonne, um Hecker in Bonndorf zu erreichen, von Füzen nach Stühlingen, wo sie erfuhr, daß Bonndorf bereits von den Württembergern besetzt sei. Da nun die Marschrichtung verändert werden mußte, auch die Nachricht eintraf, daß Struve mit einigen hundert Mann in Thiengen sei, wendete sich Sigel am 18. auf dem Wege zurück, den er gekommen war, dahin nach Thiengen. Er hatte schon in Stühlingen einen für Hecker bestimmten, von Bonndorf zurückkehrenden, sehr entmuthigten Zuzug aufgenommen; in Thiengen erhielt er ein Schreiben von Hecker mit der Weisung, alle Zuzüge nach Todtnau im obern Wiesenthal zu führen.

Von der Heckerschen Schaar wird weiter berichtet:

„Heller brach der Morgen, Dienstag des 18. April, an. Die Trommel rief die in weit zerstreuten Quartieren (in Bernau) befindlichen Wehrmänner unter ihr Banner, stattliche Gebirgssöhne waren als frischer Zuzug eingetroffen, und wären alle, welche zu uns gestoßen waren, bei uns geblieben, wir hätten jetzt schon einige Tausend stark sein können. Aber die ermüdenden Märsche, das schlimme Wetter, die leidenden Füße, noch mehr das Einschleichen von Spionen und Verräthern, welche im Stillen die Leute entmuthigten, zur Heimkehr riethen, Abtheilungen in der Nacht mit sich fortrissen, — verminderten immer wieder die Zahl, und es konnte uns nur noch der Gedanke beruhigen, daß sie sich der anrückenden See- oder der Weishaar'schen Colonne wieder anschließen würden, was noch theilweise (!) geschah; endlich, daß solche feige Ausreißer doch nur mehr Ballast als muthige Streiter sein würden, und eine entschlossene kleinere Schaar muthlose Massen überwiege."

Abermals überschritt die Schaar rauhe Höhen des Schwarzwalds, um aus dem hinteren Thal der Alb über Breg in das herrliche Wiesenthal hinabzugelangen.

Hecker fährt fort:

„— — und aus ernsten Betrachtungen ꝛc. — — — — wurden ich und andere erst aufgeweckt durch die ungeheuchelte und herzliche Bewillkommnung in Zell, wo abermals von mir zum Volke gesprochen, und die Sympathie für die Republik in lautem Enthusiasmus kund gegeben wurde.

„Hätten jeweils die Mannschaften gerüstet gestanden, wenn die Führer des republikanischen Heeres zu ihnen sprachen, es wären sicher die Meisten mitgezogen, (!) denn Begeisterung war dann auf allen Gesichtern zu lesen, und mit dem, „vorwärts Marsch" wären sie angetreten. Allein kaum waren wir fort, so kamen die Abkühler, Bedenklichkeitsmenschen, das Interesse, die Furcht, die angeborene und anerzogene Unterwürfigkeit, und

nagten wie Harpyien an dem Entschlusse zu wagen und zu handeln.“ —

Noch an demselben Tage rückte die Schaar noch Schopfheim, wo bis zum nächsten Mittag für die mangelhaft gewordene Fußbekleidung derselben Vorsorge getroffen wurde.

„Mittlerweile“ — so fährt Hecker fort — „waren an Sigel und Weishaar Depeschen abgegangen, in Eilmärschen, nöthigenfalls unter Hinzunahme der Nacht, uns zuzuziehen, um sodann mit der gesammten Heeresmacht zu operiren. Wäre dieß geschehen, wir wären dann gegen 6000 Mann stark bei Kandern gestanden oder in die Rheinebene vorgerückt; eine solche imposante Macht hätte Vielen Muth gemacht, der Zuzug wäre massenhaft geworden, und die ganze Heerfahrt hätte sicher eine andere Wendung genommen. Wir hielten Kriegsrath. Meine und Anderer Meinung war, langsam gegen Lörrach vorzurücken. Willich und Bruhn hielten es für strategisch richtiger und geboten gegen Kandern und Schliengen zu ziehen. Die späteren Ereignisse haben dargethan, daß das Erstere besser gewesen wäre, indem wir dann auf den heranrückenden Weishaar gestoßen und selbst, wenn Sigel nicht nachrückte, um ein Ansehnliches verstärkt gewesen wären und eine günstigere Position gewonnen hätten.“

Sigel hatte sich noch am 18. in Thiengen von Struve getrennt, und war nach Waldshut vorgerückt, und des andern Tages, am 19. in der Frühe, über Waldkirch nach St. Blasien, zum dritten Male fast denselben Marsch hin und her zurücklegend. In St. Blasien vergnügte Sigel sich und seine Leute, gegen die Württemberger, die gar nicht da waren und nicht erschienen, eine Aufstellung zu nehmen, uud damit die Zeit zu verlieren; er befand sich nun um drei Märsche, — Todtnau, Schopfheim, Kandern, — hinter Hecker zurück. Aber seine Colonne war auf 3000 Mann angewachsen, die er in vier Banner eingetheilt hatte.

Den 19. April um 2 Uhr war die gehörige Beschuhung der Heckerschen Schaar in Schopfheim vollendet, und diese zog im Wiesenthal weiter nach Steinau und von da nördlich in das Gebirg über Schlächthaus, die Scheidegg, gegen Kandern; weder Sigel noch Weishaar waren eingetroffen.

Welchen Täuschungen auch Hecker sich hingegeben haben mag, indem er eine massenhaftere Unterstützung der von ihm begonnenen Insurrection gleich bei seinem Auftreten, und eine geringere Widerstands- und Kampffähigkeit der Regierungen Deutschlands, erwartet hatte, — ein bedeutender Antheil des Nicht-Erfolgs ist auf Rechnung seiner eignen mangelhaften Begabung zum revolutionären, durchgreifenden Führer, seines geringen organisatorischen Talents zu setzen, das wir aus seiner eignen Erzählung der Vorgänge haben kennen lernen; — und ist dem Ausbleiben von Ereignissen zuzuschreiben, die er nicht unberechtigt war in Anschlag zu bringen.

Jedes solche Unternehmen setzt Wagniß und dann Glück voraus. Ein verunglücktes Unternehmen war das Hecker'sche; — daß es nothwendig scheitern mußte, wage ich nicht zu behaupten. Derjenige, welcher in Deutschland den Umschwung der Dinge und die Ebbe und Fluth der Meinungen und Stimmungen während des Monats März 1848 bewußt und selbstthätig mit erlebt hat, der durfte, und durfte namentlich im Monat April 1848, Manches für möglich halten, woran der Glaube zu jeder andern Zeit als Ausgeburt erhitzter Phantasie hätte betrachtet werden müssen. Wenn Vieles von dem, worauf zur Unterstützung des Aufruhrs gezählt wurde, nicht, — oder wenn vielmehr Nichts von Allem dem eingetreten ist, worauf Hecker und seine Genossen gerechnet hatten, so beweist das noch nicht, daß diese Veranschlagungen und Rechnungen gänzlich nur in der Selbstüberschätzung Heckers und Struves zu Faktoren geworden, und lediglich auf Sand gebaut gewesen seien.

Aber die Insurrection Heckers wurde zu einem um so unverantwortlicheren und frevelhafteren Unternehmen, je sicherer es ist, daß wenn auch Hecker selbst den Schein wahrte, Französische Hülfe abweisen zu wollen, er doch auf die erwartete Entwickelung der Dinge dort in Frankreich, als eine Bürgschaft seines Erfolgs, eifrig blickte, und seine deßfallsigen Erwartungen nicht unberechtigte waren.

Die Wahrscheinlichkeiten eines Französischen Kriegs sind oben besprochen worden. Davon ausgegangen, konnte zu Französischer Einmischung die Verwirrung der Begriffe über Volkssouveränetät, die in Deutschland überhand genommen, einen willkommenen Anlaß darbieten. Hat doch Hecker zur Vertheidigung der durch ihn angezettelten republikanischen Erhebung auf den Volkswillen sich bezogen, der in Offenburg, Freiburg, Heidelberg, Stockach, Engen und an vielen anderen (nicht genannten) Orten, laut sich für den Freistaat ausgesprochen habe. Bei solcher Verwirrung der Begriffe, — als ob Volkssouveränetät jedem Volkshaufen zustehen müsse der sich um seinen Kirchthurm schaart, — hätte der geringste Anfang einer Organisation von Republik in dem südwestlichsten Winkel von Deutschland, ein Vorwand für Frankreich werden können, das Nicht-Interventions-Prinzip gegen den so sehr gelockerten Deutschen Bund, d. h. gegen seine Aufgabe geltend zu machen, die Ordnung in den Bundesgebieten, — durch die Macht eines Bundesstaats nämlich in dem Bundesgebiete eines andern, — aufrecht zu erhalten. Aehnliches war, kaum einige Wochen vor dem Hecker'schen Losbruche, in der Schweiz bezüglich Neuenburgs vor sich gegangen, und die Mächte hatten es geschehen lassen. Frankreich, — das Französische Volk, — welches kein politisches Prinzip besser, als die unter allem Wechsel der Regierungsformen unangefochtene Thatsache der nationalen Einheit begreift und instinctiv daran fest hält,

konnte, ohne Gefahr davon angesteckt zu werden, jenen gefälschten, die Nationaleinheit zerreißenden, ihre Berechtigung mißkennenden Begriff der Volkssouveränetät, zu eigenem Nutzen gegen das Ausland ausbeuten. —

Daß jener Umschwung in den Französischen gährenden Zuständen damals nicht eintrat, daß der Mann der friedlichen und etwas mehr völkerrechtlichen Politik dort während jener traurigsten Deutschen Krisis am Ruder blieb, — das war ein unverhofftes Glück für Deutschland.

Niemand wird zweifeln, daß Hecker seine Republik lieber ohne Anlehnung an das Ausland, mit eignen Badischen und Deutschen Mitteln, begründet haben würde; — daß er aber, zum Aeußersten gebracht, theils nicht Herr der Bewegung, noch die Seele der leitenden Entschlüsse geblieben wäre, theils sein patriotisches Gewissen bei Annahme fremder Unterstützung zu beschwichtigen gewußt haben würde, dafür liegen die Thatsachen vor. Die Begründung des Hirngespinstes einer socialen Republik, d. h. einer permanenten Anarchie, war dieser republikanischen Partei ein Erstes; die Integrität des Deutschen Vaterlandes, die Erkenntniß des nationalen Bedürfnisses der Einheit, ein sehr untergeordnetes Zweites. Am 15. April will Hecker in Engen die Frau Herwegh, die mit ihrer in Frankreich gesammelten gemischten Schaar von zweideutig nationalem Charakter herüber gerufen sein wollte, barsch abgewiesen haben; — in der Nacht auf den 20. April in Kandern, war er gegen die wiedererschienene Frau Herwegh schon weniger zurückweisend; seine Antwort war, wie sein Gefährte Mögling berichtet:

„er habe die Französischen Arbeiter nicht aufgefordert zu kommen, und werde sie auch jetzt nicht rufen, so wenig als er verhindern könne, daß sie über den Rhein kommen."

Von demselben Mögling erfahren wir, daß schon bei der Katastrophe von Freiburg, vier Tage später, die Ankunft der

überrheinischen Schaaren von den Insurgenten als ein glückliches Ereigniß würde betrachtet worden sein. —

Was die andern Faktoren anlangt, auf welche Hecker und Genossen zählten, so hatte er sich auch darin nicht getäuscht, wenn er voraussetzte, daß die republikanischen Sympathien und Gesinnungen, und nicht blos in Baden, — bei mangelnder, energischer Führung der Deutschen Bewegung zu entgegengesetztem Ziele, — bedeutend um sich gegriffen hätten. An diesem andern Ziele mußte die Monarchie, wollte sie die republikanischen Sympathien entwurzeln, zugleich die nationale Einheit und Garantien gemäßigter Freiheit durch parlamentarische Großstaatsverfassung, zeigen und bringen.

Die Stimmung des Landes, in welchem Hecker operirte, ist oben besprochen. Zwar ist es noch weit, von der Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen, bis zu der keimenden feindlichen Gesinnung; und dann wieder von einer verbreiteten Ueberzeugung über Nothwendigkeit einer gewaltsamen Umgestaltung, bis zur Wägung und Schätzung der Kräfte; bis endlich zum Entschluß, das Leben und die Existenz der Seinigen daran setzen zu wollen. Aber die Geschichte zeigt auch, daß wo einmal die Abneigung gegen bestehende politische Zustände im Volke Wurzel gefaßt hatte, es dann nur eines kleinen Anfangs von Revolution bedurfte, um Erfolge zu ermöglichen. Es war schon ein bedenkliches Symptom, daß, ungeachtet der Erfolg von Heckers erstem Aufruf und erstem Auftreten so unter der Erwartung geblieben war, es dennoch Sigel gelang, unter schon sehr schwierigen Verhältnissen, — nämlich nach dem Rückzug der Insurgenten von Donaueschingen, während die Württemberger das insurgirte Land theilweise schon besetzt hatten, so daß Sigel seine erst im Entstehen begriffene Colonne gleichsam zwischen den feindlichen Bajonetten und unter beständigen Hin- und Herzügen bilden mußte, die Gefahr also augenscheinlich für Alle, schon im Beginn eine

unmittelbar drohende und ernste war, — daß, sage ich, es dennoch Sigel gelang, die Betheiligung zu beleben und eine ansehnliche Schaar zu versammeln. Die ihrer Natur nach ruhige und nachdenkliche Bevölkerung des Seekreises und Schwarzwaldes war, auch in ihrem damals zahlreich republikanisch gesinnten Theil, bei der plötzlichen Erscheinung und Aufforderung Heckers zunächst überrascht; auch hat gewiß Mißtrauen, sowohl über die Natur der Glückseligkeiten die ihnen zugedacht waren, als über die Befähigung der Führer die sich nun darstellten, geherrscht; sie bedurfte der Zeit zum entscheidenden, so schwer wiegenden Entschluß. Dann aber regte sich die Partei; auch der Wirth Weishaar von Lottstetten, Mitglied jenes Landesausschusses der in Offenburg gewählt worden war, hatte allmählig seine Unlust und Unentschlossenheit überwunden, und er stand am 20. mit seiner jedoch nicht zahlreichen Schaar, freilich zu spät, in Steinen, während Sigel an diesem Tage von St. Blasien, das Albthal hinauf über Bernau nach Todtnau rückte. —

Was der Hecker'schen Insurrection, die also als so gefahrlos nicht beurtheilt werden darf, in der Geburt schon den Todesstoß versetzte, das war der Mangel an Organisation, an Einheit in der Führung, uud an Vertrauen der Führer zu einander, wofür die Belege überall entgegen treten. Dieser Mangel an Organisation, die geringe Energie in der Ausführung der Befehle, die schlechten Bestellungen, müssen wesentlich auf Rechnung der Abwesenheit Fickler's gesetzt werden. In Ficklers Hand war die politische Führung der republikanischen Partei des Seekreises und des südlichen Schwarzwaldes concentrirt gewesen; von ihm aus und nach ihm zu, liefen die Verbindungsfäden der Localitäten untereinander; er war der Mann des Vertrauens für die untergeordneten Agenten und Boten. Im ersten Stadium einer Revolution sind viele Thätigkeiten durch solch persönliches Vertrauen zu den leitenden und vermittelnden Personen bedingt, und es liegt in der Natur

so gefährlicher Beziehungen, daß solches Vertrauen nicht alsobald auf Andere übertragen wird, wenn die bisherigen Mittelsleute vor schon wenigstens halbentschiedener Sache plötzlich abgehen. Nun waren alle diese Fäden zerrissen, und es offenbarte sich die große Bedeutung der herzhaften und gewissenhaften That, die Karl Mathy durch die Arrestation Ficklers am 8. April ausgeführt hatte. Nicht zu verwundern ist darum auch der grenzenlose, gleich nach der That sein Leben bedrohende Haß, durch den ihn die Partei der socialistischen und communistischen Republikaner geehrt hat.

Wir haben gesehen, daß General von Gagern, nach eingetroffener Nachricht von dem im Seekreis ausgebrochenen Aufruhr, am 18. April das Hauptquartier des Operationscorps von Willstett nach Freiburg im Breisgau verlegt hatte.

Die Besatzung von Freiburg bestand aus dem von dem Major Lebrun commandirten 3. Bataillon des Badischen Leibinfanterie-Regiments, und in dem vom Major Cronenbold commandirten 1. Bataillon des 3. Hessischen Infanterie-Regiments, das noch am 17. spät Abends in Freiburg eingerückt und in der Caserne untergebracht worden war. Für die in Freiburg liegenden Truppen waren bereits an diesem Tage die im Kriege nothwendigen Sicherungsmaaßregeln angeordnet, und eine Feldwache in das Dreisamthal vorgeschoben, die über Ebnet hinaus patrouilliren ließ.

Beide in Freiburg liegende Bataillone wurden noch am 18. von dem General inspicirt; das Bataillon Lebrun des Nachmittags auf dem Karlsplatze, das Bataillon Cronenbold am Abend beim Verlesen. Nach beendigter Inspection des Bataillons

Lebrun, und nachdem dieses dann in Masse geschlossen war, hielt der General nach glaubhaftem Bericht folgende Anrede an das Bataillon, und ähnlich auch am Abende an das Hessische Bataillon:

„Der Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs hat mich so unerwartet zum Obercommando über Euch berufen, daß es mir nicht möglich war die nöthigen Uniformsstücke anzuschaffen um darin vor Euch zu erscheinen. Das darf Euch jedoch nicht hindern den Befehl Eures Landes-Fürsten durch pünktlichen Gehorsam gegen mich zu ehren. Ich erwarte und fordere solchen unbedingt, wie die Gesetze militärischer Subordination es befehlen.

Es ist nicht unmöglich, daß wir im eigenen Lande, statt auf Pflichtgefühl und vaterländische Tugend, auf freche Gewaltthätigkeiten stoßen; — dann rechne ich bei meinen Anordnungen auf Euern Muth und Eure treue Hingebung. An der pflichttreuen Festigkeit braver Truppen wird das freche Unterfangen scheitern. Ich weiß es, — Ihr seid umgeben von Verlockungen zum Abfall und Aufruhr! Haltet fest an Euerm Eid, der Euch Thron und Verfassung zu schützen gebietet. Haltet fest zu Euern Officieren, die Eure nächsten und besten Freunde sind. Ihnen vertraut und folget ihren Befehlen!"

Im Laufe des Abends ließ der General im Gasthaus zum Zähringer Hof, wo er abgestiegen war und wo viele Officiere sich versammelten, diesen und jenen besonders sich vorstellen, besprach sich mit ihnen über den Geist und die Verläßlichkeit der Truppen, und manches Vorurtheil, das unter dem Badischen Officiercorps gegen ihn bestand, war bei seinem näheren Herantreten schon gewichen.

Den 19. April Vormittags traf die Nachricht in Freiburg ein, daß eine Colonne der Aufrührer sich nach dem Wiesenthal gewendet habe. Sofort verlegte der General sein Hauptquartier nach Schliengen und zog einen Theil seiner Truppen hier und in der Nähe zusammen.

An diesem Vormittag schrieb Fritz mir nachstehenden Brief, den letzten den er an seine Familie geschrieben hat; es galt derselbe aber auch dem Hessischen Minister:

Freiburg, den 19. April 1848.

Lieber Heinrich!

Ich bin seit vorgestern hier und gehe noch heute mit ein paar Bataillons per Eisenbahn nach Müllheim und Schliengen. Hier ist alles ruhig; es wird sich zeigen, ob es zwischen Müllheim und Lörrach etwas zu thun giebt.

Ich habe alle Ursache mit meiner Lage zufrieden zu sein und mein Verhältniß zu den Truppen und ihren Chefs ist das Beste, obgleich ich mich ihnen noch nicht anders als im bürgerlichen Ueberrock zeigen konnte. Der Hessen habe ich mich besonders zu beloben; das Bataillon des Leibregiments, welches Major Cronenbold commandirt, ist immer bei mir. Cronenbold ist ein tüchtiger Mann, von der besten Gesinnung und voll Energie; er ist mir sehr nützlich. Auch General Pfaff gefällt mir sehr gut; die Umstände haben mich gezwungen seine Brigade ganz auseinander zu reißen (weil man eben überall Hessen haben will); er hat darüber gar keine Empfindlichkeit geäußert; ich werde aber dafür sorgen, daß er bald ein seinem Range entsprechendes Commando erhält, wahrscheinlich aus Badnern und Hessen combinirt.

Die Verhältnisse sind schwierig, und wenn man den Allarmisten glauben wollte, hätte man jeden Augenblick Veranlassung zu neuen Besorgnissen und neuen Dispositionen. Ich habe keine allzugroße, aber ich habe doch Zuversicht, daß alles in wenig Tagen entschieden sein wird, und daß wir Meister bleiben.

Lebe wohl, dem Vater und Max theile mit, aber mit der Bitte alles für sich zu behalten was nicht ganz unverfänglich ist.

Dein treuer Bruder
Fritz.

Bei Schliengen eröffnet sich in der Richtung stromabwärts das erweiterte Rheinthal, während stromaufwärts das Schwarz-

waldgebirge, doch als Ausläufer mit dem Charakter eines Hügellandes, bis an die Ufer des Rheins sich drängt.

Wollten die Aufständischen von dem Heerd des Aufruhrs aus in das untere Rheinthal hinabsteigen und hier versuchen, ihrem Unternehmen Fortgang zu bereiten, so mußten sie vom Wiesenthal und der Seegegend aus, entweder den Weg über Freiburg einschlagen, welchen ihnen zu verlegen das Württembergische von Donaueschingen aus operirende Corps die Aufgabe hatte; — oder sie mußten bei Schliengen herauskommen; sei es nun, daß sie, wie es auch geschah, den Weg über Kandern einschlugen, oder daß sie das Wiesenthal hinab über Lörrach zogen, und dann von Weil und Haltingen aus die Rheinstraße zu verfolgen suchten. Beiden diesen Möglichkeiten also begegnete eine bei Schliengen genommene Aufstellung. Wir haben gesehen, daß die Aufständischen selbst erst am 18. Abends oder 19. früh im Kriegsrath beschlossen hatten, den Weg über Kandern zu nehmen.

Am Abend des 19. gelangte die Nachricht von der Bewegung der Hecker'schen Schaar gegen Kandern in das Hauptquartier nach Schliengen. Der General entschloß sich die Freischärler in Schliengen nicht zu erwaten, sondern ihnen entgegen zu gehen. Er ist darüber getadelt worden und zwar aus dem Grunde, weil er schon auf dem Wege bis Kandern, besonders aber jenseits Kandern, fortwährend — Defiléen zu passiren hatte, die eine Aufstellung und Action der Truppen in Masse, worauf das Uebergewicht geschulter Linientruppen über Guerrillas beruht, unthunlich machten, während solches Terrain gerade einer ungeregelten Volksbewaffnung die größeren Vortheile bietet.

Der General mußte entscheidende Gründe zu dieser Angriffsbewegung haben, die allerdings den Regeln nicht zu entsprechen schien, die er für den Bürgerkrieg selbst aufgestellt hatte*):

*) III Theil. XI. Vom Kriegswesen. Seite 223.

„Der Feldherr, welcher einen Volksaufstand zu bekämpfen hat, muß das offene Feld suchen; er muß durch verstellte Rückzüge den Feind dahin locken und ihm dann in Colonne mit dem Bajonett auf den Leib gehen. Cavallerie und Artillerie imponirt am meisten solchen ungeordneten Haufen, weil sie ihre Wirkung überschätzen."

Welche Gründe den General zu einem theilweise entgegengesetzten Verfahren bestimmten, wissen wir zwar nicht; wahrscheinlich sind es die folgenden gewesen. Es war von der höchsten Wichtigkeit, damit nicht die Anarchie über das ganze südwestliche Deutschland sich verbreite, mit dem Badischen Aufstande rasch zu Ende zu kommen. Es war zweifelhaft, ob Hecker mit seiner Schaar von Kandern aus sich nach Schliengen hervorwagen werde, wenn er erfuhr, daß Schliengen stark besetzt sei. Dann hätte der Aufstand im Gebirge fortgähren können mit der nachtheiligen Folge, daß die benachbarten Deutschen Landstriche in Spannung erhalten und mit Gerüchten von erdichteten Erfolgen der Aufständischen erfüllt wurden; daß der Muth oder die Bereitwilligkeit der Truppen dauernd der Verlockung und dem Zweifel blosgestellt blieben; daß dadurch diese wirklich mehr noch demoralisirt worden wären. Dazu kam, wie wir gesehen haben, daß bedeutende Verstärkung für Hecker ganz in der Nähe war, da am Tage des Gefechts bei Kandern Sigel, mit seiner Schaar von 3000 Mann, von St. Blasien aus bei Todtnau in das Wiesenthal einrückte, und Weishaar, in Begleitung Struve's mit einer andern Schaar nach Steinen im Wiesenthal gelangt war, einen nur kurzen Marsch von Kandern. Zu diesen mehr politischen Gründen für die Angriffsbewegung mochten noch folgende reinmilitärische hinzukommen. Die eigenen Landestruppen waren theilweise so verläßlich nicht, um der Theorie von dem Uebergewicht disciplinirter Truppen mit Sicherheit vertrauen zu können. Der General hatte wahrscheinlich überwiegende Gründe, lieber

dem Choc mit geschlossenen Angriffscolonnen zu vertrauen, als seine Truppen in offenem Terrain, in ausgedehnteren Stellungen und bei zerstreuter Gefechtsweise, aus der Hand zu geben. Ueberdem waren diese Truppen aus zwei einander noch fremden Bestandtheilen zusammengesetzt; weder in sich selbst noch mit dem Führer bis jetzt zusammengewachsen. Er mochte auf den Erfolg der Ueberraschung bei der zusammengelaufenen Schaar der Aufständischen zählen und die Schwäche des getheilten Feindes war dem General annähernd wahrscheinlich bekannt.

Eine der von ihm selbst für den Krieg gegen undisciplinirte Schaaren aufgestellten Maximen hat der General jedenfalls energisch ausgeführt: seinen eigenen noch unerprobten Truppen das Beispiel der Entschlossenheit und des Muths gebend und an ihre Spitze sich stellend, ist er dem feindlichen Haufen mit dem Bajonett auf den Leib gegangen; er hat diesen Feind, einmal gefaßt, nicht wieder losgelassen; und das Resultat entschied zu Gunsten seiner Anordnung.

Das Gefecht auf der Scheidegg bei Kandern.

Das an sich unbedeutende Gefecht auf der Scheidegg hat durch den Tod Friedrichs von Gagern, und durch die Folgen überhaupt, eine größere Bedeutung gewonnen. Es ist darüber eine ziemlich umfangreiche Literatur*) entstanden, die theils in Berichten und veröffentlichten Briefen, theils in zusammenhängen-

*) Außer den oben schon erwähnten Quellen habe ich ferner benutzt: „Das Gefecht bei Kandern und der Tod des Generallieutenants von Gagern, am 20. April 1848; nach officiellen Aktenstücken. Karlsruhe 1848."

„A. Kehrer, Hauptmann im Großherzoglich Hessischen 3. Infanterie Regiment, Ritter des Großherzoglich Hessischen Ludwigsordens 1. Classe —, „Ereignisse und Betrachtungen während der Verwendung der Großherzoglich Hessischen Armeedivision in den Jahren 1848 und 1849. Worms 1855."

den Erzählungen vorliegt. Ich entnehme aus diesen Quellen den Hergang, wie er theils wirklich beglaubigt ist, theils als wahrscheinlich sich herausstellt. Mit dem Schauplatz des Gefechtes habe ich mich durch Augenschein bekannt gemacht. Sonstige Aufschlüsse standen mir nicht zu Gebot; die obigen öffentlichen Quellen konnten mir genügen. Um Niemanden in Ungelegenheiten durch vielleicht bestreitbare Mittheilungen über ein Ereigniß zu bringen, wodurch manche Eigenliebe verletzt, manche Eifersucht erweckt und die politischen Leidenschaften so sehr aufgewühlt worden sind, — habe ich absichtlich vermieden, mich um Aufschlüsse und Mittheilungen an solche zu wenden, die am Gefecht theil genommen haben, und die vielleicht so gefällig gewesen sein würden, mir mit solchen an die Hand zu gehen.

Zu der auf den nächsten Tag, den 20. April, beabsichtigten Angriffsbewegung bestimmte der General folgende Truppentheile: das 3. Bataillon des Badischen Leibinfanterieregiments (Major Lebrun), das 3. Bataillon des Badischen zweiten Infanterieregiments (Obristlieutenant von Klock), welches bisher in Lörrach und Umgegend gestanden hatte und am 19. von da zurückgezogen wurde; das 1. Bataillon des Großherzoglich Hessischen 3. Infanterieregiments (Major Cronenbold), die 1., 2. und 4. Schwadron des Badischen 1. Dragonerregiments (Oberst von Hinkeldey), 4 Fuß- und 2 reitende Badische Geschütze. Ein weiteres von Freiburg nach Schliengen herangezogenes Badisches Bataillon blieb in Schliengen. Das Expeditionscorps bestand also aus 3 Bataillonen Infanterie mit, nach oben erwähntem Etat, 2016 Mann; 3 Schwadronen Cavallerie mit 270 Mann; und 6 Geschützen mit 103 Mann; zusammen nicht ganz 2400 Mann.

Die Infanterie war auf der Eisenbahn von Freiburg herangekommen, und das Hessische Bataillon am Nachmittag hinter

Schliengen, nach Basel zu, eben ausgestiegen und aufgestellt, als der General kam und dem Commandeur die Absicht kund gab, die Aufständischen am andern Morgen aufzusuchen, wobei er vorzüglich auf das Bataillon rechne.

Die bezeichneten Truppen wurden nun in und bei Schliengen für die Nacht so gelegt, daß beide Straßen, auf denen der Feind anrücken konnte, die von Kandern und die Rheinstraße von Basel her, beobachtet waren. Auf der letzteren Straße bei Kaltenherberge lag eine Hessische Compagnie auf Feldwache; die 4 andern Hessischen Compagnien rückten in das Dorf Hertingen, zwischen jenen beiden Straßen gelegen; eine Badische Compagnie kam nach Liel, eine halbe Stunde von Schliengen auf dem Weg nach Kandern; auch die Orte Steinenstadt, Mauchen, Ober- und Niedereggenen waren mit Truppen belegt.

Es erfolgte am Abend nachstehender

Tagsbefehl.

Hauptquartier Schliengen, den 19. April 1848.

1. Morgen wird so frühzeitig aus den Cantonirungen ausgerückt, daß die Bataillone um 3½ Uhr hier versammelt sind.
2. Den Aufstellungsplatz des Großherzoglich Hessischen Bataillons habe ich dem Commandanten desselben mündlich bestimmt, wobei es verbleibt.
3. Die Stationscommandanten werden die Abmarschzeiten nicht veröffentlichen, sondern bemessen, wann Generalmarsch geschlagen werden soll, welchem eine halbe Stunde später das Marschsignal folgen muß.
4. Die Truppen haben sich von morgen an täglich mit Brod zu versehen, da die Quartiere nicht voraus angezeigt werden können.
5. Die Truppen marschiren unter allen Verhältnissen mit Marschsicherung, und in den Cantonirungen sind gleichfalls

die nöthigen Sicherungsmaaßregeln anzuordnen, und die Verbindung durch Patrouillen zu unterhalten.

Das Dorf Bellingen rechts gegen den Rhein zu ist nicht besetzt.

Der Divisionscommandant.
v. Gagern.

Am Abend noch kamen Meldungen von verschiedenen Seiten über die Anwesenheit Heckers mit seiner Schaar in Kandern, und eine dieser Meldungen wurde dahin beantwortet:

„Der Major Cronenbold wird benachrichtigt, daß seine Meldung auch von anderer Seite bestätigt worden ist. In Liel steht eine Compagnie, welche ganz in Bereitschaft ist. Major Cronenbold wird ersucht, sich durch Patrouillen mit dieser in Verbindung zu setzen und im Falle eines Angriffs von Kandern auf Liel in die linke Flanke des Feindes zu wirken.

Wenn in der Nacht nichts vorfällt, ist meine Absicht, morgen früh um 4 Uhr mit den beiden Badischen Bataillons von hier aufzubrechen und gegen Kandern vorzurücken.

Das Bataillon unter Befehl des Majors Cronenbold soll alsdann die rechte Flanke dieser Colonne decken, indem es von Hertingen nach Riedlingen (auf dem Wege nach Kandern) marschirt, wo es weitere Befehle abzuwarten hat.

Schliengen, den 19. April 1848. Abends 11½ Uhr.

Der Divisionscommandant
v. Gagern.

Die nächtlichen Patrouillen verlässigten sich, daß beim Feinde Alles ruhig blieb. —

Ueber dasjenige, was in dem Lager der Insurgenten vorging, berichtet, im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit Mögling, —

Hecker: — „als wir mit der Dunkelheit (am 19. Abends) den waldigen Weg gegen Kandern hinabzogen, kam uns die Botschaft entgegen, daß in Schliengen starke Heeresmacht liege und Fußvolk, Reiterei nebst Geschütz gegen Kandern rücke, daher wir auf der Hut sein müßten. Wir ließen nun antreten, Stille wurde geboten, das Tabakrauchen untersagt und lautlos rückte die Colonne vorwärts." rc. „Nahe bei der Stadt wurde uns die Nachricht überbracht, daß einige Dragoner in Kandern im Quartier liegen." „Doll erhielt den Auftrag mit einigen Scharfschützen vorzubringen und sie wo möglich zu Gefangenen zu machen, kam aber zu spät" (d. h. es waren keine Dragoner da gewesen) „er sah aber sogleich (wie wir denn bald nach dem Einmarsch dieselbe Wahrnehmung machten) daß der größte Theil der Bevölkerung uns entgegen und mit den Linientruppen im Einverständniß sei." rc. „Von Kandern sind wir förmlich verrathen und verkauft worden." „Es war im Gemeinderath von Kandern sogar beantragt worden, sich unserm Einrücken zu widersetzen oder Quartier zu verweigern. Die Mannschaft wurde eine Zeit lang unter Waffen gehalten, starke Feldwachen oder Vorposten ausgestellt, Kundschafter ausgesendet, und erst als alle Sicherheitsmaaßregeln angeordnet waren, die Mannschaft mit dem Bedeuten in die Quartiere entlassen, beim ersten Allarmzeichen auf den Sammelplätzen zu erscheinen.

„Mittlerweile begaben sich Kaiser und ich mit einander, so wie Willich und Bruhn andererseits auf das Recognosciren, um für den Fall eines Ueberfalls oder Angriffs, Disposition ergreifen zu können. Da die Nacht ziemlich helle war, so konnte dieses ziemlich gut geschehen, wobei uns Wehrmänner, welchen die Gegend bekannt war, begleiteten." rc.

„Unser Recognosciren ergab, daß die vortheilhafteste Position die sei, im Falle eines Ueberfalls sich auf die um die Stadt liegenden Höhen gegen Osten zu ziehen und zu vertheidigen, bis Succurs von Sigel oder Weishaar komme. Da man gegen Kandern von Lörrach, von Schliengen und von Müllheim her anrücken kann, so war diese Stellung die günstigste; weil sie für den Fall, daß

von Lörrach und Schliengen her gleichzeitig Truppen anrückten, am leichtesten zu vertheidigen und auch der Rückzug nach Steinen oder ein Flankenmarsch gegen Müllheim ausführbar war.

„Gegen Schliengen zu, zwischen Kandern und Riedlingen befindet sich ein Paß, welcher von einem Bach durchströmt wird. Manche von uns waren der Ansicht, die dortige kleine Brücke abzubrechen, aus den umherliegenden Felsstücken, welche so zu sagen wie ein Geschenk für uns hergelegt waren, eine Barrikade oder ein Verhau zu bilden, die Anhöhen mit den Schützen zu besetzen und die Truppen dorten aufzuhalten, mindestens das Vorrücken der Reiterei und des Geschützes aufzuhalten, bis unsre Verstärkung eingetroffen sein würde. Willich hielt dieses bei der geringen Zahl unsrer Mannschaft und, weil der Paß von dem Fußvolk umgangen werden könne, für nicht gerathen, und wir kehrten in das Quartier zurück, woselbst beschlossen wurde, sich gegen Steinen zurückzuziehen. Leider ging der Vorschlag, in der Nacht um zwei Uhr aufzubrechen, nicht durch; denn geschah dieses, so wurde die Vereinigung des Sigel'schen und Weishaar'schen Corps mit dem unsrigen bewerkstelligt, und wir konnten dem von Schliengen herrückenden gegen 4000 Mann starken Heere der Gegner die Spitze bieten." rc. . . . .
„Eine kurze Zeit legten wir uns angekleidet auf die Lagerstätten am Boden mit der Ueberzeugung, daß nun ein entscheidender Moment für unser Unternehmen herannahe. —

„Donnerstag, der 20. April brach an. Erst um 8 Uhr setzte sich die Vorhut und die Hauptcolonne in Bewegung, als uns der Heranzug der feindlichen Heeresmassen gemeldet wurde. Kaiser und Doll blieben mit der Nachhut noch im Orte; mit Mühe erlangte der Letztere Pferde für unsre 2 kleinen Kanonen und den Bagagewagen, welche dadurch fast Beute der Gegner geworden wären." rc. . . .

Der Morgen des 20. April, Grün-Donnerstag des Jahres 1848, fing an zu grauen, als die beiden Badischen Bataillone in Schliengen sich aufstellten.

Die Gewehre waren jetzt zum ersten Male scharf geladen, aber es war auch das strenge Gebot ergangen, nur im Falle feindlichen Angriffs und nicht ohne ausdrücklichen Befehl zu feuern. Die Colonne von allen Waffen formirte sich, Regierungsrath Stephani begleitete dieselbe als Civilcommissär. Der Marsch gegen Kandern ward angetreten; Hauptmann Graf Enzenberg von dem Bataillon Lebrun hatte mit seiner Compagnie die Vorhut; der General ritt an der tête der Hauptcolonne, doch auch heute noch im bürgerlichen Ueberkleid, eine leichte Mütze auf dem Haupte, einen Ordonnanzsäbel mit silberner Kuppel um den Leib geschnallt.

Es verlautete während des Marsches, Hecker mit seiner Schaar habe in Kandern übernachtet, seine Vorhut auf der Straße gegen Schliengen ausgestellt, und entweder werde man ihm auf dem Wege begegnen, oder ihn in Kandern treffen.

Die Mannschaft schien gutes Muths. Das erste Dorf Liel war passirt. Da durch die Vorsicht, mit welcher der Commandant der Vorhut das Dorf hatte betreten und absuchen lassen, die Colonne zum Halten genöthigt worden war, so ritt der General jetzt zur Vorhut vor, und begleitete längere Zeit deren Operationen, zuerst schweigend und beobachtend, dann aber mit dem Commandirenden und den Soldaten sich unterhaltend, indem er ihr Benehmen lobte, und dadurch sich angenehm zu machen suchte; und er verstand das, in bündiger Soldatenweise.

Bis Liel hatte man ein geräumiges, hügelbegränztes Thal zu passiren gehabt, durch welches der Lielbach fließt, der unmittelbar vor Liel nordöstlich von Eggenen herabkömmt, dann nordwestlich über Schliengen und Steinenstadt sich in den Rhein ergießt. Die nördlich, links neben der Straße herlaufenden

Hügel sind durchaus bebaut; die südlichen Abhänge zum Theil mit Wein, die südlichen Hügel zur Rechten sind ansteigend ebenfalls Ackerfeld, die Höhen aber mit Wald gekrönt. Hat man Liel passirt, so steigt man nach Riedlingen zu gemächlich Berg an; die Hügel zu beiden Seiten sind nun mit Wald bedeckt und engen die Straße mehr und mehr zu einem Defilé ein. Anfangs hat man links, nordöstlich, Niederwald auf 50 Schritt; rechts, südwestlich, Hochwald auf 4 bis 500 Schritte Abstand vom Wege; bis zu diesen Abständen ist der Boden Grasland und Ackerfeld. Eine Viertelstunde weiter wird der Weg zum engen Defilé; der Wald, links, niederes Dickigt, rechts lichter Hochwald, tritt bis dicht an den Weg; die Seitendeckung der Marschcolonne wird schon schwierig. Nach einer kleinen halben Stunde hat man von Liel aus die Höhe gewonnen, der Charakter des Wegs bleibt derselbe bis, eine Viertelstunde vor Riedlingen, der Wald wieder dem Feldbau Platz macht, sowohl nördlich gegen das Feuerbacher, als südlich gegen das Thal der Esselbach zu.

Riedlingen liegt in einer Schlucht, in welche man etwa acht Minuten braucht hinabzugehen, um gleich wieder nach Kandern zu ziemlich steil bergan zu steigen.

Während die Hauptcolonne ihren Marsch bis Riedlingen zurücklegte, war Major Cronenbold mit dem Hessischen Bataillon um 4 Uhr des Morgens von Hertingen aufgebrochen und über Tannenkirch nach Riedlingen marschirt. Da man auf dem Wege von Tannenkirch aus einzelne feindliche Trupps jenseits des Esselbachs, wo zwischen der Essel und Kandern der Berg Bählen liegt, bemerkt zu haben glaubte, so wurden Abtheilungen der Schützencompagnie beordert, den Esselbach und den Berg Bählen zu überschreiten, und das Thal der Kanderbach, südwestlich von Kandern, zu gewinnen, um dem Feinde den Weg durch dieses Thal, nach Binzen und der Rheinstraße zu, abzuschneiden. Das übrige Hessische Bataillon vereinigte sich in Riedlingen mit dem

Hauptcorps und zog die Schützencompagnie, welche weder an dem Bählen, noch in dem Kanderthal einem Feinde begegnet war, erst vor Kandern wieder an sich. Doch waren, als die Schützencompagnie das von Kandern südliche Kanderthal und die dortige Straße erreicht hatte, aus den Reihen der Aufständischen, welche südöstlich von Kandern, am Fuße des Heuberges theilweise aufgestellt waren, vereinzelte Schüsse, wahrscheinlich als Signale des Anmarsches der Truppen, gefallen.

Nachdem, mit Ausnahme dieser Schützencompagnie des Hessischen Bataillons, das übrige Expeditionscorps in Riedlingen sich vereinigt hatte, wurde der Marsch nach Kandern, welches eine kleine halbe Stunde von Riedlingen, zwei kleine Stunden von Schliengen entfernt ist, fortgesetzt.

Der Weg von Riedlingen dahin bildet Anfangs ein sehr enges Defilé, aber die steilen Hügel zu beiden Seiten sind mit Feldfrüchten und Wein bebaut, und es bot daher das Terrain, in dieser Nähe des Feindes, dem Vormarsch der Colonne keine besondere Schwierigkeit. Auf die Höhe vor Kandern gelangt, fand man die verlassene Lagerstätte der feindlichen Vorhut; aus dem Gewühl in den Straßen Kanderns, in die man hineinblickte, konnte man auf die Anwesenheit des Feindes im Städtchen schließen.

Dem bewaffneten Aufstand unmittelbar gegenüber, trat nun, wie es das Gesetz und die Humanität im trübseligen Bürgerkrieg erfordert, die Civilbehörde in Function, und Regierungsrath Stephani berichtet über seine eigne Ausrichtung wörtlich wie folgt:

„Vor Kandern erfuhren wir, daß die Rebellen das Städtchen noch besetzt hielten. Ich ging allein mit einem Hessischen Hornisten hinein, obgleich man mich vor dem ersten Hause nicht durch die Vorposten lassen wollte. Ich ließ den Kommandirenden rufen; es war Literat Kaiser aus Constanz.

Er versprach, mich zu Hecker zu führen; wir gingen ihm fast durch den ganzen Ort nach, wo es hieß, er sei mit 600 Mann bereits abgezogen. Dieß, sowie die Wahrnehmung, daß ihre zwei Kanonen (vielmehr Böller) mit der Casse und dem Pulverwagen, alles schlechte Karren, noch unangespannt waren, veranlaßte mich, vor dem Rest der Truppe, ungefähr 200 Mann, die Aufruhrakte zu verkünden, und sie aufzufordern, die Waffen niederzulegen. Ungefähr 15 bis 20 antworteten mit Nein, die Andern waren still.

Zu unsern Truppen zurückgekehrt, erklärte ich dem General von Gagern, daß nun sein Amt beginne, theilte ihm aber die mir gewordene Nachricht mit, daß wir oben auf der Scheide des Berges durch Scharfschützen, die rechts und links im Walde aufgestellt seien, empfangen werden würden." —

Auf diese Mittheilung hin sprach der General nur „Vorwärts" aus.

Ueber die gleichzeitigen Bewegungen der Aufständischen berichtet Karl Kaiser aus Constanz:

„Nachdem der Regierungscommissär Stephani auf seine Aufforderung zur friedlichen Heimkehr von den unter meinem Kommando stehenden Wehrmännern eine abschlägige Antwort erhalten hatte, zog ich langsamen Schrittes den Nachtrab des republikanischen Heeres aus Kandern zurück und rettete nur mit Mühe die fast zu spät mit Bespannung versehenen Kanonen und Wagen aus den Händen der uns auf etwa 120 Schritte Zwischenraum nachfolgenden Truppen. Der Anführer Willich war bereits mit dem Vortrabe und dem Mitteltreffen den hinter Kandern liegenden Berg" (der Scheidegg zu, den Weg den sie gekommen waren) „hinaufgezogen und stellte sich am Eingange des ziemlich engen Passes, durch den sich die Straße von Kandern zwischen Wäldern hinzieht, in Schlachtordnung."

Diese „Schlachtordnung" halten zu wollen, lag, wie wir gesehen, jetzt nicht mehr in dem Plane der Aufständischen; sie werden sie nur genommen haben, um bei dem verspäteten Ausmarsch aus Kandern den Nachtrab mit den Kanonen und Wagen zu decken und aufzunehmen. Sie konnten nicht mehr einen Erfolg

ihrer Waffen, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebot standen, erwarten; nur auf den von ihnen vorausgesetzten Geist der Badischen Truppen, auf die Möglichkeit, diese verführen zu können, mochten sie noch rechnen. Aber auch bei dieser Rechnung täuschten sie sich. Theils war der Geist der Badischen Truppen damals so schlecht noch nicht, wie sie vorausgesetzt hatten; theils hatte bei dem Aneinanderschließen der Badner und Hessen, jener Geist durch Beispiel, Reue und Schaam sich gebessert, so daß verderbliche Einflüsse abgewehrt und verrätherische Neigungen niedergehalten wurden.

Der Führer der Regierungstruppen hatte die Aufständischen, die er suchte, gefunden; er hatte sie mit dem Manne an der Spitze, der die Seele des Aufstandes war, in einer Lage gefunden, die eine verzweifelte Sache verrieth. War es ohnehin von der größten politischen Wichtigkeit, mit diesem das Vaterland zerreißenden, frevelhaften Aufstand rasch zu Ende zu kommen, so erschienen dazu die Umstände heute die günstigsten. Der General konnte keinen andern Entschluß fassen als den, den Feind nicht mehr auszulassen; ihn, war es möglich, zum Gehorsam unter die Gesetze zurückzubringen; oder, gelang das nicht, mit den Waffen ihn nieder zu werfen. Wie die Dinge beschaffen waren, konnten etwas vermehrte Terrainschwierigkeiten und Gefahren von diesem Ziele nicht abwenden, die Verfolgung desselben nicht mehr aufhalten.

Militärische Pedanterie, oder was sonst? hat später darin sich gefallen, die Dispositionen, welche der General von Gagern an diesem Tage traf, einer ungünstigen Kritik zu unterwerfen, ihn des Mangels an militärischer Umsicht, der zu großen Sorglosigkeit zu zeihen. Es ist Seitens der verschiedenen Beurtheiler nicht erkennbar, ob ihre Kritik dem ganzen Plan der Expedition gilt? — daß nämlich der Feind in Kandern aufgesucht wurde; — dieser Kritik bin ich schon oben begegnet; — oder ob man nur

die Dispositionen für die Ausführung im Einzelnen, namentlich den unmittelbaren Vormarsch zur Verfolgung des Feindes der Scheidegg zu, als ein unter den gegebenen Verhältnissen zu gefährliches Wagstück hat tadeln wollen? Wir werden sehen was an diesem Tadel ist.

Während Kandern noch von den Aufständischen geräumt wurde, beschloß der General einzumarschieren und dem Feind zu folgen.

Das Städtchen Kandern liegt in einem von Bergen umschlossenen Kessel. Der Kanderbach kommt nordöstlich vom Hohblauen herab, fließt von Osten nach Westen durch das Städtchen, in welchem und bei welchem er mehrere Werke und Mühlen treibt, nimmt am westlichen Ende desselben einen andern kleinern Bach auf, der aus fast gleicher Richtung, von Sitzenkirch, herkommt; und verfolgt dann die Richtung südwestlich nach Binzen und dem Rhein zu. Betritt man von der westlichen Seite, also von Schliengen und Riedlingen her, Kandern, so passirt man gleich vor dem Eingange eine Brücke, da, wo die beiden Bäche eben sich vereinigt haben. Die Kander kommt durch die Hauptstraße des Städtchens, so daß die eigentliche Straße links oder nördlich von dem Bach bleibt und dieser dichter vor der südlichen Häuserreihe vorbei fließt, in welcher fast jedes größere Haus durch eine kleine Brücke mit der Straße in Verbindung steht. Ehe die obere Kander von der östlichen Seite in das Städtchen einfließt, hat sich das Thal erweitert, und hier, nordöstlich von Kandern, liegt ein Schmelzofen und in einiger Entfernung von diesem, dem Städtchen näher, ein Eisenhüttenwerk. Zwischen diesen beiden Werken führt eine Straße über eine Brücke in südöstlicher Richtung nach einer, 50 Minuten bis eine kleine Stunde von Kandern entfernten waldigen Höhe, Scheidegg genannt, und über diese hinaus nach Schlächthaus und Steinen an der Wiese. Diesen Weg war die Hecker'sche Schaar am vorhergehenden Tage gekommen; diesen Weg hatte sie auch heute wieder zum Abzug eingeschlagen,

und in einiger Entfernung jenseits der Brücke, am Eingange des ziemlich engen Passes, sich einstweilen aufgestellt. Eine andere Straße führt nordöstlich, längs der Kander hinauf. Steht man auf der zuletzt bezeichneten Brücke, über welche der Weg nach der Scheidegg führt, das Gesicht nach Norden gewendet, so hat man, und so hatte auch die jenseits der Brücke aufgestellte Hecker'sche Schaar, das erweiterte Thal der Kanderbach, ehe diese in das Städtchen eintritt, und jenseits des Thales angebaute Hügel vor Augen.

Der General ließ, im Angesicht des Feindes, diesem gegenüber, Stellung nehmen; änderte aber dabei die von Schliengen und Riedlingen her eingehaltene Marsch- und Aufstellungsordnung. Das Hessische Bataillon wurde zur Avantgarde gestellt und eilte im Laufschritt durch Kandern; am östlichen Ausgange des Städtchens aber wurde es angehalten, an der ganzen Infanterie vorbei, die Cavallerie im Trabe, mit den zwei Geschützen reitender Artillerie vorgezogen, und diese, links der Straße, gegen die vorbeschriebene Brücke Front machend, und ebenso die beiden Badischen Infanteriebataillone in Linie aufgestellt, so daß die Cavallerie mit zwei Geschützen reitender Artillerie den linken, die Infanterie den rechten Flügel einnahm. Das Hessische Bataillon, in Halbzugscolonne, (die Compagnie hat zwei Züge) rückte dann bis gegen die Brücke vor, und hatte einen Zug an den Wiesengrund, der jenseits der Kander, rechts von jener Brücke, am Saum des Waldes (Heuberg genannt) hinzieht, zur Deckung seiner rechten Flanke vorgeschoben.

Der Hessische Hauptmann Kehrer*) giebt die näheren Umstände bei diesem Aufmarsch so an:

„In einem engen Raume zusammengedrängt standen die Truppen auf und zur Seite des Wegs, kaum 80 Schritte von den Hecker'schen Büchsenschützen getrennt, die im Halbkreis

*) A. Kehrer, am angeführten Ort. S. 44.

unsere Stellung umklammerten und hinter Felsen und Bäumen eines lichten Hochwaldes längs des Waldsaumes ganz vortheilhaft postirt waren und bei unserem eiligen Vorgehen im Anschlage lagen."

Wenn diese Darstellung auf unvorsichtige Führung und zu vermeidende Gefahren hindeutet, so wird zunächst auf vorstehende Terrainbeschreibung verwiesen, wonach das Thal, östlich von Kandern, ein so enges Defilé, wie nach obiger Beschreibung geschlossen werden könnte, nicht bildet, so daß also die Truppen Raum hatten sich auszudehnen, und selbst nach den nördlichen Höhen des Geißbühls im Fall der Noth sich zurückzuziehen. Im Uebrigen wird der Nachweis vermißt, wie die angedeuteten Gefahren zu vermeiden gewesen wären? Denn gewiß wird sich der gedachte Officier selbst sagen, daß der Beruf des Soldaten vor dem Feind, nicht ohne Gefahr von feindlichen Kugeln getroffen zu werden, zu erfüllen ist, und daß es zuweilen zur militärischen Nothwendigkeit wird, gesteigerten Gefahren ins Antlitz zu schauen. Davon abgesehen, waren die Umstände folgende: in dem erweiterten Thal der Kander, östlich vom Städtchen bis zum Schmelzofen, also auf nicht zu engem Raume für ein Corps von nicht 2400 Mann, wurde nicht das ganze Expeditionscorps aufgestellt; denn zu der Zeit, von welcher die Rede ist, befanden sich die vier Geschütze Fußartillerie mit ihrer Bedeckung zurück, und hatten bei dem „Pulverthurm," der, wenn man von Riedlingen kommt, links der Straße auf der Anhöhe vor Kandern liegt, Position genommen, von der aus sie die Anhöhe südöstlich von Kandern, welche der Feind besetzt hatte, beherrschten. So unterstützt und gedeckt stellte sich also jenes Corps von allen Waffen, eigentlich nur der Nachhut eines Feindes gegenüber, dessen ganze Schaar etwa 1000 Mann zählte, wovon die erwähnten Büchsenschützen die einzige in Betracht kommende Waffe waren. Was nun die angebliche Gefahr für die Truppen betrifft, von dieser feindlichen Macht im Halbkreis

umklammert gewesen zu sein, so wird man bei solcher Auffassung über jenen Großsprecher nicht mehr lachen dürfen, der für sich allein den Feind in die Flucht geschlagen haben wollte, und auf die Frage, wie? antwortete: ich habe ihn umzingelt.

Während der Ausführung der Aufstellung traf es sich, daß der Commandeur des 1. Dragonerregiments, Oberst von Hinkeldey, neben dem General ritt, und links, etwas rückwärts, Oberlieutenant Kieffer, vom 1. Dragonerregiment. Ueber dasjenige, was sich während und nach der in vorbeschriebener Weise erfolgten Aufstellung der Truppen begab, erzählt dieser Folgendes:

„Etwa vierzig Schritte vor der Brücke am Eisenhammer sahen wir, daß jenseits derselben die Hänge auf beiden Seiten des Hohlwegs von den Rebellen besetzt waren, so daß die ersten etwa achtzig Schritte von der Brücke entfernt waren. Diese Hänge bestehen aus einem lichten Hochwald, und die Rebellen waren in demselben gut postirt. Es gab bei uns einen Halt, und ich hörte, wie General von Gagern, ich weiß nicht zu Oberst von Hinkeldey oder Major Kuntz, sich äußerte:

„ich will noch einen Versuch machen und Jemand hinüber schicken."

In der Hoffnung, daß mir dieser Auftrag zu Theil werde, ritt ich an die Seite des Generals und fragte ob er befehle. Der General gab mir nach kurzem Besinnen den Befehl in folgenden Worten:

„reiten Sie hinüber und geben Sie in meinem Namen den Rebellen den Befehl, die Waffen niederzulegen."

Ich ritt so schnell wie möglich über die Brücke, bis etwa fünfzehn Schritte vor die Rebellen. Sie waren auf beiden Hängen in aufgelöster Linie, die Terraingegenstände benützend, aufgestellt, der Hohlweg aber war frei.

Hier sprach ich den erhaltenen Befehl laut vor. Es antwortete mir Niemand.

Nach einer kurzen Pause rief ich:

„Zum Zweitenmal fordere ich Euch auf, legt augenblicklich die Waffen nieder.“

Ich bemerkte nun eine Bewegung in der Linie und es schien mir, als wollten Einige der Aufforderung gehorchen. Allein als ein nicht weit von mir stehender Anführer — er war mit einem Hirschfänger und einer Büchse bewaffnet und trug eine schwarz-roth-goldene Schärpe — sich gegen die Rebellen mit unwilliger Geberde wendete, so zogen diese ihre Gewehre wieder an. Da ich glaubte, jetzt mit besserm Erfolg wirken zu können, so rief ich den Rebellen zu:

„Zum dritten und Letztenmal fordere ich Euch auf, streckt die Waffen, widrigenfalls wir von den unsrigen Gebrauch machen werden. Bedenkt Eure Angehörigen, bedenkt das Unglück, welches Euer frevelhaftes Beginnen unserm Vaterlande bringen wird.“

Ich erhielt keine Antwort und ritt nun bis zur Brücke im Schritt, und dann im Galopp zum General zurück, meldete ihm was ich gethan und was geschehen, worauf er sichtbar betroffen mir sagte:

„Reiten Sie noch einmal hinüber und fordern Sie nun Hecker auf, zu mir auf die Brücke zu kommen, ich will ihn selbst sprechen.“

Ich befolgte diesen Befehl und nahm den Stabstrompeter des Regiments mit. Wo ich das Erstemal hielt, ließ ich von dem Trompeter ein Zeichen geben, worauf mir Einer zurief:

„Was wollen Sie?“

Ich entgegnete, ich wolle Hecker sprechen, worauf in der Linie nach rückwärts Heckers Name gerufen, und bald darauf mir auf die nämliche Art geantwortet wurde, daß er kommen werde. Ich ritt nun den Hohlweg aufwärts auf eine Strecke von etwa 100 Schritte, so daß die Vorposten mir im Rücken waren. Nach etwa zehn Minuten, von dem Signal an ge-

rechnet, kam Hecker den Hohlweg her in Begleitung von sieben Mann, die mir Anführer schienen.

Auf zehn Schritte sagte ich:

„Herr Hecker, der General wünscht Sie zu sprechen."

Er gab mir zur Antwort: „Ich werde kommen."

Ich wendete mein Pferd und Hecker und sein Begleiter gingen den Weg mit mir herunter. Er fragte mich, welcher General commandire und welche Truppen unten ständen? Ich nannte ihm den General von Gagern; den zweiten Theil der Frage aber ließ ich unbeantwortet, und Hecker äußerte: „Der Name Gagern hat einen guten Klang."

Im Verlauf kam die Rede auf Verrath, und ich weiß wahrhaftig nicht wer oder was dazu Anlaß gab, genug, ich sagte, sie hätten es mit einem Ehrenmanne zu thun und nichts zu befürchten, worauf einer der Begleiter — ich meine es war Kaiser von Constanz, durch seine schwarze Binde über das Auge kenntlich — äußerte:

„Wenn Verrath lauert, so sind die Anordnungen getroffen, und es fällt Gagern und Sie mit Hecker zu gleicher Zeit."

Sie gingen mit mir bis 15 oder 20 Schritt zur Brücke. Hier machten sie Halt und ich verließ sie mit den Worten an Hecker, daß ich den General rufen würde, was ich denn auch that.

Hecker ging bis auf die Brücke, die Anführer blieben aber stehen.

Soweit der Bericht des Oberlieutenant Kieffer; Hecker selbst dagegen erzählt wie folgt:

„Als unsere Colonne von Kandern auszog, faßte sie auf den Höhen dicht vor Kandern Posto. Ich stand bei einem Fähnlein am Berge, als mir zugerufen wurde, Gagern wünsche mich zu sprechen. Ich begab mich auf die Straße, wo mir ein Kavallerie-Lieutenant, ich meine Kieffer, vom Dragoner-

Regiment in Bruchsal, entgegen kam und diese Mittheilung wiederholte. Ich stieg den Weg hinab, begleitet von mehreren republikanischen Anführern, und traf mit Gagern auf der Mitte einer vor der Stadt Kandern befindlichen Brücke zusammen, wo er mich anredete: „Sie, (d. h. die Republikaner), müssen die Waffen niederlegen,“ was ich natürlich ablehnte; darauf fuhr er fort: „Sie sind ein gescheidter Mann, aber ein Fanatiker,“ worauf ich erwiederte: „Wenn die Hingebung für die Befreiung eines großen Volkes Fanatismus ist, dann mögen Sie diese Handlungsweise also bezeichnen, dann giebt es aber auch einen Fanatismus auf der andern Seite, dem Sie dienen; übrigens bin ich nicht hier, um hierüber zu streiten, sondern frage, ob Sie mir sonst etwas mitzutheilen haben.“ Hierauf entgegnete er mir: „so werde ich mit aller Strenge gleich einschreiten,“ worauf ich erwiderte: „und wir werden einem Angriff zu begegnen wissen, übrigens werden Sie uns (die Anführer) zuvor zu unseren Corps zurückkehren lassen;“ worauf er erwiederte: „Allerdings.“ Nach diesem Zwischengespräch rief mir ein badischer Stabsofficier (Kunz, wenn ich nicht irre) noch zu: „Ich beschwöre Sie, stehen Sie ab.“ Damit hatte das Parlamentiren und der erste Akt der Handlung ein Ende.“

Andere haben, beim Abbrechen dieser Unterredung, den General deutlich zu Hecker sagen hören: „Allerdings, Sie haben 10 Minuten Zeit.“ —

Welchen Verlauf die Unterredung zwischen dem General und Hecker nahm, darüber liegen verschiedene Berichte vor; der Eine hat dieses, der Andere Jenes davon aufgefaßt. Was Hecker darüber erzählt hat, mag Wahrheit sein; aber es ist nicht die ganze Wahrheit.

Major Kuntz läßt sich darüber so vernehmen:

„Etwa hundert Schritte vor der Brücke stieg der General-Lieutenant von Gagern vom Pferde und ging Hecker entgegen. Ich stieg ebenfalls vom Pferde, eilte dem General nach und kam auf der Brücke an, als der General und Hecker schon im Gespräch begriffen waren, so daß ich den Anfang nicht mehr

vernehmen konnte. Der General forderte, wie ich nachher vernommen, Hecker auf, von seinem Unternehmen abzustehen, die Waffen abzulegen und sich zurückzuziehen."

Ein anderer Badischer Officier, der das Gespräch auf seiner Stelle gehört hatte, giebt Folgendes als den Anfang der Unterredung an:

„Der General forderte Hecker auf, der Deutschen Majorität nicht entgegen zu treten, nicht die große Deutsche Bewegung durch solch ein Attentat zu compromittiren; — die Waffen zu strecken und der edlen Freiheit eine würdevolle Entwickelung zu gestatten."

Daß der General von Gagern, nach dem schon die Aufruhrakte verlesen war, sich mit dem Anführer der Rebellen in Unterredung eingelassen hat, ist aus militärischem und politischem Standpunkte getadelt worden. Den Tadel aus militärischem Standpunkte halte ich für gänzlich frivol. Der General hatte, bevor er diese Unterredung pflog, sein Corps eine Stellung nehmen und eine Kampfbereitschaft entwickeln lassen, die geeignet waren den eignen Truppen Vertrauen einzuflößen und den Insurgenten zu imponiren. Beide Zwecke wurden erreicht, und als er dann die Brücke beschritt, erschien er als der Herr der Situation, der sein quos ego aussprach. Diesen Eindruck machte seine Erscheinung auf der Brücke auf alle Theile; der Antritt des Rückzugs des Feindes, der vorher die Stellung schien behaupten zu wollen, war davon die nächste Folge. Ein Badischer Officier sprach sich darüber so aus: „Je mehr eine Entscheidung näher trat, je mehr sah Alles auf den General, dessen durchaus ruhige Haltung und einfache Befehle eine wohlthuende Garantie für den Erfolg boten."

Nur ein kleinlicher Geist wird die Opportunität jener Unterredung aus politischem Standpunkte tadeln. Es ist lächerlich darin eine Abschwächung der civilen Function der Verkündigung der Aufruhrakte erblicken zu wollen; es war vielmehr eine Ver-

stärkung derselben. Allerdings hatte der commandirende General keine Autorität um Gnade, Vergeben und Vergessen zu gewähren; das hat er auch nicht gethan; hier wie später auf der Scheidegg, that er dasselbe wie auch der Civilcommissär: er forderte Niederlegen der Waffen und friedliches Nachhausegehen, und die Gegenleistung, daß er dann nicht weiter von Waffen Gebrauch machen wolle, war selbstverständlich. Wenn er aber in Folge der mit Hecker gepflogenen Unterredung seinen Zweck erreicht, und vielleicht zu weiteren Zusagen, selbst der ausgedehntesten Amnestie, wäre veranlaßt worden, — würde nicht auch das noch in jener Zeit als ein Gewinn zu betrachten gewesen sein? Und würde er zu befahren gehabt haben, daß die Regierung an etwaigen Zusagen mäkeln werde? Ich glaube nicht.

Dem Gesetz und der gesellschaftlichen Ordnung wäre damals gewiß nicht so sehr gedient gewesen mit einer Bestrafung, als mit einer freiwilligen und offenen Unterwerfung so zahlreicher Uebertreter, die noch zahlreichere, wenn auch nicht gleich verwegene, Anhänger im Lande hatten. Für den General also galt es, einen letzten Versuch zu machen und den Insurgenten gegenüber den thatsächlichen Beweis zu geben seines aufrichtigen Wunsches, Blutvergießen zu vermeiden.

Aber nicht bloße Menschlichkeit, wie sie ihm sonst schon eigen war, mochte ihn zu dem letzten Ueberredungsversuch, wie zu dem ganzen so schonenden Verfahren, bestimmen: auch die politische Ueberzeugung durfte ihn leiten, wie gefährlich, wie schädlich es sei, daß von der kaum begonnenen allgemeinen Erhebung Deutschlands —, die in ihrer Richtung auf stärkere nationale Einheit so berechtigt, von den Fürsten selbst so laut gebilligt sei, — schon jetzt ein Bruchtheil sich löste, und örtlich abgesondert, nach kosmopolitischen, auf Deutschland unanwendbaren, Theorien sich organisirte. Mit dem tiefsten Schmerze mußte Friedrich von Gagern wahrgenommen haben, wie so viele that-

kräftige und talentvolle, dann wieder so viele blind mit hingerissene, politisch unzurechnungsfähige aber sonst wackere Männer auf einer verderblichen Bahn sich fortstürzten; wie sollte ihn nicht der Gedanke beseelt und geleitet haben, diese Jugend dem Vaterlande in seiner Armuth und Noth zu erhalten? Die guten Elemente wieder zu gewinnen und zu trennen von dem verdorbenen, communistischen Troß? Um mit solcher Ausscheidung die nationale Partei zu stärken und rein zu bewahren, wagte er sein Leben. Wie es ihm selbst hoher heiliger Ernst war um eine kräftige einheitliche Reform des Vaterlandes, wie er seiner Seits auf die Besseren selbst im Feindeshaufen noch vertraute und ihnen Vertrauen bewies, so durfte er wohl glauben, daß sein Name Vielen eine Bürgschaft politischen Vertrauens sein werde; so konnte jener leitende politische Gedanke den Wunsch wohl zur Hoffnung steigern, daß es auch jetzt nicht zu spät, nicht unmöglich sei, die Schaaren der treuherzigen Landleute zurückzuführen, aus deren Reihen ihm während der letzten Wahl einzelne Bitten und Versprechungen gemeldet worden waren; nicht zu spät, jene Anführer, die vielleicht nur excentrisch und überstürzend, vielleicht nur durch Mißtrauen beirrt waren, noch einmal den versöhnlichen Ruf der Vaterlandsliebe zugleich mit der Stimme des Gesetzes und der Gewalt vernehmen zu lassen.

Was Hecker persönlich betrifft, so ist von solchen, die ihn besser gekannt haben als ich, wohl behauptet worden, er sei bei einem sanguinischen und steuerlosen Charakter für bestimmende Einflüsse nicht allein zugänglich gewesen, sondern habe selbst das Bedürfniß gefühlt, an einen überlegenen Lenker sich anzulehnen; er würde, wenn er in seiner früheren Zeit den General hätte kennen gelernt, der Einwirkung desselben nicht widerstanden haben. Wie dem sei — von leichtfertigem Ehrgeiz soweit schon fortgerissen, in den bethörenden Formelkreis des hirnverbrannten Phantasten Struve gebannt, und einer Anzahl gemeiner De-

magogen, die mit ihm in seines Glückes oder Unglücks Schiff gestiegen waren, mit Leib und Seele verpfändet, konnte Hecker jetzt wohl nicht mehr zurück. Das vertrauende Wort des Vaterlandsfreundes blieb wirkungslos, das Pflichtwort des Soldaten, das entschlossene Wort der Autorität, mit welcher der General betraut war, mußte fallen.

Nach der Unterredung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen kehrten der General und Major Kuntz zu diesen, die Anführer der Aufständischen zu ihren Reihen zurück, und diese räumten jetzt ihre unhaltbare*) Stellung und zogen sich langsam die Bergstraße hinauf. Hecker bedurfte keiner 10 Minuten Zeit um zu dem Punkt zurückzukehren, von wo er zur Unterredung abgegangen war, der General hatte aber 10 Minuten gegeben und Oberlieutenant Kieffer bemerkt, daß nach dem Ausspruch des Generals: „Allerdings, Sie haben 10 Minuten Zeit," — mehrere Officiere ihre Uhren herausgezogen hätten, und daß danach über 10 Minuten bis zum Fortmarsch gewartet worden sei. Dann war nach Kriegsgebrauch, dessen Einhaltung die Humanität auch für den Bürgerkrieg zur Rechtsordnung erhoben hat, — die Anwendung der Waffen von beiden Seiten erlaubt.

Nach Ablauf der Frist wurde, wie Major Kuntz berichtet, „die Vorhut in Marsch gesetzt, welcher die Colonne mit den nöthigen Marschsicherungen folgte. Es war jetzt über 8 Uhr

---

*) Kaiser sagt: „Nach dieser unerquicklichen Unterredung vor den in Schlachtordnung aufgestellten Truppen gingen wir zu unsern Reihen zurück, die sogleich ihre, der Artillerie etwas exponirte Stellung räumten und langsam die Bergstraße hinaufzogen, kaum durch einen Zwischenraum von 100 Schritten von den Hessen getrennt."

Dagegen Mögling: „Unglücklicher Weise wollten immer noch einige von uns Blutvergießen vermeiden, weßhalb wir unsere äußerst günstige Stellung aufgaben, und uns sehr langsam den Berg hinaufzogen, was ungefähr einen Zeitraum von 3/4 Stunden ausfüllte. Gagern folgte uns wirklich beinahe auf dem Fuße."

des Morgens." Lieutenant Becker von der Vorhut erzählt, wie sie die Aufständischen zu 20 bis 30 rechts, links und vor ihnen sich zurückziehen gesehen hätten: „Wir hatten den Befehl ruhig zu bleiben, bis von feindlicher Seite ein Angriff geschehe."

Ueber den Vormarsch des Truppencorps berichtet Hauptmann Kehrer*):

„Die Truppen setzten sich in Bewegung, voran, auf den Wunsch ihres Hauptmanns, (Wilhelm Keim), die Schützen-Compagnie des Hessischen Bataillons. Das Gros dieses Bataillons marschirte, nachdem es die Brücke überschritten hatte, auf der rechten Seite der Straße in einem mit ihr gleichlaufenden Thälchen, und erreichte zuerst diesseits der Glashütte die Straße wieder, als ein weiteres Vorgehen in der rechten Flanke, wegen der Terrainhindernisse, zur Unmöglichkeit geworden war. Mittlerweile folgte (der Hessischen Schützencompagnie) das Badische Bataillon Lebrun, und das Gros des Hessischen Bataillons Cronenbold wurde dadurch, als seine Tête an der Straße wieder ankam, von seiner, die Avantgarde bildenden, Schützencompagnie getrennt, das Badische Bataillon also zwischen beide eingeschoben. Die Marschordnung war folgende:

Zuerst die Hessische Schützencompagnie, verstärkt durch die Scharfschützen des Bataillons; alsdann die 10. Compagnie des Badischen Leibinfanterieregiments (Hauptmann Delorme); nach ihr das 3. Bataillon dieses Regiments; sofort das Gros des Hessischen Bataillons; nach ihm zwei Compagnien des 3. Bataillons des 2. Badischen Infanterieregiments (Oberstlieutenant von Klock), 4 Fußgeschütze, die 3 Schwadronen Reiterei, 2 reitende Geschütze, Munitionsreserve und Gepäck, und endlich zwei Compagnien des Bataillons von Klock.

Hinter der Spitze des von Lieutenant Becker commandirten ersten Halbzugs der Hessischen Schützencompagnie ritt der Generallieutenant von Gagern mit seinem Stabe, — dem Badischen Major Kuntz und den Oberlieutenanten Heisler, Dürr und Stölzel. Ihnen folgten die Scharfschützen des Hessischen Bataillons unter Oberlieutenant Becker, (nicht zu

*) Am angeführten Ort, Seite 46 und 47.

verwechseln mit dem die Spitze commandirenden Lieutenant Becker), und dann die drei anderen Halbzüge der Schützen-Compagnie unter Hauptmann Keim. Beim Eingang in den Wald wollte der Hauptmann Keim die Seitendeckungen formiren, was aber der General mit den Worten: „Lassen Sie das, es ist unnöthig" verhinderte und dann hinzufügte: „Vermeiden Sie den ersten Schuß zu thun."

Bei der so erzählten Aeußerung des Generals könnte das Mißverständniß entstehen, als hätten während des Marsches keine Seitendeckungen bestanden; das widerspricht aber dem bereits angeführten Bericht des Major Kuntz und des Hauptmann Kehrer selbst. Das Gros des Hessischen Bataillons bildete danach bis zur Glashütte die rechte Seitendeckung, und aus andern Berichten ergiebt sich, daß Oberlieutenant Peternell vom 3. Bataillon des Badischen Leibinfanterieregiments, mit einem Zuge, vom Abmarsch bei Kandern an die linke Flanke zu decken hatte. Vermuthlich hat Hauptmann Keim noch eine besondere Seitendeckung der Avantgarde anordnen wollen, wovon ihn jene Worte des Generals abhielten. Der General hielt das wahrscheinlich darum für unnöthig, weil bei einer raschen Vorwärtsbewegung, deren Zweck war, den Feind nicht zu Athem kommen zu lassen, die Avantgarde von dem Gros der Colonne unmittelbar gefolgt ward, eigentlich nur deren Tête bildete, daher die Seitendeckung der Hauptcolonne, so weit sie überhaupt möglich blieb, genügen konnte.

Hat man die Brücke beim Eisenhammer von Kandern passirt, so beginnt gleich das Defilé, dessen Charakter der ist, daß der Weg zur Seite eines waldigen Berges, den man zur Linken behält, bald mehr, bald weniger eingeschnitten ist, und daß der Abhang zur Rechten des aufsteigenden Wegs die eine Seite einer Schlucht bildet, durch welche bei starken Regengüssen, von der Scheidegg kommend, ein Gießbach fällt. Zuweilen hat man den freien Blick in die bald engere, bald weitere Schlucht, deren

jenseitige Wand eben so wieder durch waldige Anhöhen gebildet wird; zuweilen aber, wo der Weg tiefer eingeschnitten ist, entbehrt man auf der Straße dieses Blicks, und streckenweise bildet der Ravin zur Rechten des Wegs eine so steile Wand, daß sie schwer zu erklimmen ist. Es ergiebt sich aus dieser Beschreibung der Defilés, daß, je höher man anstieg, eine Seitendeckung der rechten Flanke während des Marsches darum immer zweckloser wurde, weil die tiefer werdende Schlucht zur Rechten vom Wege aus beherrscht wird, und selbst als Deckung dient; es konnte daher auch die Seitendeckung von der Glashütte an, welche man von Kandern aus in vierzig Minuten leicht erreicht, ohne besondere Gefahr eingezogen werden. Eine Seitendeckung der linken Flanke der Marschcolonne auf den waldigen Anhöhen blieb möglich, war jedoch stellenweise sehr schwierig, so daß sie hinter der Hauptcolonne zurück bleiben mußte. Sie kam, wie wir sehen werden, auf dem Plateau der Scheidegg erst an, als die Masse der Aufständischen schon auf der Flucht und nur Einzelkämpfe der Standhaltenden noch statt hatten. Die Glashütte liegt in der beschriebenen Schlucht, an einer Stelle, wo diese Schlucht sich zu einem Wiesenthal erweitert hat, welches da, wo es am breitesten, 500 Schritte breit sein mag. Von der Scheideggstraße, die bei der Glashütte etwas sich senkt, um, nach einer Krümmung, gleich wieder anzusteigen, führt ein Weg zur Glashütte rechts hinab. Hier ist ein Ausbrechen aus dem Defilé für alle Waffen möglich, in nächster Nähe vorwärts und rückwärts der Glashütte für Infanterie leicht. Bei der Glashütte hat darum die größere Gefahr des Defilés ihr Ende erreicht; von da an steigt man bequem in 10 Minuten auf das Plateau der Scheidegg hinan; zu beiden Seiten des Wegs ist zwar noch Wald, der aber nicht steil ansteigt; links Hochwald, rechts mehr niederes Dickicht, so daß das vorliegende Terrain bis zum Plateau der Scheidegg übersichtlich wird.

Bis dahin begegnete dem Marsche des Corps kein Hinderniß; doch verdient bemerkt zu werden, daß Lieutenant Becker an der Spitze der Avantgarde, etwa auf dem halben Wege zwischen Kandern und der Scheidegg, links von der Straße den Anführer der Insurgenten Dr. Hecker, mit vier Anhängern, die Höhe hinter einem Gebüsche hinauf eilen sah. Einige Schützen hatten bereits auf ihn angeschlagen, als Lieutenant Becker an sie heransprang, und sie, dem ausdrücklich ausgesprochenen Gebote des Generals zufolge, vom Feuern abhielt. Hecker zog danach langsamen Schrittes im Wald fort. Aus den waldigen Höhen erschallte von Zeit zu Zeit mehr der lockende als kampflustige, von den Truppen unerwiedert gebliebene, Ruf von Hoch oder Hurrah! Die Mannschaft des Corps zog rauchend und lachend ihres Wegs, und es hatte sich unter ihr allmählig die Meinung verbreitet, daß es zu einem ernsthaften Zusammenstoß nicht kommen werde. Je näher der Wasserscheide, um so näher war die Spitze der Colonne der feindlichen Nachhut auf die wechselnde Entfernung von 150 bis 160 Schritten gefolgt, das Bajonett ihr gleichsam in den Rippen. Als aber die Spitze der Colonne bis etwa 600 Schritte an das Plateau der Scheidegg herangekommen war, konnte man die dort haltenden Haupthaufen der Aufständischen sehen und beobachten, wie sich die Menge rechts und links des Weges vertheilte.

Lieutenant Becker, mit der Spitze der Vorhut noch etwa 100 Schritte von dem Plateau entfernt, ließ zurück melden, daß sich die Insurgenten auf der Höhe festsetzten und daß daselbst zwei Böller aufgefahren seien. Als der General diese Meldung erhielt, befahl er (Bericht des Major Kuntz) ruhig noch etwas vorzugehen, ließ die Spitze Halt machen, und begab sich zu dem Vortrupp. Von da rückte er nun noch mit der Spitze die kurze Entfernung bis auf die Höhe vor; hinter der Spitze der Gene-

ralstab, dann der Unterstützungstrupp der Vorhut; in einiger Entfernung die Spitze der Hauptcolonne.

Es war jetzt etwa 9½ Uhr Vormittags. Hauptmann Keim sagt, daß nach seiner festen Ueberzeugung, welche sich auf Aeußerungen und Befehle des Generals gründe, dieser die Meinung gehabt habe, daß es zu keinem Gefecht kommen, vielmehr die Rebellen von weiterem Vorhaben abstehen würden. Jedenfalls scheint der General nicht für nöthig erachtet zu haben eine Gefechtsstellung zu nehmen; er glaubte durch die energische Vorwärtsbewegung der Colonne den so aufgestellten, schwachen Feind über den Haufen werfen — und, insofern die Anwendung der Waffen unvermeidlich würde, mit der Vorhut für diesen Zweck ausreichen zu können.

Und so war es, — so geschah es!

Beim Débouché aus dem Defilé des Wegs auf das Plateau nahm der die Spitze bildende Halbzug des Lieutenant Becker die ganze Breite der Straße ein. Als diese Spitze, gefolgt von den Scharfschützen des Hessischen Bataillons und der Schützen-Compagnie desselben unter Hauptmann Keim, gleichfalls in Halbzugs-Marschcolonne formirt, gegen die Aufstellung der Rebellen näher herangekommen war, wurde die Truppe mit einem entsetzlichen Geschrei derselben empfangen, aus welchem nur einzelne Rufe verständlich wurden, wie die: „Schießt nicht, Deutsche Brüder! Kommt in unsere Reihen!" Dann aber auch der Ruf: „General vor! General!" —

Ehe ich in der Erzählung der Vorgänge weiter fortfahre, will ich die Stellung zur Zeit, der Aufständischen wie der Truppen, so weit diese aus den Quellen zu schöpfen ist, angeben, und die Stärke beider Theile besprechen.

K a r l K a i s e r von Constanz, wie wir gesehen haben, einer der Führer der Aufständischen, berichtet über deren Aufstellung wie folgt:

„Auf der Höhe des Passes, Scheidegg genannt, angekommen, war die Nothwendigkeit einer Aufstellung und Gegenwehr, im Fall wir wirklich von den Soldaten ernstlich angegriffen werden sollten, auf das Ueberzeugendste geboten, wenn wir nicht, den Feind auf dem Rücken, mit unsern ungeübten Truppen in ungünstigem Terrain dem sichersten Verderben entgegen gehen wollten. Willich nahm daher sogleich eine Stellung, die aber, sei es aus Mißverständniß, sei es aus Uebereilung, eine total fehlerhafte wurde, indem eine dichte Colonne Sensenmänner ins Centrum gestellt, gerade dem Feuer der vordringenden Truppen preisgegeben war. Nicht minder aber war fehlerhaft, daß die Fähnlein der Musketiere, statt, wenigstens zum größten Theile, als Plänkler in die Flanken des unvorsichtig im Passe vorrückenden Feindes gelegt zu werden, in geschlossenen Gliedern gehalten wurden, und dieß theilweise in Stellungen, wo ihr Feuer, ohne Artillerie und Sensenträger zu decken, wegen vorstehender Bäume, selbst gegen den Feind unwirksam sein mußte. Ich befand mich am Ende des linken Flügels, den ich zu befehligen hatte, fast in der Mitte der Schlachtordnung, gerade dem Punkte gegenüber, wo die Straße auf der Höhe des Passes in ein, etwa 100 Schritte im Umfange messendes, freies Plateau mündete. Kaum waren unsere Dispositionen getroffen, als schon die Truppen in dichten Reihen gegen den freien Platz vorzudringen begonnen, wo Willich ihren Officieren Halt gebot."

Nicht ganz damit in Einklang steht die Erzählung Hecker's:

„Als die uns nachrückende Linie sah, daß wir Halt machten, hielt sie ebenfalls an, und wir stellten uns nun folgendermaaßen auf: ein Fähnlein rechts an der Straße (von Kandern aus gedacht) (1), ein Fähnlein links (2), ein Fähnlein quer über die Straße (3), rechts von ihm am Waldrand sämmtliche Sensen, (4) und hinter dem ersten Fähnlein rechts von der Straße im Gebüsche, die Reserve (5); zu beiden Seiten der Bergabhänge die Scharfschützen (6)."

Mit dieser Angabe stimmt auch der Bericht des Major Kuntz im Wesentlichen überein, und er fügt hinzu: daß es der zu beiden

Seiten in einspringendem Winkel, in dichter Reihe und auf 40 bis 60 Schritte Entfernung aufgestellten Schützen, vielleicht 150 gewesen sein möchten. Die Sensenmänner bezeichnet er als den Haupttrupp.

Mehr auf das Persönliche der Führer eingehend, im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit der Angabe Heckers über die Aufstellung, ist die

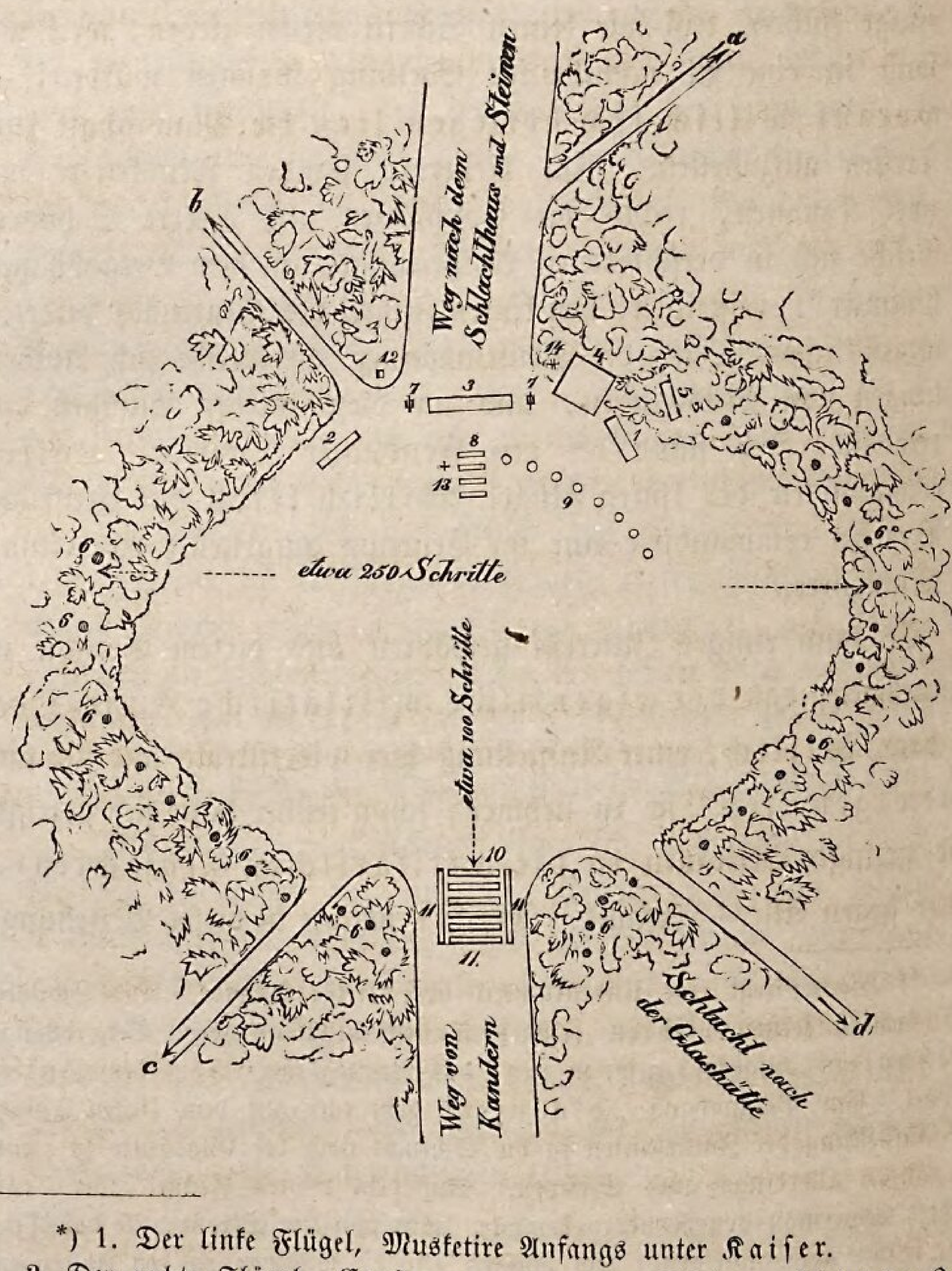
Möglings: „Oben angekommen erklärten ich und noch einige Führer, daß wir keinen Schritt weiter ziehen, weil wir sonst in eine zu nachtheilige Stellung kommen würden; — worauf Willich sich bewegen ließ die Mannschaft zum Treffen aufzustellen. Im Centrum standen Musketiere mit zwei Kanonen, rechts die Constanzer und andere Schützen, welche sich in verschiedenen Abtheilungen an dem Bergabhange hinunter*) aufstellten; den linken Flügel des Centrums bildeten unglücklicher Weise die Sensenmänner, an welche sich Abtheilungen von Musketieren, und an diese wieder Schützen anreihten. Ich stand bei den Constanzer Schützen, Kaiser commandirte den linken Flügel, Willich selbst das Centrum, Bruhn commandirte eine im Centrum aufgestellte Abtheilung Musketiere.“

Es kann einiges Interesse gewähren aus diesem Berichte zu entnehmen, daß der eigentliche militärische Führer der Schaar, Willich, einer Aufstellung hier widerstrebte und sich nur „bewegen ließ“ sie zu nehmen; schon früher hatte sich gezeigt, wie geringes Vertrauen in die militärischen Einsichten — Aller gegen Alle — bestand. Hecker machte in dieser Beziehung,

*) Hierin liegt eine Undeutlichkeit oder irrige Angabe. Die Schützen auf dem äußersten rechten Flügel können nicht an dem Bergabhange „hinunter“ aufgestellt gewesen sein; das konnten nur die auf dem linken Flügel. Ein Bergabhang „hinunter“ geht nur auf dem linken Flügel der Aufstellung der Insurgenten in die Schlucht nach der Glashütte zu, und da standen allerdings auch Schützen. Auf dem rechten Flügel aber, das heißt, wenn man von Kandern kommt, links von der Straße, ist das Terrain immer noch ansteigend; hier mußten also die Schützen an den Abhängen hinauf und nicht „hinunter“ aufgestellt sein.

wie es scheint, keine Ansprüche und vertraute am meisten auf das Urtheil Kaisers. Willich scheint von Allen aufgegeben zu sein; seine Dispositionen werden niemals und von Niemanden belobt; er scheint die Unzulänglichkeit der Kräfte richtig geschätzt zu haben.

Nach vorstehenden Angaben mag man sich die Localität und die Stellungen aus folgendem Faustriß verdeutlichen, den ich in der Note*) erläutere.



*) 1. Der linke Flügel, Musketire Anfangs unter Kaiser.
2. Der rechte Flügel, Constanzer und andere Schützen, scheint der Zahl

Was nun die Stärke der gegenüberstehenden Streitkräfte betrifft, so sagt, über die Stärke der Insurgenten, der officielle Gefechtsbericht des Obersten von Hinkeldey:

„Es mögen, wie allgemein bestätigt wird, 1200 Mann gewesen sein."

Hecker führt gelegenheitlich an:

— — — — „so riß auch von Riedböhringen Mancher aus, woher es sich erklärt, daß wir bei stetem Zuzuge uns bei Kandern kaum 800 Mann stark schlugen."

Hauptmann Kehrer spricht sich in seiner Schrift so aus:

„Im Ganzen mögen die Insurgenten etwa 1000 Mann stark gewesen sein, darunter ziemlich viele Sensenträger."

---

nach die schwächste Abtheilung gewesen, und darum Anfangs weniger beachtet worden zu sein. Dabei Mögling.

3. und 4. das Centrum unter Willich und Bruhn.

4. Der linke Flügel des Centrums, am Waldrande neben dem Wege, größtentheils Sensenmänner, von Kaiser eine Phalanx genannt, also in die Tiefe gestellt.

5. Die Reserve, im Gebüsche hinter dem linken Flügel.

6 6 6 6. Aufgelöste Schützenlinie auf beiden äußersten Flügeln, in einer Entfernung von 60 Schritten hinter Bäumen.

7 7. Die beiden Böller, in Bezug auf welche Kaiser als einen Akt der Großmuth der Republikaner geltend macht, daß sie ihre „mit Flintenkugeln gestopften Kanonen in einer Distanz von 30 Schritten nicht einmal abfeuerten;" — von denen Hauptmann Kehrer (Seite 56/57) sagt, daß es zwei auf Pflugrädern befestigte Böller gewesen sein, die jedoch gleich Anfangs, noch vor dem Zusammenstoß, abgefahren worden wären. —

8. Die Stellung der Hessischen Schützencompagnie unter Hauptmann Keim beim Anfang des Treffens; in Halbzugscolonne.

9. Die Stellung, die Oberlieutenant Becker beim Beginn des Treffens mit den Scharfschützen des Hessischen Bataillons nahm.

10. Die Tête der Hauptcolonne beim Débouché aus dem Walde; das dritte Bataillon des Badischen Leibregiments.

11. Die Einschwenkung dieses Bataillons, rechts und links in Bataille, Rücken gegen einander, Front nach beiden Seiten des Wegs.

12. Wegweiser.

13. Stelle, wo wahrscheinlich der General von Gagern geblieben ist.

14. Stelle, wohin der Sterbende getragen wurde.

Diese letztere Angabe scheint die wahrscheinlichere, sie ist die vermittelnde.

Davon ausgegangen kann man sich die einzelnen Trupps der Insurgenten etwa in folgender Stärke denken:

Den Haupttrupp der Sensenmänner (4) zu .	400	Mann
Jedes der 3 Fähnlein (1. 2. 3.) zu 125; zusammen	375	"
Die aufgelöseten Schützen	125	"
In der Reserve (5) etwa	100	"
Zusammen	1000	Mann

Die Sensen waren aber nicht alle, wie Hecker sagt, im Haupttrupp (4), sondern nach andern Berichten Abtheilungen davon auch beim linken Flügel und namentlich in der Reserve (1 u. 5).

Die Gesammtstärke der Regierungstruppen, bei der Expedition von Schliengen aus, ist oben angegeben. Da aber auf der Scheidegg, wie sich zeigen wird, außer dem Generalstab nur die verstärkte Hessische Schützencompagnie das Gefecht gegen jene Insurgentenschaar geliefert hat, so ist es von Interesse auch deren Stärke annähernd zu kennen.

Das Hessische 1. Bataillon des 3. Infanterieregiments (Major Cronenbold) marschirte am 5. April aus Worms aus*) in einer Stärke mit 16 Officieren (darunter 2 Mittelstabspersonen), 42 Unterofficieren, 12 Spielleuten, 12 Gefreiten und 610 Gemeinen, im Ganzen 691 Mann. Davon ist nach Wahrscheinlichkeit bis zum 20. April einiger Abgang abzuziehen.

Das Hessische Bataillon ist zu 5 Compagnien formirt; es zählt also eine und auch die Schützencompagnie höchstens inclusive der 3 Officiere . . . . 138 Mann.

Die Compagnie war aber durch die Scharfschützen des ganzen Bataillons, von jeder der 4 andern Compagnien etwa 12 Mann, zusammen 48 " verstärkt; im eigentlichen Gefecht mögen also jeden Falls eher weniger als . . . . 186 Mann der Regierungstruppen sich befunden haben.

*) Siehe A. Kehrer. Seite 20.

Also mit Geschrei waren die auf sie heranrückenden Truppen von den Aufständischen empfangen worden.

Oberlieutenant Heisler erzählt, daß er aus dem allgemeinen Geschrei nicht habe entnehmen können, was sie wollten; es schien ihm mehr eine Nachahmung des altdeutschen Schlachtrufs. Erst später unterschied er das Wort: „General" und er glaubt damals dem Commandirenden gesagt zu haben: „Herr General, man ruft sie." Dieser stieg, und wie Heisler hinzusetzt, nur durch das Rufen der Rebellen dazu veranlaßt, von seinem Pferde und ging dem Rufe entgegen. Er ging starken Schrittes über die, etwa 12 Schritte von der Stelle wo er vom Pferde gestiegen war, voranstehende, vom Lieutenant Becker geführte äußerste Spitze der Truppen vor, zu der sich auch, den General unaufgefordert begleitend, Hauptmann Keim begab.

Durch den fortdauernden Zuruf der Rebellen und durch das gleichzeitige Vortreten mehrerer derselben aus den Reihen, — welche mit Gewehr in Arm und mit ausgestreckten Händen vorwärts gegen die Hauptcolonne drängten, die Soldaten laut an frühere Versprechungen mahnten und sie zur Fahnenflucht aufforderten, — wurde Major Kuntz zu dieser Zeit veranlaßt, gegen die Rebellen rechts sich zu wenden, um sie zum Zurückgehen zu nöthigen.

Dem General und Hauptmann Keim trat ein Führer im Blaukittel von eben dieser Seite entgegen, ein, wie Keim beschreibt, starker rothbärtiger Mann, der ein schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge gehabt habe. Kaiser, der so beschriebene, mag selbst über das nun Folgende in seiner Weise berichten:

„Eine minutenlange Stille" — (nachdem Willich dem Vortrupp der Regierungstruppen „Halt!" zugerufen haben soll) — „erfolgte, und ein grimmiger Schmerz erwachte in meiner Brust, als ich Deutsche sich gegenüber sah, bereit, wenn keine Verständigung erfolgte, zur gegenseitigen

Vernichtung. Meine Person außer Augen setzend, trat ich vor und rief, bis auf wenige Schritte mich ihren Reihen nähernd, den uns gegenüber stehenden Soldaten fast wörtlich Folgendes zu: „Schießt nicht auf eure Brüder! Schießt nicht! Wir wollen ja das Gleiche, was euere Väter und euere Brüder wollen; Ihr würdet noch als Greise euch die grauen Haare verzweifelnd ausraufen."

Die Antwort des Generals war kurz; im Wesentlichen: „Legt die Waffen ab und geht nach Hause!" So berichtet Hauptmann Keim, und auch nach den Aussagen anderer Officiere hat er in „eindringlichen, wohlgemeinten, selbst bittenden Worten"*1) — zum Ablegen der Waffen aufgefordert. Jetzt brach abermals ein wüstes Geschrei los, und der General, nachdem er sich von der Erfolglosigkeit seines letzten friedlichen Ver-

---

*1) (Diese und die ferneren zum Theil ausführlichen, Noten sind, um sich darauf beziehen zu können, fortlaufend numerirt.)

Siehe die Schrift: „Das Gefecht bei Kandern und Tod 2c. S. 20."

Die abweichenden Erzählungen dieses Vorgangs durch Kaiser und Mögling lasse ich hier folgen; sie erhalten ihr Licht durch den weiteren Bericht des Hauptmann Keim, und Kaisers selbst in den Noten:

Kaiser: „Bereits begann der rechte Flügel der uns gegenüber stehenden Truppen zu schwanken und in Bewegung zu gerathen. Unsere Leute verließen unter Rufen der Liebe und Freundschaft ihre Glieder, um den Soldaten die Hände zu schütteln, als plötzlich von Gagern durch die Truppen sich auf den freien Platz vordrängte, und uns mit rauher, vor Leidenschaft bebender Stimme zurückwies, indem er feuern zu lassen drohte. Sehr vielen unter den Republikanern tönt es noch deutlich in den Ohren, wie der General auf ihren Ruf: „Brüder!" — „Gesindel seid ihr!" geantwortet, und Mancher mag es als Gottesurtheil angesehen haben, daß des stolzen Mannes letzte Rede in den Worten: „Blut soll fließen!" bestanden habe."

Mögling: „Kaum hatten wir uns aufgestellt, so erschienen die Hessen. Gagern kam zu Fuß vor und rief: er werde Gewalt brauchen, wenn wir ihn aufhalten wollten. Wir und viele unserer Leute liefen gegen die Fronte und riefen dem Militär zu nicht zu feuern, dann feuern wir auch nicht. Die Soldaten forderten wir auf, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen, da wir ihre Rechte so gut als die unsrigen erringen wollten, u. s. w. Da löseten sich plötzlich die vorderen Glieder der Feinde; mehrere wollten zu uns übergehen, als die Officiere vorsprangen und ihre Leute zurückrissen." 2c.

suchs überzeugt hatte, kehrte mit Hauptmann Keim zu dem Vortrupp zurück.

Diejenigen die den General von diesem letzten vergeblichen Versuche, die Anwendung der äußersten Mittel abzuwenden, von diesem letzten Gange seines Lebens langsam zurückkommen sahen und beobachtet haben, — der Major Kuntz und Oberlieutenant Dürr, — heben hervor, daß er in diesem Augenblicke sehr erschüttert ausgesehen habe, daß ein tiefer Schmerz in seinen bis dahin ernstheiteren Zügen sich ausdrückte.

Bei der Schützencompagnie wieder angekommen, sagte Hauptmann Keim: „Die Kerls halten Stand, was befehlen Sie nun zu thun?" Der General erwiederte: „Nun, in Gottes Namen, vorwärts!"

Major Kuntz war mittlerweile von seiner Abwendung gegen die zerstreut vorgedrungenen Insurgenten zurückgekommen und hielt 4 bis 5 Schritte rechts von dem General, als dieser eben wieder zu Pferde stieg. Kaum im Sattel, wendete sich der General, den Säbel ziehend und das Pferd antreibend, gegen Major Kuntz mit den Worten: „Also vorwärts." „In diesem Augenblicke" — so erzählt Major Kuntz — „erfolgten die allgemeinen gleichzeitigen Salven der Rebellen, und zwar von allen Seiten, von vornen, rechts und links. Ich bemerkte, daß der General den Oberkörper nach vorwärts beugte und mit dem Pferde zusammenstürzte. Im nämlichen Augenblicke fühlte ich, daß mein Pferd mit dem Hintertheile zusammen wich, und mit dem Kopf nach aufwärts schlagend, fiel es auf die rechte Seite, so daß ich mit dem rechten Bein unter dasselbe zu liegen kam. Alsbald erwiederten nun auch die Truppen das Feuer." rc.

Oberlieutenant Heisler hatte vor dem Beginn des Gefechts, während der General zu Fuß vorgegangen war, eben so wie Major Kuntz es gethan, sein Augenmerk auf den Haupttrupp der Rebellen gerichtet gehabt, von welchem das Geschrei,

womit sie die Soldaten zu sich riefen, hauptsächlich ausging. Auch er war vor die Hessische Vorhut geritten und rief den Rebellen, deren erste Reihe er hinter sich ließ, zu: Ihr Meuterer, legt die Waffen nieder, legt sie nieder! „Einer," so erzählt Heisler, „mit einer Flinte bewaffnet, schrie mir beständig: nein! nein! entgegen, und in diesem Augenblicke erfolgte eine allgemeine Salve. Ich erhielt einen Schuß durch den Hut, mein Pferd bäumte sich (denn es war verwundet), ich fiel herunter und mein Pferd lief davon. Die Salven der Rebellen waren die ersten Schüsse, die fielen; ich befand mich damals, wie schon bemerkt, vor der äußersten Colonne, und erst als ich vom Pferde fiel, begannen die Truppen hinter mir das Feuer." —

Ich komme jetzt zur zusammenhängenden Erzählung des Hauptmann Keim über den entscheidenden Moment des Gefechts, das er mit seiner Compagnie allein bestanden hat.

„Nachdem der General" (zu Hauptmann Keim wie zu Major Kuntz) „das „Vorwärts" ausgesprochen hatte, und Keim das Vorwärtsdrängen des Ersteren wahrnehmend, erinnern zu müssen glaubte: „Herr General, Sie exponiren sich" — erwiederte dieser, halb gegen Major Kuntz gewendet: „Lieber Freund, wir gehören auch hierher." —

Hauptmann Keim erzählt weiter:

„Bis auf 25 Schritte an die Aufstellung der Rebellen gekommen, zog ich nun den Degen, commandirte: „Fällt's Gewehr!" und die Compagnie ging lebhafter vor. In diesem Augenblicke ließ Oberlieutenant Becker die Scharfschützen des Hessischen Bataillons rechts Kette bilden*[2]).

---

*[2]) Ich fahre mit den abweichenden Erzählungen Kaisers und Möglings, der oben dargestellten Vorgänge, fort:

Kaiser: „Während v. Gagern sich noch vorne befand, drangen an beiden Flanken der uns gegenüberstehenden Truppen Neue vor (Unterofficiere und Freiwillige) und ein Stabsofficier, wie es uns schien in Badischer Uniform, ritt gegen unsere kleine Artillerie an, von freiwilligen Hessi-

Ich war nun mit der Compagnie bis auf 8 Schritte an die Rebellen herangekommen und mit Lieutenant Becker vor die

---

schen Soldaten gefolgt, die mit gefälltem Bajonette der Kanonen sich zu bemächtigen trachteten." rc.

Mögling: „Gagern selbst stieg zu Pferd, rief: Freiwillige und Unterofficiere vor; worauf sich 3 Glieder solcher Freiwilligen aufstellten, welche, von einem Badischen Stabsofficier geführt, mit dem Bajonett einen Angriff auf unser Centrum machten. Unsere Leute fällten ebenfalls das Bajonett, und so kam es, daß sie sich mit den Bajonetten berührten, aber kein Theil einen ernstlichen Angriff machte."

Man sieht, wie die, wahrscheinlich nur im Allgemeinen übereingekommene, Fabel in dem Munde beider Berichterstatter Mannigfaltigkeit gewinnt. Ich habe dazu folgende Bemerkungen zu machen:

1. Tröstlich ist zunächst, daß durch das übereinstimmend von Beiden bestätigte brave Verhalten der Hessen, zu der Zeit von der sie reden, das unmittelbar vorher (Note [1]) von denselben behauptete Schwanken dieser Truppe, bei dem die Verführung bezweckenden Andrange der Insurgenten, als eine Unwahrheit durch den eignen Mund der Berichterstatter sich darstellt. Truppen, von denen eben noch „der rechte Flügel schwankte" ob er sich zur Fahnenflucht wenden soll oder nicht, wie der eine, — oder von denen „die vorderen Glieder sich plötzlich (um überzugehen) löseten" wie der andere Berichterstatter sagt, entwickeln im nächsten Augenblick nicht solche Bravour und befinden sich nicht in der Haltung, daß man Freiwillige daraus vorrufen, wenige Schritte vor dem Feinde in drei Gliedern aufstellen und zur Bajonettattaque vorführen kann. Die eine Behauptung hebt also die andere auf, und schließlich ist keine wahr.
2. Es ist nämlich nicht wahr, weder überhaupt, daß Freiwillige vorgerufen wurden, noch namentlich, daß der General „Unterofficiere und Freiwillige" vorgerufen habe. Die Unwahrscheinlichkeit aus militärischem Gesichtspunkt, die Unterofficiere 30 Schritte vor dem Feind von der Truppe zu nehmen, wird jedem Denkenden, auch ohne daß er Sachkenner sei, einleuchten. Die „drei Glieder Freiwillige" können also nur die geschlossene Compagnie des Hauptmann Keim gewesen sein, welcher Letztere: „Fällt's Gewehr!" commandirt hatte.
3. Damit fällt denn auch die Behauptung, daß diese Freiwilligen von einem Badischen Stabsofficier (zu Pferd), zur Bajonettattaque und gegen die Artillerie der Feinde vorgeführt worden seien. Es ist, was von einem solchen Officier erzählt wird, mutatis mutandis nur auf Oberlieutenant Heisler vom General-Quartiermeister-Stab einiger Maaßen anwendbar. Dieser war, wie wir aus seinem eignen Berichte entnommen haben, zu Pferd, den Hessen voraus, mitten unter den Insurgenten; ihm wurde dann, beim Beginn des Feuerns, das Pferd verwundet und er stürzte. Aber er war unter die Meuterer, welche in der

Bajonette getreten, um möglichst zu verhindern, daß die Mannschaft, gegen den Befehl des Generals, früher als die Rebellen feuerten*3). Diese riefen mir zu: „Halt, wir weichen nicht!"

Absicht die Truppen zu verführen vorgedrungen waren, hineingeritten um sie zurückzudrängen und zum Niederlegen der Waffen aufzufordern; er weiß selbst nichts davon, daß er Freiwillige zur Bajonnettattaque vorgeführt; er hat vielmehr die Führung der Schützen ihrem natürlichen Chef, dem Hauptmann Keim, überlassen; auch hat er es auf die sehr ungefährlichen „Geschütze" der Insurgenten nicht abgesehen gehabt. Eins wie das Andere würde Oberlieutenant Heisler nicht ermangelt haben zu erzählen, wenn es wahr wäre; aber dieser Officier hat eben nur die Wahrheit ausgesagt.

4. Unter den nach Kaiser vordringenden „Neuen" können, wenn dessen Aussage überhaupt einiger Maaßen aufrecht erhalten werden soll, — nur die Scharfschützen des Hessischen Bataillons gemeint sein, durch welche die Schützencompagnie verstärkt war, und welche, nach dem Bericht des Hauptmann Keim, Oberlieutenant Becker etwa in dem Augenblicke, von welchem Kaiser und Mögling in obigen Stellen reden mögen, „rechts Kette bilden" ließ. „Neue" sind damals noch nicht gekommen.

5. Daß Kaiser jenen Angriff („durch Freiwillige") geschehen läßt, „während von Gagern sich noch vorn befand," — also zu Fuß war, — während Mögling ihn erst wieder zu Pferde steigen läßt, so daß also die Begebenheit, die dieser erzählen will, der Zeit nach mit der von Hauptmann Keim oben erzählten zusammenfallen würde, — das ist immerhin ein Beleg für den Mangel an Glaubwürdigkeit der Aussagen der Gegner.

*3) Kaiser erzählt diesen Verlauf (Fortsetzung seiner Erzählung unter Note *1) und *2), wie folgt:

„Sobald ich durch das Erscheinen von Gagerns meine Absicht auf die Truppen scheitern sah und die Neuangekommenen sich schußfertig machten, zog ich mich traurig zurück, um das mir zustehende Commando des linken Flügels zu übernehmen. Hierin wurde ich aber durch den Anblick der so unglücklich im Centrum aufgestellten Colonne der Sensenträger gehindert. Diese Männer, zum großen Theile biedere Landleute aus dem Höhgau, der Baar und aus den Grenzbezirken des Schwarzwaldes, die voll Vertrauen sich genähert hatten, stürzten, als sie statt des erwarteten Brudergrußes Mordcommando und Rasseln schußbereiter Gewehre vernahmen, bestürzt auf ihre Stellung zurück, die ohnehin schwerfällige Phalanx in einen entgliederten schwankenden Knäuel verwandelnd. Voraus-

Auf diesen Zuruf antwortete ich: „Ich habe Befehl vorzudringen und diesen Befehl befolge ich;" — und nun bis an die Bajonets der Gegner herangekommen, rief ich: „Die Waffen ab!" und entriß denen, die mir zunächst die Bajonets entgegen hielten, die Gewehre.

---

sehend, daß diese Abtheilung, die ich commandolos fand, schwerlich einer Salve, die in der furchtbaren Nähe von kaum dreißig Schritten abgefeuert würde, Stand halten könne, eilte ich auf sie zu, um so schnell als möglich mit gefällten Sensen den Angriff auf die Truppen auszuführen, sobald in ihren Reihen ein Schuß gefallen sein würde. Aber das schnelle Hereinbrechen der Ereignisse und die zu sehr überhandgenommene Verwirrung unter den Sensenträgern, die sich preisgegeben wähnten, vereitelte diesen Plan. Nun drängte sich das Zunächstfolgende in den Raum von wenigen Sekunden zusammen." —

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Wir nehmen zuvörderst Akt davon, daß nach Kaiser's Darstellung die Hauptcolonne der Aufständischen, ehe noch, von welcher Seite immer, ein Schuß geschehen war, bestürzt durch das Rasseln schußbereiter Gewehre „ein entgliederter, schwankender Knäuel," — die Wiederherstellung der Ordnung unmöglich geworden war, so daß Kaiser von dem beabsichtigten Versuche dazu abstand; daß ihr Stehen im Feuer so wenig zu erwarten, als irgend sonst etwas mit ihr anzufangen gewesen ist. Sie war, wenn noch nicht auf der Flucht, doch fluchtbereit bei dem ersten Anstoß.
2. Da „diese Männer" „voll Vertrauen," in Erwartung des „Brudergrußes" sich den Truppen genähert haben sollen, so müssen sie entweder bis zu dem Grade getäuscht und berückt gewesen sein, daß ihnen das Bewußtsein des Ernstes und der wahrscheinlicher Weise blutigen Folgen ihres bewaffneten Thuns überhaupt ganz abhanden gekommen war; oder man hatte ihnen vor der Aufstellung zum Gefecht das bestimmte Versprechen ertheilt, daß keine Gefahr für sie sei, daß Blut nicht solle vergossen werden. In einem wie in dem andern Falle waren es ihre Führer, durch welche ihr „volles Vertrauen" getäuscht worden war.
3. Die Metapher vom „Mordcommando" kann sich nur auf das: „Fällt's Gewehr!" des Hauptmann Keim beziehen, und bei diesem Handgriff pflegen allerdings die Gewehre etwas zu rasseln. Wenn es aber wahr ist, was Mögling (Note *²) sagt, daß auch die Insurgenten die Sensen und Bajonette fällten und diese gegenseitig gekreuzt waren, so stand Mordcommando gegen Mordcommando.
4. Da Kaiser die Phalanx der Sensenträger „commandolos" gefunden hat, was sie wenigstens bei der anfänglichen Aufstellung, wonach Willich

Da fiel der erste Schuß rechts von mir aus den Reihen der Rebellen*4) und traf meinen linken Oberarm;

---

und Bruhn das Commando des Centrums führten, nicht gewesen ist, so scheint die weitere Anwendung der Waffen von Seiten der Insurgenten, nachdem der Verführungsversuch fehl geschlagen war, als eine nutzlose, und vielleicht, sowie sie statt hatte, als eine aus jedem sittlichen Gesichtspunkte verwerfliche Handlung, von einigen der eignen Führer betrachtet worden zu sein; und deßhalb werden diese sich schon auf den Rückzug begeben haben, noch ehe das Schießgefecht begann. Dadurch wird erklärt, wie die „Geschütze" von den Insurgenten gerettet werden konnten, da auch diese schon vor dem eigentlichen Anfang des Gefechts wieder abgeführt worden und damit der weitere Rückzug angetreten war.

*4) Im Widerspruch damit erzählt (die Erzählung in Note 3) fortsetzend) Kaiser: „Ich sah den gegen die Geschütze vordringenden badischen Officier wild mit dem Säbel gegen unsere Artilleristen hauen; hörte wiederholtes Feuercommando in den gegenüberstehenden hessischen Reihen1), sah einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten 2) fallen, an deren linker Flanke sich bereits von Gagern mit geschwungenem Säbel zurückzuziehen begann, als in unserm Centrum die Schüsse krachten, die den badischen Officier, wie dessen Pferd, niederwarfen. Hierauf 3) nun brach das Gliederfeuer der Hessen in voller Gewalt gegen uns los und mit ihm vermischten sich die antwortenden Salven unserer Musketiere und Schützen.

Fast gleichzeitig mit dem badischen Officiere, der unser Centrum mit dem Bajonette forcirte, vor dem Fähnlein der Konstanzer Musketiere, an der Seite, und nicht vor der Fronte seiner Leute, fiel General von Gagern, das Schwert in der Hand, nachdem bereits Blut auf seinen Befehl4) vergossen war."

Die Frage, von welcher Partei der erste Schuß geschehen sei, ist zu einer der bestrittensten geworden. Die Bedeutung dieser Frage für die Würdigung des Thuns der Insurgenten auf der Scheidegg, wird durch die Aeußerung des Obersten von Hinkeldey in seinem „Letztes Wort" d. d. 14. Mai 1848, hervorgehoben, indem er sagt:

„Es ist im Grunde ganz gleichgültig, von welcher Seite in einem ehrlichen Gefechte der erste Schuß fällt; aber die verrätherische Weise, in welcher die Rebellen den arglos vertrauenden Mann in dem Augenblicke niederschossen, wo er ihnen noch einmal die Hand zur Versöhnung zu reichen gesucht hatte, war eben so schändlich als feige."

Diese Behauptung ist, wie sich später ergeben wird, wahr oder falsch, jenachdem sich herausstellt, von welcher Partei das Schießen zuerst befohlen, die ersten Schüsse abgefeuert worden sind. Die Bedeutung dieser Frage, unter obigem Gesichtspuncte, ist von den Insurgentenführern vollkommen erkannt worden, es ist daher ihr Hauptbestreben dahin gerichtet gewesen, das öffent-

zugleich hörten wir nun noch einige Schüsse links von uns. Ich vermuthe, weil ich, zu vielseitig jetzt beschäftigt, kein Augen-

---

liche Urtheil bezüglich dieser Frage befangen zu machen. Es muß meine Aufgabe sein, die Zweifel bezüglich derselben, auf Grund der Prüfung der verschiedenen, sich widersprechenden Erzählungen, zu entfernen. Abgesehen von dem Werth des Zeugnisses selbst, sprechen alle der Situation zu entnehmenden Gründe für die Wahrheit der Erzählung des Hauptmann Keim, daß die ersten Schüsse aus den Reihen der Insurgenten fielen.

Ich knüpfe zunächst an die Erzählung Kaisers in der vorigen dritten Note wieder an, woraus zu entnehmen war, daß das Centrum der Sensenträger bereits unwiederbringlich fluchtreif war, ehe ein Schuß fiel; und ich frage dann: Was hätte jetzt noch die, wesentlich dem Centrum gegenüber stehenden, Hessen veranlassen können von der Schußwaffe zuerst und vorzeitig Gebrauch zu machen? Diese Truppe hatte sich solchen Gebrauch bis dahin, ungeachtet aller Provocationen welche die Anwendung reichlich gerechtfertigt haben würden, mit bewunderungswürdiger Resignation versagt. Sie that es darin der geschultesten, erprobtesten, im Krieg erwachsenen Truppe gleich, von eben so betrauten Officieren geführt, die sie, wie man zu sagen pflegt, ganz in der Hand haben. Um jedoch die Vorsicht zum Aeußersten zu treiben, um dem erhaltenen Befehl, nicht zuerst zu schießen, den Vollzug ganz zu sichern, waren die braven Officiere, Hauptmann Keim und Lieutenant Becker, vor die Bajonette ihrer Leute getreten, in so unmittelbarer Nähe vor dem Feinde, daß sie Einzelnen von diesen, theils die Gewehre zur Seite schlugen, theils entrissen. Die Truppen brauchten nur den natürlichen Verlauf der Dinge die da kommen mußten abzuwarten, nur der Flucht, die, wenn begonnen, von selbst sich beschleunigt, ein wenig nachzuhelfen; dazu reichte der Vormarsch mit gefälltem Bajonnette hin.

Dieß vorausgeschickt gehe ich zur Beleuchtung der Kaiser'schen Erzählung über:

1. Wenn wiederholtes Feuercommando zum Beginn in den Hessischen Reihen zu hören gewesen wäre, so würde auch auf dieses Commando Massen- oder Rottenfeuer erfolgt sein. Nichtbefolgung solchen Commandos ist weder anzunehmen, noch wird sie von der Gegenseite behauptet. Daß weder das eine noch das andere erfolgte, sagt Kaiser selbst; denn
2. er sah nur einen Schuß im zweiten oder ditten Gliede der Soldaten fallen, was zwar, daß ein Schuß gefallen sei, aus Zufall leicht möglich gewesen wäre, was aber, daß er erfolgt sei, von allen andern glaubwürdigen Zeugen widersprochen wird. Das wiederholte Feuercommando zuerst, und darauf das Fallen nur eines Schusses im zweiten oder dritten Gliede der Soldaten, sind offenbare Widersprüche, und also, das eine oder das andere, falsch.
3. Läßt man auch die von Andern so entschieden widersprochene Behauptung Kaisers, daß im zweiten oder dritten Gliede der Hessen ein erster,

merk auf General von Gagern mehr richten konnte, daß er durch

---

vereinzelter Schuß gefallen sei, auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, so gehört doch eine eherne Stirne dazu um dennoch zu behaupten, daß das Signal zum Blutvergießen von den Regierungstruppen ausgegangen sei; um namentlich zu behaupten, der General von Gagern sei gefallen, „nachdem bereits Blut auf seinen Befehl vergossen war.“ Gewiß kann dieser es nicht gewesen sein, der jenen „einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede“ der Hessen commandirt hat; und darauf hin doch, nicht auf ein massenhaftes Feuer der Hessen, war es, daß nach Kaiser „in unserm Centrum die Schüsse krachten, die den Badischen Officier, (Oberlieutnant Heisler) wie dessen Pferd niederwarfen, und „fast gleichzeitig“ den General von Gagern tödteten.“ „Hierauf nun,“ so sagt Kaiser selbst — „brach das Gliederfeuer der Hessen in voller Gewalt gegen uns los ꝛc.“ — als der General schon gefallen war. — Es scheint, daß Hecker eingesehen hat, der Bericht Kaisers könne seiner Sache das Licht, welches ihr zugedacht war, nicht verleihen. Dazu mußte der erste Schuß ein Pelotonfeuer der Hessen sein, kein vereinzelter, etwa zufälliger Schuß aus dem zweiten oder dritten Gliede.

Im Widerspruch mit Kaiser erzählt daher

Hecker: „Als dieß bemerkt wurde,“ — (die angebliche Bereitwilligkeit einiger Hessischen Soldaten zur Fahnenflucht) — „ritt Gagern vor; einer oder mehrere Officiere begaben sich ebenfalls vor. Die Soldaten traten in die Reihen zurück, nachdem er ihnen etwas zugerufen hatte; Feuer wurde commandirt, ein Pelotonfeuer erfolgte, und nun erst schoß man republikanischer Seits“ — „und zwar auf die Officiere, wobei Gagern fiel“ — wie in einer Reclamation d. d. 22. April 1848, an die Redaction des Intelligenzblattes der Stadt Basel gerichtet, und von Hecker, A. Willmann und J. Schöninger gezeichnet, gesagt ist. Den späteren Bericht schließt Hecker wieder mit der banalen Formel, die, nach der Erzählung Kaisers über den Zustand des Centrums, der Wahrheitsliebe aller Insurgentenführer das Urtheil spricht:

„Hätten wir zuerst schießen lassen, so wäre der Erfolg nicht zweifelhaft gewesen.“

Ich komme nun zur Erzählung von

Mögling: „Bis jetzt war noch kein Schuß gefallen. Als der Stabsofficier und Gagern sahen, daß das Militär auch nicht recht Lust hatte anzugreifen, rief Gagern: „Was? deutsche Brüder! Gesindel seid ihr! Blut muß fließen!“ und schoß eine Pistole selbst auf unser Centrum ab; kommandirte Feuer. Der Stabsofficier schlug einen unserer Leute mit dem Säbel auf den Kopf, er aber und Gagern erhielten sogleich den Lohn ihrer Tollkühnheit; denn auf das Commando: „Feuer“ schossen zuerst die Hessen, dann unsere Leute, und zwei bis drei Sekunden lang hörte man nur das Knallen der Gewehre, sah aber wegen des Pulverdampfes nichts. Kaum war dieser verflogen, als ich den Stabsofficier mitten unter unsern Leuten mit dem Pferde zusam-

diese Schüsse*5) tödtlich getroffen wurde. — Jetzt, nachdem Lieutenant Becker und ich uns in das erste Glied unserer Leute

---

menstürzen, Gagern aber schief auf seinem Pferde hängen sah. Er hatte die Pistole fallen lassen und langte mit der Hand nach der Brust; kaum hatte ich Zeit dieß zu bemerken; die Worte welche er noch ausrief, waren, wenn ich recht gehört habe: „Gerechter Gott!“ da bekam er eine zweite Salve und stürzte mit seinem schönen Pferde zusammen.“

Diese Erzählung trägt, selbst nur verglichen mit den Angaben der andern Anführer der Aufständischen, zu offenbar das Gepräge der Unwahrheit an der Stirne; daher nur so viel:

1. Außer Mögling hat Niemand eine Pistole in der Hand des Generals gesehen; viel weniger kann er die lächerliche Farce aufgeführt haben, mit dem Abfeuern derselben das Signal zum Gefecht zu geben. Nach Major Kuntz fiel er, im Begriff den Säbel zu ziehen.

   Kaiser sagt einmal: Gagern habe sich an der linken Flanke der Hessen mit geschwungenem Säbel zurückzuziehen begonnen, als das Schießen anfing, dann ein anderes Mal: „Von Gagern starb nicht gemeuchelt, sondern während er seine Truppen zum Angriff trieb, den Tod eines kühnen Soldaten.“ Also nichts von Pistol; und die sonstigen Widersprüche in diesen beiden Angaben habe ich nicht aufzulösen, sondern nur darauf hinzuweisen. Man schwingt in der Regel nicht den Säbel, wenn man sich zurückzuziehen beginnt; und man wird sich nicht zugleich zurückziehen und die Truppen zum Angriff treiben können. —

2. Eben so unwahr ist, daß der General „Feuer“ selbst commandirt habe, was seines Amtes in seiner Stellung nicht war.

Erwägt man diese Widersprüche unter den Erzählungen der Insurgenten-Führer: nämlich daß Kaiser einen Schuß im zweiten oder dritten Gliede der Hessen fallen gesehen haben will, worauf dann in den Insurgentenreihen die Schüsse krachten, wodurch der Badische Officier zu Pferd niedergeworfen und der General von Gagern getödtet wurden; daß nach Hecker zuerst ein Pelotonfeuer der Hessen erfolgte, ehe man republikanischer Seits schoß; was eben so wenig, von irgend einer Seite sonst, bestätigt wird; daß endlich gar nach Mögling der General selbst mit der Pistole den ersten Schuß gefeuert und dann Feuer kommandirt habe, — so wird kein Zweifel mehr bestehen über die Absicht der Führer der Aufständischen die Verantwortlichkeit des ersten Schusses unter den obwaltenden Umständen von sich abzuwälzen, und die Erzählung des Hauptmann Keim ergiebt sich nicht blos als die wahrscheinlichere, sondern erscheint durch die Widersprüche der Gegner im erhöheten Glanz der Wahrheit.

*5) Nach Hauptmann Keim's Wahrnehmung wurde der General also durch Schüsse vom rechten feindlichen Flügel, wo die Constanzer Schützen standen, niedergeschossen; womit die folgenden Aussagen Möglings zu vergleichen sind.

hatten aufnehmen lassen, feuerte die vordere Abtheilung unserer Schützen, und die ganze Colonne der Rebellen fing an zu schwanken, sich aufzulösen und theilweise eiligst zu entfernen.*6) Wir drangen nun ein, und durch den weiteren Angriff mit Degen, Bajonett und Kolben, wurden die Rebellen in vollständigste Flucht gejagt. Während dieß auf der Straße (im Centrum) vorging, hatte es Oberlieutenant Becker auf dem linken Flügel

---

*6) Diese Darstellung stimmt ganz mit dem, was Kaiser über die Auflösung des Centrums Note *3) erzählt hatte. Dagegen schreibt Mögling weiter:

„Unsere Leute und die Soldaten waren in dem heftigsten Handgemenge; meine Schützen feuerten aber ganz wacker darauf los; plötzlich zogen sich die Soldaten 1), die meisten verwundet 2), zurück, und eine neue Abtheilung trat auf 3), welche sich zuerst gegen unsere rechte Seite kehrten und nach Kaiser ein förmliches Scheibenschießen hielten. Als die Kugeln an den Sensen anschlugen, sprangen die Sensenmänner davon und rissen Kaiser und andere mit sich fort 4). Kaiser hatte drei Streifschüsse erhalten, einen auf der Achsel, der zweite ging durch den Rock, und der dritte zerschmetterte sein Pulverhorn. Laut raisonnirend über diese letztere Fatalität zog er ab."

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Eine Zurückgehen der Hessischen Schützen vor dem Feind hat nicht stattgefunden; als aber das Centrum und auch der linke Flügel der Insurgenten in die Flucht gejagt war, ließen die Hessen um so mehr von der weiteren Verfolgung ab, als ein Theil des rechten Flügels noch Stand hielt, und als es nothwendig wurde sich zu sammeln; bei diesem Anlaß hoben sie, wie wir sehen werden, den sterbenden General auf.

2. Die Hessen verloren in dem Gefecht an Todten nichts; an Verwundeten 2 schwer, 7 leicht.

3. Oberlieutenant Becker trat nicht mit einer neuen Abtheilung auf; sondern war schon vorher mit seinen Scharfschützen des Bataillons da; er kehrte sich zuerst gegen den linken Flügel, und als dieser, — sammt dem Kaiser, wie Mögling erzählt, — in die Flucht gejagt war, dann gegen den rechten Flügel der Insurgenten.

4. Uebrigens will ich von der Angabe Möglings, der das wohl wissen kann, und hierbei keine Ursache hat, die Wahrheit zu entstellen, Akt nehmen, daß Kaiser schon abgezogen gewesen sei, als der rechte Flügel der Aufständischen noch stand hielt und eben von den Hessischen Schützen angegriffen werden sollte.

des Feindes, der aus Sensenmännern und Jägern vermischt bestand, gleichfalls zu schnellster Entscheidung gebracht."

Soweit Hauptmann Keim über das Gefecht selbst. Die Darstellungen der andern Seite haben — ungeachtet der Absicht der Entstellung der Thatsachen, und der Beschönigung der beim ersten Bajonettfällen entschiedenen Niederlage der Aufständischen, — die Wahrhaftigkeit dieser ungeschmückten Geschichtserzählung nur noch mehr hervorgehoben.

Nachdem der Sieg der Regierungstruppen entschieden, die Haufen der Aufständischen in der Auflösung begriffen waren, dauerte mit wenigen Zurückgebliebenen vom linken Flügel ein Schießgefecht gleichsam im Einzelkampf der Schützen kurze Zeit noch fort. Etwa 40 bis 50 Büchsenschützen, welche den rechten Flügel der Insurgenten und zum Theil einen einspringenden Haken gebildet hatten, unterhielten ein ziemlich wirkungsloses Feuer auf die, nach Vertreibung des Centrums und linken Flügels der Aufständischen, sich wieder sammelnden Hessischen Schützen und Scharfschützen, bis auch sie, von den Hessen in der Fronte und von den Badnern unter Oberlieutenant Peternell, welche während des Marsches der Truppen im Defilé, die Seitendeckung zur Linken der Colonne gebildet hatten, und nun durch den Wald heranrückten, im Rücken bedroht,*[7]) sich gleichfalls auf den Rückzug begaben.

*[7]) Was die Berichte der Gegenseite, über diese und die folgenden Momente betrifft, so ist es nur Mögling und Kaiser, welche sich darüber verbreiten. Aber nur Mögling hielt nach seiner Angabe bei den standhaltenden Constanzer Schützen des rechten Flügels aus; Kaiser war, wie wir Note 6 gesehen haben, schon in die Flucht mit fortgerissen worden; erzählt also nur nach Hörensagen; und da Mögling dessen Hauptquelle sein wird, so scheint es als ob dieser für gut gefunden habe, die allzuhandgreiflichen Lügen, die er als Augenzeuge doch nicht selbst verantworten wollte, durch Kaiser verbreiten zu lassen.

Nachdem die Hessischen Schützen unter Hauptmann Keim die Flucht des Centrums der Aufständischen entschieden hatten, und Keim im Begriffe stand seine Leute wieder zu sammeln, sagte Lieutenant Becker zu ihm: „Herr Hauptmann, unser General ist todt.“ Keim sah nun auf dem Kamm der Höhe, welche er im Gefecht eben überschritten hatte, und wohin er nun mit seinen Leuten zurückkehrte, auf geringe Entfernung den General von Gagern regungslos halb unter dem todten Pferde liegen, eilte hin und bemerkte, daß er noch lebe. Er rief: „Meine Herrn und ein paar Schützen, rasch hierher, er lebt noch.“

Unmittelbar vorher und gleichzeitig begab sich Folgendes: Lieutenant Becker, nachdem er zum Hauptmann die Worte: „unser General ist todt,“ gesprochen, hatte gesehen, daß ein Fahnenträger der Insurgenten, der, auf der Flucht rückwärts schauend, einen Hessischen Schützen im Anschlage auf sich bemerkte, seine Fahne wegwarf, um sich so zu sichern und seine Flucht

---

Mögltng nun sagte: — — — „plötzlich wendeten sich die Soldaten gegen meine Seite und wollten uns auch so vertreiben, was ihnen aber nicht gelang; denn die Schützen wichen nicht, sondern erwiederten das Feuer sehr lebhaft, so daß die Soldaten sich schnell zurückzogen.“

Die zuerst hervorgehobenen Worte enthalten das Zugeständniß, daß das Centrum und der linke Flügel der Aufständischen vertrieben war, und es sich nur noch um den Widerstand der zerstreuten Schützen des rechten Flügels handelte, wo, wie Kaiser sagt: „die Republikaner nur durch die etwa 40 Mann starke Abtheilung Constanzer Musketire mit einigen Scharfschützen die Wahlstatt behaupteten; – welche sie aber aus Mangel an Unterstützung räumen mußten, als die Regulären mit den Tirailleuren sie zu überflügeln begonnen.“ Was das am Schluß des Mögling'schen Berichts behauptete Zurückziehen der Soldaten betrifft, so mag es sein, daß die Hessischen Scharfschützen unter Oberlieutenant Becker, da sie sahen daß die Gegner des rechten feindlichen Flügels das Feld so schnell nicht räumten, wie die des linken, sich nicht unnöthig exponirten; jeder andere in das behauptete Zurückgehen der Soldaten gelegte Sinn würde der, auch von Kaiser erzählten, Thatsache widersprechen, daß der Rest der Aufständischen die Wahlstatt räumte, „als die Regulären mit den Tirailleuren sie zu überflügeln begonnen.“

beschleunigen zu können. Becker ging rasch dahin, wo die feindliche Fahne lag, hob sie auf und eilte nun, dem Ruf des Hauptmanns entsprechend, der Stelle zu, wo der sterbende General lag. Mehrere aufständische Büchsenschützen, welche bei der Annäherung Keim's mit seinen Leuten den Rückzug bereits angetreten gehabt hatten, kehrten, als sie ihre Fahne in Lieutenant Becker's Hand sahen, um, und indem sie auf Keim und Becker anschlugen, riefen sie: „Wir müssen unsere Fahne haben.“ Hauptmann Keim, der eben mit seiner Compagnie die feindliche Schaar in die Flucht gejagt, dann, von der weiteren Verfolgung jetzt abstehend und auf die Wahlstatt zurückgekehrt, den General sterbend gefunden hatte, und nun mit diesem beschäftigt, kaum beachtete, daß noch vereinzelte Feinde in seiner Nähe zurückgeblieben waren, — er bedeutete nun diese, die nach ihrer verlornen Fahne trotzig verlangten, mit soldatischer Humanität: „Hört auf zu feuern; es hat Opfer genug gekostet und hilft Euch doch nichts.“ Als darauf geanwortet wurde: „Wir geben unser Ehrenwort nicht mehr zu feuern, wenn wir unsere Fahne wieder haben“ — da gab Hauptmann Keim dem Lieutenant Becker anheim, diese den Aufständischen zu lassen, worauf Letzterer sie hinwarf*[8]). Nunmehr entfernten sich die letzten Reste des Feindes von der Wahlstatt.

*[8]) Aus diesem Verlauf haben Kaiser und Mögling, einer den andern überbietend, folgende Gasconade zusammengebraut:

Mögling: — — „Nun [1]) wurde Gagern, welcher in einfacher Civilkleidung, blos mit einem Säbel bewaffnet, da lag, der Säbel [2]) abgenommen, ebenso eignete sich der Schütze [3]), welcher Gagern niedergeschossen hatte, dessen Pistolen [4]) an, dagegen ließ man ihm die Uhr ꝛc. Unsere Schützen, welche längs des Waldes aufgestellt waren, unterhielten ein lebhaftes Feuer und machten dem Feinde vielen Schaden [5]). Da kamen plötzlich einige Officiere zum Vorschein [6]), welche baten [7]), wir möchten das Feuer einstellen, da sie ebenfall es einstellen wollten; dabei erklärten sie, sie haben den Befehl blos soweit zu gehen; sie werden sich zurückziehen, wir sollen ebenfalls unsern Weg verfolgen [8]). Dieß wurde zugestanden, sie kamen mit Mannschaft um Gagern's und andere Leichen zu holen, wobei ihnen einige

Er, Hauptmann Keim, durfte so sagen und thun; er bewies damit den Tüchtigeren unter den Feinden die größere Achtung,

meiner Schützen [9]) behülflich waren. Für die Leiche Gagern's, welche in unserer Mitte [10]) war, mußten die Feinde aber eine schwarz=roth=goldene Fahne, welche ein verwundeter Hesse [11]) in der Hand hatte, hergeben."

Dazu folgende Bemerkungen:

1. Der tödtlich verwundete General blieb auf der Wahlstatt liegen, bis Hauptmann Keim mit seinen Schützen vom entscheidenden Angriff auf das Centrum der Aufständischen zurück kam. Da der General in unmittelbarer Nähe von der feindlichen Aufstellung, zwischen deren Centrum und rechtem Flügel, gefallen war, so ist es nicht gerade zu unwahrscheinlich, daß von denjenigen Insurgenten des rechten Flügels, die noch Stand hielten, einer oder der andere an den sterbenden General herangetreten sei. Das könnte aber nur in dem kurzen Zwischenraum von der entschiedenen Flucht der Aufständischen bis zur Rückkehr des Hauptmann Keim von deren Verfolgung, und ehe Oberlieutenant Becker mit den Scharfschützen von dem in die Flucht gejagten linken Flügel der Aufständischen gegen den noch standhaltenden rechten derselben sich wendete, — der Fall gewesen sein.
2. Den Säbel, den mein Bruder an diesem Tage getragen hat, besitze ich; das Heldenstück, ihn dem sterbenden General zu nehmen, ist also vom Feinde doch nicht verübt worden.
3. Mögling glaubt also zu wissen wer den General erschossen hat; ich will es nicht untersuchen. Es war einmal das Gerücht verbreitet, Kaiser sei es gewesen; dieß ist gewiß nicht der Fall; der General wurde von dem rechten Flügel des Feindes her erschossen und Kaiser stand auf dem linken.
4. Der General war ohne Kriegsrüstung aus den Niederlanden gekommen; er hatte vor Uebernahme des Commandos in Baden nicht Zeit gehabt, sich zu rüsten; er ritt Pferde, die der Großherzog ihm zur Disposition gestellt hatte; und wenn das Sattelzeug dieser Pferde mit Sattelpistolen versehen wurde, was ich nicht weiß, aber bezweifeln möchte, so waren es nicht die des Generals. Andere Pistolen führte er nicht.
5. Was den „vielen Schaden" betrifft, den die Insurgenten durch ihr lebhaftes Feuer ihrem Feinde auch hier wieder zugefügt haben wollen, so erinnere ich daran, daß Mögling schon nach dem ersten Schießen die Hessen, „die meisten verwundet" sich zurückziehen und eine neue Abtheilung, die seine Phantasie geschaffen hat, auftreten ließ. Die Hessen hatten aber bei dem ganzen Gefecht keine Todten, zwei schwer und sieben leicht Verwundete. Wenn jedoch durch den „vielen Schaden" den die Aufständischen den Hessen zugefügt haben wollen, die nachfolgend erdichtete Bitte der Officiere, das Feuer einzustellen, motivirt und die Täuschung verbreitet werden soll, als hätte es von der Macht und Willkühr dieser höchstens 40 Constanzer Schützen abgehangen, das Feld

die der selbst brave Soldat auch der feindlichen Tapferkeit zollt; er deutete auf das Opfer, das eben noch Lebenszeichen gegeben hatte, und das nun seine Sorge in Anspruch nahm; zugleich aber auch deutete er auf die Zwecklosigkeit, für die Sache

---

länger zu halten, so charakterisirt sich eine solche Rodomontade von selbst. Den Grund warum diese sich zurückziehen mußten, hat ja Kaiser (Note 7) angegeben.

6. Unter den Officieren die „zum Vorschein“ kamen, können nur die Officiere der Hessischen Schützencompagnie, deren zwei von der Verfolgung des Feindes zurück kamen, verstanden sein. Da nun einer von diesen mit der erbeuteten Fahne zurückkehrte, so haben diese nicht Versteckens gespielt und kommen nun „zum Vorschein.“
7. Sie waren daher auch nicht in der Lage bitten zu müssen, man möge das Feuer einstellen.
8. Wahr kann von dem angeblichen Inhalt der Verhandlung nur das sein, daß man diesen letzten Streitbaren der Aufständischen sagte, sie möchten unbehelligt ihre Wege, nämlich die Rückzugswege verfolgen, wie das aus der Erzählung des Hauptmann Keim hervorgeht.
9. Höchst unwahrscheinlich dagegen lautet die Angabe, Aufständische hätten den Hessischen Schützen geholfen, Gagern's und die andern Leichen wegzubringen; die glaubwürdigeren Berichte gehen vielmehr dahin, daß die Regierungstruppen nach dem Treffen auf das Aeußerste gegen die Aufständischen erbittert gewesen seien, was ein solches Zusammenwirken ausschließt.
10. Wenn hier der Vorgang so dargestellt wird, als habe die Leiche des Generals von den Aufständischen, die nur noch vereinzelt da waren, ausgelöst werden müssen, so ist diese Großsprecherei durch das Vorhergehende auf ihren Werth zurückgeführt.
11. Lieutenant Becker, welcher die feindliche Fahne trug, war weder verwundet, noch viel weniger gefangen, wie es die nachstehende Erdichtung Kaisers behauptet, welche die Krone der Unverschämtheit davon trägt:

Kaiser: — — „Zehn bis fünfzehn abgeschnittene Hessen fielen in die Gewalt der Constanzer; aber sie wurden von den Blutdürstigen nur genöthigt, eine eroberte Fahne und einige Perkussionsgewehre abzugeben. Ja, auf Bitten des gefangenen Officiers, entließen die Republikaner die Truppe und erlaubten ihr die Leiche Gagerns mit sich zu nehmen, indem sie den Soldaten zuriefen sie (!) möchten dieses traurigen Augenblickes eingedenk bleiben. Kurzum nur die zu weit getriebene Nachsicht, nur der unter den Republikanern herrschende Widerwille, das Blut des gemeinen Soldaten zu vergießen, entriß unsern Händen den vollständigen, und, wenn wir wollten, blutigen Sieg; denn jeder kriegskundige Führer in den feindlichen Reihen selbst wird zugestehen müssen, daß im

der Insurgenten, jedes weiteren Blutvergießens hin. Das Gefecht war beendet; es waren Lieutenant Becker und drei Schützen zur Stelle herangetreten, wo der General gefallen war, und richteten ihn, dessen rechtes Bein Hauptmann Keim unter dem getödteten Pferde hervorgezogen hatte, etwas in die Höhe. In diesem Momente sprach er mit matter Stimme und gebrochenen Auges die letzten Worte: „O, brave Soldaten."

Nachdem Friedrich von Gagern diese letzten Worte gesprochen, nahmen die Officiere der Hessischen Schützencompagnie und mehrere Schützen ihn auf, und trugen ihn auf Gewehren nach einem niedrigen Erdaufwurf, zur rechten Seite der Straße nach Schlächthaus, etwa dreißig Schritte von dem Orte entfernt wo er gefallen war. Während er so noch getragen wurde, sank sein Haupt, und als er niedergelegt war, hatte er seinen Geist ausgehaucht.

Da meine Aufgabe erheischt, daß ich den Verlauf dieses Tages erzähle, mit den sich daran knüpfenden Nebenumständen die mehr oder weniger aus den Anordnungen des Generals hervorgegangen sind, so bleibt mir noch über einen ärgerlichen Auftritt zu berichten, der jedoch auf das Gefecht selbst keinen Einfluß geübt hat. Ich muß zu dem Ende auf den Augenblick zurückgehen, in welchem das Expeditionscorps am Plateau der Scheidegg ankam.

Falle einer entschiedenen Offensive von unserer Seite, kein Mann in jenem weitgedehnten und von den Truppen so unvorsichtig betretenen Passe uns hätte entgehen können."

So prahlt derselbe Kaiser, der oben gesagt hat, daß das Hauptcorps der Aufständischen bereits in einen unentwirrbaren Knäuel sich aufgelöset und zur Flucht gewendet gehabt habe, so daß Ordnung und Kampffähigkeit nicht mehr habe hergestellt werden können, — noch ehe ein Schuß gefallen war. —

Nachdem die Hessische Schützencompagnie ganz auf das Plateau vorgerückt war, und die Insurgenten sich heran drängten um die Truppen zur Fahnenflucht zu bereden, bildete das Badische Bataillon des Major Lebrun die Spitze der Hauptcolonne, welche beim Debouché des Weges auf das Plateau Halt machte, während der General mit den Hessischen Schützen vorging. Die Vordersten dieses Bataillons konnten nicht allein die Stellung der Insurgenten, und daß eine Abtheilung feindlicher aufgelöseter Schützen bis in den Weg herab in den Flanken der Colonne Posto gefaßt hatten, wahrnehmen, sondern überhaupt die Vorgänge auf dem Plateau beobachten. Um nun solcher Flankirung bei der gestiegenen Wahrscheinlichkeit, daß es zum Treffen kommen werde, einige Fronte entgegen zu setzen, hatte der Commandeur des Bataillons eine Einschwenkung rechts und links angeordnet, so daß das Bataillon zwei parallele Fronten, die Rücken der Linien gegen einander, nach beiden Seiten des Wegs bildete. Dieses Manoeuver konnte jedoch nur in unvollkommener Weise zur Ausführung gebracht werden, weil auf dem Marsche die Distanzen der in Halbzügen marschirenden Infanteriecolonne verloren gegangen waren. Es geschah daher die Frontbildung gegen die Seiten des Wegs in der Art, daß die inneren Rotten der Halbzüge, wie es gerade ging, in die Zwischenräume gestellt wurden, wodurch sich eine, rücksichtlich der Tiefe der Rotten, sehr ungleiche Aufstellung ergab. Als das Bataillon so stand, und nun auf dem Plateau der erste Schuß fiel, gleich darauf ein wildes, wenn auch nur wenige Minuten anhaltendes Feuer krachte, ereignete sich bei demselben eine jener Scenen, die auch bei kriegserfahreneren Truppen Erfolge schon compromittirt haben, was zum Glück hier nicht der Fall war. Um wie entschuldbarer ist es, wenn einer, meist aus erst angehenden Soldaten gebildeten, kriegsunerfahrenen Truppe, die in letzter Zeit schlimmen, die Disciplin lockernden Einwirkungen ausgesetzt war, ein solcher

Unfall widerfuhr. Als ob etwas Ungeheures, Unwiderstehliches von vorn hereinbreche, so verbreitete sich ein momentaner panischer Schrecken, der Vorwärtsstehende zu wilder Flucht trieb, Nächststehende ansteckte, und die Uebrigen theils willig, theils widerstrebend, rückwärts fortriß. Was diesen panischen Schrecken hervorgerufen habe? — die überraschenden Gewehrsalven, nachdem man sich der Täuschung hingegeben hatte, daß es zum friedlichen Zusammenstoß nicht kommen werde; — das begonnene Gefecht in so unmittelbarer Nähe, während Viele nicht sehen konnten, was sich zutrug; während also die unsichtbare Gefahr, so gering sie an sich war, in's Schrecklichste gesteigert, der überraschten Phantasie sich darstellte; — die beengende durch frühere Versäumniß und dann durch das Gebot des Augenblicks unordentlich gewordene Stellung; — Woher die Sensation und der Schrecken kamen? Ob vom Plateau her Feiglinge zurückliefen und andrängten? Ob im Bataillon selbst erzeugt? — darüber waren die Auffassungen und Behauptungen verschieden. Die Gewalt solcher zusammenwirkender Ursachen, die auch Tapfere, widerstandsunfähig, ihrer traurigen Wirkung zu unterwerfen vermag, wird unerklärtes Räthsel bleiben.

Von den Badischen Truppen ist an demselben Tage noch so tüchtige Haltung bewährt worden, daß, wenn auch jenem Vorfall etwas Planmäßiges zu Grunde gelegen haben sollte, zu welcher Annahme sich jedoch keine Haltpunkte ergeben, dabei es sich doch nur von der Verrätherei Weniger handeln könnte.

Peinlich war die Lage der Officiere des Bataillons, die umsonst sich bestrebten der Flucht Einhalt zu thun, die zum Theil überrannt und niedergetreten wurden. Es muß im ersten Augenblick ein Werk der Unmöglichkeit für die weiter rückwärts stehenden gewesen sein, dem Andrange zu widerstehen; auch das hinter dem Badischen Bataillon stehende Gros des Hessischen, mußte dem Drucke nachgeben. Erst etwa hundert Schritte rückwärts

ihrer innegehabten Stellung gestattete die Beschaffenheit der Straßenwände ein massenhaftes Ausbrechen aus der Colonne, während an der Stelle, wo das Hessische Bataillon den heftigen Andrang unvorbereitet empfand, die Seitenwände des Hohlwegs so steil sind, daß ein Ausbrechen zur Seite nicht thunlich schien. An jener günstigeren Stelle aber rückwärts, sprang Hauptmann Kehrer auf die rechte Seitenwand, rief seine erste Compagnie des Hessischen Bataillons zu sich heran, und drang eiligst durch den Wald auf den Kampfplatz vor, während die dritte und vierte Compagnie unter dem Bataillonscommandeur, gleichfalls vollständig wieder geschlossen, auf der Straße voreilten. Nach kurzer Zeit gelang den angestrengtesten Bemühungen der Badischen Officiere die Sammlung ihrer Leute, so daß Hauptmann Delorme mit einem Theil seiner zehnten Compagnie des Badischen Leibinfanterie-Regiments, welche an der Spitze des Bataillons stand, den Hessen unmittelbar folgen konnte.

Als die Wirkung und Kunde von den an der Spitze sich zutragenden Ereignissen tief nach rückwärts sich äußerte, und in der Marschcolonne zur Cavallerie drang, brach Rittmeister Max Laroche von Starkenfels*[9]) mit seiner Schwadron aus der Colonne aus, und sprengte die Anhöhe hinan nach dem Plateau, welche ungestüme und ermuthigende Vorwärtsbewegung den rückwärtsgedrängten Infanteristen imponirte, diese wieder zu sich selbst brachte, und den Officieren die Erfüllung ihrer schweren Aufgabe, Ordnung wiederherzustellen, erleichterte.

Der Anfang des erzählten widerwärtigen Auftritts muß sich in demselben Augenblick ereignet haben, als auf der Scheidegg die ersten Schüsse fielen; und alle Vorgänge drängten sich in einen

*[9]) Derselbe Officier, welcher bei dem Zeughaussturm in Karlsruhe am $^{14}/_{15}$. Mai 1849 sein Leben verloren hat; Sohn des verstorbenen Badischen Cavallerie-Generals Philipp, Freiherr Laroche von Starkenfels, (siehe I. Theil Seite 13. Gedenkbuch vom Jahre 1805) — nahe Vettern meiner Familie.

so kurzen Zeitraum zusammen, daß sowohl Hauptmann Kehrer mit Hessen, als Hauptmann Delorme mit Badnern, auf dem Kampfplatz ankamen, als der linke feindliche Flügel schon auf der Flucht, und auch der rechte mit den zerstreuten Schützen desselben bereits zurückgegangen gewesen sein mußte, wie daraus zu schließen ist, daß Hauptmann Kehrer, beim Vorgehen durch den Wald, die Leiche des Generals bereits unter den Händen der von der Verfolgung des flüchtigen Feindes zurückgekehrten Hessischen Schützen und ihrer Officiere erblickte. Unter dem Rufe: „unser General ist todt!“ — stürmte seine Compagnie im Laufschritt bis auf die Wasserscheide, wo aber den Vordringenden nichts mehr zu thun übrig blieb, als sich gegen den bereits flüchtigen Feind zu wenden. In einer Entfernung von vielleicht 80 Schritten jenseits der Scheidegg sah Hauptmann Kehrer noch mehrere Trupps des Feindes, gegen die er rasch vorging, die aber nicht Stich hielten.

Eine gegen Hügelberg zu entsendete Patrouille meldete bei ihrer Rückkehr, daß viele Insurgenten querfeldein flüchteten und bereits einen Vorsprung von 600 bis 800 Schritten genommen hätten. Um diese Zeit kam Major Kuntz und brachte dieser Abtheilung den Befehl zum Rückmarsch auf die Straße, woselbst das Hessische Bataillon unter dem herzlichen Zuruf der Badner*[10]) wieder vereinigt wurde.

Die ärgerliche Unordnung, welche für einige Zeit, wie vor-

---

*[10]) Hauptmann Keim schrieb einige Tage nach dem Gefecht an seine Familie einen Brief, dessen Mittheilung zu jener Zeit ich zu verdanken habe, und der folgende Stellen enthält:

„Mich freut nur die Anerkennung, die meine braven Leute bei dem sterbenden General gefunden, dessen letztes Wort war: O, brave Soldaten! Wenn dieß keine Anerkennung ist, so giebt es keine“ — —; sodann:

„Was mein größter Stolz, ist, daß meine Schützen in der ganzen Armee hochgeehrt werden wegen dieser Affaire; die Badner traten aus den Reihen, um ihnen wegen ihres Benehmens die Bruderhand zu reichen.“ —

erwähnt, in der in dem Defilé des Wegs noch zusammengepreßten Hauptcolonne des Expeditionscorps eingerissen war, konnte von dem Feinde, namentlich von den, den äußersten rechten Flügel bildenden zerstreuten Schützen desselben, die am längsten Stich hielten, nicht unbemerkt geblieben sein; und diese Wahrnehmung gab hernach den Insurgentenführern zu den Prahlereien, als seien beide Theile vor einander geflohen und der Sieg ein bestrittener gewesen, den willkommenen Vorwand. Es hatte, wie gesagt, jene Unordnung auf den Gang des Gefechts gar keinen Einfluß, und der Insurgentenführer Kaiser selbst hat ja in seinem mitgetheilten Berichte eingeräumt, daß die Flucht und Niederlage der Aufständischen schon bei dem ersten Anlauf der Hessischen Schützen entschieden war. —

Nachdem General von Gagern gefallen, hatte Oberst von Hinkeldey von der Cavallerie, als ältester Officier im Rang, das Commando übernommen. Es wird dieß etwa zu der Zeit gewesen sein, in welcher man noch bemüht war, jener Unordnung zu steuern; daher trat auch einiges Schwanken darüber ein, ob man den errungenen Vortheil verfolgen, oder über Kandern nach Schliengen wieder zurückkehren solle. Zu dieser Schwankung soll besonders der Umstand beigetragen haben, daß der Commandant des noch im Defilé eingeschlossenen Zugs reitender Artillerie die Meldung vorgeschickt hatte, er erhalte aus dem Walde Feuer, und man möge ihm einige Infanterie zur Säuberung der Bergwände schicken. Es ist nicht aufgeklärt, was es mit diesem Beschießen aus dem Walde für eine Bewandniß hatte? Das Feuern konnte jedenfalls nur von Versprengten herrühren; ebenso wenig ist es aufgeklärt, warum sich jener Artillerieofficier, wenn er wirklich feindlichem Feuer ausgesetzt war, seiner Deckung wegen nicht gleich an den Infanteriecommandanten des Nachzugs gewendet hat? Wie dem sei, auf die eindringliche Vorstellung mehrerer Badischer Officiere,

entschloß man sich weislich zum Vorgehen und zur Verfolgung der errungenen Vortheile, und ließ an den Commandanten der reitenden Artillerie den entsprechenden Bescheid zurückgehen. Ein anderer Entschluß würde als Niederlage der Truppen von der Gegenseite ausgebeutet worden sein, und hätte nothwendig eine schwere Verantwortung nach sich ziehen müssen.

Das Gefecht mochte von den ersten Anfängen, als die Truppen auf das Plateau kamen ($9^1/_2$ Uhr), bis zum wieder geordneten Vormarsch derselben, eine Stunde gedauert haben; denn schon um 12 Uhr erreichten die Truppen, nach dem Gefechtsbericht des Obersten von Hinkeldey, den eine Wegstunde von der Scheidegg entfernten Ort Schlächthaus.

Der Verlust der Regierungstruppen bestand, nach eben jenem Berichte, in 4 Todten, 6 schwer und 9 leicht Verwundeten, und 6 Vermißten.

Der Verlust der Insurgenten soll in 17 Todten und schwer Verwundeten, die auf dem Kampfplatze lagen, bestanden haben; die leicht Verwundeten unbekannt*[11]).

Die weiteren Operationen, — wie man den Insurgenten folgte, — wie in der Nähe von Steinen Halt gemacht wurde, hier Struve als Parlamentär erschien, um Frist zum weitern Rückzug zu gewinnen; — wie die ganze Hecker-Struve-Weißhaar'sche Schaar dann bei Steinen zersprengt wurde, mehrere Führer, namentlich Hecker, auf Schweizerboden sich flüchteten, einige Trupps Zersprengter aber mit Sigels Schaar sich vereinigten; — wie dann auch diese Schaar bei Freiburg, — endlich die aus Frankreich herübergebrochene deutsch-französische Legion unter Herwegh und Frau, Schimmelpenninck, A. v. Bornstedt, Corvin, Lipp und Löwenfels bei Doffenbach von den Württembergern niedergeworfen wurde und damit die Hecker'sche Insurrection be-

*[11]) Mögling giebt den Verlust der Regierungstruppen mit seiner gewöhnlichen Wahrheitsliebe zu 50 Todten und sehr vielen Verwundeten, den der Insurgenten zu 11 Todten an.

endigt war; — wie Alles das in der einen Woche vom 20. bis 26. April beschafft worden ist, — diese Ereignisse berühren meine Aufgabe nicht, die am schmerzlichen Ziele angekommen ist.

Die Würdigung der Tödtung Friedrichs von Gagern, aus dem Gesichtspunkte völkerrechtlichen Kriegsgebrauchs.

Ein Aufschrei sittlicher Empörung gellte durch Deutschland bei den ungeheuerlichen Gerüchten, die sich über das Gefecht bei Kandern verbreiteten; — bei der Kunde von dem Tode Friedrichs von Gagern. Und auch als die Wahrheit annähernd bekannt wurde, zitterte die Aufregung fort. Wie entscheidend, wie politisch scheidend jener Schlag auf die Parteien nachwirken mußte, das wurde auf den entgegengesetztesten Seiten empfunden.

In mehreren deutschen Städten war wenige Wochen vorher auch Blut in den Straßen geflossen, und mehr als auf der Wahlstadt der Scheidegg; das Weh aber, das jetzt Deutschland durchbebte, trug einen andern Charakter. Jene blutigen Straßen-Conflicte, aus massenhaften Demonstrationen hervorgegangen, durch Mißverständniß genährt und durch unentlarvt gebliebene Arglist geschürt, erschienen fast als etwas Zufälliges; an Vergewaltigung der höchsten Autorität, um das Begehrte zu erreichen, dachte Anfangs wohl Niemand; jenes Blutvergießen war nicht der organisirte Bürgerkrieg. Hier aber, bei dem Aufstand im Badischen Oberland, wurde das Vaterland nach langer, erschlaffender Friedensperiode durch das ganze Bild des Kriegs aufgeschreckt; nicht etwa eines Krieges um der Macht Deutschlands nach Außen Geltung zu verschaffen, — danach sehnte man sich vielmehr; — nein, in einem Augenblicke, in welchem das Bedürfniß nach Einigkeit und Einheit, und der Wille der Nation sie zu erringen, entschiedener als noch je, hervorgetreten war, suchten eine Hand-

voll theils eitler, theils hirnverbrannter Fantasten mit einem mißleiteten Anhang, Deutschland im Innern zu spalten und zu zerreißen; wollten sie eine Verfassungsform ihm aufnöthigen, welche den höchsten Interessen des Gesammt-Vaterlandes zuwider war, welche die unermeßliche Mehrheit des Volkes in allen seinen Schichten zurückwies; wurde ein Bürgerkrieg angefacht, der unverantwortlichste, von dem die Annalen der Geschichte wissen! Wenige hatten auf der Scheidegg ihr Leben eingebüßt; aber unter diesen Wenigen ein Mann, und ein solcher von seltenen Eigenschaften. Die Zahl derer, die den Namen hoch hielten, war damals groß; in weiteren Kreisen hatte man auf Friedrich von Gagern Hoffnungen gebaut, Erwartungen von ihm gehegt; es war das Gefühl vorherrschend, daß das Vaterland solcher Männer, die Einsicht in politischen und militärischen Dingen mit Charakter und Thatkraft verbinden, hochbedürftig sei; Einer trat hervor und er wurde frevelhaft gefällt.

Frevelhaft, — das blieb der Totaleindruck; obgleich die Aufständischen nicht ohne Erfolg sich bemüht hatten, die ganze Wahrheit zu verhüllen. Dabei arbeiteten denselben die Anfangs verbreiteten Unrichtigkeiten, über das was auf der Scheidegg sich zugetragen hatte, in die Hände. Es waren nämlich die ersten officiellen Berichte über das Gefecht bei Kandern, welche in die Oeffentlichkeit gelangten, — der eine von dem die Truppen begleitenden Civil-Commissär Regierungsrath Stephani erstattet, der keinen Beruf gehabt hatte, dem Gefechte beizuwohnen oder in unmittelbarer Nähe sich zu befinden, dessen Bericht daher nur bezweckte, die Badische Regierung schleunigst von dem Vorgefallenen im Allgemeinen in Kenntniß zu setzen, wobei er nach Hörensagen eine Unrichtigkeit mit aufnahm; — der andere zwar ohne Zweifel von dem Chef des Generalstabs, Major Kuntz abgefaßt worden, wie das seines Amtes gewesen, eines Officiers, der dem Gefechte in erster Linie beigewohnt hatte, dem da-

bei ein Pferd unter dem Leibe getödtet worden ist, und der selbst Verletzungen dabei erlitten hatte, — aber im Namen des Obersten von Hinkeldey erstattet, der nach dem Tode des Generals das Commando übernommen, im kurzen Momente des Gefechts aber, in ziemlicher Entfernung davon an der Spitze der von ihm commandirten Cavallerie des Expeditions-Corps, sich befunden hatte.

Der Bericht des Regierungsraths Stephani ist vom Tage des Gefechts, Abends 8 Uhr datirt; der des Obersten von Hinkeldey vom folgenden Tag, Morgens 4 Uhr, wahrscheinlich in der Nacht verfaßt und natürlich kurz. Was Stephani berichtet hatte, wußten Oberst von Hinkeldey und Major Kuntz wahrscheinlich nicht; es lag daher auch für diese keine Veranlassung vor, die unrichtige Angabe des Ersteren zu berichtigen. In dem Berichte Stephani's war nämlich folgende Stelle enthalten:

„Mit Eifer ging das ganze Corps vor; oben am Berge gegen Schlechtenau "(Schlächthaus)„ zu, ritt von Gagern und Major Kuntz noch an der Spitze der Colonne; da trat Hecker vor und meinte, man solle auf seine Leute nicht schießen lassen rc."

Der Bericht des Obersten von Hinkeldey besagt dagegen:

„Wir rückten ruhig voran, Generallieutenant von Gagern an der Spitze. Die Aufrührer riefen den General vor, der sogleich voran ging und erneut zum Aufgeben ihres Unternehmens mit energischer Sprache aufforderte rc."

Der letztere Bericht entspricht vollkommen der Wahrheit; da aber nicht gesagt ist, mit wem von den gegnerischen Führern der General auf der Scheidegg sprach; da Hecker etwa eine Stunde vorher auf der Brücke bei Kandern wirklich mit ihm gesprochen hatte; da die Vorgänge bei Kandern und auf der Scheidegg Anfangs von dem Gerüchte nicht unterschieden und für ein und dasselbe Zusammentreffen genommen wurden, — so konnte es leicht geschehen, daß das Verhandeln des Generals mit Hecker

bei Kandern mit dem Verhandeln desselben mit Kaiser auf der Scheidegg verwechselt, und jenes als dem Tode des Generals unmittelbar vorausgegangen, von dem Gerüchte und auch von Regierungsrath Stephani, verkündet wurde.

Die Parteien waren gegeneinander auf's Höchste erbittert; die Leidenschaften standen im Zenith. Wer in solcher Gefahr des Vaterlandes, — als Alles darauf ankam, daß diejenigen, denen Einheit und Freiheit desselben wirklich am Herzen lag, in nachhaltigem aber muthvollem Streben zusammenhielten; — wer unbekümmert um dessen Bedürfnisse und den Nationalwillen, — sich stützend blos auf locale Stimmungen in einem kleinen Grenzwinkel von Deutschland, der den Einflüssen, die von Außen kommen, am meisten ausgesetzt ist, — wer unter solchen Umständen und in solcher Krisis den Bürgerkrieg entzünden konnte, den hielten Viele zu Allem fähig.

Die Nachricht, der General sei beim Parlamentiren erschossen worden, und Hecker habe einen unmittelbaren Einfluß auf diesen Act geübt, — diese Beschuldigung fand Glauben; sie wurde durch manche Nebenumstände, welche die Action auf der Scheidegg begleiteten, unterstützt; — ob Hecker selbst, — ob einer seiner Anhänger, — darauf kam es auch zuletzt nicht an. Da nun aber grade diese Anschuldigung, daß Hecker selbst auf Friedrich von Gagern's Tödtung unmittelbaren Einfluß geübt, dazu das Signal gegeben habe, sich als unbegründet bald herausstellte, so bot die Verbreitung dieses unbegründeten Gerüchts den Führern der Aufständischen den willkommenen Anlaß, nun ihrer Seits eine gespreizte sittliche Entrüstung gegen ihre gescholtenen Verläumder zur Schau zu tragen. Der Umstand, daß in dem Berichte des Regierungsrath Stephani eine Unrichtigkeit gesagt war, wurde benutzt, um nun auch den Bericht des Obersten von Hinkeldey, da er nicht auf Autopsie beruhen könne, zu verdächtigen; wobei der eigentliche und so zu sagen amtliche Verfasser dieses Berichts,

absichtlich ignorirt wurde. — Daß überhaupt auf der Scheidegg ein Parlamentiren stattgefunden habe, wurde in Abrede gestellt, folglich könne General von Gagern beim Parlamentiren nicht getödtet worden sein; vielmehr sei sein Tod gewöhnliches Kriegsereigniß, welches im ehrlichen Gefechte sich zugetragen habe. So stellten es die Aufständischen dar. Dagegen stand bei den Officieren, welche unter dem General von Gagern der Action auf der Scheidegg beigewohnt hatten, die Ueberzeugung fest, welche zuerst, Namens des Officierscorps des Hessischen Bataillons, Major Cronenbold am 2. Mai, dann, damit in Uebereinstimmung die Badischen Officiere, Major Kuntz und Oberlieutenant Heisler aussprachen, und welcher endlich Oberst von Hinkeldey in seinem „Letztes Wort" am 14. Mai den Ausdruck verlieh: daß der General von Gagern in verrätherischer und feiger Weise von den Rebellen niedergeschossen worden sei.

Der Erörterung der Frage: ob die Tödtung Friedrich von Gagern's ein zufälliges Kriegsereigniß war, oder ob eine specielle Verantwortung dieser That aus rechtlichem und sittlichem Gesichtspuncte der Hecker'schen Partei obliege? kann ich mich nicht entziehen. Es hat diese Erörterung jetzt nur noch ein geschichtliches Interesse zur Charakteristik der Parteien und der handelnden Personen; die Leidenschaften werden nach so langer Zeit jetzt nicht mehr angefacht; die Feststellung der Wahrheit aber bin ich an diesem Orte dem Andenken an die letzten Augenblicke des Bruders schuldig.

Die Thatsachen habe ich mit erschöpfender Genauigkeit bekannt gegeben; auch die gegnerischen Berichte über die Vorgänge auf der Scheidegg sind ausführlich mitgetheilt; diese liefern wesentlich den Stoff zur Begründung des Thatbestandes.

Der Bürgerkrieg sollte beginnen; aber, von Seiten der Aufrührer, ohne genügende Mittel zur Kriegführung. Unter solchen

Umständen, nachdem die Aufruhracte von der Civilbehörde ohne Erfolg verkündigt worden war, fordert der General bei Kandern auch seiner Seits eindringlich, — zuerst mit Milde und bittend, und zuletzt erst drohend, — die Aufständischen zur Niederlegung der Waffen auf. Diese wird verweigert, ohne daß sich darum die Insurgenten zum Widerstand entschließen; sie ziehen sich zurück. Der General folgt auf der Ferse; der Gebrauch der Waffen ist nach Kriegsrecht erlaubt; aber Keinem der Aufständischen wird ein Haar gekrümmt, obgleich man sie, und selbst den Anstifter des Aufruhrs, während des Rückzugs derselben, im Bereich der Kugeln hat. Der General hoffte seine Aufgabe: nämlich die Niederlegung der Waffen zu erzwingen und den Aufstand zu bewältigen, ohne Blutvergießen erfüllen zu können; es war ihm weder um kriegerischen Lorbeer zu thun, noch wollte er Märtyrer machen. Die Aufständischen stellten sich wiederum auf der Scheidegg; aber nicht um da das Glück der Waffen zu versuchen*[12]), sondern zu nach Kriegsgebrauch unerlaubten Zwecken.

---

*[12]) Wir sahen, daß die Aufständischen, als sie in Kandern die Nachricht vom Heranrücken der Truppen erhielten, zuerst den Plan hatten, sich auf den südöstlich von Kandern gelegenen Höhen zu behaupten, bis Succurs von Sigel oder Weishaar komme; daß dann dieser Plan aufgegeben und der Rückzug, des Wegs auf dem sie gekommen waren, über Schlächthaus nach Steinen im Wiesenthal, dem gehofften Succurs entgegen, beschlossen wurde. Da sie zu spät von Kandern aufbrachen, so mußten sie, um den Rückzug zu decken und dafür Zeit zu gewinnen, dennoch die zuerst projectirte Stellung auf den südöstlich von Kandern gelegenen Höhen nehmen, und wir haben ferner gesehen, daß der General dieser Aufstellung gegenüber nicht nur gleichfalls Stellung nahm, sondern auch, daß tapfere Officiere diese Aufstellung der Aufständischen bei Kandern als die den Regierungstruppen überlegenere und für diese bedrohlich hielten. Nachdem die Aufständischen diese relativ günstigere Stellung aufgegeben hatten, konnte, in Verfolgung ihrer Motive, nur noch von einem fortgesetzten Rückzug, bis etwa eine noch bessere Stellung sich biete, oder bis ihnen Unterstützung zukomme, die Rede sein. Aber weder kam ihnen Unterstützung zu, noch war die Stellung auf der Scheidegg eine bessere. Daß Letzteres nicht der Fall, geht aus dem von den andern Insurgentenführern getadelten Verhalten Willichs, des eigentlichen

„Tretet in unsere Reihen!“ so lautet ihre Aufforderung zu Treubruch und Verrath. Mit solcher Aufforderung begiebt sich einer der Führer in die Gewalt der Gegner; — wie groß muß nicht seine Zuversicht gewesen sein auf die bereits bewährte Absicht dieser, Schonung und Milde zu üben! Und dem Führer der Aufständischen folgt eine Schaar derselben nach, mit demselben Rufe dicht an die Truppen „voll Vertrauen“ sich herandrängend,

---

militärischen Führers derselben, hervor, der, wie sich aus dem Zusammenhalten der verschiedenen Berichte ergiebt, von einer Aufstellung zum Treffen auf der Scheidegg nichts wissen wollte, sondern, wie Mögling ausdrücklich sagt, nur durch den Protest Mehrerer: keinen Schritt weiter ziehen zu wollen, sich zur Anordnung der Aufstellung bewegen ließ. Hecker sagt zwar:

„Hier mußten wir Position fassen, denn zogen wir bergab und ließen den Feind die Höhe fassen, so konnte er uns von oben herab mit Geschütz-, Musketen-, Cavallerie-Chargen leicht werfen.“

Aehnlich spricht auch Kaiser, doch mit dem bemerkenswerthen Zusatz:

„Auf der Höhe des Passes war die Nothwendigkeit einer Aufstellung und Gegenwehr, im Falle wir wirklich von den Soldaten ernstlich angegriffen werden sollten, auf das überzeugendste geboten &c.“

Aber von dem General war hinreichend gezeigt, und das scheint Kaiser einräumen zu wollen, daß es ihm um Vernichtung der Aufständischen nicht zu thun war. Er wollte, wie gesagt, seine Gewaltmittel, in der gemäßigtesten Weise, welche die Erreichung seiner Zwecke zuließ, anwenden; es würde ihm wahrscheinlich genügt haben, die Schaar, insoweit sie sich nicht unterwegs verlief, nach der Grenze der Schweiz oder Frankreich zu zu drängen, um sie zu nöthigen, bei den Nachbarn Asyl zu suchen, wie das auch nach seinem Tode, nach blutigeren Zwischen-Handlungen, geschehen ist.

Da die Aufständischen schon in Kandern eingesehen hatten zur Gegenwehr zu schwach zu sein, so waren sie es um so mehr auf der Scheidegg; bei beabsichtigter Gegenwehr handelt es sich nicht blos um den Willen sie zu leisten, sondern, für den militärischen Führer und seine Verantwortung, auch um die Möglichkeit. Es war augenscheinlich, daß eine Aufstellung und ein Versuch der Gegenwehr auf der Scheidegg die Lage der Aufständischen sehr verschlimmern mußte, wenn die eigentlichen Zwecke nicht erreicht wurden, es müßte denn der Tod des Generals von Gagern und die darin gefühlte Rache als Entschädigung für die verlorene Sache gelten.

Das also, was die Aufständischen als den Zweck der Aufstellung auf der Scheidegg vorgeben: Gegenwehr in ehrlichem Gefecht, — war der Zweck offenbar nicht.

so daß die Officiere der Truppen und diese selbst sie zurückstoßen mußten. Unterdessen löften sich natürlich die Glieder der Schaar Aufständischen auf, und es war, wie voraus gesehen werden mußte, nicht mehr möglich, die Ordnung derselben wieder herzustellen, als Kaiser, wie er erzählt: „sobald ich durch das Erscheinen von Gagerns meine Absicht auf die Truppen scheitern sah," — dieß versuchen wollte. Nicht also um die Schlachtordnung handelte es sich, — sie wurde in jedem Falle als von untergeordneter Wichtigkeit betrachtet; — nicht um die Abwehr, — sondern um den Versuch zur Verführung der Truppen, den die Aufständischen, doch irrthümlicher Weise, für den Fall des ersten unmittelbaren Zusammenstoßes mit den Badischen Truppen, hinreichend vorbereitet hielten*[13]).

---

*[13]) Darüber lassen Hecker's eigene Aeußerungen keinen Zweifel.

Schon in Betrachtung des geringen Erfolgs seines Unternehmens, beim Ausmarsch aus Engen (15. April) sagt er: „Wir bedurften ja keiner großen Mannschaft, denn nach feierlichen Versicherungen, daß die Linientruppen zu uns übergehen würden, Versicherungen schwarz auf weiß und vielfach mündlich, — bestätigt dadurch, daß einzelne Soldaten verschiedener Regimenter mit Sack und Pack später bei uns eintrafen und mit fochten," — (allerdings zwei von Kandern aus, die auf der Scheidegg zusammengehauen wurden) „nach allem dem kam es nur darauf an, daß ein ziemlicher Heerhaufe vorrücke; die Größe desselben brauchte nicht übermäßig zu sein, und wäre nur eine Compagnie übergetreten, so hätte dieses energisch gewirkt ꝛc."

Und weiter beim Marsch nach Bernau (17. April):

„Da wir nun sichere Nachrichten von der Stellung der Gegner in unserer Fronte, unseren Flanken und Rücken hatten, mithin weder in den Höllenpaß, noch in das Kinzigthal, bei der geringen Zahl unserer Mannschaft, einzudringen gerathen," (dort würde man Würtemberger vor sich gehabt haben) „überdieß eine Begegnung Badischer Truppen, von deren Uebertritt man überzeugt war, wünschenswerth sein mußte, — da wir ꝛc."

Endlich bei der Erzählung der Vorgänge in Kandern selbst:

„Wir hätten recht gut die Pferde (zweier bei Kandern in der Nacht auf den 20. gefangener Dragoner) für die Anführer und Adjutanten brauchen können," — „allein wir glaubten der Sympathie des Heeres so gewiß sein zu können, daß wir ihnen die Rückkehr selbst auf die Gefahr ihrer Kundschafterstattung freistellten ꝛc."

kamen die Aufständischen in das Wiesenthal zurück, ohne den Gegnern sich gestellt, ohne den Zusammenstoß mit den Badnern herbeigeführt, den Versuch zu ihrer Verführung gemacht zu haben, so mußten sie ihre Sache für verloren geben; in demselben Verhältniß wie die Demoralisation und Auflösung der Aufständischen dann zunahm, steigerte sich die Verläßlichkeit und das Selbstvertrauen der Truppen. Der Versuch eines Zusammenstoßes mit den Badischen Truppen, zum Zweck der Verführung derselben zu Treubruch und Verrath, wurde also vorher gemacht; das war der angelegte Plan, der wesentliche Zweck der Aufstellung der Aufständischen auf der Scheidegg.

Mit dieser ersten geht die zweite Verrätherei aus demselben Munde. „Schießet nicht auf eure Brüder; schießet nicht!" so ruft derselbe Kaiser, und seine Genossen rufen es ihm nach; und der Heuchler setzt bei Erzählung des Vorganges hinzu, er sei dabei von der schmerzlichen Betrachtung ergriffen worden, daß wenn keine „Verständigung" *14) erfolge, dann

*14) Nach der eigenen Erzählung Kaisers, hierbei in Uebereinstimmung mit den Erklärungen des Major Kuntz, Hauptmann Keim und Oberlieutenant Heisler, leidet es keinen Zweifel, daß auf der Scheidegg ein Parlamentiren zwischen dem General einerseits und Kaiser andererseits stattgefunden habe.

Unter Parlamentiren versteht man das Zusammenkommen zweier oder mehrerer Bevollmächtigter, oder sich selbst durch eigene Autorität Bevollmächtigender, von im Kriege gegen einander befindlichen Parteien, um über irgend Gegenstände „Verständigung" oder Verabredung zu versuchen, welche die Kriegführung zwischen ihnen, oder einzelne aus der Kriegführung sich ergebende augenblickliche Situationen betreffen.

Der Parlamentär ist nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch unverletzlich; d. h. der Feind darf von seiner Macht und seinen Kriegsmitteln keinen Gebrauch machen, weder um denselben gefangen zu nehmen, noch ihm sonst Leid zuzufügen, — so lange der Parlamentär — in Ausübung seiner Function, vor oder nachher — in einer ausnahmsweisen Nähe und physischen Abhängigkeit von diesem sich befindet, — bis zu einem discretionären Zeitpunct, mit welchem angenommen werden kann, daß er aus dieser Abhängigkeit und Ausnahmestellung befreit, in den status quo ante wieder zurückgekehrt sei.

Deutsche gegen Deutsche zu gegenseitiger Vernichtung schreiten würden. Wie tief diese schmerzliche Betrachtung ihn ergriffen

---

Der Kriegsgebrauch hat den Weg vorgezeichnet, welcher einzuschlagen ist, damit das Parlamentiren möglich wird, und wie ein, dem feindlichen Heere angehörender, sich nähernder Krieger die Eigenschaft eines Parlamentärs erwirbt. Der altherkömmliche Weg ist der, daß der bestimmte Unterhändler bei Annäherung an den Feind ein weißes Tuch an eine hoch zu erhebende Waffe, oder an eine Stange heftet, und diese weiße Fahne als Wahrzeichen seiner Absicht vorträgt oder sich vortragen läßt; auch wohl einen Trompeter, wenn er zu haben ist, mit sich nimmt, welcher, auf eine gewiße Distanz vom Feinde angekommen, eine den Parlamentär ankündigende Fanfare zu blasen hat. Die größere, durch den Geist unserer Zeit begünstigte, Formlosigkeit hat von diesen früher herkömmlichen, einleitenden Formen des Parlamentirens häufig abgesehen, und auch ohne Trompeter und weiße Fahne sind Parlamentäre als solche von der Gegenpartei zugelassen und gehört worden, sowie sich ihre Absicht in irgend einer Weise zu erkennen gab.

Nach diesen Sätzen, dieselben auf dasjenige angewendet, was sich auf der Scheidegg begeben hat, ist zu bestimmen, inwiefern dort Völkerrecht und Kriegsgebrauch beachtet worden sind. Ich werde dabei einige Wiederholungen nicht vermeiden können; es sind die einzelnen Erzählungen Hecker's und Kaiser's — (siehe Note 1 und was ihnen vorausgeht) — von Belang:

Hecker: „Die Republikaner empfingen nun diese (die heranrückenden Soldaten) mit einem Zurufe, schwenkten die Mützen und Hüte, riefen: „Kein Bürgerblut vergießen, Ihr seid unsere Brüder, es lebe die Freiheit, tretet in unsere Reihen," — und gleichzeitig traten aus unseren Reihen Männer vor, streckten die Hände aus, und schon traten 8—10 Soldaten vor, offenbar in der Absicht friedlicher Begegnung. Als dieß bemerkt wurde, ritt Gagern vor, einer oder mehrere Oberofficiere begaben sich ebenfalls vor: die Soldaten traten in die Reihen zurück, nachdem er ihnen etwas zugerufen hatte, Feuer wurde commandirt, ein Pelotonfeuer erfolgte, und nun erst schoß man republikanischer Seits ꝛc."

Kaiser: „Kaum waren unsere Dispositionen getroffen, als schon die Truppen vorzudringen begannen, wo Willich ihrem Officier Halt gebot. Eine minutenlange Stille erfolgte, und ein grimmiger Schmerz erwachte in meiner Brust, als ich Deutsche sich gegenüber stehen sah, bereit, wenn keine Verständigung erfolgte, zur gegenseitigen Vernichtung. Meine Person außer Augen setzend, trat ich vor und rief, bis auf wenige Schritte mich ihren Reihen nähernd, den uns gegenüberstehenden Soldaten fast wörtlich Folgendes zu: Schießt nicht auf Euere Brüder! schießet nicht! wir wollen ja das Gleiche was euere Väter und euere Brüder wollen" ꝛc. — — — — — „Bereits begann der rechte Flügel der gegenüberstehenden Truppen zu schwanken und in Bewegung

habe, das wird sich später ergeben; daß aber der General in ganz anderer Weise davon erfüllt war, davon zeugte jeder seiner Schritte und jedes seiner Worte.

---

zu gerathen" — „als plötzlich von Gagern durch die Truppen auf den frein Platz sich vordrängte, und uns mit rauher, vor Leidenschaft bebender Stimme zurückwies, indem er feuern zu lassen drohte" ꝛc.

Nach wörtlicher Mittheilung dieser Erzählungen mache ich zunächst auf die Verschiedenheit Beider Darstellungen des Vorgangs aufmerksam:

1. Hecker schweigt ganz von der Anrede Kaiser's an die Truppen, von der Antwort des Generals an Kaiser, und von der wiederholten Mahnung des Ersteren an die Aufständischen, die Waffen niederzulegen. Daß das so geschehen, darüber lassen die übrigen Zeugnisse, und die Angabe Kaisers selbst, keinen Zweifel.
2. Hecker läßt den General vorreiten, verwechselt also oder wirft verschiedene, aufeinander gefolgte Vorgänge zusammen. Es ist selbst von Kaiser erzählt und sonst bestätigt, daß der General zu Fuß vorging um mit Kaiser zu sprechen.
3. Falsch ist auch, wie wir bereits gesehen haben [siehe Note *4)] wenn Hecker den Vorgang so darstellt, als ob gleich nach dem Vortreten des Generals das Feuern begonnen habe. Zwischen dem ersten Vortreten des Generals und dem Feuern lag, nach darin übereinstimmenden andern Zeugnissen beider Theile: das Gespräch zwischen dem General und Kaiser, das Zurücktreten des Letzteren zu seiner Schaar, „sobald ich durch das Erscheinen von Gagern's meine Absicht auf die Truppen scheitern sah," — das Zurückkehren endlich auch des Generals zu seinem Pferde, das zu Pferdesteigen desselben, und die Weisung: „Vorwärts" von Seiten des Generals.
4. Dann wird in obigen Erzählungen, sowohl Kaisers als Heckers, ein wesentlicher Umstand mit Stillschweigen übergangen: der Ruf nämlich von „General vor, General!" der aus den Reihen der Insurgenten mehrfach erschollen war. Die übereinstimmenden Zeugnisse des Major Kuntz, der Oberlieutenants Heisler und Dürr vom Generalstab, sowie des Hauptmann Keim, setzen außer Zweifel, daß dieser Ruf erfolgt war. Oberlieutenant Heisler glaubt überdem auf diesen Ruf aufmerksam gemacht zu haben, mit den Worten: „Herr General, man ruft Sie!" und nach der Auffassung des Vorgangs von Seiten dieses Officiers ist der General nur durch dieses Rufen der Rebellen veranlaßt worden vom Pferde zu steigen und vorwärts zu gehen.

Nach so berichtigtem Sachverhalt ergiebt sich:

Der Haltzuruf an den die Spitze führenden Lieutenant Becker, von Seiten des Insurgentenführers Willich, die Annäherung und Anrede Kaisers an die Truppen, in Verbindung mit dem Ruf: General vor, General!

Kaiser ruft also den Truppen zu: „Schießet nicht auf Eure Brüder, schießet nicht!“ und er bestärkt mit diesem Ruf den

---

aus den Reihen der Insurgenten, können nur als Bethätigung des Wunsches und als Aufforderung von Seiten der Insurgenten, zum Parlamentiren, ausgelegt werden.

Die Annäherung der Insurgentenführer war zwar eine zweideutige. Sie kamen nicht in der Absicht einen feindseligen Akt mit den Waffen zu verüben, denn sie kamen zuerst allein, begaben sich in unmittelbare Nähe und dadurch in die Gewalt der Gegner; ihre Annäherung und Ansprache war der Form nach friedlich; dennoch waren ihre Worte von dem feindseligsten Inhalt, dem Kriegsgebrauch nach unerlaubt und strafbar. Auf die Aufforderung Kaisers: „Tretet in unsere Reihen,“ wäre die Antwort mit Kugeln und Kolben die erlaubteste gewesen, und Viele sind vielleicht der Meinung, der General würde besser gethan haben solche Antwort zu ertheilen. Er hätte das wahrscheinlich gethan, wenn er bei diesem Manöver des Feindes Gefahr für die eigenen Truppen gesehen. Statt dessen erkannte er darin die Auflösung der Gegner und die Unfähigkeit derselben, ihm erklecklichen Widerstand zu leisten.

Wie dem sei, der General faßte seine Pflichten anders auf; er knüpfte an die Annäherung der gegnerischen Führer einen neuen Versuch den Feindseligkeiten ein unblutiges Ende zu machen, die Insurgenten zum Niederlegen der Waffen zu bestimmen. Er faßte also ihr Herantreten und ihre Anreden an die Truppen als Wunsch und Antrag zum Parlamentiren auf. Mit der friedlichen Demonstration, indem er zu Fuß über die Stellung seiner vordersten Truppen hinaus, dem feindlichen Führer entgegen ging, hatte er Pfand gegeben, daß der Angriff momentan sistirt sei; daß er dem feindlichen Parlamentär, solange dieser in so ausgesetzter Lage sich befinden werde, die kriegsgebräuchliche Unverletzlichkeit, welches auch dessen Antrag sein mochte, wirklich zuerkenne. Die Erwartung, seiner Seits, der Reciprocität, und anderer Seits die Verpflichtung dazu, waren selbstverständlich.

Das Parlamentiren, die Unterhandlung war jetzt von beiden Seiten faktisch eröffnet, und die Insurgenten werden die Thatsache des eingetretenen Parlamentirens, mit dessen nach Kriegsgebrauch rechtlichen Folgen, als durch eine von ihrer Seite freiwillige Handlung herbeigeführt, anerkennen müssen. Die Thatsache des Parlamentirens wird auch dadurch nicht, in Ansehung ihrer rechtlichen Folgen, alterirt, daß der General den Vorschlägen des Feindes: „Schießt nicht, tretet in unsere Reihen!“ natürlich andere, nämlich etwa die: „Legt die Waffen ab, sonst nehme ich sie; geht nach Hause,“ — entgegensetzte. Im Gegentheil: — Vorschlag und Gegenvorschlag machen das Wesen des Parlamentirens, der Unter-

General in der zu guten Meinung von den Führern der Aufständischen, daß diese im beklagenswerthen Bürgerkriege auch ihrer Seits es sich zum Gesetze gemacht haben würden, das Blut ihrer Landsleute nicht ohne Noth, d. h. nicht ohne einen nach völkerrechtlicher Kriegsmanier zu rechtfertigenden kriegerischen Zweck zu vergießen. Die ächten, vaterländischen Krieger schießen auch wirklich nicht; nicht eher als bis auf sie geschossen wurde. Jene falschen Brüder aber, die sich Republikaner nannten, die so mitleidig waren, daß angeblich ihre Brust von grimmigem Schmerz zerrissen wurde bei dem Gedanken, daß Deutsche sich gegenüber stehen, bereit, wenn keine Verständigung erfolgt, zur gegenseitigen Vernichtung, — sie schossen, schossen zuerst*[15]) und schossen in tückischer, von dem völkerrechtlichen Kriegsgebrauch verbotener Weise.

Die Aufständischen ließen zwar den General, nachdem er sie fruchtlos aufgefordert hatte, die Waffen abzulegen und nach

handlung um zur „Verständigung" zu gelangen, aus, und die von dem General gemachten Gegenvorschläge waren die mildesten, die unter den gegebenen Umständen gedacht werden konnten. Es mag so sein, daß, wie die Insurgenten behaupten, der General, nachdem er von ihren Absichten und Vorschlägen nähere Kenntniß genommen, diese eben nich in verbindlicher Weise beantwortet haben werde; wenn aber Kaiser sagt: „Tief hatte mich von Gagern durch sein rücksichtsloses, schroffes Betragen erbittert," rc. — — — — so ist alles Vorhergegangene die schlagendste Antwort auf die Beschuldigung rücksichtslosen und schroffen Benehmens von Seiten des Generals.

Ob durch dessen Tödtung, in dem Momente, in welchem sie erfolgte, der Satz des Völkerrechts bezüglich der Unverletzlichkeit der Parlamentäre mißachtet worden sei? — darüber Note [16].

*[15]) In dem Vorausgegangenen, der Aufforderung und dem Antrag nämlich der Aufständischen an die Truppen: „Schießet nicht auf euere Brüder," — welchen die den Truppen gegebene Ordre, nicht zuerst zu schießen, entsprach, — liegt die Bedeutung der Frage, welcher Theil auf der Scheidegg zuerst geschossen habe? der ich oben (Note [4]) eine eingehende Erörterung gewidmet und es außer Zweifel gesetzt zu haben glaube, daß dieß von Seiten der Aufständischen geschehen sei; so sehr sich die Führer derselben, im Bewußtsein der Bedeutung dieser Frage für die sittliche Würdigung ihres kriegerischen Handelns, dieser Beschuldigung erwehren.

Hause zu gehen, von solch vergeblichem Bemühen tieferschüttert, bis zu seinem Pferde zurückgehen, welches, wie Vicekorporal Pröbstel*) erläutert, in nächster Nähe, 40 Schritte etwa nur von dem Feinde entfernt, neben dem zweiten Halbzug der Hessischen Schützencompagnie gehalten wurde. Nun, als sie den General wieder zu Pferde sahen, den Angriff*[16]) befehlend, während in demselben Augenblick Hauptmann Keim mit gefälltem Gewehr vorwärts gehen ließ, — da schossen die Insurgenten den General nieder.

Und so endlich, Hand in Hand mit dieser zweiten Treulosigkeit: „Schießet nicht auf eure Brüder!" — während doch sie zu schießen beabsichtigten, war die dritte gegangen: —

„General vor! General!" — so war aus dem Haufen der Insurgenten gerufen worden. Was sollte der Ruf? Der General hat ihn, wie wir gesehen, als Anzeichen genommen, und war berechtigt ihn so zu nehmen, daß die Aufständischen die Erfolglosigkeit ihres etwaigen Widerstandes einsähen; als Ankündigung des Wunsches derselben zum Parlamentiren, nach einer „Verständigung," — das konnte nur heißen: nach einer günstigen Capitulation. Er giebt also dem Ruf die für beide Theile günstigste Auslegung, entspricht ihm und geht vor. Der

*) Siehe „das Gefecht bei Kandern und Tod" ꝛc. Seite 17.

*[16]) General von Gagern hatte hiernach, wenn unmittelbar vor seinem Tode ein ehrliches Gefecht begann, nachdem er durch das Commando zum Angriff der Function und den Ansprüchen an die Eigenschaft eines Parlamentärs freiwillig entsagte, Unverletzlichkeit allerdings nicht mehr anzusprechen; immerhin aber ist zu bezweifeln, ob der General, — ohne die von den Insurgenten veranstaltete Episode des Parlamentirens und des Hervorrufens des Generals, in Verbindung mit dem Inhalt des Antrags derselben: man möge nicht auf sie schießen, — in persönlich so exponirter Lage sich befunden haben würde; — so wenig sich auch sagen läßt, welche, der Gefahr mehr oder weniger ausgesetzte Stelle, bei dem wieder aufzunehmenden Angriff gegen die Insurgenten einzunehmen, den General eines Theils die ihm natürliche Todesverachtung, andern Theils das Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit die auf ihm lag, bestimmt haben würden.

Verdacht gegen seine Gegner, mordgieriger Tücke, als könnten sie an dem Einzelnen Rache nehmen wollen, kommt nicht in seine großmüthige Seele; er that ihnen mit solcher Achtung zu viel Ehre an und — büßt es mit seinem Leben. —

Der Versuch zur Verführung der Truppen also ist gescheitert; Auflösung und Fluchtbereitschaft herrscht bereits in der Schaar der Insurgenten; ein kriegerischer Zweck, außer zu beschleunigendem Rückzuge, ist nicht mehr mit ihnen zu bewerkstelligen; aber etwas kann noch zur Privatgenugthuung ausgeführt werden, nach welcher der Kern der Insurgentenschaar lechzt: ein Akt der Rache und besonderen Vergeltung gegen denjenigen, an dessen Maaßnahmen ihr Unternehmen zur Zeit gescheitert, dessen Name schon ihnen, den demokratischen Socialisten, bitter verhaßt ist. Aus der Blutgier gegen die Officiere überhaupt wird kein Hehl gemacht.*[17]) Tödtliche Kugeln auf ihn, den General von Gagern, noch zu entsenden, zu dieser That hatte

*[17]) Die vorausgegangene Verabredung, „von republikanischer Seite," auf die Officiere der Truppen zu schießen, ist von F. Hecker, A. Willmann und J. Schöninger, in der Erklärung, Basel, 22. April 1848, zugegeben. Officiere sind dieser Rotte keine „Deutschen Brüder" die etwa zu schonen wären. Das Leben ihrer Landsleute ohne sonstigen Kriegszweck hinzuschlachten, weil sie brave Officiere, daran übten sie, oder ein Theil von ihnen wenigstens, eine behagliche Lust. Kaiser selbst sagt, mit demselben Athem, womit er von seiner bei dem Gedanken, daß Deutsche sich gegenüber stehen, von Schmerz zerrissenen Brust declamirt hat, daß nur „das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen" bei den Republikanern Widerwille geherrscht habe, und bezeichnend sind seine Worte: „Tief hatte mich von Gagern durch sein rücksichtsloses, schroffes Betragen erbittert, aber dennoch konnte ich nicht umhin zu bedauern, daß ein so ausgezeichneter Officier in solchem Amte durch die Hände seiner Mitbürger fallen mußte." Aber auch in der Beschränkung, daß Widerwille nur geherrscht habe das Blut der gemeinen Soldaten zu vergießen, trugen nicht alle hervorragenden Aufständischen die gleiche Scheu vor unnöthigem Blutvergießen im Bürgerkriege. Schon aus Anlaß der aufgegebenen Stellung bei Kandern verspottet Mögling (Seite 90) diejenigen, die solche Scheu tragen, und am Schluß seines Berichts (Seite 104) tröstet er sich mit der unwahren Prahlerei, daß während jenes damals eben unterdrückten Aufstandes auf einen gefallenen

sich eine Anzahl guter Schützen eifrig gedrängt; sie standen dazu gleichsam auf dem Anstand; verwegen und blutgierig genug!

„Und diesen edlen Deutschen, der seinen letzten Tropfen Herzblut für Deutschland hingegeben hätte, haben Deutsche wie ein Stück Wild todt geschossen.“

Die That war für den eingetretenen Fall verabredet; das geht aus allen schon erwähnten Umständen hervor; es galt das Opfer der Rache schußgerecht zu bekommen; darum der Ruf: General vor! General! der sicher nicht aus den Reihen der „biederen Landleute“ erfolgt ist; der ja auch anders gedeutet werden konnte und anders gedeutet wurde. Das war die niedrige, die tückische Räuberfalle — nicht Kriegslist; — der Krieg ist ein blutiger zwar, aber ein ehrbarer, und unter Umständen ein sittlich erhabener Beruf. —

Wäre der General auf jenen Ruf: General vor! zu Pferde gekommen, dann hatte man ihn wohl schußgerecht, und würde wahrscheinlich gleich auf ihn geschossen haben; die Wirkung seines Todes wäre damals vielleicht nachtheiliger für die Haltung der Truppen gewesen; aber er kam zu Fuß und gerieth in solche unmittelbare Nähe der Aufständischen, daß, hätte eine größere Zahl Schützen, wie dieß einige Minuten später geschah, damals schon auf ihn schießen wollen, diese ihre eigenen Leute getroffen haben würden. Man ließ ihn also aus dieser unmittelbaren Nähe ihrer Leute wieder zurück bis an sein Pferd gelangen; und kaum saß er zu Pferd, Allen sichtbar und Vielen in nächster Nähe schußgerecht, — da knallten die Büchsen und ein Hagel von Kugeln wurde nach ihm entsendet, von denen drei ihn tödtlich trafen, wie auch sein Pferd von mehreren Kugeln getroffen und

---

Republikaner zehn gefallene Royalisten gerechnet werden könnten; und verspricht sich behaglich von der Zukunft, bei fortgesetzter Bekämpfung der bestehenden Vorurtheile gegen Blutvergießen, und bei besserer Schule der Republikaner, ein noch ersprießlicheres Resultat bezüglich der Differenz der Verluste an Getödteten.

getödtet war. Doch auch die Flucht und Auflösung der Aufständischen war gleichzeitig entschieden.

Bedenkt man die geringe Zahl der nach solcher Salve sonst Getödteten und Verwundeten, so kann Niemand zweifeln, daß Friedrich von Gagern planmäßig getödtet wurde. Es ist zwar vom Feinde ein Preis auf seinen Kopf wohl nicht gesetzt worden; aber solchen Feinden und Schützen, die für ihre Sache, ich will zu ihren Gunsten sagen, fanatisirt waren, konnte wohl als Preis der That, die That selbst gelten; und es ist daher die planmäßige Tödtung von Seiten der Aufständischen, des Generals von Gagern, als des Befehlshabers ihrer Feinde, und weil er dieß war, und unter den Umständen, unter denen sie erfolgt ist, — ein als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter Mord*[18]) gewesen. —

*[18]) Im Kriege und im ehrlichen Gefechte ist es allerdings nicht allein erlaubt, sondern durch den Zweck des Kriegs geboten, dem Feinde mit allen nach Kriegsgebrauch erlaubten Waffen, den größtmöglichen Schaden zuzufügen; und wenn dann wohlgezieltes Feuer hauptsächlich gegen die hervorragendsten und durch ihre Action am gefährlichsten erscheinenden feindlichen Officiere gerichtet wird, — wenn der Schütze seinen Mann auf's Korn nimmt, — so ist das nicht allein sein Recht, sondern es gereicht ihm zum besonderen Lobe.

Schon im Krieg von Nation gegen Nation fordert das Völkerrecht von den civilisirten Völkern, im Interesse einer gesunden Politik, daß sie die zwecklosen Uebel des Kriegs vermeiden oder mildern, und schon um der zu gewärtigenden Repressalien willen, übertriebener Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten sich enthalten.* Verschiedentlich sind beim Beginn des Kriegs von Nation gegen Nation die kriegführenden Theile durch ausdrückliche Verabredungen übereingekommen, sich gewisser, völkerrechtlich sonst nicht verbotener Kriegsmittel nicht bedienen, sondern „guten, loyalen Krieg“ mit ehrlichen und gleichen Waffen gegen einander führen zu wollen, wie denn der Kriegsgebrauch in ritterlicher Sitte noch immer seine Quelle hat. Um wieviel entscheidendere Gründe bestehen nicht dafür, im Bürgerkrieg eine solche Verabredung stillschweigend unter den Führern vorauszusetzen, und nun gar in einem Bürgerkriege, zu dem fürwahr nicht die Verzweiflung eines unterdrückten Volkes über blutige und unerträgliche Tyrannei gestachelt hatte, so daß etwa Handlungen der Rache aus diesem Grunde zu entschuldigen gewesen wären. Beim Beginn der Belgischen Revolution

Ich fasse das Resultat in folgenden Sätzen zusammen:

Die Aufstellung der Insurgenten auf der Scheidegg ist nicht erfolgt um ein ehrliches Gefecht zu bestehen. Indem einer ihrer Führer unter der friedlichen Form des Parlamentirens den Truppen sich näherte, hatte er dem gegnerischen Führer, dem General von Gagern, zwar nicht die völkerrechtliche Pflicht aber die großmüthige Rücksicht aufgenöthigt, ihn als einen unverletzlichen Parlamentär zu behandeln.

Mit dem Ruf aus den Reihen der Insurgenten: „General vor, General!" in Verbindung mit der Demonstration eines friedlichen Vorgehens des aufständischen Führers Kaiser, wurde der Wunsch zu parlamentiren und die friedliche Absicht, der Form nach noch entschiedener ausgesprochen, und es war damit der General von Gagern berechtigt anzunehmen, daß wenn er dem gegnerischen Wunsche entsprach und, wie er that, mit friedlicher Demonstration auch seinerseits dem Feinde sich näherte, die völkerrechtliche Voraussetzung für den Akt des Parlamentirens erfüllt, die Folge, die Unverletzlichkeit der Parlamentäre, selbstverständlich sei.

Die Gefahrlosigkeit solcher Annäherung des Generals an den Feind, dessen Wunsch damit entsprochen wurde, hatte eine weitere Garantie gewonnen durch die Aufforderung der Aufstän-

---

hatte Friedrich von Gagern in dienstlicher Stellung die Aeußerung gethan: „Le premier qui donnera à la guerre civile dont nous sommes menacés, un caractère de cruauté, est le plus dangereux ennemi du gouvernement." Er ist dieser Maxime damals wie jetzt treu geblieben. Ausdrücklich aber verbietet das Völkerrecht, einen Preis auf den Kopf des feindlichen Anführers, oder eines andern hervorragenden, feindlichen Officiers zu setzen, wenn man dazu nicht unter dem Titel von Repressalien das Recht wieder erwirbt, — (Martens, précis du droit des gens moderne de l'Europe. Goettingue 1789. Liv. VIII. Chap. III. §. 233) — und eine solche Handlung, die dem Individuum des Commandirenden geltende planmäßige Tödtung, wird nach Kriegsgebrauch dem Mord gleich geachtet, der zu den erlaubten Mitteln der Kriegführung nicht gehört.

dischen an die Truppen: „Schießet nicht auf euere Brüder!“ Damit hatten die Aufständischen beim Parlamentiren ihre Absicht zu erkennen gegeben, oder zu solcher Auffassung ihrer Absicht inducirt, als ob auch von ihrer Seite nicht geschossen, nicht durch den ersten Schuß das Signal zum Blutvergießen gegeben werden würde. Das Halten der Zusage konnte nur dadurch bedingt erscheinen, daß die Truppen nicht zuerst schossen. Da die Aufständischen dennoch zuerst schossen, nachdem der Versuch zur Verführung der Truppen fehlgeschlagen war; — da sie auf den General schossen und ihn erschossen, obgleich dieser keine andere Feindseligkeit gegen sie übte als die, sie zu fortgesetztem Rückzug durch einfachen Vormarsch nöthigen zu wollen, wozu, daß dieses gelingen werde, alle Prämissen in dem Zustand der aufständischen Schaaren vorhanden waren, so ergiebt sich aus Allem dem: daß von den Aufständischen die Form des Parlamentirens mißbraucht worden ist, zu nach Kriegsgebrauch und Völkerrecht unerlaubten Zwecken; nämlich um zu versuchen, die gegnerischen Truppen mit der Aufforderung: „Tretet in unsere Reihen“ zu Treubruch und Verrath zu verführen; und dann um, im Fall daß dieser Versuch fehl schlüge, den General von Gagern, den sie tückischer Weise veranlaßt hatten sich zu exponiren, um so sicherer tödten zu können.

Sie tödteten ihn zwar nicht in der Action des Parlamentirens, sie tödteten ihn aber in einer, in Folge dieser Action ihm persönlich und in tückischer Absicht aufgenöthigten, exponirten Stellung.

Das ganze von den Aufständischen eröffnete Schießen war, — ohne anderen kriegerischen Zweck, während beschleunigter Rückzug oder Capitulation nach allen Umständen geboten gewesen wäre, — wesentlich gegen den General von Gagern, wissend, daß er der Anführer der Gegner sei, und weil er dieß war, persönlich gerichtet; es geschah unzweifelhaft nach einer Verabredung,

die in demselben Licht erscheint, als sei ein Preis auf seinen Kopf gesetzt gewesen.

Hecker und andere Führer der Aufständischen haben die Verabredung eingeräumt, daß auf die Officiere geschossen werden sollte.

Sie haben den General vorgerufen unter dem Vorwand zu unterhandeln, aber in der Absicht, wenn der Plan zur Verführung der Truppen scheitern sollte, ihn um so sicherer zu erschießen.

Er ist hervorgerufen worden unter dem Anerbieten von Seiten der Aufständischen, nicht zu schießen, wenn von der andern Seite nicht zuerst geschossen würde. Es ist von Seiten der Truppen nicht zuerst geschossen worden.

Dennoch haben die Aufständischen geschossen, und haben nach Verabredung fast nur auf den, durch ihre tückische Lockung exponirten, General geschossen.

Also trägt diese Tödtung des gegnerischen Commandirenden nicht den Charakter an sich, eines zwar unglücklichen, aber zufälligen Kriegsereignisses, das in ehrlichem Gefecht sich zugetragen hat; eines Schicksals, dessen der Krieger in seinem Beruf gewärtig sein muß; — sondern sie war ein, als Kriegsmittel völkerrechtlich unerlaubter, feiger Mord!

Auf der Stelle wo, nahe der Scheidegg, Friedrich von Gagern verschied, ist wiederholt von kameradschaftlicher und freundlicher Hand ein Bäumchen gepflanzt worden; keins ist aufgekommen; nur den dürren Strunk des zuletzt gepflanzten findet man vielleicht noch unter dem Erdaufwurf. Derselbe Wahnsinn, der den Tod des Tapfern und Vertrauenden verschuldete, er hat auch dem Andenken der Lebenden bis auf die Spur zu der Stelle

rauben wollen, wo ein so Deutsches Herz zu schlagen aufgehört hat; wo sein leuchtendes Auge dem Vaterlande erloschen ist!

Die Leiche war von dem Expeditionscorps bis Müllheim mitgeführt worden, wo sie kaum vor der Mißachtung fanatisirter Haufen sicher schien. Auf dem dortigen Kirchhof beigesetzt, wurde sie, auf den Wunsch des Vaters, nach wenigen Tagen von dort abgeholt, damit sie in betrauter Erde, unter den Seinigen, auf dem Friedhof des von dem Dahingeschiedenen so geliebten Hornau ruhe, „wo es so heimlich ist." Bruder Karl, jetzt der Aelteste, unterzog sich dem schmerzlichen Auftrag, die Leiche des Bruders zu geleiten. —

Von Frankfurt aus ging am 1. Mai der feierliche Leichen-Conduct nach Hornau, und das Geräusch dieser Trauerfeier drang bis zu dem entfernten Gemach durch, wohin sich der Eltern stille Trauer zurückgezogen hatte.

Mir, dem der eigene Schmerz über den Tod des geliebten Bruders, und über alles was mit ihm an Wirklichkeiten und Hoffnungen geschwunden war, die Seele zerriß, — mir war dazu noch die schwere Pflicht beschieden gewesen, die Schreckensbotschaft, die an mich zuerst gelangt war, den Eltern zu überbringen. Als ich der düstern Ahnung derselben, die mein ganz unerwartetes Eintreffen in Hornau in jener Zeit, sowie der Ausdruck meiner Züge schon erweckte, Bestätigung geben mußte, da schlug die in's Herz getroffene Mutter lautlos den demüthig fragenden Blick zum Himmel auf. Da die Kraft zum Leben ihr zu schwinden schien, die jedoch bald in die hohe fromme Seele wiederkehrte, so blieb ihre einzige Klage: „Ach! das hätte ich nicht mehr erleben sollen!"

Ueber den armen Vater kam zunächst wie eine dumpfe Erstarrung; und sein Anblick steigerte noch mein eigenes Weh. Doch schon nach wenigen Tagen hatte er die Erstarrung bewältigt,

und die geistige Kraft wieder errungen, um mit Anstrengung selbst an den König der Niederlande schreiben zu können, so wie hier folgt:

„Durchlauchtigster,

Großmächtigster König und Herr!

Den Fall meines ältesten Sohnes bei Kandern, und was man hernach zu seinem Lob und Andenken in Deutschland so reichhaltig gesagt hat, konnten Eure Königliche Majestät allerdings sehr bald aus den öffentlichen Blättern entnehmen. Ich fühle jedoch wohl, daß es in mehr als einem Betracht alsobald meine Pflicht gewesen wäre, davon die erste Anzeige zu machen, wenn die erste Betäubung solches zugelassen hätte.

Die Ordenszeichen, womit Eure Majestät ihn im Leben geschmückt hatten, wird Herr von Forstner, der freundliche Bewahrer, an die Behörden nach dortiger Sitte abliefern.

Innig dankbar für alle erzeigte Gnade, Vertrauen und Nachsicht, — in des Dahingeschiedenen und meinem Namen, verbleibe ich in tiefster Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majestät

Unterthänigster

Hornau, den 28. April 1848.

Die Königliche, so würdige Antwort auf dieses Schreiben, durch das Organ des Bundestagsgesandten Herrn von Scherff, ist bereits oben mitgetheilt. — Mit keinem bitteren Worte, keinem bitteren Gefühl, verläugnete der Vater, auch während der vollen Hingebung an seinen Schmerz, sein unvergängliches „Wohlwollen gegen die menschliche Gattung;" — aber die „Freude am Dasein auf der schönen Erde," — die er jedoch noch von Andern forderte, war für ihn dahin.

Nur aus der Tiefe der noch ganz gegenwärtigen Quelle des Schmerzes vermochte der lebenskräftige Geist des zwei und achtzig-

jährigen Greises noch einmal die Frische zu schöpfen, mit welcher er in jener bewegten und, wie es den Anschein hatte, von neuen politischen Gestaltungen schwangeren Zeit, in einer kurzen Ansprache*) an die Nation und ihre Lenker, die Aufgabe des Tages, die Schwierigkeit ihrer Lösung, und die zu befürchtenden Verirrungen besprach. Wie er es schon 1818 gethan, postulirte er den Bundesstaat; — wie er es allzeit gethan, mahnte er an Einheit und Eintracht, die er bedroht sah, und formulirte, in seinen „so betrübenden Besorgnissen" seine Wünsche dahin: „Sucht etwas auf, was bei allen Einwürfen, — bei allem Unbefriedigenden, — sich am Ende doch noch Alle oder bei weitem die Meisten gefallen ließen;" — Er erinnerte an die Bedingungen des Bestandes der Freiheit, in der organischen Zusammenfügung und Verschmelzung der politischen Rechte der socialen Elemente, und an dasjenige, was er darüber in dem vierten Theile seiner „Resultate der Sittengeschichte" geschichtlich entwickelt und gelehrt hatte; — Er warnte endlich vor Unwahrheit und Uebertreibungen, welche letztere er als eine Species der Unwahrheit bezeichnete. Während man nämlich den bis dahin in Uebung gestandenen Verfassungen den Vorwurf machte, daß sie, indem sie das mißverstandene monarchische Prinzip allzusehr betonten, nur einen Scheinconstitutionalismus gewährten und dem Absolutismus das Uebergewicht verschafften, sah der Vater mit Besorgniß wie jetzt Viele dem entgegengesetzten Extrem zusteuerten, und unter Beeinträchtigung und maaßloser Befeindung der Monarchie und der aristokratischen Institutionen, ein allzugroßes Uebergewicht der Demokratie herbeizuführen strebten.

Es schien jedoch die „Ansprache an die Nation" in diesem ihrem politischen Theile wesentlich nur die Einleitung

*) Allocution an die Nation und ihre Lenker, von H. C. E. von Gagern. Frankfurt a. M. Im Mai 1848.

bilden zu sollen, um einem Bedürfnisse des väterlichen Herzens Genüge zu leisten. Der Vater fühlte sich gedrungen, zu dem schon wenige Tage nach dem Tode des theuern Sohnes „von geschickter Hand verfaßten" und veröffentlichten Nekrolog einige Nachträge beizufügen, „die ihn noch würden kenntlicher machen."

„Seid nachsichtig" — so befürwortete er mit rührender Bitte — „wenn ich darin eine Erleichterung, die Abtragung einer Schuld finde. Denn unendlich ist mein Verlust, nicht nur des Sohnes, der das wahre Bindungselement der Familie war, — aber des treusten, zärtlichsten, sorgsamsten Freundes."

An den politischen Theil knüpfte er den Nachtrag zum Nekrolog des Sohnes unter Beziehung auf die Aufgabe des damaligen Augenblicks und die Schwierigkeiten ihrer Lösung, und mit der Hoffnung an:

„Und da er bei der Bewältigung der Schwierigkeiten als erstes Opfer fiel, und darum in eurem Andenken bleiben wird."

Dann schloß er mit der Erzählung eines Erlebnisses meines Bruders*) und daran geknüpfter Betrachtung: Als nämlich dieser die unwegsamsten Theile und höchsten Gebirge von Sumatra durchforschte, entfernte er sich eines Abends, während die Escorte Siesta hielt, allein, um eine Aussicht zu gewinnen. Die Nacht überfiel ihn, er verlor die Richtung, und mußte, auf dem Aste eines Baumes sich lagernd, seine Schlafstätte nehmen und des Tages Anbruch erwarten. Die, als er im Bivouac vermißt wurde, aufgeregten und ängstlichen Einwohner der Gegend, die als Führer dienten, suchten ihn in der Nacht noch mit Fackeln auf, fanden ihn und brachten ihn frohlockend zurück. Von wilden Thieren, weil diese in so hohe und rauhe Region sich nicht versteigen, war zwar, wie diese Leute meinten, für ihn nichts zu befürchten gewesen, aber von den vielen Teufeln die auf dem Berge hausen sollen. „Diese braven Leute," — so schloß mein

*) Siehe oben Seite 546 und 547.

Vater seine Ansprache, — „waren ihres Handwerks, wenigstens unter Umständen, — Menschenfresser. — Und in der Heimath. — — “

So dachte und schrieb der erschütterte Vater, unter dem Eindruck des Schmerzes der ersten Wochen. —

Von allen Seiten strömten sodann Zeichen der Anerkennung für den Dahingeschiedenen und seine Widmung zu. Auch von andern Königen, Fürsten und Fürstinnen ist ein ausdrückliches Beileid dem greisen Vater, außer dem bereits mitgetheilten des Königs der Niederlande, — von Einigen auch mir, in Berücksichtigung meiner damaligen Stellung, — theils unmittelbar, theils durch gesandtschaftliche Vermittelung bezeugt worden. Aus dem an meinen Vater, d. d. Carlsruhe den 14. Mai 1848 gerichteten unmittelbaren Handschreiben des verewigten Großherzogs Leopold von Baden, dieses so wohlwollenden Fürsten, mögen die Schlußworte hier ihre Stelle finden:

> „Nicht blos Ich und Mein Land werden sein Andenken dankbar bewahren, die große Geschichte unserer Zeit wird den Namen Gagern nennen, so lange die Menschen in rebellischer Anarchie den größten Feind der Civilisation und der wahren Freiheit erkennen werden.“

Für solche „rührende Beweise der Theilnahme und des Leides, vom Thron bis zur Hütte“ — blieb der Vater empfänglich.

Noch vier Jahr träumte er oft stundenlang neben dem Grabe des Sohnes, auf einer Rasenbank sitzend, die er dort sich geschaffen, das ehrwürdige Antlitz in seinen Händen bergend, oder auch mit dem Stabe die Stelle zeichnend, die er für sein eigenes müdes Haupt zur Ruhe ersehen hatte.

Zu den Füßen dieses künftigen Grabes sah er noch eine sehr geliebte Schwiegertochter und eine sechszehnjährige Enkelin, einst die erste seines Namens, in die gleiche Erde versenken, und er

klagte, daß ihm für sie, — nach dem Verluste des Sohnes, — keine Thränen mehr geblieben seien.

Er sah auch die Hülle der Mutter († 4. Juni 1851), die ihm zur Rechten liegen sollte, zur ersehnten Ruhe vorangegangen, und er ließ deren Grabhügel mit Blumen fortdauernd schmücken, bis ein Jahr später die seinige († 22. October 1852) die erwählte Stelle ausfüllte, zwischen der treuen Gefährtin des Lebens und dem ältesten Sohne, — seiner Freude und seinem Stolz. —

Die Ruhestätte liegt an der westlichen, der Kette der Taunus-Berge zugekehrten Abdachung einer Anhöhe, dem nahen Staufen gegenüber, der ein Glied dieser Kette bildet. Es ist der einfache Friedhof der Gemeinde, umsäumt mit einer Weißdornhecke und beschattet von einigen Gruppen von Nadelholz und Birken. Hier hat die Liebe und der Stolz der Eltern und der Geschwister Friedrich von Gagern den Denkstein gesetzt: Auf einem Granitsockel ruht ein gleicher Würfel, als Träger von Schwert und Eichenzweig, ins Kreuz gelegt, und beides überragt von einem hohen antiken Helm, alles aus demselben Stein gemeißelt. Auf der Vorderseite des Würfels stehen Name, Geburts- und Todestag, und die Orte der vorzüglichsten militärischen Erinnerungen des Bruders, gleich Marksteinen seines Lebens: 1812 Pinsk. — 1813 Dresden. Culm. Leipzig. — 1815 Waterloo. — 1830 Brüssel. Antwerpen. 1831 Hasselt. Löwen. 1844—47 Java. Sumatra. — 1848 Kandern. Auf der südlichen Seite des Würfels ist der schon früher erwähnte, und hier besonders bedeutungsvolle Homerische Spruch des Ajax eingegraben:

Ὦ φίλοι, ἤτοι κλῆρος ἐμὸς, χαίρω δὲ καὶ αὐτός.
Ilias VII. 191.

Freunde, ja, mein ist das Loos, und ich erfreue mich dessen.

Auf der entgegengesetzten Seite, einer der dem Pythagoras zugeschriebenen, goldnen Sprüche (Vers 63):

ἀλλὰ σὺ θαρσεῖ ἐπεὶ θεῖον γένος ἐστὶ βροτοῖσιν.
Auf! sei stark, da die Sterblichen sind von Gottes Geschlechte.

Diesen Spruch hatte Fritz einst nach schweren Erlebnissen dem Bruder Max in dessen Gedenkbuch eingetragen.

Die Sphinx blickt unter dem Kamm des Helms von dem Grab des Bruders hinüber nach der vorspringenden Felsenplatte des Staufen, wo einst unter uns Brüdern der Bund der Widmung für die Größe des Vaterlandes geschlossen worden war; sie scheint zu fragen nach dem Sinn der Freude des Bruders über das gefallene Loos, — und nach dem Preis seines dahingegebenen Lebens?

„Doch — was der Brüder Eintracht sich versprach,
Das klingt noch immer in der Seele nach;
Und, wie die Inschrift, in den Stein gegraben,
Besteht das Wort, das wir zum Bund uns gaben."

Das war von dem Bruder zu dem Bruder gesprochen, aber des Vaters so voll berechtigte Mahnung und das Gebet, das er in nachstehenden Worten an seine Trauerklage knüpfte, — sie galten der Nation und ihren Lenkern, und für alle Zeiten:

„Möge denn der Geist meines dahingeschiedenen Sohnes über Euch schweben, der keinen heißeren Wunsch hatte, als Stärke, Einheit, Ehre und Wohlfahrt seines weiten Vaterlandes." —

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.


FRIEDRICH BALDUIN
FREIHERR VON GAGERN
GEB. WEILBURG 24 OCT. 1794
GEF. KANDERN 20. APR. 1848.
1812. PINSK. 1813. DRESDEN.
CULM. LEIPZIG 1815. WATERLOO
1830. BRÜSSEL. ANTWERPEN
1831. HASSELT. LOEWEN
1848. KANDERN.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Gagern, Heinrich von, 1799-1880

Das Leben des Generals Friedrich von Gagern

Bd.: 2

Leipzig ; Heidelberg (1857)